3 1761 07974213 6

Geschichte

von

Port-Royal.

R.

Geschichte

von

Port-Royal.

Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Louis XIII und XIV.

Von

Dr. **Hermann Reuchlin.**

Erster Band,

bis zum Tode der Angelica Arnauld 1661.

Hamburg und Gotha.
Im Verlag von Friedrich und Andreas Perthes.
1839.

Dei servitus vera libertas.

Jansenius.

18451
3/12/91

Seiner Magnificenz

Herrn

Dr. Karl Sieveking,

Syndicus der freien Stadt Hamburg,

in herzlicher Ehrfurcht und Hochachtung

gewidmet

vom

Verfasser.

Jedes organische, also auch jedes geistige Product — die Fabrikarbeiten freilich ausgenommen — hat seine Geschichte. So muß auch jede Geschichte, jede historische Arbeit ihre, wenn auch noch so einfache, Geschichte haben, die inneren und äußeren Kräfte, durch welche die Arbeit bestimmt wurde und sich charakterisirte, müssen sich auseinandersetzen und entwickeln lassen. Es liegt vielleicht darin auch etwas von der praktischen Bedeutung, welche ein solches Werk haben möchte. Indem ich nun wage, die Geschichte von Port-Royal einem weiteren Kreise von Lesern vorzulegen, gereicht es mir zu besonderer Beruhigung und Ermuthigung, mich gegen Sie über die Entstehung und das Werden dieser Arbeit auszusprechen. Zwar haben Sie von Anfang an derselben Ihre Theilnahme schenken wollen, sie ist unter Ihren Augen gewachsen; allein mir selbst ist es nun jetzt erst, da ich wenigstens

an einer bedeutenden Station angelangt, mir selbst ist es nun erst recht klar geworden, was mich vom Anfang und im Verlauf dieser Studien bestimmte und leitete.

Als ich die Darstellung des Christenthums in Frankreich geschlossen, blieb mir der Eindruck und die tiefe Überzeugung zurück, daß bei allem neuerweckten Leben in der reformirten Kirche und bei aller Aufopferung der auf den Grund der evangelischen Wahrheit und Freiheit hin geschlossenen Vereine, doch von dieser Seite keine bedeutende Einwirkung auf das Ganze der französischen Nation zu erwarten sei, so lange man nicht in das Wesen der katholischen Kirche selbst tiefer eingedrungen, um die evangelischen Elemente aufzuwecken und zu beleben, welche unverkennbar in ihr, zum Theil freilich schlummernd, liegen, diese Elemente, welche vor allem Anderen mitgewirkt haben, in Frankreich jene Humanität des Charakters heranzubilden, welche uns in besseren Familien und Kreisen so wohlthuend berührt. Zu dieser Forschung sind gewiß auch wir Deutsche berufen und verpflichtet; von England aus ist dafür nichts zu hoffen, und die reformirten Theologen Frankreichs sind meist noch zu sehr an die unmittelbar erweckende Thätigkeit gebunden, und wenn wir ihren eigenen

Versicherungen Glauben schenken wollten, so sind die Theologen selbst zum Theil zu wenig Theologen.

Daran knüpft sich eine zweite Erwägung. Es fehlt der reformirten Kirche Frankreichs an Theologen, weil sie, streng genommen, keine eigene Theologie mehr hat. Die Theologie ist immer etwas Bestimmtes; es giebt zunächst nur eine Theologie dieser oder jener bestimmten Kirche und Confession; das historische Element, die Tradition ist ihr wesentlich und einwohnend. Diese Tradition ist in Frankreich durch die Dragoner Louis XIV abgeschnitten, und selbst das reformirte Holland, welches bis dahin auch die Geistesarbeit mit dem reformirten Frankreich getheilt, ist von diesem losgerissen worden, hat zum Theil seine eigenen Traditionen verloren und sich seit längerer Zeit mehr an die Nachfolge der deutschen Theologie angeschlossen. Da sich aber somit die theologische Gelehrsamkeit im reformirten Holland forterhalten, wäre es zunächst seine Pflicht, sein eigenes kirchliches Selbstbewußtsein klarer und fester zu gestalten durch Bearbeitung der Geschichte der reformirten Kirche auf dem Continente, namentlich der französisch-holländischen. Zugleich würde es seiner Zwillingsschwester in Frankreich die Hand reichen. Allein innere, tiefer lie-

gende Gründe, wie politische Umstände des Augenblicks machen es nicht sehr wahrscheinlich, daß Holland so bald diesem Berufe entsprechen werde.

So bleibt denn für die deutschen Theologen ein schönes Feld offen zu Monographien, einerseits über einen Claude, einen Amyraut, andererseits z. B. über die Geschichte des Oratoriums, wozu die schönsten Materialien in den hiesigen Archiven vorliegen, zu deren Bearbeitung die freundliche Unterstützung mit Rath und That von Seiten mehrerer trefflicher Greise einladet, welche selbst noch Glieder dieser ehrwürdigen Congregation waren; das scheint ein Beruf des protestantischen Deutschlands zu dieser Zeit zu sein, wobei es vielleicht selbst gewinnen würde, indem es zu Erbauung einer verschwisterten Kirche Handreichung leistete. Denn obgleich der Glaube der Gemeinde nicht unmittelbar aus der Theologie kommt, so ist doch eine theologische Orientirung und Begründung für jede unmittelbare Erweckung in der Kirche ein unzertrennlicher Begleiter und Bürge. Daß aber solche Arbeiten und Monographien eine nothwendige, unumgängliche Voraussetzung und Bedingung für eine Theologie der reformirten Kirche Frankreichs seien, ist unsere feste Überzeugung, indem wir

der Ansicht nicht beitreten können, als sollte unmittelbar aus der Erweckung dieser Zeit eine lautere evangelische Theologie entstehen, welche über den confessionellen Unterschieden stünde, kurz eine allgemein französische oder gallikanische Nationaltheologie. Daß wir damit eine Verständigung mit der katholischen Kirche und ein Anschließen an das Evangelische in ihr nicht abwehren wollen, erhellt genügend aus dem Obigen.

Dies ungefähr, wenngleich nicht so bestimmt entwickelt, waren meine Ansichten, als mir zu Anfang des vorigen Jahres die Notice sur Port-Royal von Petitot, im 33. Bande der Memoiren-Sammlung, zu Gesicht kam. Diese Arbeit ist mit viel Sachkenntniß, aber zugleich mit großer Parteilichkeit gegen Port-Royal geschrieben. Nichts konnte nachdrücklicher auffordern, ja herausfordern, der Sache selbst näher nachzuforschen. Ich hatte längst jene in Deutschland viel verbreitete, allgemeine Ehrfurcht für Port-Royal gehegt, welche sich auf keine nähere Kenntniß des Gegenstandes stützt. So legte ich denn Hand an das Werk, ohne zu wissen, noch zu ahnen, wie tief und breit die Wasser waren, in welche ich mich gewagt; ich war mir vielmehr meiner schwachen Kraft wohl bewußt und

that es nur, weil ich keinen Anderen sah, der es hätte anfassen mögen. Was aber auch oben über die Bedeutung solcher Arbeiten mag gesagt worden sein, ist nur für Andere, besser Begabte und Ausgerüstete gesagt, indem ich mir nicht im geringsten schmeichle, einer solchen Aufgabe zu entsprechen und eine solche Einwirkung auf eine ganze Kirche zu üben. Es geschah vielmehr, um einem persönlichen Bedürfniß Genüge zu thun, indem ich mich nach einer ehrlichen Arbeit und einem befriedigenden Gegenstande umsah.

Es giebt nicht blos eine große Menge von Memoires, Acten, Briefen und anderen Schriften über Port-Royal in französischer Sprache, sondern auch mehrere bändereiche Histoires générales de Port-Royal. Daß ich erst nach mehr als einjähriger Arbeit einer derselben habhaft werden konnte, bis dahin also mich selbst durch das Einzelne zum Überblick durcharbeiten mußte, hat auf die ganze Weise und die Ordnung des Werkes wesentlich eingewirkt. Daher schreibt sich namentlich das zweite Buch, dessen Mittheilung die Gerechtigkeit, also auch die Wahrheit heischte. Ist der Grundsatz, daß man auch dem Pabste zu viel thun könne, von den protestantischen Geschichtschrei-

bern allgemein anerkannt, so darf wohl ein Gleiches von den Jesuiten gesagt werden. Leider fehlten uns im Verlauf der Arbeit die zur Rechtfertigung ihrer Sache erschienenen Schriften beinahe ganz. — Hätten wir uns auf deutsche Vorarbeiten und Monographien, z. B. über Jansen, St. Cyran, Dr. Arnauld, über diese Epoche der gallikanischen Kirche, berufen können, so würde diese Geschichte eine andere Gestalt angenommen haben. Denn als Deutsche und Protestanten dürfen wir nicht blos, wir müssen die Dinge eigenthümlich ansehen. Die Kunde aber, daß einer der namhaftesten französischen Schriftsteller eine Geschichte von Port-Royal herauszugeben gedenke, bestätigte mich in dem Vorsatze, die Eigenthümlichkeit der deutschen Geschichtsforschung unverkümmert walten zu lassen, den Grundprincipien vor Allem nachzuforschen, auch den theologischen, zumal sie schon von selbst in der ersten Linie stehen, wie den socialen Urelementen, indem ich mich a priori überzeugt hatte, ein französischer Geschichtschreiber müsse mehr der reichen Entfaltung der durch Port-Royal belebten Literatur folgen und den Einfluß uns fühlbar machen, welchen Port-Royal auf die Besten und von Gott Begabtesten seiner Zeit ausgeübt. Wie mächtig und aus-

gebreitet dieser Einfluß war, das habe ich gleichsam selbst erfahren, indem mir dieser Name auf dem Wege durch Deutschland, über Utrecht und Jansens Zelle in Löwen und hier selbst das Zutrauen, freundschaftliche Theilnahme und den Rath so manches mit Recht hochgeehrten Mannes gewonnen, also daß mir nichts übrig bleibt, als der Wunsch, Sie, verehrter Mann, möchten diese Arbeit als ein Unterpfand meiner herzlichen Hochachtung und Verehrung annehmen.

Paris am 28. November 1838.

Dr. Hermann Reuchlin.

Vorwort.

Wohl sagt der ehrwürdige Royer-Collard: Wer Port-Royal und seine Geschichte nicht kennt, kennt die Geschichte der Humanität nicht. Und doch ist diese Geschichte in Deutschland noch nie genauer bearbeitet worden, noch hat sich bei uns bestimmtere Kunde davon in weiteren Kreisen verbreitet. Ein Hauptgrund davon ist wohl die in Deutschland sehr fühlbare Seltenheit der Bücher darüber, der Quellen, so wenig auch die französische Literatur Mangel daran hat. Während der Blüthe Port-Royals lag Deutschland noch in den Wehen eines dreißigjährigen Religionskrieges, oder es fing erst an, die Grundlagen einer geordneten, ruhigen Existenz wieder aufzubauen. Für einen Katholiken blieb die Geschichte Port-Royals, so lange der Todeskampf des Jansenismus nicht ausgerungen war, ein beinahe unauflösbarer Gegenstand. Im protestantischen Deutschland aber nahm man mehr Theil an den Brüdern und Glaubensgenossen, welche Frankreich, wie eine böse Stiefmutter, aus seinem Schooße ausstieß. Der Jansenismus der Appellanten, das unleidliche Joch, welches die römische Kirche den Gewissen aufzwang, die Convulsionen,

gaben zunächst nur einer polemischen, feindseligen, nicht selten schadenfrohen Beobachtung reichlichen Stoff, während ein ungeschichtliches, ungläubiges Zeitalter, wie das von Joseph und der Revolution, weder Beruf, noch Geschmack zu einem solchen Gegenstande haben konnte. Das thut sich auch in den Schriftchen Gregoires kund. Seit nun aber die Revolution die unmittelbar praktische Bedeutung des Jansenismus abgeschnitten, hat er gleichsam selbst erst die rechte Reife und Objectivität erlangt, als ein in sich Abgeschlossenes, und die Forschung hat die würdige Ruhe gewonnen. So lange aber weder die Geschichte der Jesuiten, noch die des Jansenismus gründlicher untersucht worden, kann in Wahrheit eben so wenig von einer Geschichte der katholischen Kirche im 17. und 18. Jahrhundert, als von einer Geschichte der gleichzeitigen Geistesentwicklung in Frankreich die Rede sein, und wir können uns nicht enthalten, auch hier die Hoffnung auszusprechen, daß vielleicht auch die vorliegende Arbeit für den Einen oder den Anderen eine Veranlassung und Aufforderung sein dürfte, diese Gegenstände mit Ernst anzufassen.

Die eigentliche Bedeutung von Port-Royal muß sich uns freilich aus seiner Geschichte und den sich aufrollenden Acten derselben nach und nach deutlicher entwickeln; es dürfte aber Manchem angenehm sein, zum voraus gleichsam ein Unterpfand von dem zu erhalten, was ihm erst nach und nach, gleichsam auf Termine, werden soll. — Port-Royal war für den Jansenismus, was Rochelle für die reformirte Kirche.

In Frankreich spricht man von Port-Royal nicht selten wie von einer Person, man hört wohl: Port-Royal

hat gelehrt, geschrieben, gesagt. Es liegt etwas sehr Wahres in dieser Redeweise; so manche Frauen und Männer von eigenthümlichem Charakter und Genie dieses geistige Band auch umfaßte, so waren sie doch alle wie Ein Mann. Diese moralische Person aber hatte ihre Traditionen, ihre Familie, sie war patricischen, parlamentarischen Stammes; das Parlament war die in einer beinahe geschlossenen Anzahl von Familien erblich gewordene Volksvertretung. Port-Royal ist das letzte, edelste Kind des Gallicanismus, welcher zur Zeit der vier Artikel von 1682 nicht, wie Manche wähnen, sich vollends constituirte, sondern sich auflöste und zu einer bloßen Phrase in usum Delphini wurde. Dieser Gallicanismus, besonders wie ihn die Parlamente verstanden, war ein Ganzes von Freiheiten und Privilegien, zum Theil auch von ärgerlichen Misbräuchen; er war seiner Natur nach advocatisch, voller Clauseln, wesentlich negativ. St. Cyran, Jansen, Dr. Arnauld wollten ihm eine innere, positive Kraft und Leben einflößen, während er dem Pabst von jeher ein Ärgerniß gewesen war und die Könige, ja die Parlamente an ihm nur eine Art von Maschine haben wollten. Darum wurden sie auch eins, den neuen, mächtigen Geist zu unterdrücken, den sie nicht geschaffen, noch gerufen. Der so in seiner Entwicklung Gehemmte, ohne Erbarmen Verfolgte, in seinem innersten Wesen Gekränkte wurde nun allerdings wieder verneinend, appellirend und suchte nicht selten durch Spitzfindigkeit und reservatio mentalis den Unterdrücker zu überlisten und zu betrügen. Das ist der Jansenismus des vorigen Jahrhunderts; seine Sünde fällt freilich am schwersten auf die Räuber der Gewissensfreiheit — und das ist

das wahre Sacrilegium, nicht der Raub geweihten Goldes und Silbers — das ist der Jansenismus, welchen Voltaire und die starken Geister lächerlich machten, der aber großentheils nicht in unsere Aufgabe fällt. Man kann sagen, er sei die andere Seite seines Todfeindes, des Jesuitismus, dessen rabulistische Moral er immer verdammt und nur zu oft befolgt hat. Dieser Jansenismus verhält sich zu dem von Port-Royal, wie der blos negirende, ungläubige Protestantismus zu dem der Reformatoren, zu dem der evangelischen Wahrheit und Freiheit.

Die Reformation aber hatte ein gewaltiges Verlangen nach Freiheit, nach persönlicher Freiheit, selbst im Schooße der katholischen Kirche angeregt. Wild gährten diese Elemente im Kampf der Ligue und in der Lehre der Jesuiten von der Souverainetät der Massen. In St. Cyran, einem rechten Südfranzosen, dem feurigen Verehrer der kirchlichen Hierarchie, noch mehr aber der Kirche in ihrer ursprünglichen Reinheit und in Jansen, dem Apostel Augustins, scheint sich die Idee entwickelt zu haben, in der unbedingten Unterwerfung des Christen unter Gott und unter seinen unbeschränkten Willen, darin liege die Kraft eines inneren göttlichen Gesetzes, welches den Menschen von den Banden des äußeren Zwangsgesetzes ledig mache und ihm das Recht und die Kraft zu wahrer socialer Freiheit, auch in Kirche und Staat, gebe. Die letzte Formel dieses Princips liegt im Dogma Jansens: **Servitus Dei vera libertas.** Es lehren freilich Viele dasselbe, aber nur halb, ohne wirklich an die ganze Kraft dieser Wahrheit zu glauben, ohne daß sie wagen, das in der Knechtschaft Gottes liegende Princip wahrer socialer

Freiheit zu entwickeln, daher ihnen nichts übrig bleibt, als über den ohne und gegen sie sich entwickelnden Trieb nach Freiheit zu seufzen, welcher freilich, des inneren göttlichen Gesetzes, der Ehrfurcht entleert, nur Unordnung und Worte und Zank schaffen kann.

Was den Menschen aber rechtlos und unbedingt in Gottes Hände überliefert, seiner Allmacht und Gerechtigkeit, seinem Willen, ist die Sünde, das Bewußtsein der gründlichen, tiefen Verdorbenheit der menschlichen Natur. Als die kirchlichen und politischen Gewalten das auf diesem Glauben ruhende sociale Princip unterdrückt und zum Theil demoralisirt hatten, trat ein anderer Anwalt der Freiheit auf im Schooße der katholischen Gesellschaft und ein neues Symbol — das Dogma von der Vollkommenheit der menschlichen Natur auch in ihrem jetzigen Zustande, welches die Jesuiten längst angebahnt, und folglich von der Souverainetät des Menschen, der sich um Gott eben so wenig kümmert, als Gott um ihn. Das ist die Lehre Rousseaus und Voltaires, das Dogma der Revolution, ihr Verhältniß zum Jansenismus, zum Katholicismus und Protestantismus.

Schon aus dem genannten Dogma erhellt, daß der ursprüngliche Jansenismus zu dem Protestantismus der Reformation, zu dem positiven Protestantismus, in einem näheren Verhältniß steht. — Als die Engländer zu Anfang dieses Jahrhunderts an der dem rothen Meere zugekehrten Seite Ägyptens, zum Theil mit eingeborenen hindostanischen Soldaten, landeten, fielen diese vor den uralten Bildern der Götter Ägyptens nieder, als vor ihren eigenen. Diese Thatsache hat vielleicht mehr Kraft, uns von der

ursprünglichen Einheit der ägyptischen und hindostanischen Mythologie zu überzeugen, als die mühsamen Forschungen so manches Gelehrten. So haben auch wir uns, zum Theil durch die von den Jesuiten vorgelegten Parallelen, überzeugt, wie die Grunddogmen des Jansenismus und der reformirten Kirche sich decken; allein es ist doch dieser Überzeugung eine eigenthümliche subjective Zuversicht zugewachsen durch die Thatsache, daß vor nicht langer Zeit eine ehrbare Familie, welche sich mit einem kleinen Kreise ächter Jansenisten im älteren Sinne zu erbauen pflegte, beim Besuch einer streng reformirten Kirche mit Freuden bekannte und bezeugte, was hier gepredigt werde, sei ja ganz die Lehre von Jansenius. Die Jesuiten, wie gesagt, haben dieses immer behauptet; die Gläubigen von Port-Royal aber wollten es nicht glauben, sie griffen vielmehr das reformirte Dogma heftig an, um sich und Andere von dem Gegentheil zu überführen. Hätte man sie wirklich von dieser Thatsache überzeugen können, sie würden sehr erschrocken sein, denn sie waren katholisch und wollten es sein und bleiben. Ihre Augen waren gehalten, sie sollten es nicht erkennen bei allem Scharfsinn und dem felsenfesten Glauben an diese Lehre. Daher darf man sich ja nicht durch Schlüsse über die historische Thatsache hinausführen lassen; die Weltgeschichte hat eine ihr inwohnende Logik, aber es ist ihre eigene, nicht die gemeine Logik. — Es ist dies ein Mysterium der Geschichte, ein Mysterium der Geschichte der Zukunft; das Mysterium aber hüllt sich gerne in das magische Gewand des Gleichnisses, welches freilich dann eine besondere Kraft und subjective Bedeutsamkeit gewinnt, wenn es sich uns, unserem eigenen Sinne, unerwartet thatsächlich darstellt.

So waren wir denn mit diesem Gegenstande lebhaft beschäftigt, als das Spiel der Winde und Wasser an einer Küste der Ostsee uns Antwort zu geben schien auf die Fragen, die wir uns selbst zu lösen nicht verstanden.

Seltsame Lichter zogen rasch über das Meer, als bezeichneten sie den Zug unsichtbarer Delphine, es war, als spielte der Geist einmal wieder recht froh über den Wassern. Die See glich einem unabsehbaren lebendigen Webestuhl, dessen Fäden eine unsichtbare Hand bewegte. Zwei Wellenzüge durchkreuzten sich beinahe unter rechten Winkeln; die Schiffer sagten, es geschehe wohl also, wenn der Wind eben umgeschlagen. Während hier unten aber die Strömungen sich begegneten und durchkreuzten, wehte sicher und stät in derselben Einen Richtung die Flagge auf dem Mast der nahen Fregatte.

So sagen auch wir da unten, der Protestantismus und Katholicismus begegnen sich im Jansenismus einander durchkreuzend; es sei eine Annäherung beider gegen einander. Könnten wir höher schauen und in die Zukunft der Kirche und der Menschheit, wir würden in ihm vielleicht die erste uns sichtbare Äußerung erkennen von einem Geist, der über dem Zwiespalt waltet, frei und sicher, eines Geistes, welchen wir noch nicht kennen.

Es ist aber ein Wind, der bläst, wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Der Geist Gottes aber, nachdem er das Heidnische und Jüdische ausgeschieden aus der Gemeinde, hat durch das Band auch äußerer Einheit die Kirche Christi ein Jahrtausend zusammengehalten und ihr ein unauslöschliches, priesterliches Siegel aufgedrückt

und sie so reif gemacht zu äußerer Trennung, ohne daß sie Gefahr liefe, auf den weiten Bahnen sich selbst und ihre Sonne zu verlieren — wie ja auch die Kometen ihre sichern Marken haben; dieser Geist aber, sollte er seine Kirche nicht aus dieser Trennung wieder auch einer sichtbaren Einheit entgegenführen?

Inhalt.

Erstes Buch.

Seite
Ältere Geschichte der Familie Arnauld 1

Zweites Buch.

Entwicklung und Beschränkung des Jesuitenordens 83
Erstes Kapitel. Des Ordens Entstehung und Principien; deren Entfaltung und Modificirung . . . . . —
Zweites Kapitel. Geschichte des Ordens in Frankreich, seine Bedrückung durch den Gallicanismus. Philippica Anton Arnaulds des älteren 62

Drittes Buch.

Die Brüder Arnauld 132
Erstes Kapitel. Robert Arnauld d'Andilly . . . . . —
Zweites Kapitel. Heinrich Arnauld, Bischof 182
Drittes Kapitel. Dr. Anton Arnauld 206

Viertes Buch.

Geschichte von Port-Royal und Angelica Arnauld bis 1633. Reform und Verirrungen 211
Erstes Kapitel, bis 1618. Angelicas Jugend, Reform in Port-Royal . . . . . —
Zweites Kapitel, bis 1624. Angelica in Maubuisson und zurück in Port-Royal des Champs 257
Drittes Kapitel. Port-Royal de Paris. Die Periode des Bischofs von Langres und des Oratoriums. Der Sacramentsorden . 283

Fünftes Buch.

Jansenius und St. Cyran 301
Erstes Kapitel. Ihr gemeinsames Leben . . . . . —
Zweites Kapitel. Ihre Werke 342
Jansens Augustin . . . . . —
St. Cyrans Aurelius 378

Sechstes Buch.

Seite
St. Cyran gründet Port-Royal von neuem 412
Erstes Kapitel. St. Cyrans Feinde; er stiftet den Einsiedlerverein in Port-Royal des Champs. Seine Gefangenschaft. . . . —
Zweites Kapitel. St. Cyrans Befreiung und Tod 484

Siebentes Buch.

Kampf um Disciplin und Dogma 521
Erstes Kapitel. Dr. Arnauld gegen das häufige Communiciren. Wesen und Wirksamkeit des Einsiedlervereins in Port-Royal . . —
Zweites Kapitel. Urtheilsspruch des Pabstes über die fünf Artikel aus Jansen. Port-Royal unterscheidet die Thatsache (fait) und das Glaubensgesetz (droit) 590
Drittes Kapitel. Die Provinzialbriefe 631
Viertes Kapitel. Schwere Bedrängnisse; Erlösung davon durch Wunder und den Tod 672

Beilagen.

Beilage I. Ludovicus Molina de justitia et jure 715
Beilage II. Der Jesuite Caussin, Beichtvater von Louis XIII . . 718
Beilage III. Geschichte der Verfassung Frankreichs, nach Retz . . 723
Beilage IV. Mémoires von Pontis 726
Beilage V. D'Andillys Briefe 729
Beilage VI. Aus den Négotiations von Heinrich Arnauld und aus den Mémoires seines Neffen Anton Arnauld 750
Beilage VII. Augustins Lehre nach Jansen 753
Beilage VIII. Hinrichtung von Cinq-Mars und de Thou . . . 797
Beilage IX. Aus Union de l'église et de l'état dans la nouvelle Angleterre 798
Beilage X. Gutachten zu Dr. A. Arnaulds Schrift gegen das häufige Communiciren 799
Beilage XI. Pierre de Marca 800
Beilage XII. Nordstrand 803
Beilage XIII. Cardinal Retz, Franz von Gondy 811

Geschichtstabellen 814

Stammtafel der Familie Arnauld 819

Erstes Buch.

Ältere Geschichte der Familie Arnauld.

Wie die Höhen der Alpen uns ein Sinnbild der Einsamkeit, der Ruhe, der Ewigkeit sind, so die nie rastenden, einander in unaufhaltsamem Laufe zueilenden Gewässer ein Gleichniß des menschlichen Lebens, und namentlich ein Gleichniß und Träger des Lebens in der Gemeinschaft. Jedes Flußsystem, jeder Bach mit seinen Quellen und Zuflüssen ist eine lebendige Familie, deren Glieder aus entlegenen Schluchten, auf weiten Umwegen, mit Überwindung mannigfaltiger, großer Hindernisse, wie durch eine innere Nothwendigkeit, durch ein unsichtbares, mächtiges Band der Verwandtschaft, durch eine Art natürlicher Prädestination sich angezogen fühlen, auf daß sie in Eins sich ergießend, ihre Bahn sich brechen und stolz und kräftig in ihrer Einigung, nach dem Mutterhause, in die unergründlichen Tiefen des Oceans heimkehren. So sind sie im Reiche der Natur, des gebundenen Geistes, was im Reiche des freien Geistes Familien, was Völker sind, welche sich einigend und erstarkend, zum Ziele sich durchkämpfen wie ein Held; bis auch sie in ihrer Heimath, im Schooße der Menschheit ihr lebendiges Grab gefunden, damit neues Leben unter neuen Formen sich daraus erhebe. — Oft ist es aber auch ein, zum Theil wenigstens, des äußeren Mittels und Leiters, ein der äußern Stammes- und Familienverwandtschaft lediger, ein freierer, geistigerer Zug, welcher Geister durch die Kraft Einer Idee, Eines Werks aus fernen Orten und Stämmen, wie in ein Strombett, zusammenleitet, fürder vereint nach Einem Ziele

eine gemeinsame Bahn sich zu brechen. — Und wie die Flüsse sich zu nähren scheinen von zwei Wassern, von den Quellen der Tiefe der Erde und von den Strömen des Himmels, so liegt dieser unserer Geschichte zwar der starke Stamm einer gewaltigen Familie zu Grunde, aber den wahren Geist, Charakter und Bedeutung gewinnt sie erst durch den darauf eingepflanzten geistigen Verein mannigfaltiger, hochbegabter Persönlichkeiten. — Eben das aber, daß in verschiedenen Lebenskreisen, an entlegenen Enden dieselbe Idee, dasselbe Bedürfniß, dasselbe Streben erwacht und sich entwickelt, also daß dadurch die bisher sich Fremden, ohne ihr Wissen oder Ahnen, auf weiten Umwegen sich nahe gebracht werden, das ist uns eine, wenn auch nur äußere, Probe, ein solcher Geist sei nicht blos eine locale Erscheinung, ein in sich selbst beschränktes und vorübergehendes Product; es kann das nur eine höhere geistige Gewalt sein, welche also freie und mächtige Persönlichkeiten von entlegenen Orten an sich zieht, sie mit sich führt zu Einem gemeinsamen Werk, daran sie nicht gedacht, und das ihnen doch die höchste Aufgabe ihres Daseins, ihres Lebens wird. — So werden denn auch wir sehen, wie einzelne Männer und Familien, die einen hier im Schooße des innern Frankreichs, die einen an der Gränze der holländischen Staaten, andere am Fuß der Pyrenäen geboren werden und reifen zu Einem Werke; die einen durch die Arbeit des stillen Studiums, die anderen durch den weithin schallenden Kampf parlamentarischer Parteiung oder durch Staatsgeschäfte in der Nähe des Throns, wieder andere in stiller Zucht des Klosters, im Gebete liegend zu den Stufen des Altars, zu derselben unerschütterlichen Überzeugung geführt.

Aber von all den vielen Quellen und Bächen ist es doch Einer, welcher von Anfang an der stärkere, die anderen in seinem Laufe aufzunehmen und mit sich zu führen scheint, ihnen den Namen giebt; Ein Thal wird als die Mutter des Stromes genannt.

An der westlichen Seite der Rhone erhebt sich ein gebirgiges Land, meist kahl an seinen Abhängen, mit vielen vulcanischen Bergformen, woran sich weiter gegen Abend das waldigere Limosin anschließt. Es wird dazu noch eine fruchtbare Ebene gerechnet, Limage oder Limagne genannt. Beide Landstriche faßt man unter dem Namen der Auvergne zusammen. Die Einwohner, wie

alle Gebirgsbewohner, rühmen sich des hohen Alterthums ihres Stammes; zur Zeit Cäsars waren sie eines der mächtigsten Völker Galliens, dessen Hauptstadt der sieggewohnte Römer lange umsonst belagerte. Man zeigte vor 200 Jahren noch große Arbeiten der Weltüberwinder zu diesem Zwecke. Die älteren Geschichtschreiber des Stammes beurkunden durch ihre gelehrten Sammlungen, wie das Volk selbst auf diese Traditionen hielt. Riom soll sogar von einem vertriebenen griechischen Volksstamme gleiches Namens gegründet worden sein.

Dieser Reichthum an Erinnerungen geht auch hier Hand in Hand mit der Armuth an den Gütern, durch welche die Gegenwart uns behaglich wird und genügt. Wohl ist die Ebene fruchtbar, aber bei weitem ausgedehnter sind die kahlen Berge mit ihren meist engen Thälern. Es ist dieses Land ohne Widerstreit einer der schönsten Striche Frankreichs, nebst den Thälern der Pyrenäen, aber auch einer der ärmsten. Das Leben des Landmanns ist sehr einfach, er lebt zum Theil mehr von Kastanien als von Brot, er geht gekleidet in ein Zeuch, dessen grobe, ungefärbte Faden von den Weibern selbst gesponnene Schaafwolle sind, ein Mittelding zwischen Tuch und Schaafpelzen. Nur in einigen Städten ist Industrie, im Ganzen finden sich wenige Schulen. Die Verhältnisse sind hier noch feudal, wie oft da, wo die Bevölkerung sich nur vom Bau des kargen Bodens nährt. Jedes Jahr kommen zu bestimmten Zeiten arme Landeskinder von hier, zum Theil kräftige Bursche, in ganzen Zügen nach Paris, wo sie als sogenannte Savoyarden, als Schuhputzer, als Lastträger, als Commissionairs, ihre Sous an den Straßenecken, auf den Boulevards und den öffentlichen Plätzen verdienen. Sie haben den Ruf der Ehrlichkeit auch in der Hauptstadt beibehalten, trotz einer Art Civilisation, welche sie annehmen müssen. Es kommt dieses zum Theil wohl auch daher, daß sie sich sehr zusammenhalten, ob sie gleich dem Fremden gegenüber sich gern für geborene Pariser ausgeben. Einige derselben halten für ihre Kameraden Schlafsäle oder Winkel; diesen geben sie auch ihr erspartes Geld, es aufzubewahren, und nur höchst selten sollen Klagen über Veruntreuung vorkommen. Die kleinen Jungen, welche die hohen Kamine der Hauptstadt besorgen, und die man, von einem Priester zu einer Art Brüderschaft vereinigt, Sonntags in der Frühmesse in

St. Roch trifft, sind großentheils Auvergnaten. Auch sind in ihren Händen mehrere Zweige jenes Kleinhandels, welcher von der Erfindsamkeit der Noth, von der Armuth und Genügsamkeit der unteren Klassen in den großen Städten einen so rührenden Beweis gibt. Und dennoch gehen diese Leute von Zeit zu Zeit nach ihrer 50 Meilen entlegenen Heimath, dorthin das Ersparte in Sicherheit zu bringen. — Das sind also die Enkel Derer, welche sich rühmten, das Schwert Cäsars in ihrem Heiligthum aufbewahrt zu haben, ein Stamm, der wohl seinen alten Charakter ziemlich treu bewahrt hat, an welchem die Wogen der Jahrhunderte und der Revolutionen beinahe spurlos vorübergegangen, die in den Städten unten getobt haben, wo seine Söhne stets nur Fremdlinge gewesen. Sollte auch der Name eines Auvergnaten je von fremden Völkern mit Ruhm genannt worden sein? Auf Einen wenigstens waren die armen Auvergnaten in den Straßen von Paris zu seiner Zeit stolz, und mancher soll gesucht haben durch den Namen dieses seines Landsmannes ein reichlicheres Trinkgeld für seine Dienste von dem Fremden zu erhalten. Nicht blos La-Fayette aber war Auvergnate, auch sein unglücklicher Gegner Polignac; so hat dieses Land mit seinen einfachen Verhältnissen und dem simpeln Charakter seiner Bewohner dennoch Frankreich zwei Männer gegeben, deren Namen die Gegensätze, in welche sich dieses Land und beinahe ganz Europa spaltet, für Jedermann verständlich ausdrücken; wie von den Quellen dieser Höhen, welche neben einander entspringen, die eine ihre Wasser nach dem mittelländischen Meere, die andere nach dem Ocean entsendet. — Es war aber dieses nicht das erste Mal, daß die Namen von Auvergnaten unter den bedeutendsten des Landes gezählt wurden. Die Marillac's, Montmorin's, Dûbourg's, welche unter Karl VIII, unter Franz I und den folgenden Regierungen auf dem Schlachtfeld unter den Bravsten, im Rath des Königs unter den Tüchtigsten genannt wurden, waren Auvergnaten. Sie wurden sämmtlich in die großen Geschäfte des Staats eingeführt durch die Tochter Louis XI, Madame Anne de France, Gemahlin von Pierre de Bourbon, Grafen von Beaujeu, welcher seinen gewöhnlichen Sitz zu Riom, in der Auvergne, hatte. Noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts zeigte man die früheren Wohnhäuser dieser Familien in Riom, gelegen am Fuß

des Puy-de-Dome. Anna war sehr mächtig am Hofe, besonders während der Regierung ihres Bruders Karl VIII; in seiner Minderjährigkeit war sie Regentin gewesen. So besteht das gewaltige Centrum Frankreichs, Paris, besonders durch den Tribut des gesunden Bluts, der frischen Kraft und tüchtiger Charaktere und Geister, welche die Provinz ihm zollt, dem Herzen vergleichbar, dahin die Lebenskräfte zusammenströmen, durch seinen Druck wieder nach allen Gliedern hin ausgegossen zu werden. Dem Reisenden fällt es in den Provinzen Frankreichs auf, wie alte Trachten und eigenthümliche Baustyle mancher Örtlichkeiten, an die verschiedenen Moden der beiden letzten Jahrhunderte erinnern. Sollten dieses blos abgelegte Stücke aus der Garderobe der wechselnden Mode sein, oder ist es nicht ungleich wahrscheinlicher, daß der Geschmack der launischen Mode und der sie beherrschenden schönen Welt in der Hauptstadt bald nach dieser, bald nach jener Form gegriffen, welche ihr die Provinzen in ihrer Mannigfaltigkeit darboten, so dem Localen und Herkömmlichen durch ihr aufgedrücktes Siegel eine allgemeine, selbst mehr als europäische, zugleich aber sehr vorübergehende Bedeutung zu geben, die Sitte der Provinz eben dadurch ganz besonders untergrabend, daß sie dieselbe also zu Ehren brachte? Ganz so ist es auch mit den geistigeren Traditionen, mit den Eigenthümlichkeiten der Stämme und der Familien gegangen, deren Charakter lange mit dem Boden, wie die Seele mit dem Körper, verwachsen, eine beschränkte, aber feste Persönlichkeit gebildet hatte.

Unter den Personen, welche Anna in Auvergne nahe kamen und durch sie gehoben wurden, nennt man auch einen Heinrich Arnauld. Die Familie Arnauld war in diesen Gegenden seit mehreren Jahrhunderten einheimisch, auch ihr Wappen beurkundete dieses; es war in demselben ein Berg. Im siebzehnten Jahrhundert ließen deshalb auch die Barberini, namentlich die Cardinäle Franz, Anton und Karl, und der Fürst von Palästrina, aus Dankbarkeit gegen den Bischof Heinrich Arnauld, den Urenkel unseres Heinrich, eine Medaille schlagen und in einem Palast in Rom eine Statue errichten, mit dem Bilde Arnaulds und der Inschrift: Alpibus Arvernis veniens mons altior ipsis, ein Vers, den Fortunat auf Gregor von Tours gemacht. Jesuiten leiteten später den Namen ihrer geschworenen Feinde ab von

ἀρνοῦμαι, wornach Arnauld der Verleugner hieße. — Bisher hatten sich mehrere Glieder dieser Familie an der Spitze einer Compagnie im Felde ausgezeichnet, sie war durch Heirathsverwandtschaft mit den La-Fayette's verbunden; aber darum doch keines der glänzendsten Häuser der Provinz. So hatte Florimond Robertet, Secretair des Grafen Beaujeu, hierauf Staatssecretair Franz I, der Frau seines Freundes Heinrich Arnauld bei seinem Abzug aus Riom seine älteste Tochter zur Erziehung übergeben, auf daß sie später dem Sohn seines Freundes angetraut würde. Allein dieser ihr Pflegevater verheirathete sie an den Sohn einer Marillac, an einen der vornehmsten jungen Männer der Stadt, durch diese bescheidene Uneigennützigkeit mehr den Adel seiner Gesinnung als den seines Geblüts erprobend. Der Graf Beaujeu aber machte seinen Stallmeister Arnauld zum Gouverneur der kleinen Stadt und des Schlosses Hermant, an der Gränze der Auvergne gegen Limosin, an den Quellen der Dordogne und der Creuse, bei Ussel; es war der Geburtsort unseres Arnauld. Der Schwiegersohn des Grafen, der berühmte Connetable von Bourbon, welcher unter den Mauern Roms, an der Spitze seines großentheils aus deutschen Landsknechten bestehenden Heers, seinen Tod fand, bestätigte ihn in diesem Amte. Es bezeigte Arnauld ihm seine Dankbarkeit durch die Hülfe, welche er ihm leistete, als er 1523 landesflüchtig vor Franz I und der Königin Mutter zum Kaiser eilte. Arnauld rettete ihn vor den Verfolgern, indem er die Pferde verkehrt beschlagen ließ, und folgte ihm selbst; sein Haus aber wurde zur Rache geplündert. — Der Vater Heinrichs, Michel Arnauld, war im Alter von 104 Jahren gestorben. — Heinrichs Frau war mit einer der parlamentarischen Familien von Paris verwandt. Sein Sohn Anton heirathete gleichfalls eine Dübourg, Schwester des zu seiner Zeit sehr bekannten Parlamentsraths.

Wir folgen aber der Geschichte der Familie Arnauld Schritt für Schritt, denn sie war es, welche im Felde und im Parlamente gegen Romanismus und Jesuiten den Gallicanismus, die französische Nationalität und gemischte Verfassung in Kirche und Staat, die damals davon unzertrennliche Legitimität des Regentenhauses, als ihres Trägers, verfechtend, einen Stammcharakter kräftig entwickelte, welcher sich später durch fromme Dahingabe

an Gott und demüthige Resignation auf die Ehren dieser Welt verklärte und der Keim und Stamm der Gemeinschaft von Port-Royal wurde. Es legen die Geschichtschreiber jener Zeiten viel Gewicht auf Abstammung und Familie; der Grund davon aber ist nicht sowohl in einer einmal angenommenen historischen Manier, als im Charakter und der wohlbegründeten Anschauungsweise des damaligen Geschlechts selbst zu suchen. Der einzelne Mensch war noch viel mehr Glied eines Ganzen, besonders der Familie, deren Siegel sich ihm beinahe so unvertilgbar aufdrückte, als die Kirche das ihrige ihren auserwählten Söhnen, den Priestern. Die Tradition dieses unter mannigfachen Einwirkungen ausgebildeten und zum Mannesalter seiner Bestimmtheit gereiften Familiencharakters, die Tradition der Freundschaften und Feindschaften zeichnete weithin den Enkeln ihre Bahn vor. — Anton also, der Sohn Heinrichs, Herr von la Mothe-Arnauld, einem Schlosse nahe bei Riom, war ein Mann von jener Vielseitigkeit, zu welcher auch begabte, kräftige Naturen nur in Zeiten großer geistiger Kämpfe und Bürgerkriege sich entwickeln; bald focht er an der Spitze seiner Chevaulegers-Compagnie, bald übte er das Amt des Generalprocurators der Königin, Katharina von Medici, welche selbst durch ihre Mutter, durch Magdalena de la Tour d'Auvergne, Schwester von Anna, aus dieser Provinz abstammte. Auch war im Parlamente nicht selten eben so viel Kühnheit nöthig, als auf dem Schlachtfelde. Katharina hatte ein Gut vom König geschenkt bekommen, welches aber auch zugleich einem kühnen Degen zugetheilt worden war. Daher widersetzte sich Arnauld im Parlamente der Einschreibung des Guts auf dessen Namen. Darüber erzürnt wartete der Ritter auf den Stufen des Parlamentspalastes und fragte den Heraustretenden, ob er nicht Herr de La-Mothe sei. Als dieser es bejahte, drohte ihm der Beleidigte mit schwerer Züchtigung dafür, daß er ihm ein königliches Gnadengeschenk vorenthalten wolle. — Sie nehmen mich für einen Andern, sagte de La-Mothe. — Wie, haben Sie nicht eben gesagt, Sie seien de La-Mothe? — Allerdings, aber ich verlängere und verkürze meinen Rock [1]), wie ich will, und

1) Der Adel und das Kriegsvolk trugen kurze, die Parlamentäre lange Mantel, daher ihr Stand oft auch nur robe genannt wird.

am Fuß dieser Treppe werden Sie nicht wagen, also mit mir zu sprechen. — Dem Ritter sagte aber einer seiner Begleiter, bei welchen Gelegenheiten er de La-Mothe schon gesehen, worauf derselbe es für räthlicher fand, seine leidenschaftlichen Reden höflich zu entschuldigen.

Wie ihn aber die Königin Catharina von Medici sich ganz besonders verpflichtete, erzählt uns der Enkel unseres Anton, Robert d'Andilly, in seinen Mémoires also: Der Unglücksstrom des Jahrhunderts, welcher durch den Betrug des Satans, unter dem Vorwand einer Reformation der Sitten der Kirche, selbst viele tugendhafte Personen in den Irrthum fallen ließ, ergriff auch zuerst de La-Mothe; allein er hatte nicht sobald das unter dem falschen Schein der Frömmigkeit dieser neuen Meinungen verborgene Gift erkannt, als er auch denselben absagte, wie er denn sofort in der Lauterkeit des katholischen Glaubens beständig lebte und starb. De La-Mothe hatte sich aber von diesem Falle noch nicht erhoben, fährt Robert d'Andilly fort, als die Bartholomäusnacht ausbrach; er wurde in seinem Hause vom Volke mit jener Wuth belagert, welche an diesem denkwürdigen Tage Paris mit Bächen von Blut überschwemmte. Er vertheidigte sich indeß so mannhaft mit seinen Dienern und mit seinen Söhnen, daß sein Haus nicht genommen werden konnte. Die Königin aber erinnerte sich ihres Dieners mitten unter so vielen sich drängenden Gedanken und sandte in einer Bewegung seltner Gewogenheit den Lieutenant ihrer Garden mit einer Abtheilung seiner Leute, ihn aus dieser Gefahr zu befreien und im Parlamente in Sicherheit zu bringen, bis der schreckliche Sturm würde vorübergegangen sein.

Er war der Erste von der Familie, welcher sich nach Paris übersiedelte; wie er denn auch 1585 [1]) in seinem Hause in der Vorstadt St. Germain starb, das die Königin Maria von Medici für den ungeheuren Preis von 40,000 Thaler von seinen Kindern kaufte. Es stand auf dem jetzigen Platz des Palastes und Gartens Luxemburg. Anton aber wurde in der Kirche St. Sülpice begraben. Er war 1577 als auditeur des comptes am pariser Parlament von Catharina geadelt worden und starb in einem Alter von 101 Jahren. Die Versetzung des königlichen Procurators am

1) Nach Anderen um 1591.

Präsidialstuhl zu Riom in das Parlament von Paris war um so leichter, da die Auvergne im Ressort dieses Parlaments lag; das Appellationsgericht von Riom hatte 8 ordentliche Räthe außer dem königlichen Procurator und Lieutenant und anderen untergeordneten Gliedern. Sein Bezirk hatte eine Ausdehnung von 40 Meilen. In Paris war Anton zuletzt Generalprocurator der Königin Catharina. — Anton hatte von seiner ersten Frau, der Nichte des Kanzlers Dübourg, einen Sohn, Johann, von der zweiten acht Söhne und vier Töchter. Dieser reiche Kindersegen fällt uns wiederholt bei diesen parlamentarischen Familien auf. Erklärt sich uns einerseits daraus die große Zahl der Söhne dieser Parlamentäre, welche in geistliche Ämter treten, die Einführung der gallicanischen Principien der Parlamente in die Kirche und vielleicht auch die Abneigung der Parlamentäre gegen die Reformation und die Einziehung des Kirchenguts durch den Thron, so können wir auf der andern Seite nicht umhin zu gestehen, das Gewicht, welches wir auf den Umstand legen, daß so viele der Männer von Port-Royal aus parlamentarischen Familien waren, werde dadurch etwas leichter. Wenn wir dem parlamentarischen Geschlecht auch sonst oft begegnen, so kann es uns nicht so sehr auffallen, es hier so stark vertreten zu finden. Zum Glück stützt sich unsere Behauptung, daß zwischen den parlamentarischen Principien und Elementen einerseits und den Erscheinungen von Port-Royal ein genauer Zusammenhang stattfinde, noch auf andere Beweise.

Herr Johann, genannt de La-Mothe, war also der älteste Sohn Antons, ein stattlicher Mann, reich begabt mit Kräften des Körpers und des Geistes; er hatte sehr viel gereist, besonders auch in der Levante. Heinrich III machte ihn, nach der Ermordung der Guisen, zu Blois zum Staatssecretaire; allein er bat den König, ihm in der Auvergne, wo die Ligue sehr stark war, dienen zu dürfen. Hier war ihm befreundet der Graf Rendan, aus dem Hause der La-Rochefoucauld. Der Graf aber war Liguist und suchte Johann, da der Bürgerkrieg noch nicht zum Ausbruch gekommen war, auch auf die Seite der Seinigen zu ziehen, aber umsonst. Indeß versprachen sich beide Häuser, sich gegenseitig nicht zu schaden, und Johann ließ deshalb seine Habe und Papiere in seiner festen Burg La-Mothe. Aber

ein liguistischer Hauptmann, La-Croix, griff sie an, als die Wassergraben eingefroren waren, und nahm sie, nachdem er dabei viele Leute verloren hatte, plünderte und verbrannte sie. Johann verlangte umsonst dafür Genugthuung von Rendan. — Riom war für die Liguisten, Clermont und Issoire (dieses etwas südlicher gelegen, als jene sich eben so benachbarten, als feindseligen Städte) hielten zum König. Daher belagerten die Liguisten Issoire, Johann aber warf sich mit fünfzig seiner Reiter in die Stadt. Als nun auch andere Freunde des Königs zu Hülfe eilten und im freien Felde entschieden werden sollte, verlangte Johann an der Vorhut der ausrückenden Haufen mit seinen Leuten zu stehen. Man gestand ihm diese Ehre zu. Er drang nun durch die Feinde durch, rief Rendan zu, heute müsse er ihm für seine abgebrannte Burg zahlen, gab ihm zwei Säbelhiebe; in demselben Augenblick aber, in welchem er ihn gefangen nahm, ward Rendan durch einen über Johanns Schultern weg abgebrannten Pistolenschuß getödtet.

Dieses Gefecht und Johanns kühne That erlangten durch ein besonders in solchen Kriegen für bedeutsam gehaltenes Zusammentreffen, nämlich mit der Schlacht bei Ivry, größeren Ruhm. Hier schlug der König, auch am 14. März 1590, das stärkere Heer des Herzogs von Mayenne, welcher zum Entsatz von Dreux herbeigeeilt war. Auch der Geschichtschreiber der parlamentarischen Partei, welcher europäischen Ruhm erlangt hat, Thuanus, meldet von Johanns ritterlichem Wagstück. Die Stadt Clermont aber ließ an einen Pfeiler der großen Kirche ein Bild Johanns aufhängen, worunter diese Waffenthat erzählt war; doch der Cardinal Franz de La-Rochefoucauld, Bruder des Grafen Rendan, ließ es wegnehmen, als er Bischof von Clermont wurde. Derselbe verwandte sich eben zu der Zeit, als Anton Arnauld, der jüngere, vor dem pariser Parlament die Austreibung der Jesuiten verlangte (1594), für die Compagnie. Als 1626 das Parlament einer Versammlung von Bischöfen, wegen ihrer romanistischen Gesinnung, befahl, binnen 14 Tagen sich in ihre Sprengel zu begeben, widrigenfalls man ihre Güter mit Beschlag belegen würde, war es wieder dieser Rochefoucauld, welcher die Grundsätze der Jesuiten besonders in Schutz genommen. Diese Versammlung, welche das Parlament für staatsgefährlich erklärte,

wurde in Rochefoucaulds Abtei, in St. Genevieve, gehalten. Später vereinigte er sich mit den Jesuiten zu einem Angriff gegen die Darstellung des Gallicanismus in dem, wenigstens in St. Cyrans Geiste geschriebenen, Aurelius. — Einst hielt Arnauld, mit einem seiner Freunde, Lesour besetzt, als der Anführer der Königlichen in der Auvergne, der Graf von Angoulème, einen großen Theil seiner Truppen zu einer Unternehmung verlangte. Dieses benutzte ein heimlich liguistischer Priester in Lesour; er hatte einen Keller hart an dem Festungsgraben, durch welchen er den Grafen d'Estain, einen Verwandten Rendans, einließ. Der andere Befehlshaber wurde getödtet, Johann aber, welcher eben mit einer Abtheilung die Runde auf der Mauer machte, warf sich mit 22 Mann in einen Thurm. Er vertheidigte sich hier, bis der Schießbedarf seinen Leuten ausging; der größere Theil derselben war schon todt und der Feind machte Anstalten den Thurm in die Luft zu sprengen. Da begehrte er zu capituliren; man versprach ihnen das Leben zu schenken. Als er aber die Anderen, besonders seine beiden Brüder, in Sicherheit sah, knöpfte er seinen Koller auf und warf sich, das Schwert in der Hand, mitten unter die Feinde; so fiel er mit dem Ruf, La-Mothe wolle sein Leben den Liguisten nicht zu danken haben, von 20 Wunden getödtet. Er hinterließ nur Eine Tochter. Die Stadt Clermont ließ ihn mit großer Feierlichkeit bestatten.

Von Anton Arnauld, dem zweiten Sohne Antons de La-Mothe, dem Vater Robert d'Andillys und dem Großvater des Stammes von Port-Royal, werden wir nachher weiter reden. — Der dritte Sohn des alten Anton war Isak, Herr von Corbeville und von La-Roche, welchen Heinrich IV 1605 zum Intendanten der Finanzen ernannte. Als der König ermordet wurde, soll er damit umgegangen sein, ihn zum Oberintendanten der Finanzen zu erheben. Statt daß damals die Ämter gekauft wurden, versprach Heinrich, er wollte ihm 100,000 Thaler geben, damit er die Stelle behaupten könnte; der König sagte, er könne ihm dieses wohl bieten ohne dabei zu verlieren, da Isak ihm Millionen ersparen würde. Auch sonst war der König sehr gnädig gegen ihn, wie auch die Königin Maria von Medici; als er den König einsmals auf dem Lande besuchte, ließ die Königin nicht zu, daß er der Nachtherberge wegen einen weiten Weg hin

und zurück mache, und befahl, ihm in ihrem Cabinet ein Bett aufzuschlagen, worüber der König herzlich lachte. — Robert d'Andilly rühmt die Eigenschaften seines Herzens und Geistes, und daß er ihm ein zweiter Vater gewesen; aber seit die Königin Maria nach Blois verbannt war, hatte er ihn nie mehr heiter gesehen. Er starb am 14. October 1617. — Der vierte Sohn des alten Anton de La-Mothe hieß David, Herr von Estry und Vitry; er hatte von seiner zweiten Frau, einer Cousine des Parlamentärs und Siegelbewahrers Mole, eine Tochter, welche als Nonne im Port-Royal starb. Sein Sohn starb noch jung als Rath beim Parlamente zu Metz. Er selbst war controleur général des restes. Wir sehen, daß das Amt des Kriegs und des Friedens, welches Anton noch gleichermaßen geübt, jetzt gleichsam vertheilt ist unter die Söhne; nur Johann und einer seiner Brüder waren noch in beiden Sätteln gerecht.

Der fünfte Sohn, Benjamin, starb jung 1589 bei der Belagerung von Gergeau, zu den Füßen seines Herrn, Heinrichs III. Bei ihm, wie bei mehreren des Geschlechts, wird auch die leibliche Gestalt und Kraft gerühmt. So auch namentlich an Claude, dem sechsten Sohne, welcher einer der hübschesten Männer des Hofes soll gewesen sein. Dieser verwaltete unter Sülly die wichtige Stelle das trésorier général. Er schien sich durch die Arbeit auszuruhen und Kräfte zu sammeln. Ob er gleich nicht Kriegsmann von Fach war, konnte er doch seiner Neigung nicht widerstehen, commandirte bei der Belagerung von Montmelian eine Batterie und führte die Truppen bei einem gefährlichen Sturme an. — Er starb 1602 in einem Alter von 27 Jahren [1]).

Einer seiner Brüder errichtete ihm bei St. Sülpice, welche Kirche sonst auch der Heilige Vater genannt wurde, ein für jene Zeit prachtvolles Grabmal. Es hatte die Familie in dieser Kirche schon früher eine Kapelle gestiftet. Pierre de L'Estoile, in den Supplementen zu seinen Tagbüchern, gibt folgenden, in mancher

1) Das Alter von 101 Jahren ist demnach bei dem Vater Anton etwas unwahrscheinlich. Claude, welcher noch einige jüngere Brüder hatte, war also 1575 geboren; nach der einen Angabe wäre der Vater Anton 1585 gestorben, nach einer anderen 1591. Nehmen wir auch das Letztere an, so hätte er, als Claude ihm geboren wurde, ein Alter von 85 Jahren gehabt. Die 101 Jahre, welche sich ohnedies nicht bei seinem Enkel, sondern nur bei Bayle finden, erscheinen demnach als mythisch.

Beziehung merkwürdigen Bericht davon (bei Petitot in der Sammlung der älteren Mémoires, Band 47, Seite 433):

Sonntag, 14. März 1604, ließ ich mich aus Neugierde auf dem Kirchhofe der Reformirten (ceux de la religion, wozu hinzuzudenken prétendue réformée) herumführen, welcher hinter St. Sülpice liegt; besonders wollte ich das schöne Grabmal des seligen Schatzmeisters Arnauld sehen, wovon Jedermann redete, als von einer unter den Reformirten ungebräuchlichen und neuen Sache, besonders in dieser Gegend. Es war von sehr schönem, schwarzen Marmor aus Einem Stück und wurde ungefähr auf 200 Thaler geschätzt; es war einen halben Fuß über die Erde erhaben, überdies horizontal gelegt. Am Rande herum war der Name, nebst den Ehren und Würden Arnaulds, mit goldenen Buchstaben eingegraben. In der Mitte der Marmorplatte stand gleichfalls mit goldenen Buchstaben: Wanderer, du liest hier nicht das Lob dessen, welcher unter diesem Grabmal ruht. Sein Leben hat unsterbliches Lob an den Himmel geschrieben, für unwürdig achtend, daß es auf der Erde geschleppt werde. — Was er war, kann sein Geschick dich lehren, aber seine Tugend allein, was er zu sein verdiente.

Moestissimo fratri
plura non permisit
dolor.

(Dem tieftrauernden Bruder gestattete der Schmerz nicht Mehreres.)

Unten war sein Wappen. — Vierzehn Tage oder drei Wochen später bedeckte man das schöne Grabmal mit Gyps, aus Furcht, das niedere Volk, neidisch auf solche Monumente, möchte dasselbe vollends verderben, wie es schon angefangen hatte; ja man befürchtete, das Monument möchte ganz zerbrochen und zerschlagen werden, wie man denn Nachricht erhalten, daß es verabredet worden sei, dieses in einer Nacht zu thun. So wurde aus einem marmornen Grabmale eines aus Gyps; „was ist die Dauer unseres Stolzes, der endlich zu Koth und Gyps wird?" — Aus dem Bisherigen ergibt sich aber, daß mit Anton nicht alle seine Söhne wieder zur katholischen Kirche zurückgetreten waren.

Der siebente Sohn, Louis, war der am mindesten begabte, aber ein Mann von großer Ehrlichkeit, welche er besonders erprobte,

als ihm große Summen für Straßen- und Brückenbau zu verwalten gegeben wurden. Als 1625 eine chambre de justice gehalten wurde, wo viele Staatsbeamte, wie es scheint, ihnen das in ihren Diensten unrechtlich Erworbene wieder abzunehmen, stark besteuert und auch Louis de La-Mothe-Arnauld 40,000 Livres angesetzt wurden, glaubte sein Neffe Robert d'Andilly die Ehre seiner Familie und die Ehrlichkeit seines Oheims nachdrücklich verfechten zu müssen; er wandte sich an den schon sehr mächtigen Richelieu mit folgendem Schreiben:

Monseigneur!

Sie haben durch Herrn von Bouthillier schon erfahren, was ich Donnerstag Abend Ihnen sagen wollte, hätte mich nicht die Furcht, Sie zu stören, daran verhindert. Jetzt aber wage ich, Ihnen meine unterthänigste Bitte von Neuem vorzutragen, auf daß Sie in Ihrer Auctorität geruhen, meinen Oheim vor einem Unrecht zu bewahren, welches ihn lieber ein Gefängniß erwählen ließe, ehe er eine solche Behandlung erduldete, er, der mit einer so großen Ehrlichkeit gelebt, daß der Name der Veruntreuung in den Finanzen noch unbekannt wäre, wenn Alle ihm glichen. Ich glaube, Monseigneur, man könnte sich damit begnügen, daß vier meiner Oheime, statt sich im Dienst des Königs zu bereichern, ihr Leben und einen großen Theil ihres Vermögens, ihm würdig dienend, verloren haben, statt daß man den Einzigen, welcher von so vielen Brüdern übrig geblieben ist [1]), einen Theil dessen bezahlen ließe, was man für eine Nachsicht darbringt, auf welche er keinen Anspruch macht. Ich gestehe, Monseigneur, ich wäre nicht besonnen genug, mit Geduld eine so ungerechte Behandlung zu ertragen, in einer Angelegenheit, welche die Ehre des Namens, den ich trage, verletzen würde (qui ferait brèche à l'honneur), eines Namens, von welchem ich zu sagen wage, daß er bei Denen, welche die Tu-

1) Claude, der sechste unter den acht Brüdern, war 1575 geboren, und 1625 ist von allen acht nur der einzige Louis noch am Leben. Wir haben gesehen, wie die Arnauld's langlebend waren, so lange sie noch ihre Autochthonie als Auvergnaten bewahrten; diese zähe Lebenskraft verliert sich gerade in der ersten Generation der nach Paris Verpflanzten, während später wieder mehrere Glieder der Familie, Robert d'Andilly, Heinrich, der Bischof, Dr. Anton Arnauld, ein schönes Alter erreichten.

gend ehren, in einiger Achtung stehe. Dieses verpflichtet Sie, als sein Vertheidiger aufzutreten, und mich, diese Ihre Gnade für die größte zu achten u. s. w.

Den folgenden Tag ließ Richelieu ein Brevet ausstellen, durch welches Louis Arnauld von dieser Schätzung befreit wurde; er war aber der Einzige, bei dem er eine Ausnahme machte.

Der achte und letzte Sohn des alten Anton trägt ganz das Gepräge der Kühnheit und Ausdauer, welche den Erstgeborenen, Johann, auszeichneten. Peter zeigt aber zugleich in seiner kriegerischen Laufbahn die Schroffheit der Gegensätze, welche auch in dieses Geschlecht eindrangen. Als 1611 die Stadt Genf, das Bollwerk der Reformation in den romanischen Landen besonders, sich mit einer Belagerung bedroht glaubte, vertraute sie eines ihrer drei großen Vertheidigungswerke dem berühmten holländischen Ingenieur de Bethune, ein anderes dem jungen Peter Arnauld. Als sich die Gefahr aber verzogen hatte und der Krieg sonst ruhte, zog er nach Liefland, wo Gustav Adolf gesucht haben soll, ihn für immer an sich zu fesseln. Allein schon 1612 finden wir ihn wieder bei dem großen Karussell, welches zur Feier der Verbindung Louis XIII mit Anna von Spanien auf dem Place-Royal abgehalten wurde [1]). Die bürgerlichen Unruhen boten nun seinem Talent mannigfaltige Übung dar, er wohnte den Belagerungen von Clermont und Soissons bei. Als 1620 der Krieg der Großen und Marias von Medici gegen den König und Richelieu wieder entbrannte und der König das Schloß von Caen belagerte, wurde Peter schwer verwundet. Dieses verhinderte ihn, dem Treffen beim Pont-de-Ce in Person beizuwohnen, aber seine Compagnie zeichnete sich dabei so sehr aus, daß sie dem König auffiel. Louis verstand nichts so gründlich als die Jagd und das Kriegshandwerk, bis auf das kleinste Detail des Exercitiums und der Belagerungskunst. Dieses gab seinem sonst so farblosen Leben doch ein gewisses Interesse und beschäftigte ihn viel, während er die Ausführung seiner gleichfalls auf militärischen Gehorsam sich gründenden politischen Ansichten dem dazu bei

1) Es ist kaum möglich, daß die Zeitrechnung und Folge der Begebenheiten hier richtig sein sollten. War Peter vielleicht früher in Schweden? Die Genfer vertrauten wohl keinem Anfänger einen solchen Punkt an. D'Andilly hatte ein Interesse, den Aufenthalt in reformirten Ländern so kurz als möglich zu machen; seinen Mémoires aber entnahmen wir diese Jahrszahlen.

weitem fähigeren Richelieu überließ. So war Louis denn ganz der Mann, die Leistungen und Bestrebungen, das tiefe Studium, wie die militärischen Tugenden Peters zu erkennen und zu schätzen; die Anerkennung und Belohnung derselben war wiederum eine andere Frage, diese hingen nicht von des Königs unmächtigem Willen allein ab.

Einige alte Regimenter, das von Normandie namentlich, von Bourgogne, Rouergue und von Champagne, waren die Träger der französischen Kriegszucht, wie sie besonders unter Franz I sich ausgebildet hatte. Es war eine Auszeichnung für Peter, daß der König es für gut hieß, als er die Stelle des mestre de camp [1]) bei dem alten Regiment von Champagne 1622 durch Kauf sich aneignete. Es lag dasselbe damals vor dem trotzigen Rochelle, dem Bundesgenossen der Engländer; hier wurde der reformirte Glaube und die Unabhängigkeit der Municipal-Verfassung gegen die unduldsame Einheit des Katholicismus und der absoluten Monarchie mit der Ausdauer unerschrockener Seefahrer verfochten. Unter Heinrich IV war die Reformatoin noch besonders das Symbol der kühnen Ritterschaft und zum Theil der Legitimität gegen die übermüthige Commune und den Stolz der Herzoge gewesen; jetzt waren es die Bürgermeister der blühenden Städte des Südens, welche, mit Leibgarden umgeben, mit der Kühnheit römischer Consuln die Demokratie in Kirche und Staat verfochten. Arnauld, der seine erste größere Waffenthat zur Beschirmung Genfs zu vollbringen gebrannt hatte, wich nun die letzten Jahre seines Lebens nicht von dem Angesicht Rochelles zurück.

Er hatte seine Laufbahn hier durch eine kühne That eröffnet; mit 400 Mann seines neuen Regiments rückte er im Angesicht der Rocheller bei Ebbezeit bis zu einem auf den Strand gelaufenen Schiffe und zündete es an; denn der Krieg bestand besonders in der Abschneidung der Zufuhren, welche der Seeherrscherin vom reformirten Holland und England her zukamen. Während Arnauld dieses Wagstück vollbrachte, versperrte die steigende Fluth ihm den Rückweg, den er nun in so guter Ordnung um die feindliche

1) Die mestres de camp wurden um 1661 zu Obersten, colonels, gemacht, als Louis XIV die Stelle eines colonel général de l'infantérie, nach dem Tod des Herzogs von Epernon II unterdrückte.

Stadt herum unternahm, daß die Belagerten keinen Ausfall wagten und er mit klingendem Spiel zu den Seinen, die ihn schon für verloren hielten, zurückkehrte.

Es wurde nun zwar ein vorübergehender Friede mit den Reformirten geschlossen, aber Arnauld blieb mit seinem Regiment zur Beobachtung von Rochelle in der Nähe. Nun erst glaubte er seine Soldaten recht nach der strengen Weise der Römer im Frieden auf den Krieg vorbereiten zu können. Er wählte im Angesicht von Rochelle einen sehr vortheilhaft gelegenen Punkt, welchen er zu befestigen unternahm. Dabei beabsichtigte er aber ebensowohl durch diese Arbeit seine Leute abzuhärten, als dem Heer des Königs einen festen Haltpunkt zu schaffen. Ohnedies hätten die meist reformirten Bauern der Umgegend nicht leicht durch irgend eine Belohnung zur Aufführung der Arbeiten sich hergeben mögen. Der Winter brach an, die Rocheller sperrten ihm die Zufuhr der Baumaterialien, die Soldaten, damals ohnedies an viel mehr Ungebundenheit gewöhnt, die schwere Arbeit scheuend, glaubten sich überdies dadurch verächtlich zu machen, daß sie zur Bauernarbeit sich sollten gebrauchen lassen. Arnauld aber suchte durch Geld, auch aus eigenen Mitteln, durch Ermunterungen und gute Worte die Soldaten für seine Plane zu gewinnen, vor Allem aber ihr Ehrgefühl selbst sich zum Bundesgenossen zu machen. Der Kammerdiener eines der Hauptleute nahm eines Tags auch den Tragkorb auf den Rücken; Arnauld aber, als er ihn unter den Soldaten arbeiten sah, gab ihm einige Stockstreiche mit den Worten: Du, ein Kammerdiener, wagst das Soldatenhandwerk zu treiben, das heißt das Handwerk der Fürsten! denn die Soldaten thun nichts, dessen die Fürsten sich schämten! — Diese Rede verbreitete sich im ganzen Lager, machte den Soldaten bessern Muth zu dem neuen Dienste; Arnauld aber zeigte dem armen Kammerdiener, wie es gemeint war, indem er ihm ein paar blanke Goldstücke schenkte.

Ein Regiment war damals wie ein Lehen, Eigenthum des Befehlshabers, jeder Hauptmann aber auch wieder unter ihm Eigenthümer der Compagnie und ihrer Einkünfte. Arnauld hielt den dadurch veranlaßten Unterschleif für sehr nachtheilig, für den Ruin der Disciplin, er erklärte, ihn nicht weiter zuzulassen; dabei kam es, durch die Schuld eines Hauptmanns, so weit, daß

dessen Compagnie gegen ihren maître de camp die Piken kreuzte. Als bald darauf die Rocheller einen Ausfall machten, stellte sich Arnauld an die Spitze dieser Compagnie und rief ihr im Vorrücken zu: Warum glaubt ihr, daß ich mich selbst gerade an eure Spitze gestellt? auf daß ihr mich, wenn ihr denn Lust habt, ermorden und meinen Tod den Feinden zuschreiben könnt, und so der Schmach dieser Schandthat in den Augen des Heeres entgehet! — Die Compagnie, beschämt, warf sich vor ihm auf die Kniee, bat um Verzeihung, und von nun an war ihm keine andere mit unerschütterlicherer Treue ergeben. Wir haben, im Supplément au traité dogmatique et historique pour maintenir l'unité de l'église catholique par un prêtre de l'oratoire, 1703, eine Nachricht von Arnauld gefunden, welche uns merkwürdig genug scheint. Die Rocheller, welche mit dem König einen Waffenstillstand geschlossen, beklagten sich über den fortgesetzten Bau des Forts. Obgleich sie einen Befehl der Regierung an ihn auswirkten, den Bau einzustellen, that er es doch nicht, sich bei seinen Oberen entschuldigend. Die Rocheller aber rügten besonders, daß er selbst die Festtage dazu gebrauche. Er antwortete ihnen, sie sollen nur schweigen, da sie selbst das Weihnachtfest nicht feiern, wenn es nicht auf einen Sonntag falle. Auch jetzt halten ja die Dissenters, welche den Sonntag so rigoristisch beobachten, eigentlich keine Festtage.

Doch es ist uns nicht gestattet, weiter auf die Thaten dieses ausdauernden, kühnen Mannes einzugehen; was er erstrebte, war eine Umgestaltung des ganzen Kriegswesens durch eine lebendige Anwendung der Principien, welche die römischen Legionen zu Welteroberern gemacht. Seine Soldaten mußten, belastet mit Allem, was man zum augenblicklichen Aufschlagen eines Lagers braucht, ausrücken und Märsche machen. Der gemeine Mann in seinem Regiment wurde für ebenso geschickt gehalten, eine kleine Abtheilung zu befehligen, als der nicht minder schweren Pflicht des strengsten Gehorsams nachzukommen. Viele adelige Jünglinge versammelten sich als Freiwillige um ihn, von einem solchen Meister die Kriegskunst zu lernen. Der König trug Pontis auf, Peters taktische Principien, wie seine Kunstgriffe sich genau zu merken, und schloß sich mit ihm, bei seiner Rückkehr, lange ein, von seiner Sendung sich den genauesten Bericht erstatten zu

lassen. Wollen wir d'Andilly Glauben schenken, so wäre die Veränderung, welche unter Louis XIII in der Bewaffnung, zunächst der Garden, durchgeführt wurde, großentheils auf die Vorschläge Peters hin geschehen. Die Ausführung dieser Modelle war zuerst den holländischen Waffenfabriken aufgetragen worden. — Aber der Verdruß über einen vereitelten Anschlag auf Rochelle, der zweijährige Aufenthalt auf kahlem Felsen in bloßen Breterhütten und die nächtlichen Runden rieben Arnaulds Kräfte auf, er starb am 14. September 1624.

Allein sein Werk überlebte ihn; der Thron hatte es namentlich auch dem von ihm aufgeführten Fort-Louis zu verdanken, daß Rochelle 1629 endlich den königlichen Truppen seine stolzen Thore öffnen mußte.

Pater Joseph, der durch seine Thätigkeit, seinen Muth und politische Feinheit berühmte Kapuziner, welchen Richelieu als seinen einzigen Freund beweinte, machte auf ihn folgende Grabschrift:

Spargite humum gladiis, deducite turribus arma,
O socii, Arnaldus sibi fieri talia mandat;
Et tumulum facite et tumulo superaddite carmen.
Ille Arnaldus ego Romae qui castra severa
Invictae erexi tumulo, tumuloque recondo.
Me romana fides, victà morte, intulit astris.
Magnus dum vixi, moriens Rupella triumphus
Est mihi; et ipsa meo seu vivat funere gaudens.

(Bestreut den Boden mit Schwertern, führt die Waffen von den Thürmen, o Genossen, Arnauld gebietet dieses ihm zu thun; errichtet einen Grabhügel und auf den Hügel legt ein Trauerlied. Ich bin es, der Arnauld, welcher der unbesiegten Roma strenge Lager auf dem Hügel (von Fort-Louis) wieder aufgerichtet und nun wieder im Hügel (Grabeshügel) verberge. Mich trug, den Tod überwindend, Roms Glaube zu den Gestirnen. Weil ich lebte war das sterbende Rochelle mir ein großer Triumph; so auch indem es lebt über meine Leiche sich freuend.)

Auch Pater Joseph thut ausdrücklich seiner katholischen Religion Erwähnung, während Robert d'Andilly in der kurzen Lebensbeschreibung dieses seines Oheims gar nichts davon sagt, ob Peter früher zum reformirten Glauben sich bekannt, wie aus seiner Stellung in Genf und bei Gustav Adolf sich schließen läßt. Hatte die nähere Bekanntschaft mit der reformirten Welt abstoßend auf Peter gewirkt? kam daher seine, einem Renegaten gleichende,

Feindseligkeit wider Rochelle? oder war überall nur die Taktik der Gedanke seines Lebens? Die Söhne des alten Anton waren auf jeden Fall schon zum Theil erwachsen, als er wiederum katholisch wurde; einige wurden ja mit ihm, während der Katastrophe der Bartholomäusnacht, belagert. Es war dieses ein delicater Punkt für die Familie Arnauld und für Port-Royal; der Vorwurf, der Jansenismus sei nichts als ein versteckter Calvinismus, gewann so in den Augen nicht blos des großen Haufens einen historischen äußeren Stützpunkt. Und sollte wirklich zwischen dem in die Familie eingedrungenen Calvinismus und der späteren Fixirung des Familienglaubens und des ihn bedingenden Familiencharakters kein Zusammenhang statthaben? Die beiden unterscheidenden Dogmen der reformirten Kirche sind die Prädestination und die Verdrängung des Meßopfers durch den sittlichen Ernst der Buße, welche diese Handlung begleiten muß; das Letztere hat man der Schrift Dr. Arnaulds de la fréquente communion geradezu vorgeworfen, und daß Jansenius, Augustin und Calvin in der Prädestinationslehre in wesentlichen Dingen sich nicht widersprechen, ist offenbar. Die Arnauld's aber suchten zwar diese äußeren Thatsachen durch Stillschweigen vergessen zu machen, sie waren des inneren Zusammenhangs sich wohl nicht bewußt. Nichts konnte demselben aber ihre sonst katholischen Gemüther so offen erhalten, als eben der Mangel an dem Bewußtsein dieses Zusammenhangs, dieser unbewußt fortgeerbten geistigen Verwandtschaft. So ganz Unrecht hatten also doch die Jesuiten nicht, wenn sie auf diese Abstammung von reformirten Ketzern aufmerksam machten; auch hatte dieser Umstand immerhin zu einer Zeit, da man Anstalt traf, das Edict von Nantes zu widerrufen, einiges praktische Gewicht. Wir glauben aber auch hiebei auf die Beharrlichkeit des Charakters aufmerksam machen zu dürfen, womit diese Familie alle Elemente und Beziehungen bewahrte, welche sie sich einmal angeeignet, welche sie einmal gleichsam in ihr Blut, in ihre Substanz aufgenommen hatte.

Der Intendant der Finanzen, Isak [1]), dritter Sohn des

1) Die Mémoires pour servir à l'histoire de Port-Royal, Utrecht 1742, Tom. I, Pag. VIII sagen von dem alten Anton: Anfangs hatte er sich durch die Irrlehre der Calviniſten fortreißen lassen, später öffnete ihm Gott die Augen. Es geschah nicht gleichermaßen mit einigen seiner Kinder.

alten Anton Arnauld, dessen wir schon oben erwähnt, hinterließ zwei Söhne; der ältere, auch Isak, ist bekannt durch seine rühmliche Vertheidigung von Philippsburg, welches er, als Generallieutenant, mit einer schwachen, zum Theil ungetreuen Besatzung, nicht gegen die übermächtigen Östreicher halten konnte. Der zweite Sohn Isaks fiel, in holländischen Diensten, bei der Vertheidigung von Bergen-op-Zoom. Der Name Isak ist aber in dieser Zeit beinahe ausschließlich den Reformirten eigen; so wird in der Biographie des Akademikers Benserade gemeldet, der Bischof habe ihn bei der Confirmation deshalb veranlassen wollen, den Namen Isak aufzugeben. Auch er war Sohn eines Reformirten. — Eine der drei Töchter unseres Isak heirathete den Marquis von Feuquieres, Manasses dû Pas, Generallieutenant, Befehlshaber in den Bisthümern Metz, Toul und Verdûn, welcher in der unglücklichen Schlacht bei Thionville, das er belagerte, geschlagen wurde und bald darauf in der Gefangenschaft starb.

Es war aber nicht blos die Familie der Feuquieres in vielfacher Verbindung mit dem protestantischen Deutschland [1]), sondern Bayle meldet uns auch, eine Person, welche recht wohl von der Wahrheit habe unterrichtet sein können, habe ihn versichert, Madame von Feuquieres und ihre Schwester Madame von Heucourt seien immer reformirt gewesen und in diesem Glauben gestorben. Die Feuquieres und die Arnauld von Port-Royal aber waren fortwährend genau verbunden, d'Andillys ältester Sohn, der vierte Anton, welcher nachher als Abbé Jahre lang bei seinem Oheim,

1) Dieser Feuquieres, Gemahl dieser Arnauld, welchen wir später als Generallieutenant des Herzogs von Weimar (1635) treffen, war zu Anfang des Kriegs außerordentlicher Gesandter des Königs an die verbündeten deutschen Protestanten und Schweden, besonders auf dem Tage zu Heilbronn; er suchte ebensowohl Oxenstierna zum Haupt der Protestanten zu machen, als seine Gewalt zu beschränken. Besonders wollte er den Krieg nicht als Religionskrieg, sondern als für die deutsche Freiheit geführt wissen, wohl um Baiern dadurch zu gewinnen. Er bereiste in diesen Planen die Höfe von Hessen-Kassel, Sachsen, Brandenburg. Er starb in spanischer Gefangenschaft, nachdem er in der Schlacht bei Thionville (1639) von Piccolomini besiegt und gefangen genommen war. Sein Sohn folgte Pomponne in der schwedischen Gesandtschaft nach, und er soll die mit Louis XIV verbündeten Schweden bei Helmstädt siegreich geführt haben. Ein anderer seiner Söhne heirathete die reiche niederländische Erbin, Tochter des Grafen Heinrich von Berg, welche aus Abscheu vor der Trunkenheit keinen ihrer Landsleute hatte heirathen wollen; dieses wurde durch eine Nonne, vielleicht von Port-Royal, vermittelt. Ein anderer Sohn, der Abbé, liebte den Krieg zu sehr.

dem Bischof von Angers, war, hatte bei den Feuquieres sich heimischer gefühlt als im väterlichen Hause. — Samuel Dûrand, reformirter Prediger in Charenton, dem Mittelpunkt der französischen Reformirten, war ein gerühmter Kanzelredner. Nach seinem Tode ließ sein Verwandter, Friederich Spanheim, sieben seiner Predigten in Genf drucken (1627). Das Dedicationsschreiben rühmt die Unterstützungen, welche dem Verstorbenen besonders von einem Arnauld, königlichem Rath und Secretair und controleur des restes geworden. Es habe derselbe auch nicht nur selbst die Kirche von Charenton fleißig besucht, sondern sich auch bemüht, seine Angehörigen dahin zu führen; er sei sehr betrübt darüber gewesen, daß einige derselben katholisch geworden. Auch dessen Schwestern haben Dûrand nach Kräften zu unterstützen gesucht, während sie Angelica von Port-Royal zu bewegen suchten, nach Rochelle sich zu flüchten. Dieser Arnauld kann kein Anderer sein, als der vierte Sohn des alten Anton, David, der schon oben genannt wurde; sein Neffe, d'Andilly, erwähnt, wohl eben darum, seiner sehr kurz, der Schwestern gar nicht. Er sagt, er habe David nicht persönlich gekannt, ob er gleich länger gelebt zu haben scheint. Indeß war seine Tochter Nonne in Port-Royal. — Die Mémoires von 1742 melden von einer der Schwestern d'Andillys, daß sie durch einige hugonottische Verwandte beinahe zum Übertritt verleitet worden sei, „da diese mehr äußere Tugend gehabt, als die zu dieser Zeit (1608) in der größten Unwissenheit in Sachen der Religion dahinlebenden Katholiken." In einer schweren Krankheit gelobte sie, Gott in der besten Religion zu dienen, noch ungewiß, in welcher. Später lebte sie in Port-Royal. Auch der reformirte Geistliche in Rochelle, Isak Arnauld, dessen Schrift: Mépris du Monde, wiederholt aufgelegt wurde, soll zur Familie gehört haben. — Das Interesse dieser ganzen Frage concentrirt sich für uns nun in dem zweiten Sohne des alten Anton de La-Mothe-Arnauld, in Anton Arnauld, welcher als Vater Robert d'Andillys, Heinrichs, des Bischofs von Angers und des berühmten Dr. Anton Arnauld, als Vater der Mutter Agnes und Angelica von Port-Royal, als Großvater von Sacy und Le-Maitre, für uns eine ganz besondere Bedeutung hat.

War er, der zweite Anton († 1619), war er auch reformirt? Die Zeugnisse darüber widersprechen sich; die Feinde von Port-Royal, und namentlich die von Dr. Arnauld, werfen diesem die Abstammung von einem Ketzer vor. Dû Pleix, ein namhafter Geschichtschreiber, hatte in der ersten Ausgabe seiner Geschichte Heinrichs IV gesagt, es habe großes Ärgerniß gegeben, daß die Universität 1594 in ihrem Proceß mit den Jesuiten sich durch einen Calviniſten, durch unsern Anton Arnauld, habe vertreten lassen. Allein er widerrief dieses später ausdrücklich, als auf falschen Angaben beruhend. — Pater Hazart (in seinem Sendschreiben vom 28. September 1691, Avis importans à Monsieur Arnauld sur le projèt d'une nouvelle bibliothèque des auteurs Jansénistes, welches er unter dem angenommenen Namen Sainte-Foi herausgab) behauptet allerdings dennoch, unser Anton sei als Calviniſt geboren worden, als solcher gestorben. Er sagt namentlich: Der Widerruf von dû Pleix bringt mich nicht in Verlegenheit und benimmt mir die Freiheit nicht, seine frühere Ansicht für die legitime Tochter einer besseren Überzeugung zu halten, die spätere aber für eine Gefälligkeit gegen die Verwandtschaft Arnaulds, welche damals hinreichenden Credit besaß, einen Schriftsteller für dergleichen Erklärungen zu gewinnen. — Allein wir sehen dabei offenbar den Willen, die Absicht, die Leidenschaft, dieses zu glauben und glauben zu machen. Der Verfasser der Apologie des Königsmörders Chatel leitet nicht nur den Namen Arnauld von ἀρνοῦμαι, verleugnen, ab, und stellt ihn ungefähr dem des Antichrists gleich, er sagt auch von Anton Arnauld: Ein würdiger Diener deß, welchem gegeben ist ein Rachen, der große Lästerung ausstößt (Apokalypse 13). Es bezieht sich dieses auf die Rede Arnaulds im Parlamente; aber eben in dieser sagt Arnauld von den Jesuiten: Sie sind unverschämt genug, unter den Weibern in ihren Congregationen zu verbreiten, es seien Alle, welche diese Anklage gegen sie betreiben, Ketzer, sie kommen Alle von Genf und England. Wenn von mir selbst es nicht bekannt wäre, daß ich von Kindheit an im königlichen Collegium von Navarra erzogen worden, wenn mein so notorisches Bekenntniß, meine Aufnahme in öffentliche, ehrenvolle Bedienstungen seit dem Jahre 1580 oder 1585 mich nicht zu offenbar über ihre Betrügereien wegsetzten, sie würden mich gerne für einen von dorther Ab-

gesandten erklären, welcher hier diese Klage wider sie zu erheben habe. — Auch dieses löst die Frage noch nicht völlig, ob Anton sein ganzes Leben über katholisch gewesen; diese Worte, im Angesicht eines auf jede Sylbe aus seinem Munde lauernden, von ihm in seinem Leben selbst angegriffenen Feindes gesprochen, scheinen uns jedoch bei weitem glaubwürdiger, als was ein Feind 70 Jahre nach seinem Tode von ihm ausgesagt. Auch wurde den Gegnern auf ihr herausforderndes Verlangen der Taufschein Arnaulds vorgelegt. Wie blind die Leidenschaft im Zusammensuchen aller möglichen Vorwürfe gegen ihn war, beweist das Beispiel des Jesuiten Abram, der die Apologie des Tyrannen Phalaris, welche von einem Provençalen Arnaud verfaßt war, auch auf seine Rechnung schrieb. D'Andilly erzählt noch von ihm als Beweis seiner mächtigen Verbindungen, daß Anton, als sein Schwiegersohn Le-Maitre, maître des comptes, seine fünf Söhne nach Charenton führen, das heißt, sie ihr Bekenntniß zur reformirten Religion ablegen lassen wollte, daß Anton binnen 10 Tagen sieben Urtheilssprüche, selbst von der chambre de l'édit, dagegen auswirkte.

Mahnte uns der Charakter Johanns und besonders Peters an die kriegerischen Namen des classischen Alterthums, so ist Herr Anton Arnauld, ihr Bruder, mehr ein Mann nach dem Muster der Redner in dem Senate und den Volksversammlungen Roms. Und seine Beredtsamkeit war für seine Familie von gewichtigen Folgen. — Er war Staatsrath und Generaladvocat der Königin Maria von Medici, eine Würde, welche er von seinem Vater ererbt hatte; als ihn ihre Huld zum Staatssecretair erheben wollte, lehnte er es ab, in der Überzeugung, er sei mehr im Parlamente daheim, könne hier sich besser nützlich machen und behaupten, als im Staatsrathe. Auch legte er das Amt eines auditeur des comptes nieder, um sich ganz dem richterlichen Berufe zu widmen. Darauf bezieht sich denn auch die Grabschrift, welche sein Enkel Le-Maitre, der sich nach Perraults Urtheil allein im Parlamente mit ihm im Ruhm der Beredtsamkeit messen konnte, auf ihn gemacht hat:

Passant, du grand Arnauld révère la mémoire,
Ses vertus à sa race ont servi d'ornement,
Sa plume à son païs, sa voix au parlement,

Son esprit à son siècle, et ses faits à l'histoire.
Contre un second Philippe, usurpateur des lys,
Le second Demosthène anima ses écrits,
Et contre Emmanuel arma son éloquence.
Il vit comme un néant les hautes dignitéz,
Et préféra l'honneur d'oracle de la France
A tout le vain éclat des titres empruntéz.

Es ist eine Beobachtung, welche wir auch sonst machen können, daß engere Kreise von Menschen, welche sich durch irgend eine Idee, namentlich auch durch eine religiöse, von der gemeinen Masse der Menschen aussondern und darüber erheben, daß sie zwar die eiteln Complimente und gegenseitigen Lobeserhebungen, welche in der Welt im Umlauf und Sitte sind, verachten, aber bei aller Absicht, sich derselben unter sich zu entschlagen, dennoch auf irgend einem Umwege, unter irgend einer besondern Form darauf zurückkommen, und wäre es auch nur, daß man die Frömmigkeit und Demuth der Seinigen rühmte. So finden wir, daß die Männer von Port-Royal der damaligen Sitte, Schilderungen von befreundeten Personen zu machen, sogenannte Portraits, fremd blieben, dieselbe wohl bekämpften, ob sie gleich selbst auf die Vorträge der Prediger einen nicht zu übersehenden Einfluß übte und bis in die Kreise von Madame Necker herab sich erhalten hat. Dafür huldigten sie den Ihrigen und deren Lobe in Epitaphien und Nekrologen, eine Wendung, welche unverfänglicher schien, zumal da die Demuth des Gelobten dadurch nicht gefährdet oder beleidigt werden konnte. Wir werden auch sonst sehen, wie die Abfassung eines solchen Epitaphiums, namentlich beim Tode Dr. Arnaulds 1694, eine wichtige Angelegenheit für diese Gesellschaft werden konnte. Es wurden dieselben meist nicht wirklich als Inschriften auf die Gräber gesetzt, sind auch gewöhnlich nicht in diesem einfachen Lapidarstyl. Portraits wären wohl für die Geschichte und für uns wichtiger, belehrender gewesen. D'Andilly nennt, dies Epitaphium von Anton Le-Maitre citirend, diesen seinen Neffen einen der größten Geister des Jahrhunderts. Die Lobeserhebungen, welche die Männer von Port-Royal einer dem andern machen, würden ungleich anstößiger sein, wären sie nicht jeder Partei, jedem Vereine natürlich, meist sehr begründet und hingen sie nicht mit der Humanität und mit den erprobten Freundschaften derselben unmittelbar zusammen.

Karl Emmanuel von Savoyen verweigerte Heinrich IV die Übergabe des Marquisats von Saluzzo; bei dieser Gelegenheit schrieb Arnauld zwei Pamphlets, Savoisiennes benannt, auf welche obige Verse anspielen. Als dieser Herzog 1600 nach Paris kam, wollte Heinrich ihn auch in das Parlament, „als in den vornehmsten Senat Europas", einführen. Der König ernannte zwei Parlamentäre, einen Robert und unseren Arnauld, welche bei dieser Gelegenheit einen Wettkampf ihrer Beredtsamkeit und Rechtskenntniß vor den erlauchten Häuptern ausfechten sollten. Denn dergleichen gehörte nicht weniger zu den Merkwürdigkeiten, welche man hohen Gästen vorführte, als Turnier und glänzende Jagden. Der Zulauf war ungeheuer; ich, damals elf Jahre alt, meldet d'Andilly, saß dabei zu den Füßen meines mütterlichen Großvaters, des Generaladvocaten Marion. Arnauld trug den Preis des Sieges davon. Er war besonders geschickt, wie man damals sagte, die Hauptsegel der Beredtsamkeit auszuspannen. — Sehr berühmt war auch seine Rede bei Gelegenheit des Streits über die Vorrechte der garde royale und der garde seigneuriale; diese beiden Corps wurden die Garden von Normandie genannt, daher auch diese nachmals gedruckte Rede diesen Namen hat. Er vertrat dabei das Haus der Guisen gegen die Condé's. Die Kühnheit Arnaulds setzte selbst das Parlament in Staunen und beleidigte Condé, indem jener verlangte, man solle Condé, der doch ein Prinz von Geblüt war und Präsident des Staatsraths, einen Curator geben, da er noch nicht volljährig war; was denn auch geschah. — D'Andilly sagt: Jedermann weiß, daß die Vorstellungen der Würdeträger der Krone, der Connetable, Admirale, der Herzoge, Pairs und Marschälle von Frankreich, daß ihre Vorstellung im Parlamente (in dessen allgemeiner Versammlung auch sie Sitz und Stimme hatten) die größten Anstrengungen der Beredtsamkeit erfordern. Denn diese Reden sind von jener demonstrativen und erhabenen Gattung, darin nur Edles, Ausgezeichnetes und Hohes gesagt werden darf; weshalb sie denn auch Meisterwerke der Beredtsamkeit sein müssen, wie der Panegyricus des Plinius auf Trajan, welcher mit Recht für ein Wunder des Alterthums gilt. Mein Vater aber hat allein vierzehn dieser außerordentlichen Akte bestanden, während auf alle anderen Mitglieder des Parlaments nur elf oder zwölf kamen. Um aber zu zeigen, wie

er die Geister mit sich fortriß, so giebt uns davon die Vorstellung des Herrn von La-Trimouille ein Beispiel, von welchem Heinrich, der Große, nach der Schlacht bei Ivry sagte, er sei an diesem Tage um eine ganze Pferdelänge tapferer gewesen, als er, der König, selbst; denn La-Trimouille focht immer vor ihm. — Bei dieser Vorstellung also hielt mein Vater die Rede, und indem er von der Schlacht bei Fornuovo sprach, welche Karl VIII in Italien gewann und worin La-Trimouille sich so viel Ruhm erwarb, ergriff er seine Zuhörer so sehr, daß der Herzog von Montpensier [1]), Prinz von Geblüt, welcher La-Trimouille bei dieser Gelegenheit als Beistand ins Parlament begleitet hatte, darüber sein Schwert halb aus der Scheide zog, ohne zu wissen was er that, und nachdem diese feierliche Handlung vorüber war, zu La-Trimouille sagte: Führen Sie mich, ich bitte Sie, zu Herrn Arnauld, daß ich ihn umarme; er hat mich so fortgerissen, daß ich beinahe für toll hätte angesehen werden mögen; da ich im Kampf zu sein glaubte und nicht wußte, was ich that, habe ich mein Schwert halb gezogen.

D'Andilly erzählt uns an einer andern Stelle: Eines Tags stand ich auf der Tribüne der Kirche St. Paul neben Hürault, Erzbischof von Aix, welcher Rath im Parlament gewesen war, mein Vater aber war unten im Schiff der Kirche; da nun Cospeau, Bischof von Lizieux, seine sehr schöne Predigt geendigt hatte, sagte der Erzbischof zu mir: Man muß gestehen, das heißt gut predigen; wenn aber Ihr Vater da unten an der Stelle des Bischofs gewesen wäre, er hätte uns Alle fortgerissen und zu sich auf seine Kanzel gezogen; ich erinnere mich noch, wie ich Richter war, da er die große Rechtsfrage gegen die Jesuiten führte, und wie er uns Alle so sehr aufregte, daß wir Einer den Andern ansahen, ohne daß wir wußten, wo wir waren, ungeduldig jenen berühmten Urtheilsspruch zu thun, dessen Andenken nie in unserer Geschichte sterben wird. — Der Zusammenhang und die Folgen dieser Philippica aber werden unsere Aufmerksamkeit später mehr in Anspruch nehmen.

Die Familienfeindschaft der Arnauld gegen Spanien, diese Kehrseite ihres Gallicanismus, welche Einen derselben sogar trieb

1) Er besaß Dauphine d'Auvergne und wurde deshalb prince Dauphin genannt.

in Holland ehrlichen Kampf mit diesen Feinden zu suchen, spricht sich sehr bestimmt in unserem Anton Arnauld aus. Dieser Haß der Ligue und der Spanier entwickelt sich in ihm weiter zur Feindschaft gegen die Jesuiten. Er war selbst zu den Zeiten, da die Ligue, besonders in ihrem Herde, in Paris, ihre höchste Entwicklung erreicht hatte, in der Hauptstadt geblieben und hatte hier seinen Anti-Espagnol geschrieben, als Antwort auf das Manifest des Herzogs von Maine. Die furchtbaren Häupter des katholischen Aufstands und der Kommüne Paris, die Sechszehn, ließen ihn überall fahen, so daß Arnauld, als Maurer verkleidet, mit Lebensgefahr nach Tours flüchtete, wohin der König einen Theil der ihm getreuen Parlamentäre zusammengerufen hatte. Seine Frau folgte ihm dahin mit ihrem noch nicht zweijährigen Sohne, dem nachmaligen Robert d'Andilly. Um dieselbe Zeit suchte er auch noch durch die beiden Flugschriften: Fleur de Lys und la Délivrance de la Brétagne, die durch die Versprechungen und Grundsätze der Ligue verblendeten Städte zu enttäuschen. Als er 1597 im Stadtrath von Paris saß und der König Chartres belagerte, rüstete die Stadt Paris ein Regiment von 1200 Musketiren und Lanzenträgern, unaufgefordert vom Könige, auf seinen Vorschlag aus.

Besonders die Rede gegen die Jesuiten zeugt von dem stürmischen, leidenschaftlichen Charakter seiner Beredtsamkeit; indeß rühmt es d'Andilly ganz besonders, daß er die schwere Kunst, die Gründe Anderer anzuhören und sich dadurch überzeugen zu lassen, in einem hohen Grade besaß. Er gab den eigentlichen Advocatenberuf ziemlich früh auf, während man den Parlamentären vorwarf, daß sie den einmal erworbenen Ruf möglichst auszubeuten suchen, er trat nur bei wichtigen oder feierlichen Angelegenheiten auf; sein liebstes Geschäft war, Familien durch friedliche Vergleiche zu versöhnen. Er war der Anwalt vieler großen, fürstlichen Häuser, welche ihm ihr volles Zutrauen schenkten und mit denen er beinahe wie mit Seinesgleichen lebte. Dieses brachte ihm sowohl schöne Einkünfte, als viel Ehre. Die Angelegenheiten dieser großen Familien wurden in seinem Hause berathen; Gouverneurs der Provinzen, damals noch halbe Könige, besuchten ihn, so oft sie dahin zurückgingen oder nach Paris kamen. Desgleichen die gewaltigen Günstlinge der Regenten. So erinnere ich mich,

sagt d'Andilly, daß ich einmal um vier Uhr in der Frühe bei ihm in seinem Schlafzimmer war, als ich den Marschall d'Ancre [1]) bei ihm eintreten sah mit den Worten: Sie erwarteten mich wohl nicht zu dieser Stunde. — Das ist wahr; aber was führt Sie so frühzeitig zu mir? — Weiter nichts, als daß ich Ihnen ein Lebewohl sagen wollte, da ich nach der Pikardie reise. — Ich (d'Andilly) trat ab und mein Vater sagte mir nachher, der Marschall habe ihm Vorwürfe gemacht: Ich erweise so vielen Leuten Gefälligkeiten, welchen ich durchaus nicht verpflichtet bin, während ich für Sie, gegen den ich so viele Verpflichtungen habe, noch nichts gethan, weil Sie nichts von mir verlangen. Sagen Sie mir, was Sie von mir verlangen, ich werde es mit Freuden thun. Wollen Sie eine Stelle im Staatsrath oder etwas Anderes? Was wünschen Sie? — Ich begehre nichts, mein Herr, als zu sein, was ich bin, da ich immer so gestellt sein möchte, daß ich Niemandem den Hof zu machen brauchte, antwortete Arnauld. — Diese Anwaltschaft großer Häuser war für ihn auch eine Quelle schöner Einkünfte, welche ihm, auch bei einer Familie von 20 Kindern, erlaubten ein großes Haus zu machen, und ihn vermochten, die beim Tode seines Schwiegervaters (1605) ihm angebotene Stelle eines Generaladvocaten abzulehnen. Seine Beredtsamkeit aber war auch der Grund seiner Verbindung mit der Tochter dieses so angesehenen Generaladvocaten Simon Marion. Diese Familie hatte sich in den Parlamenten, auch in denen der Provinz, einen Namen gemacht; über die Kenntnisse, Klugheit und Beredtsamkeit Marions sind die Zeitgenossen eins, aber sein Charakter wird nicht allgemein gerühmt. De L'Estoile meldet den 15. Februar 1605 die Beerdigung Marions, nennt ihn einen feinen (accort), aber nicht offenen Mann; einen der bekann-

1) Concini, Marquis d'Ancre und seine Frau Eleonore Galiguai waren während Louis XIII Minderjährigkeit die hauptsächlichsten Günstlinge von Maria von Medici, der Regentin, welche auch den Arnauld sehr gewogen war. Von ihnen wurde der Bischof von Luçon in die Geschäfte eingeführt. Louis befahl 1617, auf den Rath de Luynes, seines Günstlings, den Marschall zu verhaften, da er die Großen in der Widerspenstigkeit erhalte; als er sich aber zur Wehr setzte, wurde er im Louvre getödtet und seine Frau kraft eines Parlamentsbeschlusses hingerichtet. Sie war der Zauberei angeklagt und antwortete auf die Frage, durch welche Mittel sie die Königin bezaubert: par l'ascendant d'une ame forte sur une ame faible.

testen Parlamentäre, mehr beredt [1]) als fromm, über welchen Gott, nicht den Menschen das Urtheil zustehe. Als bald nach der bekannten Rede Anton Arnaulds (1594) die Jesuiten aus dem Ressort des pariser Parlaments verbannt wurden, suchten die Lyoner einen Jesuiten Porsan, einen geschickten Schulmann, als Principal ihres Collegiums beizubehalten. Bei dieser Gelegenheit hielt auch Marion (1597) eine Rede gegen die Jesuiten, worin er vor ihren geheimen Planen warnt; zumal da sie dieselben einmal verrathen, wäre es jetzt stupid, sich nicht davor zu schirmen. Wir müssen glauben, die Jesuiten seien von ihrer Kindheit an durch so viele Flüche an einander geschmiedet (estreints) und mit einander verschworen, in diesen feindseligen Planen zu beharren, daß, so viele innere Spaltungen (fibruscule, noise, divorce) sie auch veruneinigen mögen, sie darum nie ihre erste, zu unserem Ruin geschlossene Verbindung (accointance) vergessen werden. So war denn auch von dieser Seite Familienfehde mit den Jesuiten; alle Wurzeln, woraus der Stamm von Port-Royal erwuchs, waren verflucht bis ins zweite und dritte Glied. — Marion hatte den jungen Anton eines Tags, als er im Parlament sein Talent besonders glänzend entwickelt, mit nach Hause genommen, ihn gefragt, wie ihm seine einzige Tochter gefalle; als Anton ihm sein Wohlgefallen bezeugte, gab er sie ihm zur Ehe. Sie starb erst 1641 in Port-Royal, von der Schaar ihrer Enkel und Kinder umgeben, nachdem sie noch 15 Jahre in diesem Kloster, unter dem Namen Catharina Felicite, gelebt.

Die Arnauld kamen dadurch in viele und vornehme Verwandtschaften auch in Paris, indem sie bisher nur auf die Auvergne beschränkt gewesen, namentlich mit den beiden parlamentarischen Familien der Pinon und La-Poterie. Anton erbte von Marion das Gut Andilly, von welchem Robert d'Andilly, sein Erstgeborener, den Namen hatte, welcher es auch nachher für 50,000 Thaler verkaufte; außerdem kam Anton aus dieser

1) Cardinal du Perron machte auf ihn folgendes Epitaph:

Sous ce tombeau paré de mainte sorte
D'honneurs muets gît l'éloquence morte;
Car Marion, du sénat l'ornement
Et du barreau le miracle suprême,
Ne fut le nom d'un homme seulement,
Mais c'est le nom de l'éloquence même.

Erbschaft ein Haus in Paris zu, welches später sein Enkel Pomponne, Minister Louis XIV, der Freund der Frau von Sevigne, bewohnte.

Die Übersiedlung der Familie nach Paris aus der Auvergne ist jetzt für immer ausgeführt, wir aber werfen nun zum Abschied einen Blick auf jenes Gebirgsland, dessen Zeichen die Familie auch fortan im Wappen führte. — Keiner der Männer von Port-Royal hat einen bis auf unsere Zeiten so allgemein verbreiteten Ruf, als Blaise Pascal; auch er ist Auvergnate, geboren zu Clermont am 29. Juni 1623, wo sein Vater Schatzmeister war und seine Verwandtschaft hatte, seine Mutter war aus der Familie eines Senechals von Riom. Hatten die Arnauld den Berg als Zeichen ihrer Abstammung aus diesem Gebirgslande im Wappen, so benannte er sich als Verfasser der lettres provinciales: Montaltus. Auf den Bergen der Auvergne hat er zuerst seine Theorie der Höhenmessungen durch Queckſilber erprobt. Und der letzte Mann, der noch in den Traditionen von Port-Royal und im Geiste dieser Männer in unseren Tagen, noch unter der Restauration, für eine Reform der Kirche, für Volksrechte im Sinne der edleren, freier denkenden Parlamentäre, für die Rechte der Dynastie und gegen die Jesuiten kämpfte, war der edle Graf Montlosier, der Auvergnate. Ganz besonders aber war die katholische Kirche der Auvergne in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts und in den nächsten Jahrzehnden in einem Zustande befruchtender Gährung. Waren die Bergbewohner der Sevennen schon damals der Hort der reformirten Kirche, so stand ihnen die benachbarte Auvergne als das Bollwerk der katholischen Kirche entgegen; wie zwei Vorgebirge, welche, durch einen Durchbruch des tobenden Meeres aus einander gerissen, drohend einander anschauen. Wo aber geistige Regung ist, da ist auch Trennung, nicht blos gegen außen, auch innere Gegensätze brechen hervor und suchen wider einander zu beharren. So war denn auch der Kardinal du Prat, der Verräther der gallicanischen Freiheiten an den Pabst, hier geboren, hier in Isoire, und sein angeblicher Sohn, Bischof von Clermont, war der erste Bischof in Frankreich, welcher der Jesuiten sich annahm, zu dessen Ehren, mit dessen Stiftungen zum Theil, mit dem Gelde der armen Auvergne, sie ihr berühmtes Collegium in Paris, das von Cler-

mont genannt, bauten, während sie sehr früh in diesen Gegenden selbst Provinzialcollegien stifteten. Vielleicht der gewichtigste Kämpfer des Jesuitismus gegen Port-Royal, Sirmond, Beichtvater Louis XIII, war 1559 in Riom geboren. — Nicht Reichthum, noch Bildung eines Stammes giebt ihm das Geschick und die Kraft, Andere in geistiger Bewegung fortzureißen, ihnen das Siegel seines Geistes, seiner Gedanken und Gegensätze aufzudrücken, sondern der gesunde, kräftige Charakter, wie ihn dieser Stamm bewahrt hatte, und der durch die Nachbarschaft einer reformirten Bevölkerung aufgeregt, sich in seiner Kraft aufrichtete.

Zweites Buch.

Entwicklung und Beschränkung des Jesuitenordens.

Erstes Kapitel.

Des Ordens Entstehung und Principien; deren Entfaltung und Modificirung.

Es war den 15. August 1534, vier Jahre nachdem die deutschen Protestanten zu Augsburg vor Kaiser und Reich ihr Glaubensbekenntniß abgelegt hatten, als einige junge Männer den unmittelbar nördlich über Paris liegenden Berg bestiegen, von den ersten Märtyrern in diesen Landen Montmartre [1]) genannt. Pierre Lefebvre, bereits Priester, Sohn eines savoyischen Hirten, der Nachts bei den Heerden seines Vaters die Berufung zum Dienste Gottes zu vernehmen geglaubt hatte, las den Genossen die Messe in der unterirdischen Kapelle der nun beinahe in Ruinen liegenden Kirche, auf deren Gipfel jetzt der Telegraph geschäftig ist. Am Brunnen des heiligen Dionys, des Apostels des Landes, genossen sie sofort ein Mahl.

Zu ihren Füßen lag die Hauptstadt Frankreichs; die meisten dieser von Fasten abgehärmten Gestalten waren Spanier. Wir haben sonst schon bemerkt, wie die Congregationen, welche hier in

1) Wie der fromme Glauben des Volks von Zeit zu Zeit Knochen und Reliquien dieser frommen Dulder aus dem verborgenen Schatze des Berges, köstlicher denn Gold, auffand, so ist jetzt dem mehr realistischen Geschlecht dieser Höhenzug eine Fundgrube von merkwürdigen Fossilien, Versteinerungen und Knochen uns unbekannter Gattungen. — Seltsames, aber nicht seltenes Zusammentreffen!

dieser Weltstadt gestiftet worden, meist wie getragen von jenem Erobererſinn, welcher dem französischen Volke eigen ist, sich rasch bis an die Weichsel und bis an die Küsten des fernen Oceans zu verbreiten strebten, dienend und herrschend. Nicht minder diese Spanier, Ignaz Loyola, der schon unter den Fahnen Karls gefochten, nun unter denen der Madonne, Franz Xaver, der sich seines bis auf 500 Jahre hinaufreichenden Stammbaums und seiner ritterlichen Vorfahren rühmte, bald, wie sie, Eroberer großer Landstrecken über die blinden Heiden, Lainez, Loyolas Abubeker. Wie ihre Landsleute auszogen, die Welt und ihr Gold zu erobern und der allein seligmachenden Kirche zu unterwerfen, so wollten auch sie die Ungläubigen im heiligen Lande bekehren; Columbus hatte Indien gesucht, mit seinen Schätzen das heilige Grab zu befreien, sollte über dem durch Gottes Hülfe gefundenen irdischen Paradies gegen Abend das wahre Paradies vergessen werden, von wannen der römischen Christenheit das himmlische, wie das irdische Licht uns aufgeht! Aber freilich, wie sollte das geschehen? so fragen wir, aber nicht die fünf armen Studenten vom Collegium St. Barbara; und sie thaten mehr als sie sich vorgenommen. — Man hat in unseren Zeiten viel von weltstürmenden Planen der Zöglinge unserer Hochschulen gehört, aber auch nur gehört; hier war es wirklich so. Es ist aber hiebei der Umstand zu bemerken, daß damals auf den Universitäten Leute lebten, welche zum großen Theil die Welt schon kennen gelernt, Feldzüge mitgemacht hatten und wohl, unbefriedigt durch das alltägliche Treiben, in den Wissenschaften eine höhere Befriedigung, eine verborgene Kraft suchten, sich und die Welt zu heben. Die scholastische Weisheit der Zeit mußte besonders für Leute, welche in diesem Alter noch die mühsamen Vorstufen zu durchlaufen hatten, eine schwere Probe und Übung der Ausdauer und des festen Willens sein. Wer sie bestand, das waren freilich nur die Wenigeren, der war erprobt und durfte vor keiner Unternehmung zurücktreten; es waren keine Träume, welche beim Anblick der nicht gekannten Wirklichkeit zerrinnen. Der den Universitäten der germanischen Stämme, besonders in den früheren Jahrhunderten, gemeinsame Corporationsgeist, die Sitte der Verbrüderung, also gestählte Kräfte vereinigend, mochte die Welt durch unglaubliche Erscheinungen überraschen.

Bald verlieren wir diese unsere jungen Männer aus den Augen, sie verschwinden hinter den Bergen, welche Italien, das Erbtheil Petri, von Frankreich trennen; sie ziehen vereinzelt, aber eben seitdem durch eine Regel gebunden, durch Völker anderer Zungen hin, ihnen durch ihre harten Bußübungen und ihre hagern Gestalten, wohl auch auf Steinen, an den Ecken der Straßen, mehr durch ausdrucksvolle Geberden, als durch die abgebrochenen Worte Buße predigend, bis sie zu den Füßen des heiligen Vaters sich wiederfinden. — Die alte christliche Welt war durch einen schrecklichen Aufruhr in ihren tiefsten Tiefen erschüttert und aus ihren Fugen gehoben worden; die classische Bildung, welche durch die verschiedenen Zeitalter der Menschheit, wie eine mysteriöse Fackel, ein Volk dem andern übergeben hatte, war durch den Einfall der nordischen Barbarenhorden, die aus dem blühenden Italien wiederum den Tummelplatz ihrer wilden Leidenschaften machten, nun in ihrer letzten Zufluchtsstätte bedroht, wohin dieses Heiligthum nun zum zweiten Male von den Küsten der Propontis geflüchtet worden war und unter Leo eine nie erhörte Verehrung gefunden hatte. Mit dem wilden Kriegsgott verbunden erhob die Mutter der Barbarei, die Häresie, stolz das Haupt, deutsche Landsknechte verhöhnten das Heiligste unter den Augen des heiligen Vaters, ihres Gefangenen; die noch nicht abgefallenen Kinder, die Könige von Spanien und Frankreich, suchten seine Noth auszubeuten, so unbarmherzig als die Goldberge Amerikas; im Rath des Pabstes selbst waren gewichtige Männer den Irrthümern des Tages, der Lehre von der alleinigen Versöhnung durch das Blut Christi, verfallen und Tausende von Schullehrern verbreiteten sie bis im Rücken der Kurie, in Neapel und Sicilien. Dazu kam, daß, während Feinde von außen und Untreue von innen das Reich Christi und seines Statthalters bedrohten, die Bande des Gehorsams und des Eides erschlafften, der Kaiser, der Schirmvogt der Kirche, die Zusammenberufung der Stände, der Generalstaaten des geistlichen Reiches, die Berufung eines allgemeinen Concils verlangte, es zum Organ seiner selbstsüchtigen Politik zu machen. Da sah sich der Pabst nach seinen Getreuen um; allein die alten Cohorten, denen die einst unterworfenen Länder zum Lehen gegeben waren, welche eben so viel Land verloren hatten wider den anfangs noch schwächeren Feind, wie sol-

ten sie ihn aus dem Gebiete wieder hinausdrängen, darin er sich nun festgesetzt! Und doch, so schien es, die Kirche, welche seit mehr als einem Jahrtausend die allein seligmachende gewesen, darauf die Väter seit dreißig und mehr Geschlechtern gläubig verschieden, mußte untergehen, oder die Abtrünnigen mußten wieder unterworfen und die katholische Einheit wieder hergestellt werden!

Verließ der Herr seine Kirche in dieser letzten Noth, so hatte der Glaube die Gläubigen aller Jahrhunderte betrogen, die Kirche war todt, er, der das Leben ist, selbst war todt, Alle, die getauft waren und glaubten, waren getauft auf einen Todten, glaubten an einen Todten, er werde ihnen das ewige Leben geben. Daß dem nicht so sei, daß die Wahrheit keine Lüge sei, noch das Leben todt, dieses nach Kräften, durch die Kraft Gottes zu erweisen, begehrten die fünf Fremdlinge zu den Füßen des Statthalters Christi, seine Diener und Boten und Streiter zu sein wider alle Welt, wie Gottes Engel Feuerflammen sind. Hatte nicht ein Mönch durch den Schein der Wahrheit den Blitzen in der Hand des Heiligen getrotzt? sollten nicht sie vereint die Ketzerei überwinden durch blinde Aufopferung und besonnene Klugheit? Waren nicht die Neuerer unter sich uneins geworden, entbrannt wider einander; der Herr hatte ihre Sprache verwirrt, zum Zeugniß, daß sie Menschenwerk an die Stelle seines heiligen Tempels hatten stellen wollen. War doch in einer ähnlichen Gefahr durch die Bettelorden die Macht der Kirche wieder gerettet, ja erweitert worden. Neue Feinde verlangten neue Waffen; wohl erhob sich Widerrede, es war beleidigend für die alten Diener, daß ihr Dienst nicht mehr genügend schien, allein die Noth drang. Im Jahre 1540 wurde der neue Orden bestätigt, bald nach bestandener Probe, alle Schranken seiner Verbreitung entfernt.

Die Reformation erschien der Kurie als eine Erneuerung der Waldenser, daher schwebte ihr auch bei Stiftung des Jesuitenordens das Muster der Dominikaner besonders vor. Die Noth verlangt unbedingten Gehorsam, eine Dictatur; das stimmte auch ganz überein mit den militärischen Ideen Loyolas und seiner Vorstellung von christlicher Vollkommenheit durch unbedingtes Aufgeben seines eigenen Willens. Alle Ketzerei kam ja eben davon, daß Jeder sich über die heilige Ordnung Gottes, über die Kirche, über Christum und seinen Statthalter erheben zu dürfen glaubte. Die

Generale der älteren Orden (de la vieille-roche) hatten sämmtlich ihre Sitze außerhalb Roms, so die Benedictiner in ihren verschiedenen Gestalten, die Bernhardiner, Cluniacenser, Prämonstratenser; erst die Generale der Bettelorden residirten in Rom, dem Pabste Bürgen der romanistischen Gesinnung, des unbedingten Gehorsams der Ihrigen. So auch der General der Jesuiten, von dem seine Untergebenen so unbedingt abhingen, daß sie nur die Tugend des Gehorsams allein üben zu dürfen schienen. Auch eine Todsünde auf Befehl dieses Oberen zu thun, wäre ihnen Pflicht gewesen. Die Hand gehorcht dem Willen, sie ist so nie schuldig.

Weiter, warum war die Kirche an ihre Feinde und ihre Gewalt verkauft? weil sie feil war, weil die Priester das Sacrament, den Segen des Himmels verkauften, weil der Richter an Gottes Statt im Beichtstuhl bestechlich war. Darum ward es nun den Gliedern verboten, für Taufe und Gebete am Grabe, für Predigt oder Beichte Geld zu nehmen. Weiter hinauf schaute der Jesuite nicht, wie der Statthalter Christi selbst dieses Übel durch sein Beispiel hervorgerufen und gehegt, die Gewissen, die Sünden ausgebeutet hatte, die Schlüssel zu binden und zu lösen im Namen des Herrn, die Würden der Kirche versteigert hatte, also daß sie wie Staatspapiere je nach der Ankunft eines Kuriers in ihrem Preise stiegen oder fielen. Allein die Bedrückung durch Beamte ist immer offenbarer vor den Augen des Volks und drückender, als die Gewaltthätigkeit und Aussaugung durch die höchste Gewalt; und auf jeden Fall ist diese nur Gott Rechenschaft schuldig. Da aber das gegenwärtige Geschlecht das gemeine Verderben eingesogen hat, so kommt es vor Allem darauf an, die Jugend wieder an Gehorsam gegen die Kirche zu gewöhnen, durch guten Unterricht und durch unentgeltliche Unterweisung der heranwachsenden Generationen, ihrer Kräfte, ihrer Gedanken, ihrer Talente sich zu bemächtigen, wie man in der Beichte wenigstens die Ausbrüche der rebellischen Selbstsüchtigkeit bei den Erwachsenen zu beobachten und zu lenken hat. Wer aber das ganze Leben Aller beherrschen will, muß Alles sein oder doch zu scheinen wissen, der Orden war eben dadurch in Gefahr, sich auseinander getrieben zu sehen, und das Band der Einheit mußte daher nur um so despotischer ge-

schmiedet werden; wie jedes Glied am Orden Aug und Ohr war, das zu belauschen und beobachten, was im Kreise der Familien, im Dunkel des nächtlichen Lagers, in dem noch undurchdringlicheren der Cabinete, was in der geheimsten Regung des Gewissens sich rührte, so sollte auch innerhalb des Ordens Einer zu des Andern, zu seines Bruders Wächter bestellt sein. Wie des Menschen Geist allein weiß, was im Menschen ist, so sollte der General auch die Gedanken aller Glieder von ferne wissen, ehe sie ihnen selbst verständlich würden. Das Zwiegespräch des Freundes mit dem Freunde, mit sich selbst, mit Gott war verrathen. Weitere Mittel zu diesem Einen Zweck der absoluten Einheit: Andere Orden wählten ihre Oberen, besonders den General nur für einige Jahre; allein der General, der wieder nach einigen Jahren einem seiner jetzigen Untergebenen gehorchen wird, wagt nur halb zu befehlen, man gehorcht ihm nur halb. Der General der Jesuiten ist für Lebenszeit gewählt; er ernennt alle Oberen. Seine Gewalt, anfangs beschränkt durch die Verpflichtung, den Willen der Ordensprofessen zu befragen, wird bald unbeschränkt; war sie aber auch so noch zu Lebzeiten des Stifters eine patriarchalische, so mußte sie sich bald als despotische fühlbar machen. Die verschiedenen Abstufungen bilden keine Aristokratie, sondern nur eine um so höhere Basis für die Allgewalt des Einen. Die Oberen können selbst „zu einer Todsünde verpflichten, kraft der Pflicht des Gehorsams, wenn es wichtig ist für das allgemeine Beste" (Instit. Soc. Jesu Tom. 1. Pag. 414.) Die in der Obedienz Lebenden müssen sich von der göttlichen Vorsehung ohne Weiteres durch ihre Oberen schieben und regieren lassen, als wären sie ein Leichnam." — Die andern Orden haben eine Zeit für den Novizen festgesetzt, nach deren Verlauf er angenommen oder für untüchtig erklärt wird. Dergleichen Rechte der Anwartschaft erkennt der Jesuitenorden nicht an; Manche lebten 20, ja 30 Jahre weder aufgenommen, noch abgewiesen, alternd vor den Augen des Herrn. Daß diese in ihrem verzweifelten Gehorsam völlig blinde Werkzeuge seien, in der Hoffnung, in den Orden oder in den Himmel dadurch einzugehen, wurde früh bemerkt. Aber auch wer einmal aufgenommen ist, hat die Gewißheit keine Stunde, ob das Machtwort des Generals ihn nicht hinausstoße und, nachdem er

seine Jugend und Kraft im Gehorsam desselben verzehrt, die Bande der Verwandtschaft zerrissen, ihn hülflos seiner Verzweiflung überlasse.

Diese Ordnung und Gesetzgebung, nicht sowohl ein Werk Loyolas, als eine Eingebung Christi, eine Frucht von Visionen, hat an sich etwas so furchtbar Gewaltiges, daß sie nicht blos so lange sie bestand die Welt in ihren eisernen Armen zu erdrücken drohte, sie ist das Ideal für eine neue Gestaltung der Gesellschaft geworden, womit sich auch in unsern Tagen Viele tragen, darin das einzige Mittel erblickend, eine in die Selbstheit sich zersplitternde Zeit zusammenzuhalten. Der Jesuitenorden ist namentlich ein Vorläufer der neueren socialen Systeme und Phantasien, namentlich St. Simons und Fouriers, oder vielmehr, es sind dieses schwache Reminiscenzen und Nachahmungen jenes großen Jesuitenstaats, Nachahmungen mit Tinte und Papier. Diese reelle Idee der Sociabilität wird von einem der besten Geschichtschreiber des jetzigen Frankreichs an ihnen gerühmt. St. Simon aber mit seiner Gemeinschaft der Güter, seinen Klassen, der Schätzung, der Anstellung und Belohnung jeder Persönlichkeit nach ihren besonderen Anlagen, mit dem Tribunal, welches darüber entscheidet, ein Wiederspiel des Pabstes an der Spitze, ist nur eine materialistischere Auffassung derselben Grundanschauung.

Besonders aber bemerken wir den Unterschied, daß der Jesuitismus von religiösen Tendenzen ausging, während der St. Simonismus sich erst aus einem abstracten materialistischen System, auf den Rath eines der Koryphäen des Liberalismus, eine Religion machte. — Es waren auch die Jesuiten besonders, z. B. der berühmte Louis Molina (siehe die erste Beilage), welche die wichtigsten Fragen über die Natur und das Verhältniß der socialen Gewalten und Stände, über Ehe, Verträge, Eigenthum mit Vorliebe behandelten. — Die Jesuiten, als die schärfsten Gegner der Reformation, bildeten auch in den einzelnen Punkten gerade das den Principien der Reformation direct entgegenstehende Element aus; die Reformatoren waren in der Lehre von Gnade und Freiheit mehr oder minder Augustinianer, die Jesuiten, obgleich St. Thomas, ihre dogmatische Auctorität, die Gnade Gottes sehr hoch hält, mußten durch die Macht des Gegensatzes sich zu dem Pelagianismus hingetrieben sehen; die

Reformatoren stellen das unmittelbare Verhältniß des Christen zu Gott durch Christum gleichsam wieder her, die Jesuiten heben nun erst die Vermittlung durch den Pabst und Maria recht hervor; die Reformatoren dringen durchaus nur auf das Eine, das Noth thut, daß der Mensch haben möge eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens. Man wirft ihnen wohl vor, sie haben über der Ewigkeit dieses Leben, über dem Geistigen das Leibliche, über dem Göttlichen das Menschliche vergessen; die Jesuiten aber mußten gleichsam schon darum, wie durch ein Naturgesetz, auf Schätzung und Pflege des Menschlichen, des Leiblichen, der Interessen dieses Lebens hingedrängt werden. Die ganze Natur und Stellung des Pabstthums hatte ohnedies eine Neigung dahin. Diese Ansicht ist es auch, welche gegenwärtig noch, gerade unter einem durch materielle Interessen lebhaft bewegten Geschlechte, in Frankreich und zwar nicht blos bei den hommes de lettres, ein mächtiges Vorurtheil für den Katholicismus begründet, wozu bei den durch den St. Simonismus durchgegangenen Schriftstellern, welche nicht eben die unbedeutendsten sind, das Dogma von den Rechten der sinnlichen Triebe kommt. Das wahre Gleichgewicht und die wirkliche Ruhe entsteht nicht durch Unterdrückung der leiblichen und natürlichen Triebe, sondern dadurch, daß das Leibliche auch in seine Rechte eingesetzt wird; das ist die wahre sociale Versöhnung. So sagt Capefigue in seiner Geschichte Louis XIV: die Jesuiten sind nicht als Theologen zu fassen; sie haben vielmehr erkannt, es sei der Reformation nicht mit theologischen Waffen entgegen zu treten, es handle sich dabei um die ganze Gesellschaft, nicht blos um ein die Theologie beherrschendes System. Sie waren seit dem sechszehnten Jahrhundert die einzigen organisirenden, politischen Geister in der Kirche, durch die beiden Grundideen aller Gewalt: Gehorsam in einer Hierarchie und den socialen Geist in der Gesetzgebung. Diese Ideen waren ihr Eigenthum; dadurch suchten sie den Katholicismus schmiegsamer zu machen und allen Bedingungen eines Gesetzes für die politische und sociale Welt anzupassen. Denn alle Sociabilität, namentlich aber die katholische, besteht darin, daß das sinnliche und das moralische Gesetz geschickt eingetheilt, jedem sein Gebiet eingeräumt werde, darin, daß die sinnlichen Seiten des Menschen dem unbeugsamen Gesetz des Christenthums und dieses jenen möglichst

nahe gebracht werden. Das ist der wahre Liberalismus, sagt Capefigue. — Jeder Orden giebt sich in seiner ganzen Physiognomie, durch alle Zeiten und Verhältnisse hindurch, als das Kind der Zeit zu erkennen, in welcher er, den Bedürfnissen des Augenblicks entsprechend, durch sie ins Leben gerufen wurde; wie ein Metallbild, dessen Formen unverändert bleiben, auch wenn der umliegende Mantel zerfällt. Es war aber zu der Zeit, da diese Compagnie sich besonders in Spanien festsetzte, für dieses Land die Epoche großer Unternehmungen angebrochen, welche zugleich Eroberungszüge und große Handelsniederlassungen waren. So waren auch die Missionen der Jesuiten zugleich Stationen für Verbreitung des Christenthums und Contoires einer unternehmenden Compagnie; während die älteren Orden zwar auch jenseits des Oceans sich niederließen, aber ohne je dergleichen nur zu versuchen. Zur Zeit ihrer Stiftung, als ihr Charakter und ihre Gewohnheiten sich bildeten, da war der Grundbesitz noch des Reichthums Quelle und Maas; aus der Gewohnheit dieser Anschauung und Existenz mochte sie keine Veränderung der Zonen und Welten herausheben. Auch für Fabriken, besonders in Seide, für große landwirthschaftliche Unternehmungen zeigten die Jesuiten entschiedenen Sinn und Hinneigung. Die Laien im Orden suchten sich dadurch eine größere Geltung zu verschaffen; daß nichts in dieser Art ihnen zu groß war, das zeigt ihr großes Phalanstere in Paraguay. Auch in unseren Tagen haben der Handel und die Verbindungen aller Punkte auf der Erdkugel, wenn auch bisweilen sich scheinbar hemmend, gegenseitig sich gehoben und gefördert; und so mußte schon um der vielfachen Verbindungen willen der Handel eine nothwendige Bedingung für die Entwicklung des Ordens werden. An den Höfen erschienen später Jesuiten als Bankiers, als Unterhändler von Anleihen, und wer hätte besser dazu gepaßt, als der Orden, der die Fürsten des halben Europa beichtete (siehe Beilage II.) und ihnen ihre Geheimnisse abkatechisirte. So war denn unser Orden, indem er ausging, die Welt zu überwinden, selbst von ihren Elementen ergriffen worden. Er mußte sich aber um so mehr zu solchem Treiben genöthigt sehen, als der Geldaufwand durch seine Neigung zu den Höfen, durch die Pracht seines Cultus und die Fashion seiner Lebensart

erhöht wurde, während er auf manche Einnahmen verzichten zu müssen glaubte.

Was Wunder also, wenn die Theoretiker des modernen industriellen und materiellen Socialismus, welche die Industrie als Gottesdienst darstellen, in unserem Orden ein hohes Muster, eine große Entwicklung der socialen Idee anerkennen. Oder wenn sie zum Theil diese Verwandtschaft verleugnen, wenn sie dieselbe vielmehr verschweigen zu müssen glauben, so kann es nur aus Klugheit geschehen, entweder aus Schonung der Vorurtheile oder um sich durch dieses Verschweigen um so mehr den Ruhm des ersten Gedankens zu sichern. Auch will es uns bedünken, der Umsturz des Ordens schreibe sich zum Theil von der kaufmännischen Rivalität her, indem man einem gefährlichen Concurrenten den Proceß machte [1]).

Der Cultus in den Jesuitenkirchen trug nicht minder dieses Gepräge; auch das Mittelalter hat eine gewaltige Sinnlichkeit in den dem Cultus dienenden Sachen entwickelt; ja selbst das Lutherthum. Aber wie reich, erhaben, ahnungsvoll ist jene, wie kräftig, ruhig, ernst diese im Vergleich mit den Kirchen und mit der Kirchenmusik der Jesuiten. Zwar sind die Jesuitenkirchen in der Regel mit Malereien ausgestattet, unter der Last der Vergoldungen eine Fülle von Märtyrergeschichten. Neben dem, was auf Kunstsinn Anspruch macht, stößt sich das Auge an den geschmacklosesten Puppen und Tändeleien. Die Größe wird meist nicht in den Verhältnissen, sondern in den Massen, in der Dicke der Säulen gesucht, in der reichen Last des Hochaltars. So giebt es auch lebende Schönheiten von hoher Vollendung, welche seelen- und herzlos bald den Eindruck der Plattheit machen, nur

1) Wir sehen auch daran, wie in Frankreich das katholische Princip, selbst in seinen Gegnern, wirksam ist. Auf die Frage, ob er nicht an den oben ausgeführten Zusammenhang glaube, antwortete uns der berühmte schottische Socialist Robert Owen, allerdings; aber auch die zitternden Quäker Amerikas seien ihm oft über den französischen Socialisten eingefallen. Dieser ehrenwerthe Mann beginnt den Vortrag seiner Doctrin damit, daß er beweist, das uns Bestimmende liege im Object, welches unsere Sinne wahrnehmen, nicht in unserem Willen. Es frappirte uns, zu gleicher Zeit zu finden, daß auch Molina in seiner Concordia damit beginnt, in Gott die scientia naturalis (non libera) dem freien Akt seines Willens voranzustellen. Hier scheint uns cardo rerum, der Hauptschlüssel zur Pädagogik der Jesuiten zu liegen. Auch Goethes Wilhelm Meister, besonders die Wanderjahre, gehören hieher.

für den Anfang in eine Art Staunen versetzen. Großentheils kann allerdings dasselbe von dem neueren Kirchenstyl gesagt werden; es sind dieses Erscheinungen, welche dem späteren Jesuitismus eigen zu sein scheinen, und dieser äußere Ausdruck der inneren Verhältnisse und Anschauungen konnte natürlich nur mit der Zeit seine feststehende Symbolik herausbilden. Allein der innere Grund dieser Erscheinungen in der Industrie, wie im Gebiete des Cultus war von Anfang an vorhanden, es wurde dieses Recht der sinnlichen Vermögen zuerst in den Anweisungen, wie man seine häusliche Andacht zu ordnen habe, geltend gemacht, bis es später seine Principien auch im öffentlichen Cultus nach Wunsch sichtbar darstellen und sich im ganzen Treiben der Gesellschaft geltend machen konnte. — Eines der Bücher, deren Verbreitung die Gesellschaft Jesu sich besonders angelegen sein ließ, ist die Anweisung zu geistigen Übungen, welche von Loyola [1]) selbst sein soll. Die heilige Jungfrau hat ihn dabei inspirirt und später noch ausdrücklich diesen ihren Beistand einem der Väter durch eine besondere Sendung des Erzengels Gabriel bestätigt. So stellt es auch die vor uns liegende Ausgabe dar. (Exercitia spiritualia St. Ignatii Loyolae, societatis Jesu fundatoris. Cum brevi instructione meditandi ex ipsismet exercitiis deprompta, Romae 1663, mit der völligen Ablaß verheißenden Bulle Alexanders VII.) Das Titelkupfer stellt Loyola dar im Einsiedlergewand, aber mit dem ritterlichen Schmuck der herabwallenden Haare; Helm, Lanze und Geißel zu seinen Füßen. Knieend schreibt er in der Einöde diese geistigen Übungen, wie die Mutter Gottes, von Wolken und Engeln getragen, ihm sie in die Feder dictirt. Die Unterschrift lautet: Docente magistra religionis. Wir studiren das Alterthum aus seinen Bildwerken, aus den Symbolen seiner Münzen, die mittlere und neuere Profangeschichte mit ihren Kunstwerken nicht nur, sondern auch mit ihren Carricaturen bietet uns viele nicht geschriebene Urkunden dar. Die Geschichte des neueren Englands,

1) Einige Benedictiner freilich stritten es ihm ab; sie machten nicht blos darauf aufmerksam, daß 1522 Loyola nicht einmal schreiben konnte, sondern behaupteten auch, Mitglieder ihres Ordens haben ihm dieses und selbst die Statuten der neuen Gesellschaft auf Monte Cassino dictirt. Auf jeden Fall für sie eine sonderbare Weise, den Orden und sein Gebetbuch zu bekämpfen. Da die um Loyolas Kanonisation willen niedergesetzte Congregation und das römische Brevier es für Loyolas Werk anerkannten, war schwer zu widersprechen.

der französischen Restauration können ohne diese populärste Darstellung der Gedanken und Gefühle nicht lebendig und wahr aufgefaßt werden. Auch für die Kirchen-, für die Dogmengeschichte schließt sich noch eine reiche Ausbeute auf, wenn man nicht blos mit künstlerischem Auge die eigentlichen Kunstwerke und Künsteleien studiren würde, sondern die allerdings oft mehr künstlichen als künstlerischen Zierrathen der Bücher und Gefäße, die oft sehr plumpen Holzschnitte näher untersuchen wollte. Wäre doch noch manche verborgene Ketzerei auf diese Weise aufzufinden. Ein Beispiel mag dies erläutern; wir erinnern uns, auf der königlichen Privatbibliothek in Stuttgart Handschriften aus Klöstern Oberschwabens gesehen zu haben mit schönen Randmalereien und Anfangsbuchstaben. Auf einem dieser Blätter stellt uns die kunstreiche Hand des Mönchs die Trinität dar; oben auf dem Söller des Gebäudes Gott der Vater, im mittleren Stockwerke Christus, unten in der Halle schwebt die Taube; Maria ist noch über sie gestellt, ganz wie die Mönche und später die Jesuiten die Kirche und ihre Personification, Maria, bei weitem mehr hervorhoben, als die Lehre vom Geiste Gottes, der da weht wo und wie er will. Oft waren die gesetzlichen, negativen Formeln der Rechtgläubigkeit als Erbschaft der früheren Geschlechter ohne die leiseste Regung des Widerstandes oder auch nur der Speculation angenommen, allein die, wie es schien, harmlosen Spiele und Gebilde der Phantasie verriethen, daß die kirchliche Wahrheit nicht wirklich durchgedrungen und von allen Kräften durchgebildet war. Es kann aber nicht fehlen, daß nicht auf das Dogma in seiner herkömmlichen Fassung selbst manches Licht durch eine solche Arbeit fallen sollte. Ganz besonders aber wartet die Geschichte der Ascetik noch solcher Vorarbeiten. Die Vorstellungen vieler Mystiker, z. B. Jakob Böhmes, sind ihrer Natur nach Bilder und ohne Bilder, die auch den älteren Ausgaben stets beigefügt sind, oft gar nicht zu verstehen. Dabei wäre wohl meist gerathen, das einfache Bild aus der Heiligen Schrift, namentlich aus den Propheten, als den Kern aufzufassen, und seine oft wuchernde Entwicklung bis zu seiner Ausartung zu verfolgen.

Dieses trifft nun ganz besonders bei der ascetischen Literatur der Jesuiten zu, wie die mehr sinnliche Tendenz des Ordens, seine Vorliebe für das Anschauliche es schon voraus erwarten läßt.

Ein großer Theil dieser Bücher, besonders die älteren, sind mit Bildern begleitet, deren Stich oft recht gut ist [1]), so geschmacklos auch die Symbole nicht selten zusammengehäuft sind. Wir sind nicht im Stande, den Unterschied dieser ascetischen Werke von denen anderer Orden zu erläutern, allein es müßte gewiß die Charakteristik derselben durch eine solche Zusammenstellung mindestens eben so viel gewinnen, als durch die Entwicklung ihrer Verschiedenheit in der Glaubenslehre.

Die bildlichen Darstellungen der Jesuitenbücher zeigen uns Loyola, wie er seine Waffen vor dem Madonnenbilde aufgehängt hat; im Hintergrunde sind zwei kämpfende Heere (ausschließlich Reiterei); Moses mit dem mächtigen Wunder- und Feldherrnstabe, der kleine Hirtenknabe über der Leiche des gewaltigen Philisters (uraltes Symbol des Sieges der scheinbar kleinen geistigen Kraft über die materielle) sind sehr geläufig. Man hat sich vielfach auch über die, in oben genanntem Buche sich begegnenden, militärischen Phantasien des alten Reisigen lustig gemacht. Christus ist der König, wahrhaft von Gottes Gnaden; er beruft seine Getreuen vor sich, erklärt ihnen, er sei Willens, die Welt zu erobern, fordert sie auf, ihm Heerfolge zu leisten, Gefahr, Nachtwachen, Mühen mit ihm zu theilen, um eine reiche Ernte des Ruhms zu sammeln; sie sollen Speise, Kleidung, Waffen auf den Zug bereit halten. Folgt der kriegerische Adel seinem König willig, wie viel mehr der Christ Dem, von welchem er Leib und Leben, auch das des Geistes zum Lehen trägt? Erwacht der Christ des Nachts, so hat er ausschließlich seine Aufmerksamkeit auf den Gegenstand seiner mitternächtlichen Andacht zu richten und sich zu seiner gründlichen Beschämung folgendes Beispiel vor die Seele zu stellen: Ein Ritter steht schamroth und bange vor dem Hofe, vor seinem Könige; er wird eines schweren Vergehens gegen seinen König überführt, von welchem er so viele Wohlthaten und Belohnungen erhalten. Sodann wie er mit Fesseln gebunden vor dem peinlichen Gerichte steht und das Todesurtheil für den Treubruch erwartet. — Wenn etwas im ganzen Buche natürlich ist, so ist es dieses. Der reformirten Kirche ist dasselbe Bild ganz beson-

1) Sehr bezeichnend ist es für den Orden, daß er sich gerade auch der Kupferstecherei so früh zu bedienen wußte.

ders geläufig, besonders der französischen [1]). Als Mönch, wie als Ritter mußte er sich in einem solchen Verbande mit Christo fühlen. — Loyola kennt die Gefahren der unstät umherschweifenden Phantasien aus eigener Erfahrung zu gut, als daß er sie unbeachtet und ihrer eigenen Willkür überlassen sollte. Er räth stets die halb sinnlichen Vermögen der inneren Anschauung zu fixiren, nicht blos eine heilige Geschichte sich vorzuhalten, sondern an den Ort, an den Schauplatz derselben gleichsam im Geist eine Wallfahrt zu machen. (Primum meditationis praeludium est expressio quaedam et constitutio loci, vi potentiae imaginativae formata, qua repraesentatur res aliqua; ut hac ratione ipsa etiam phantasia divino servitio mancipetur et certo alicui objecto affigatur, ne vaga, hac et illac per plura et varia exerret.) So haben wir uns nicht nur durch eine historische Betrachtungsweise Christum auf der einen Seite vorzustellen mit seinem Panier, unter welches er alle Menschen ruft, auf der anderen Lucifer, sondern auch ein weites Lagerfeld bei Jerusalem und dagegen ein anderes bei Babylon. Dann beten wir, Gott möge uns geben, die List des Feindes zu erkennen, ihr auszuweichen, die ritterliche Weise unseres Feldherrn aber zu schätzen und nachzuahmen. Auf feurigem Throne sitzt mit schrecklicher Miene auf dem Felde Babylons der Heerführer der Bösen und entsendet seine Schaaren in alle Welt, aller Creatur zu schaden; er hält Rath mit den Seinen, wie sie die Menschen in die Liebe des Reichthums, von hier in die der weltlichen Ehre hineinziehen möchten, sie sofort in den Abgrund des Stolzes zu stürzen. Christus aber lagert in nicht sehr hoch gelegener, aber schöner Gegend, auch Rath haltend und die Seinen entsendend, auf daß sie die Menschen für die Liebe freiwilliger Armuth gewinnen, sofort das Verlangen nach Schmach in ihnen entzünden und sie endlich in die rechte Demuth einführen. Der Streiter Christi aber ruft die Mutter Gottes an, daß er mit ihrer Hülfe treu bei seiner Fahne ausharre und schließt diese Meditation durch ein Gebet an Christus: Die Seele Christi heilige mich, der Leib Christi rette mich, ich möge trunken werden im Blute Christi; Wasser aus der Seite Christi wasche mich, verbirg mich in deiner Seite, auf daß ich nicht dem gräulichen

1) Vergleiche die Berichte der evangelischen Gesellschaften in Frankreich und die Geschichten der katholischen Congregationen.

Feinde eine Beute werde. Diese Vision von den beiden Panieren ist natürlich in Kupferstich vorgebildet.

Es sind die Regeln, welche das Buch giebt, mitunter freilich zu sehr mit scholastischer Gelehrsamkeit bestimmt, die Seelenvermögen, nach ihrer scholastischen Eintheilung, sind angezeigt, wie sie zur frommen Meditation dienen mögen, ja selbst die einzelnen Sinne müssen sich unter dieses Joch reihen, den höheren Kräften behülflich zu sein. Die praxis applicandi sensus zeigt diese Kunst und ihre Regeln; nachdem man durch Meditation und Lesen der Materie des Mysteriums sich bemächtigt hat, durch Gebet vorbereitet ist, so fange man an, die Sinne in dieser Richtung in Bewegung zu setzen (applicatio); man thut am besten mit dem Gesichtssinn anzufangen; bietet sich jedoch der Phantasie zuerst ein Object dar, welches in das Gebiet eines anderen Sinnes fällt, z. B. des Geruchs oder Geschmacks, so bleibe man immerhin dabei stehen und suche es nur recht zu fixiren und zu durchdringen, sofort weitergehend mit Hülfe der Einsicht eine moralische Lehre zur Besserung unserer Sitten daraus zu ziehen, man errege also in sich gute Affecte, erfasse das betreffende Gute, fliehe das entsprechende Böse, schließe mit einer Unterredung darüber und mit Gebet und gebe auf die Früchte Acht. Hat man mit dem Gesichtssinn begonnen, so bilde man sich vor, man sehe Personen, Handlungen und was sonst unter diesen Sinn fällt, suche dann jedem Sinne sein entsprechendes Object; finden sich etwa keine eigentlichen und körperlichen Objecte, so führe man sich metaphorische und spirituelle Objecte vor. Davon ein Beispiel. Das Exercitium in inferno stellt uns den offenen Höllenabgrund dar, von Flammen, Schlangen und Ungeheuern gequält, stoßen die Verdammten ihre Häupter wider das darüber liegende starke Gitter; o daß die Stunde käme! ruft der eine, der andere stöhnt: o Ewigkeit! Aber der Blitz und Donner brüllen ihnen von oben die Antwort entgegen, auf dem Gitter sehen wir, ein Rad bildend, die ihren Schwanz fassende Schlange, darauf das Schwert des Gerichts und ein Foltereisen sich kreuzen; die Sanduhr liegt zerbrochen am Boden, der langbartige Genius der Zeit, wie vom Alter sterbend, der Tod selbst liegt todt an der Erde. Damit wir aber, wenn wir der Liebe Gottes vergessen sollten, durch diese Qual von der Sünde zurückgeschreckt werden, haben wir die

ungeheure Höllengluth, ihre Länge, Breite und Tiefe uns vorzustellen, zu hören das Jammergeschrei und das Fluchen und die Lästerungen, wir sollen mit dem Geruchssinn den Schwefelqualm, den Gestank und die Fäulniß uns vorbilden, die Thränen und alle Bitterkeit schmecken und den Wurm des Gewissens, und berühren gleichsam die Flammen, davon die Seelen selbst anbrennen. Wir gedenken der Unglücklichen vor Christo im Gebet und bitten und danken ihm für uns selbst.

Alles Leibliche gewinnt eine Bedeutung und Beziehung, wir möchten sagen, als Glied in diesem Mechanismus zu Förderung unserer Heiligung; nach dem Spruch des 118. Psalms ist unsere Seele immer in unserer Hand; so soll uns auch die Hand, wie ein Beichtvater, zur Prüfung unserer Sünden anhalten; der Daumen mahnt uns daran, Gott dem Vater zu danken, der Zeigefinger erinnert uns, daß wir den Geist Gottes um Erleuchtung und Sieg über die Sünde bitten; an dem Mittelfinger haben wir uns das Bild Christi zu denken, wie er mitten inne zu Gericht sitzt; darum wollen wir uns selbst richten. Der Ringfinger hält uns an, den Gekreuzigten um Vergebung zu bitten. Auf dem kleinen Finger ist St. Georg abgebildet, wie er den Drachen schlägt; so sollen auch wir der Sünde den Kopf zertreten. — So haben wir denn eine ascetische Mnemonik, welche Jedem stets zur Hand sein kann. — Es ist auch Anweisung gegeben, wie wir mit längeren und kürzeren Strichen über unsere Fortschritte im Guten Tabellen führen können.

Die vielen Teufelsfiguren haben wohl zum Theil eine zu komische Gestalt durch die Überladung mit Symbolen und deren Widerspruch; allein die verschiedenen Thiermasken sind nicht zufällig, noch nach Laune gewählt. In den verschiedenen Thieren sind verschiedene Laster des Menschen zu einer selbständigen Gestaltung gekommen. So stellt uns eins dieser Bilder einen Sünder dar, welcher auf dem Brunnen des Abgrunds (Offenbarung 9.) sitzt; über ihm hängt der Dolch der Rache, sieben Schwerter durchbohren ihn, jedes nach dem Sitz eines der sieben Hauptlaster dringend. Das Schwert des Stolzes hat am Griffe einen Pfauenkopf, das der Ausschweifung endigt auf einen Bockskopf, die Schlemmerei hat einen Schweinskopf, der Zorn einen Hundekopf mit offenem Rachen.

Der Bündel Pfeile ist nicht blos das Symbol der vereinigten Kraft der Ordensbrüder, sondern giebt auch die Lehre, daß man nicht glauben soll, die Sündhaftigkeit zumal brechen zu können, sondern man suche Sünde von Sünde gleichsam zu trennen und sofort die eine nach der anderen [1]) zu überwinden. So hat der Orden auch stets seine Feinde zu überwinden gesucht und lange Zeit gegen außen wider ungleich zahlreichere Feinde sich unüberwindlich zu machen gewußt. — Dieses Büchlein, wohl von Loyola vielmehr überarbeitet als eigentlich concipirt, gab den Dominikanern in Spanien Veranlassung, die Jesuiten an einer sehr empfindlichen Seite anzugreifen; ein hoher Prälat verdammte das Buch, und der berühmte Dominikaner Melchior Canus in Salamanka erklärte die Jesuiten für Vorläufer des Antichrists, die spanische Inquisition, zum Theil noch in den Händen der Dominikaner, bedrohte das Unternehmen in der Wiege zu ersticken. Diese Feindschaft der beiden Orden blieb lange unversöhnlich, während doch die Jesuiten den Dominikaner Thomas auch als die Glaubensnorm ihres Ordens anerkannten, überhaupt dieselben Tendenzen aussprachen, dieselbe Aufgabe sich stellten, auf welche hin der gleichfalls ursprünglich spanische Orden der Dominikaner gegründet war. Allein eben das mußte diese erbittern; der neue Orden war am allermeisten für sie ein thatsächlicher, vor aller Welt ausgesprochener Vorwurf, als entsprächen sie ihrer Aufgabe nicht mehr. Jeder neue Orden, ein homo novus unter der Aristokratie der älteren, hatte zum voraus auf sehr wenige Sympathien bei seinen Vorgängern zu rechnen, am wenigsten bei den ihm am nächsten stehenden. Gilt dieses bei der Geschichte aller Orden, so mußte es ganz besonders der Fall sein bei einer Compagnie, welche die Grundbegriffe, worauf das ganze Mönchthum basirt war, aufgab, die Erfahrungen und Traditionen der Jahrhunderte verwarf und, wie Mariana sagt, nicht auf der Praxis, sondern auf der Speculation fußte. Dazu kam noch, daß die neue unmittelbar päbstliche Inquisition beinahe gleichzeitig mit dem Jesuitenorden in Rom constituirt wurde, mit Loyolas

1) So hat ein moderner Katholik in einer Predigt die Sünde des Menschen mit einem Pferdeschweif verglichen, dessen Haare man sicherer eins um das andere ausraufe. Darüber sagt ein namhafter Diplomat: Das ist sehr gut, so behält man die angenehmsten Sünden bis zuletzt.

Beirathe, daß beide wie Zwillinge sich unbarmherzig gegen die Rechte der Orden und Bischöfe, wie gegen die Ketzer ans Werk machten. Die ältere, dadurch auf die Seite geschobene Inquisition aber war den Dominikanern als Lehen gegeben worden, sie waren bis dahin gleichsam die Markgrafen der Kirche gewesen, an ihren Gränzen die Einfälle der Ketzer abzuschlagen, ihnen zuvorzukommen. — Diese Feindschaft der Orden, mehr ein Bürgerkrieg, als ein Kampf gegen einen fremden Feind, mußte bald auch auf dem Gebiet des Dogma ausgefochten werden. Der Gegensatz gegen die Reformation trieb die Jesuiten nach dem Pelagianismus hin, während Neuere sich berechtigt glauben, die Thomisten mit ihrer mehr augustinischen Lehre als Pantheisten darzustellen. Namentlich in Trient war diese Frage über Gnade und Freiheit wieder sehr lebhaft angeregt worden; die Jesuiten, namentlich Lainez und Salmeron, hatten das Bewußtsein des modernen Katholicismus dem Protestantismus gegenüber, wenn auch absichtlich nicht scharf ausgedrückt, doch bestimmt aufgefaßt und viel zur Fixirung desselben im Dogma beigetragen.

Dem zweiten General, Lainez, wird bereits der Plan zugeschrieben, den Pelagianismus in den Orden einzuführen; als ein sehr wichtiger Schritt weiter nach diesem Ziele hin gilt, den Jansenisten besonders, die Ordonnanz Aquavivas, durch welche er die Studien der Ordensglieder und ihre Theologie näher zu bestimmen suchte (Ratio atque institutio Studiorum per sex partes ad id jussu R. P. deputatos conscripta). Darin wird ausgesprochen: Die Unseren sind nicht gebunden zu behaupten, die vermittelnden (secundae) Ursachen seien eigentlich und allgemein Werkzeuge Gottes, und wenn sie wirksam sind, übe Gott zuvörderst Einfluß auf sie und setze sie in Bewegung. Allerdings mußte dieses Studien-Reglement wenigstens scheinbar zurückgenommen werden; der König von Spanien, durch die Dominikaner besonders dagegen eingenommen, betrieb es in Rom, mehrere Congregationen mußten den Orden wieder nachdrücklicher auf die Auctorität von St. Thomas zurückführen; allein je mehr man den Orden in seinem einmal genommenen Laufe beschränkte und hemmte, desto mehr mußte sich dieses Princip, die menschliche Freiheit und Natürlichkeit von der göttlichen Gnade zu emancipiren, festsetzen; die Gegner glaubten in dieser beharrlichen Ten-

denz einen von Lainez an fortlaufenden Plan, den Semipelagianismus in die Kirche einzuführen, zu entdecken. Eine sehr merkwürdige Erscheinung aber ist es, daß dieselbe moralische Person einerseits durch ihre unbedingte Unterwerfung unter den Pabst sich charakterisirt, andererseits durch die Beschränkung des göttlichen Willens; dem Statthalter des Herrn auf Erden gegenüber absoluter Gehorsam, Gott gegenüber eine relative Abhängigkeit, dort darf man sich für seine Persönlichkeit und Freiheit nichts vorbehalten, hier aber sucht man sich etwas abzudingen. Der Mensch ist wesentlich einerseits so sehr unbedingt abhängig, andererseits fühlt er eben so gewaltig sein Recht an die Freiheit, seine Pflicht frei zu sein, daß, wenn man ihn einer unbedingten menschlichen Auctorität unterwirft, er Gott gegenüber sein Recht auf Autonomie und Freiheit, ohne welches er aufhören würde Mensch zu sein, geltend macht.

Zu gleicher Zeit mit den Dominikanern waren die Franziskaner gestiftet worden, denselben Feind zu bekämpfen, jene von Anfang an etwas vornehmerer Natur, diese mehr eine schwärmerische Richtung nehmend. Diese beiden Bettelorden hatten es unternommen, durch Predigt und Inquisition, namentlich aber durch das Gelübde der Armuth, die ihrer Verweltlichung wegen von einem im Volke selbst gährenden, zum Theil wirklich evangelischen Princip angegriffene Kirche zu vertheidigen. Allein der gemeinsame Streit wider die Ketzer, wider die Jurisdiction der Bischöfe und die Rechte der Pfarrer, wider die Privilegien der Universitäten, den Kämpfen, welche die Jesuiten später zu bestehen hatten, sehr ähnlich, konnten nicht verhindern, daß diese beiden neuen Legionen des Pabstes nicht unter sich in die langwierigsten Streitigkeiten verwickelt wurden; wie die Heiligen und Stifter, so standen die beiden Theologen, der doctor angelicus, Thomas von Acquino, der Dominikaner, und der doctor subtilis, Scotus, der Franziskaner, einander wetteifernd gegenüber. Die Jesuiten aber waren immer mit den Franziskanern genau verbunden; während sie an den Höfen und der Blutarbeit der Inquisition mit den Dominikanern wetteiferten, dienten ihnen die Franziskaner, besonders ihre Ultras, die Kapuziner, ohnedies durch den unbedingten Gehorsam an den Pabst gekettet, als Werkzeuge, als Prediger und Demagogen beim gemeinsten Volke, welches sie

also aufregen und ihm eine beliebige Richtung geben konnten, ohne sich persönlich damit gemein zu machen. Während Thomas seiner Orthodoxie wegen von der ganzen Kirche als Lehrer anerkannt wurde, selbst ausdrücklich von den Jesuiten, war in dem Franziskanerorden eine feurige Mystik und eine subtile Skepsis zugleich geschäftig; wie man denn überhaupt findet, daß die mit dem Predigen sich viel befassenden Orden eine vorherrschende Neigung zum Semipelagianismus hegten, so standen auch die Franziskaner in der Lehre von Gnade und Erwählung sehr von Augustin ab, welchen die Dominikaner hoch hielten, während sie auf der andern Seite durch die erst recht streng ausgesprochene Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä mehr der Ehre Christi zu nahe zu treten schienen, als sie ihn in seiner Mutter verherrlichten. Die Thomisten bekämpften diese Neuerung und die Kurie, selbst zu Trient diese subtile Frage nicht entscheidend, kam oft in große Verlegenheit.

Die Jesuiten aber waren von Anfang an die eifrigsten Verehrer Marias, ihre Verehrung gegen die Neuerer und Ungläubigen zu verfechten, hielten sie für eine Hauptpflicht ihrer geistlichen Ritterschaft.

Solche Sitten und Culte vielmehr als Dogmen, welche zunächst in der Tradition ihre Wurzel haben und keinen oder wenig Grund in der Schrift, sie haben immer zu den verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutungen angenommen; Maria besonders aber hat sich nicht blos in verschiedenen Zeiten unter einem verschieden gebildeten Antlitz den Gläubigen dargestellt, ihr Dienst selbst wurde in den verschiedenen Jahrhunderten von verschiedenen Ideen und Phantasien getragen. Zuerst waren es die Mönche, mit deren Ausbreitung auch ihre Verehrung gleichen Schritt haltend in der Kirche festen Fuß faßte; sie war das göttlich reine und doch menschliche Ideal der Keuschheit, einer Tugend, welcher keine entsprechende Eigenschaft Gottes eine himmlische Weihe und Kraft zu geben schien; die geistliche Ehe des Bischofs und seiner Kirche schien später in dem Geheimniß ihrer Ehe mit Joseph vorgebildet. Je mächtiger der Begriff der Kirche aufgefaßt wurde, je mehr man dieselbe nicht mehr blos als den Leib Christi, sondern als selbständige Persönlichkeit auffaßte, desto mehr glaubte man ein frommes Werk zu

thun, indem man alle Schranken von Mariens Glorie, alle Schranken ihrer Verehrung niederriß. Die Gemeine war nicht mehr in unmittelbarer Verbindung mit dem Erlöser, sondern die Kirche vermittelte jedes Verhältniß, auch die Gnade, welche von oben sich herabsenkte auf den Gläubigen, auch das Gebet, welches er dem Herrn opferte; gleichermaßen war Maria nun die Vermittlerin aller Gläubigen und ihres Mittlers. So sagt nun später Pater Nieremberg: Alle Welt muß überzeugt sein, daß wir nicht weniger Verpflichtung gegen Maria haben, als gegen Christus, also daß man, ob es gleich sehr wahr ist, daß Gott unendlich über alle Creaturen erhaben bleibt, durch seine absolut vollkommene Natur, immerhin zur Ehre Marias behaupten kann, ohne der Gott schuldigen Achtung etwas zu vergeben, daß sie das Glück hat, ihm nahe, ja ihm gleich zu kommen in der Vertheilung der Güter und der Gnaden, welche sie über uns ausgießt. Wirklich erhalten wir auch keine Gunst von Jesu, welche wir nicht seiner allerheiligsten Mutter zu danken hätten; von diesen beiden Quellen aus strömen uns die Segnungen des Himmels zu; Jesus und Maria sind die beiden universellen Ursachen alles Guten in mir, Jesus ist das Princip davon und der Ursprung, Maria ist das Werkzeug, dessen sich der Vater der Barmherzigkeit zu meiner Heiligung bedient, ich sage das universelle Werkzeug für alle Güter, so ich besitze, so ich je erhalten; die Hände dieser großen Fürstin sind die allerreinsten Kanäle, wodurch alle Gnaden, welche Gott den Menschen gewährt, nothwendig fließen [1]). Wir haben auch nicht Einen guten Gedanken, den sie uns nicht eingeflößt hätte. — Die Reformation, indem sie jeden Christen wieder in ein unmittelbares, durch Christum allein vermitteltes Verhältniß zu Gott setzt, mußte zugleich die katholische Lehre von Kirche und Hierarchie und den Mariendienst aufgeben, die Marientage wurden nur Gedächtnißtage. — Durch die Kreuzzüge und das Ritterthum war die Idee Marias wieder auf eine neue Weise entwickelt worden, wie denn die Kirche ganz gewiß dadurch einen ganz besonders starken Einfluß auf das Ritterthum gewann, daß sie unter dem Bilde der Madonna sich personificirt hatte, als die Königin aller Huld und Anmuth. Lagen auch die anderen

1) Setze überall für „Maria" das Wort „Kirche", so klingt es minder mönchisch, vielleicht mehr katholisch.

Beziehungen dem Jesuitenorden nahe, reizte überhaupt der Widerspruch der Protestanten zu um so brünstigerer Verehrung, wie die Kreuzzüge durch den Gegensatz zu den Orientalen dieselbe gesteigert hatten, so war es doch ganz besonders der ritterliche Dienst der Mutter Gottes, welcher namentlich Ignaz zunächst entflammte. Die gleichzeitigen Protestanten haben ihn spottend mit Don Quixote und seiner chevalereskeu Gesinnung und Phantasie verglichen, seine Visionen mit den phantastischen Einbildungen des Ritters von Mancha von seiner Dulcinea.

Auf seiner Wallfahrt nach dem wunderthätigen Marienbilde zu Montserrat, sagt man, sei der ritterliche Ignaz einem Mauren begegnet, welcher leugnete, daß Maria noch nach der Geburt Christi habe Jungfrau sein können; Ignaz, wüthend über diesen seiner Dame angethanen Schimpf, habe sich besonnen, ob er denselben nicht nach Ritterpflicht mit dem Blut des Ungläubigen abzuwaschen habe; indeß sei dieser entflohen und Ignaz, seinem Maulthier die Zügel lassend, stellte es dessen Urtheil anheim, ob es dem Fliehenden nachsetzen wolle. Das Thier aber nahm den Weg von Montserrat; dort hielt er betend und knieend, halb Ritter, halb Mönch, vor der Maria seine Ritterwache. Nach diesen Berichten zu urtheilen, war nur der Zufall, daß dem Fieberkranken nicht Romane, sondern die Legenden vom heiligen Franziscus in die Hände fielen, die Ursache davon, daß Ignaz nicht ein fahrender Ritter à la Don Quixote, sondern ein fahrender Ritter Mariens und später Ordensstifter, Eroberer einer halben Welt wurde. — Es gab eine Zeit, kaum ist sie Vergangenheit, wo man sich gefiel, die Geschichte aus solchen blinden Zufälligkeiten in ihren wichtigsten Wendepunkten zu erklären; man nannte es die philosophische Methode; in unseren Tagen sind Manche in das abstracte Gegentheil verfallen; man nennt auch dieses die philosophische Methode. — Auch die Jansenisten, wie sie auf der einen Seite den kalt verständigen Pelagianismus der Jesuiten rügten, beschuldigten sie auf der andern Seite stets der Phantasterei; während diese Port-Royal den freilich nicht ganz gerechten Vorwurf machten, als ehre es die Mutter Gottes zu wenig. Erst später, als man in Port-Royal an der katholischen Kirche selbst irre zu werden anfing, als man die Bibel ausschließlicher zu Rathe zog, stellte man auch diesen Dienst in Frage. — Wir

werden später sehen, wie unbarmherzig die Jesuiten die Prädestinationslehre bei Jansenisten und Reformirten rügten; desto mehr nimmt schon die Überschrift eines Kapitels des schon oben erwähnten, von Pater Nieremberg geschriebenen, von dem Jesuiten Obeith aus dem Spanischen ins Französische übersetzten Werkchens unsere Aufmerksamkeit zum voraus in Anspruch. Der Titel des Büchleins selbst ist: Die liebe Mutter Jesu, und enthält die verschiedenen Motive, welche uns Ehrfurcht, Verehrung und Liebe gegen die allerheiligste Jungfrau einflößen können. Es ist der Königin von Frankreich dedicirt, in Amiens gedruckt 1671, also da die Streitigkeiten über Prädestination längst in Schwange gingen. Das vierzehnte Kapitel sagt und beweist uns, daß wir der heiligen Jungfrau dienen und sie lieben müssen, weil von ihr unsere Prädestination abhängt.

Der reine Schoos Mariens ist das Gemach, der Saal, darin die drei Personen der Gottheit sich versammeln, um sich zu berathen über die Erwählung der Menschen zur Seligkeit, über die Vertheilung des himmlischen Gnadenschatzes. Dieser heilige und wahrhaft göttliche Rath erwählte dazu ausdrücklich einen für das ganze Menschengeschlecht segensvollen Zeitpunkt, um über diese hochwichtige Angelegenheit einen Beschluß zu fassen, da noch das Gedächtniß der Wohlthat, welche Gott von Maria empfangen, ganz frisch war, denn es waren erst wenige Augenblicke verflossen, seit in ihrem reinen Schoos der Sohn Gottes seine Wohnung genommen, welches er nicht gethan, ehe sie selbst ihre Einwilligung dazu gegeben. Nur die lauterste Liebe konnte sie vermögen, dem Schöpfer Himmels und der Erde einen Theil ihres Bluts und Wesens zur Bildung seines Leibes zu geben, es zu geben auf eine so liebreiche und verbindliche Weise (d'une façon si aimable et si obligeante). So hat sie denn ihm ihr Blut gegeben, wie die heiligen Märtyrer. — Daher behaupte ich kühn, als eine unbestreitbare Sache, daß Jesus sie dafür auch sogleich in diesem Rath nachdrücklich vertrat, nachdem er eben so große Wohlthaten von ihr empfangen hatte; er sah im Augenblick alle Diejenigen mit Augen der Gnade und des Erbarmens an, von denen er wußte, daß sie durch eine lautere und unerschütterliche Liebe an Maria sich anschließen würden, indem er sich aufs deutlichste

durch seine Allwissenheit ihre Diener vergegenwärtigte. — Nachdem hier die heilige Dreieinigkeit die Menschwerdung Christi und die Erlösung der Menschheit im Allgemeinen beschlossen und bestimmt hatte, daß den Sündern vergeben würde, schritt man daselbst zur Wahl der Heiligen und Prädestinirten. Der ewige Vater zeigte dem werdenden Kinde alle vernünftigen Geschöpfe, welche er bis an das Ende der Welt schaffen würde, und ließ ihm ganz die Freiheit, diejenigen auszuwählen, welche mit seiner Liebe zu beehren ihm gefallen würde. So ist nun zwar die Prädestination in des Sohnes Hände gelegt; da aber sein Leben damals von unser lieben Frauen abhing, mag man leicht urtheilen, daß seine Neigungen von denen seiner Mutter nicht verschieden waren, daß er bei seiner Wahl kein anderes Gesetz befolgte, als das Verlangen und den Willen dieser allerheiligsten Jungfrau, welcher im Verlauf seines Lebens in strengem Gehorsam zu folgen er beschlossen hatte. Sie sind also die beiden Quellen unseres Heils, doch mit dem Unterschied, daß Christus als die erste, vorzüglichste Ursache unserer Prädestination betrachtet werden muß, Maria als die zweite; Christus ist die Quelle, darin alle Gnaden enthalten sind, die Mutter hat die absolute Gewalt erhalten, sie zu ertheilen wem sie will [1]). — So bekämpfte denn der Orden also nicht blos die Prädestination mit allen Waffen, die Himmel und Erde ihm darbot, die Prädestination durch die durchaus freie Gnade Gottes, wie Augustin und die Jansenisten sie lehrten; er ließ es auch geschehen, daß ihr eine andere an die Seite gesetzt würde, für das Bedürfniß Derjenigen, welche durch einen geheimen Zug in diese mysteriösen Tiefen eines ewigen Rathschlusses sich würden hingedrängt fühlen. — Ist Christus wirklich der Erlöser der

1) Dieses wird auch unbestreitbar bestätigt durch eine Vision, von welcher Cäsarius meldet, und die etwas an den Traum von Mandane bei Herodot erinnert. Eine fromme Jungfrau schaute die Mutter des Herrn, wie sie noch denselben unter dem Herzen trägt, sie schaute durch einen Krystall hinein in den heiligen Palast und sah das Kind mit einer Krone auf dem Haupte, von welcher vier Zweige; durch den Scheitel der Mutter herausbrechend, die ganze Nachkommenschaft Adams unter ihrem Schatten versammeln; Gott offenbarte ihr aber, daß Diejenigen, welchen es vergönnt ist, von den Früchten des Baumes zu nehmen, die Prädestinirten seien. Dieses beurkundet, daß die Gnadenwahl auf gemeldete Weise unter ihrem Einfluß stattgehabt, und die Verehrung der heiligen Jungfrau ist also eins der besten Zeichen unserer Prädestination, welche wir haben können, und genügt allein schon, die Vorzüglichkeit und Nützlichkeit dieser Anbetung zu beweisen.

Menschheit, so sind nicht blos seine Zeitgenossen und die späteren Geschlechter durch ihn erlöst, auch die Auserwählten des alten Bundes erfaßten zum voraus durch die Hand der Hoffnung und Sehnsucht seine erlösende Gegenwart und Kraft; je näher und näher aber die Mutter des Herrn ihm dem Erlöser rückte, desto mehr mußte auch die heilige Jungfrau als ein Gegenstand der Weissagungen erscheinen, und das geschah denn auch ohne Schranke und Maas; die Väter von Adam an harrten ihrem Tag entgegen. Es steht uns nicht zu, dieses hier weiter auszuführen, nur ist uns dieses ein neuer Beleg, wie weit das fromme Geschäft Maria Christo immer ähnlicher zu machen, gediehen und besonders auch durch die Jesuiten gefördert war. Unser Nieremberg meldet, wie die Dreieinigkeit lange über dem Plane, sie als das vollkommenste Wesen zu schaffen, gesonnen und dabei oft von Staunen und Entzücken ergriffen worden. Wie Zeuxis die berühmtesten Schönheiten zusammenfaßte zu einem Venusbilde, so waren auch die vollkommensten Erscheinungen der früheren, alttestamentlichen Zeiten nur Versuche (essais et préludes), wodurch Gottes Hand sich gewöhnte, das Allervollkommenste nach mehreren Jahrhunderten hervorzubringen.

Diese Vorzüge sind allerdings mehr geistiger Natur, aber obgleich die Schönheit ihrer Seele die des Körpers bei weitem übertrifft, so ist doch auch diese die vollkommenste. Es ist unmöglich, die rein geistige Schönheit zu erkennen, das Sinnliche berührt unsern Willen mächtiger; daher wird von dieser besonders gehandelt. Die Schönheit ihres Angesichts war wirklich schon auf Erden so groß und unvergleichbar, daß Dionys, der Areopagite, durch Johannes, den Evangelisten, ihr vorgestellt, schon im Himmel zu sein glaubte und, wenn der Glaube ihn nicht anders gelehrt hätte, würde er Maria für eine Gottheit gehalten haben, wie auch später Manche dafür hielten, worin sie jedoch zu weit gingen [1]). Ist diese Maria nicht die Personification der ebenso-

1) Ein junger Geistlicher, ein eifriger Verehrer Marias, begehrte sehnlichst sie zu sehen und bat sie inständig im Gebet, sie möge ihm erscheinen. Ein Engel ward von der Jungfrau an ihn gesandt, welcher ihm erklärte, er könne nichts Irdisches mehr sehen, nachdem er das Wunder der Himmel geschaut; wenn er aber mit Verlust seiner Augen sie zu sehen begehre, solle es ihm gewährt sein. Auch so wiederholte er seine flehentliche Bitte. Allein bald ward ihm bange, dem Blinden möchte bald nur der Bettelstab übrig blei-

wohl von Gottes geistigen Gnaden, als von Pracht, Reichthum und Kunst strahlenden Kirche? — So als Mutter Gottes, als Himmelskönigin, als Versöhnerin erscheint Maria denn auch im ganzen System des Cultus und der Asceſe; nicht blos der Vater giebt den Sohn aus Liebe für die Menschheit in den Tod dahin, auch die Mutter bringt dieſes große Opfer wiſſentlich und freiwillig; ja ihr Leiden ſelbſt iſt ein ergänzendes Glied des Erlöſungs- und Verſöhnungswerks. Ihr durchbohrtes Herz, in Kirchen, an den Heerſtraßen und Fußſteigen, als Vignette in den Andachtsbüchern, nicht minder ſelten als das Kreuz, dargeſtellt, iſt das Sinnbild des höchſten Leidens und der Verſöhnung. Sie hat in dem Grade mehr für uns gelitten, als irgend eine Creatur zu leiden vermag, in dem Grade, in welchem ſie über alle Creaturen erhaben iſt; in den 24 Stunden des Leidens Chriſti duldete ſie mehr, als alle Märtyrer zuſammen. Aus Liebe zu uns hat ſie eingewilligt in den Tod ihres lieben Sohnes, unſere Sünden erhöhten ihren Schmerz, der ſo groß war, daß er, unter alle Creaturen der Erde vertheilt, ſie augenblicklich getödtet hätte. „Du haſt, o Heiligſte, das innere Märtyrerthum deiner Seele verbunden mit den Qualen deines Sohnes, um auch zu helfen zur Rettung der Sünder; dein zartes Herz hat die ſchwerſten Wunden empfangen, um die unſrigen zu heilen. Wenn die göttliche Natur des Sohns ſein Verdienſt nicht bei weitem erhöhte, wäre es ſchwer zu entſcheiden, wem wir mehr Dank ſchuldig ſind. Sie hat aber länger gelitten, denn Chriſtus fühlte den Stich des Kriegsknechts nicht mehr, er war verſchieden, aber Maria fühlte ihn um ſo tiefer; ſie litt ſeit der Empfängniß, denn Gott, der die Welt nicht ohne ihre Zuſtimmung erlöſen wollte, hatte ihr zuvor Alles kund gethan. Dieſe Zuſtimmung Marias aber iſt eine herrliche Probe ihrer Liebe, kraft welcher ſie zu unſerem Heil ſich wollte gebrauchen laſſen. Ob ſie gleich allen Jammer vorausfühlte, ſprach ſie doch das Jawort aus, worauf der Himmel

ben für die lange Lebensbahn, als Maria ihm erſchien, hielt er ein Auge zu. Allein kaum war ſie verſchwunden, ſo ergriff ihn bittere Reue, daß er die höchſte Schönheit nur mit Einem Auge geſchaut; das ſehende Auge war ihm wie ein Stachel des Gewiſſens, er bittet reumüthig noch einmal um eine Erſcheinung, nachher wolle er gern an beiden Augen blind ſein; Maria erſcheint ihm noch einmal in ihrer göttlichen Schönheit; als ſie verſchwunden, iſt er — wieder auf beiden Augen klar ſehend.

wartete, welches die menschliche Natur seit mehreren Jahrhunderten verlangte, durch den Mund der Patriarchen, durch die Seufzer, das Schreien, den Nothruf der Propheten, kurz, wovon unser Heil abhing. Es ist uns dieses aber auch ein Beweis, daß Gott von uns verlangt, wir sollen uns in aller Noth an sie wenden, und wenn sie ihres Sohnes zu unserem Heil nicht verschont hat, sollte sie uns nicht vielmehr alles Gute schenken wollen!

Schneidender denn ein zweischneidiges Schwert ist der Schmerz der Mutter, die ihren Sohn leiden sieht; giebt es einen gränzenloseren Ausdruck für alles menschliche Elend? Aber es ist immerhin ein menschlicher Schmerz, die Trauer, welche sich in mystischem Sinne darein vertieft, wird zunächst doch nur von der Wehmuth des menschlichen, endlichen Daseins erfüllt, vom Schmerz der Endlichkeit. Diesen Charakter trägt auch das ganze System der frommen Brüderschaften, welche nach dem Muster und im Geiste des Jesuitenordens, meist auch durch Jesuiten, namentlich während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich gestiftet worden, unter welchen die des allerheiligsten Herzens Jesu und Marias eine der vornehmsten ist. Es ist nicht der Ernst der Bußübung, wie in den älteren Orden, wenigstens in ihrem Anfang, noch die Versöhnung durch Christi Blut allein, wie bei den Reformatoren, es ist eine süß schwärmerische Betrachtung und Anbetung bei mancher äußeren Ascese und Schrecken des Gerichtes. Hier überblicken wir denn die Einheit des mystischen Körpers von einem höheren Standpunkt aus, als auf dem blos socialen und administrativen. Freud und Leid, die Drangsale menschlicher Schwachheit und die Fürbitte der in heiliger Beschauung und himmlischer Anschauung dahinlebenden Glieder des einen Leibes und der verklärten Heiligen, Alles fließt zusammen in Eine Gottes Gerechtigkeit versöhnende Wehmuth über das Loos der Sterblichen, die ihre schönsten Hoffnungen vor sich dahinsterben sehen. — Das ist allerdings katholisch, aber doch mit einer ganz bestimmten eigenthümlichen Mischung des Tons. — Es führt uns dieses aber noch weiter; der Stachel der bitteren Reue der alten Bußordnung verliert einen Theil seiner Schärfe in einer Lebensanschauung, welche, unter der Voraussetzung des Anschließens an diesen mystischen Leib, einer solchen Weichheit des Gefühls Raum giebt, die

Wehmuth über den menschlichen und irdischen Schmerz neben die Buße um die Sünde stellt, beide in einander zerrinnen läßt. So ist der dévotion aisée der Weg gebahnt, die steile Dornenbahn ebnet sich zur breiten Straße für Alle angebahnt, das Joch ist nun erst recht sanft gemacht und die Last leicht, das Christenthum wahrhaft katholisch, für Alle, nicht blos für eine kleine Schaar Auserwählter, Prädestinirter. — Die Reformatoren warfen der katholischen Kirche und ihrem Heiligendienste, welcher sich aus seiner unendlichen Vielheit im Mariendienste wieder zu einer gewissen Einheit zurückfindet, vor, sie verrathen Schwachglauben und Mistrauen gegen den einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, als dürften wir von unseren Miterlösten mehr verzeihende Liebe und Langmuth erwarten, als hofften wir selbst auf eine Art Schwachheit, welche unserem inständigen Flehen nichts abzuschlagen vermag, im Herzen der Creatur, im erbarmungsreichen Mutterherzen Marias. Die jesuitischen Marienbüchlein aus dieser Zeit, namentlich auch unser Nieremberg, halten dem Gläubigen als ein starkes Motiv zum Mariendienste besonders auch ihre Dankbarkeit [1]) gegen ihre Diener vor, die Dankbarkeit, welche unser Gebet in Gott selbst nie erwecken, noch begründen kann; ja sie ist den Sündern zu besonderer Dankbarkeit verpflichtet, da ihre Glorie als Mutter Gottes durch die Sünde der Welt bedingt war, ob sie gleich auch an und für sich, ohne diese Mutterschaft, unbegreiflich hoch über alle Creaturen erhaben ist. Sie hat den Ruhm, die Sünder mit einem Feuer und einer Zärtlichkeit zu lieben, welche größer ist, als die Liebe, welche alle Engel und alle Seligen die ganze Ewigkeit über für Gott haben können; darum gab sie ja auch ihren lieben Sohn für die Sünder zum Opfer dahin. Sie liebt uns aber so sehr, daß wir manche Bitte lange umsonst Gott im Gebet vortragen, aber wenn wir uns erst zu ihr wenden, ihre Fürsprache anrufen, so geht unser Wunsch oft im Augenblicke in Erfüllung.

So müßten wir uns denn sehr täuschen, oder es ist ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem eifrigen Verbreiten des

1) Die evangelischen Rathschläge, die nicht unbedingt allen Menschen zur Pflicht gemachten guten Werke, z. B. Ehelosigkeit, sind als freiwillige verdienstlicher; wird vielleicht die Anbetung Mariens auch darum mehr belohnt, weil sie, als für eine Creatur, nicht unbedingte Pflicht ist, sondern freie Wahl?

Mariendienstes durch die Jesuiten und ihrer weichlichen Pönitenzordnung, welche bei ihnen mehr und mehr nur zur bloßen Ohrenbeichte wird.

Zugleich fällt uns aber auch auf, daß hinter dieser Erhebung Marias sich eine stillschweigende, wenn nicht Aufgebung, doch Herabsetzung des Heiligendienstes und seiner sich ins Unendliche zersplitternden Vielheit liegt. Ungefähr gleichzeitig mit den Anfängen des Jesuitenordens beginnen in der katholischen Kirche die Wunder wiederum; aber es sind doch beinahe ausschließlich die wunderthätigen Madonnen, während es früher besonders die Reliquien der Märtyrer gewesen. War dieses eine Concentrirung in der Vertheidigung des Princips gegen die Angriffe der Reformation? war es der nach monarchischer Einheit in allen Stücken strebende Geist des Ordens, welcher die Himmelskönigin über die Menge, das Volk, den Dämos der andern Heiligen, so hoch und herrschend stellte? Denn nach der geringsten Berechnung übertrifft ihr Verdienst das aller Heiligen tausend fünfhundert sechsundneunzig Millionen, neunhundert achtundzwanzig tausend mal; diese Berechnung aber beruht darauf, daß nach Archimedes ebensoviele Sandkörner in dem Raum vom Mittelpunkte der Erde bis zum Firmament vorhanden sein mögen!

Überblicken wir noch einmal das vor uns Liegende, so wird der Zusammenhang des Pelagianismus sowohl, als der schlaffen Sittenlehre und Disciplin mit dem jesuitischen Mariendienst nicht weiter in Frage gestellt werden können. Diese Maria selbst aber ist die römisch-katholische Kirche, die Mutter alles Segens, aller Gnade und Herrlichkeit. Sie erwirbt mit, sie spendet aus die Versöhnung und die Seligkeit und jedes ihrer Glieder hat Theil an diesem Werke, sofern es wirkt nach ihrem Gesetze, nach ihrem Willen. Die göttliche und die menschliche Kraft, in der Kirche Eins geworden, wirken gemeinsam, auf unzertrennliche Weise; außer dieser Gemeinschaft mag der einzelne Mensch zwar auch eine niedere Stufe des Guten erklimmen, wer aber Glied der Kirche ist, der wirkt selbst mit zum Höchsten, nicht für sich allein, er für Alle und Alle für ihn.

Zweites Kapitel.

Geschichte des Ordens in Frankreich [1]), seine Bedrückung durch den Gallicanismus. Philippica Anton Arnaulds des ältern.

Die Jesuiten beobachteten in den verschiedenen Ländern, je nach dem Nationalcharakter, ihren Verbindungen und den anderen Verhältnissen, ein ganz verschiedenes Verfahren. In den spanischen Provinzen durften sie bald wagen, die öffentliche Aufmerksamkeit durch die eindringlichsten Mittel gefangen zu nehmen. In Palermo stellten sie durch eine öffentliche Processión die Gewalt des Todes über alle Creaturen dar; voran ein großer Christus in einem Sarge, mit einem Geleite von Engeln und Menschen, welche Werkzeuge seiner Marter trugen. Darauf folgten magere, eingefallene Gestalten von Rittern, auf fahlen Pferden; darauf der Tod selbst, auf einem schwarzen Wagen, von schwarzen Stieren gezogen, die Zeit als Wagenlenker. Der Tod war ein ungeheures Skelett, so hoch als die Häuser, eine Sichel von verhältnißmäßiger Größe in der Hand, mit Pfeil und Bogen, zu seinen Füßen Schaufeln und Harken, die Gräber aufzuwerfen. Sein Wagen war mit schwarzen Pechfackeln umgeben, er führte hinter sich gefesselt eine Schaar von Gespenstern, welche die verschiedenen Zustände des Menschenlebens darstellten. Der nächtliche Zug war von Violinen und andern Instrumenten begleitet, geistliche Lieder wurden nach den jammervollsten Weisen gesungen. — Die Anordnung solcher Züge, solcher lebenden Bilder, welche wie Gäste aus einer andern Welt erschütternd durch das alltägliche Leben hindurchschritten, von der mächtigsten Wirkung auf die Sinne und also auf die Gefühle der großen Massen, blieb stets eine Stärke der Jesuiten, bis sie und ihre geistlichen Komödien, durch zu große Herablassung zum Geschmack des Pöbels,

1) Zu diesem Abschnitt hat uns namentlich gedient: Histoire générale de la naissance, des progrès et de la destruction de la companie de Jesus en France. 1762, 5 Bände. Das Buch ist allerdings in jansenistisch-feindseligem Sinne geschrieben, daher Auslassungen von einigen wichtigen Akten, welche wir uns sonst woher, besonders aus den Mémoires, zu verschaffen suchten.

zu Polterstücken und Possen, ihre Gespenster und Teufel zu bloßen Carnavalsmasken und Popanzen wurden.

Nicht mit solchem Gefolge durfte die Compagnie in Frankreich aufzutreten wagen. Schon 1540 soll Ignaz einige seiner Jünger nach Frankreich geschickt haben [1]); mehrere gewichtige Rücksichten mußten den Wunsch, hier recht festen Fuß zu fassen, bestärken und, trotz des ungünstigen Anfangs, zur unbiegsamsten Ausdauer ermuthigen. Die Reformation fing eben an, hier ihr Haupt zu erheben und einen noch feindseligeren Sinn zu zeigen gegen alles dem Katholicismus Verwandte, als in Deutschland oder England. Die katholische Landeskirche selbst aber schied sich, als gallikanische, halb von der Gemeinschaft der wahren Kirche; in Zeiten solchen Kampfs aber erscheint jede Mitte als Abfall, die Sorbonne, seit Jahrhunderten das Orakel der Christenheit im theologischen Ausdruck der Lehre, in ihrer nur bedingten Abhängigkeit und halbem Gehorsam gegen den Pabst, ist schon auf der Schwelle des Verraths. Hier stand Alles auf dem Spiel, es war aber auch vielleicht noch Alles zu gewinnen, und der Ruhm des Ordens und sein Verdienst um Kirche und Pabst mußten dann nur um so größer sein.

Die ersten Schüler Loyolas waren bald wiederum von Paris vertrieben worden, wo sie ohnedies nur zu sehr nach dem ursprünglichen Grundsatz des Ordens vom Betteln hatten leben müssen; Franz I gebot allen Unterthanen Karls V das Reich zu meiden. Aber wie in den ersten Zeiten des Christenthums die Verfolgung besonders dazu diente, die evangelische Lehre weiter zu verbreiten, dem Sturmwinde gleich, der weithin die Samenkörner der geknickten Pflanze zerstreut, so war denn auch diese Austreibung jener armen Schüler die erste Grundlage für die Ansiedlung der Compagnie in Löwen, wo später der Kampf, dessen Geschichte wir verfolgen, sich entzündete. — Es waren ihrer schon im Jahre 1545 wiederum dreizehn zu Paris im Collegium der Lombarden [2]),

1) Pour espier et renarder sagt Arnauld.

2) Es war dasselbe von einem Florentiner, welcher Bischof von Arras war, zu Ehren der Jungfrau Maria, 1333 für die armen Studenten aus Italien gestiftet. Auch die Deutschen hatten, in der Nähe vom Thore St. Germain, ein Collegium gehabt, davon damals nur noch der Name übrig war. — Nach den Antiquitez des villes de toute la France, 1637, eröffneten die Jesuiten ihre Schulen 1564 in der Wohnung des Bischofs du Prat,

unter der Leitung eines Viole, jedoch ohne beachtet zu werden. Der Erste, welcher sich ihrer annahm und sie ans Tageslicht zog, war der Bischof von Clermont in Auvergne, Wilhelm dû Prat, ein den Jansenisten verhaßter Name; er soll nach ihrer Aussage der natürliche Sohn des Erzbischofs dû Prat gewesen sein, welcher den König Franz vermochte, Leo X die gallikanischen Freiheiten zum Opfer zu bringen, und darnach getrachtet haben soll, mit 120,000 Livres das Pabstthum zu kaufen. Ein noch mächtigerer Beschützer wurde ihnen in Rom gewonnen, der große Kardinal von Lothringen, Bruder des bekannten Herzogs von Guise, beide die größten Kämpfer für den Katholicismus, nebst Philipp von Spanien. Dieser Cardinal vermochte den König Heinrich II im Januar 1550 Lettres-Patentes auszustellen, wodurch die den Jesuiten gegebenen päbstlichen Bullen bestätigt werden und ihnen vergönnt wird, in Paris ein Haus mit ihren Almosen und Schenkungen als Eigenthum zu gewinnen, darin nach ihren Regeln zu leben. Allein als sie bei dem Parlament um Anerkennung dieser Erlaubniß einkamen, zeigte sich besonders der Generalprocurator Bruslart, welchen die streng parlamentarische Partei den Cato seines Jahrhunderts nannte, sehr abgeneigt und der Hof gab die Bittschrift den Jesuiten wieder zurück. Was das Parlament zu Gegenvorstellungen beim Hofe bewog, war überhaupt seine Abneigung gegen neue Orden, hier aber insbesondere die unbedingte Abhängigkeit der Compagnie vom Pabste, wodurch der gallikanischen Kirche Eintrag geschieht, welche mit dem Parlament ein System bildete. Dazu kamen noch die großen Exemtionen, die vom Pabst ihnen bewilligte Steuerfreiheit, wodurch die Pfarrer, welche besonders darauf angewiesen sind, sehr übervortheilt würden. Ohnedies haben ja die Jesuiten bei ihrer Stiftung die Absicht gehabt, das Christenthum in Morea und der Türkei zu predigen; man wolle ihnen gar nichts in den Weg legen, auf diese Weise ihren Eifer für den katholischen Glauben zu erweisen. Auch Prälaten sprachen bald dieselbe Ansicht aus; dann sollen sie aber Örter suchen, wie die geistlichen Ritterorden Rhodus, Kreta, welche diesem Zweck zunächst entsprechen.

hôtel de Clermont, rue de la Harpe, und kauften erst nachher das hôtel de Langres, welches später das Collegium von Clermont hieß.

Die Gewalt des Parlaments und sein Recht, Alles, was Gesetzeskraft haben sollte, zu registriren und dadurch erst vollkommen gültig zu machen, war nicht unbestritten, die Könige erzwangen öfters die Registrirung durch persönliches Erscheinen, da man behauptete, es dürfe dem König in seiner Gegenwart nicht widersprochen werden; oft galt wohl auch Gewalt mehr, als die Förmlichkeiten der Juristen. Da die Jesuiten ihre Sache dennoch mit Hülfe des Hofs gegen das Parlament durchzusetzen suchten, verlangte dieses, ehe es einen entscheidenden Spruch thue, das Gutachten der Universität und des Bischofs (damals noch nicht Erzbischofs) von Paris, deren Erklärung wohl nicht zweifelhaft sein konnte. — Messire Eustache dû Bellay, Bischof von Paris, gab sein Gutachten 1554; er behauptet, mit Versicherung seines dem Pabst und dem Könige schuldigen Gehorsams und Ehrfurcht, die den Jesuiten ertheilten Bullen enthalten mehrere widersinnige Punkte, welche in der christlichen Kirche nicht geduldet werden können. Wie man in unsern Tagen kleineren und größeren Vereinen vorgeworfen, daß sie sich allein, ausschließlich Christen, Evangelische genannt wissen wollen, so wirft auch der Bischof von Paris den Jesuiten vor, daß sie ausschließlich den Namen der Jesusschüler sich aneignen. Da sie von Almosen leben wollen, würden sie, besonders in den gegenwärtigen schlimmen und gottlosen Zeiten, den andern darauf angewiesenen Orden und den Armen das Brot verkümmern (les hôpitaux et maisons de Dieu, la communauté du bureau des pauvres, les enfans rouges, l'hôpital St. Germain-de-Près, l'hôtel Dieu). — Wenn man anderen Orden vorwerfen mochte, sie suchen in die Bisthümer einzudringen, wenn dieselben die Wahl eines ihrer Glieder zum Bischof durch feierliche Messen begingen, so sollten die Jesuiten darauf Verzicht leisten, und als Ferdinand einem aus der Compagnie das Bisthum Triest übertrug, wurde er nachdrücklich gebeten, diese Ernennung zurückzunehmen, und diese Zurücknahme wurde nun von den Jesuiten durch Messen gefeiert. Es lag offenbar darin etwas sehr Beleidigendes für die Hierarchie; die Absicht dabei aber war, die Glieder der Compagnie stets im Gehorsam und Interesse derselben zu erhalten, während die in eine andere Ordnung der Hierarchie Eingehenden eine gedoppelte Natur, ein gedoppeltes Interesse angenommen hätten, der unbedingte Gehorsam

gegen Pabst und General also gefährdet gewesen wäre. Dieser Grundsatz des Ordens soll später seine Glieder den Fürsten sehr zu Beichtvätern empfohlen haben, während die Anderen, auch Mönche, für ihre Ordensglieder und sich durch die Gunst ihrer Beichtbefohlenen in die hohen Prälaturen einzudringen suchten, wodurch die Fürsten einem unangenehmen Wechsel der Beichtväter ausgesetzt waren. Es übten indeß und eben darum die jesuitischen Beichtväter einen noch größeren Einfluß auf Besetzung der Bisthümer unter dem Schein der Uneigennützigkeit, und allenthalben wo sie Beichtväter der Fürsten waren, besteht ein Theil des höheren Klerus aus anerkannten Creaturen und Werkzeugen der Compagnie, welche ihnen wiederum bessere Dienste leisten konnten, als Prälaten in Jesuitenkleidung. — Schon du Bellay stößt sich daran, daß ein Jesuite nur mit Erlaubniß seines Generals ein Bisthum annehmen könne, woraus man ersehe, daß sie, nachdem sie einmal die Hand an den Pflug gelegt, nicht gesonnen seien, zurückzuschauen. Aber noch anstößiger scheint es ihm, daß sie auch als Pfarrer nur von ihrem Orden sollen gestraft werden können, eximirt von der bischöflichen Gerichtsbarkeit, daß sie predigen, Beichte hören und die Sacramente sollen ertheilen können, ohne Bischöfe und die Geistlichen der Gemeinde zu fragen, ein Privilegium, welches den Bettelorden ertheilt, große Unordnungen und Streitigkeiten verursacht hatte, bis es wiederum aufgehoben worden. — Noch ein Punkt begegnet uns im Gutachten des Bischofs, welcher besonders von den andern Orden, als gegen die ganze Tradition des Mönchthums anlaufend, stark angefochten wurde; die anderen Orden brachten nämlich einen Theil des Tages und selbst der Nacht in gemeinsamem Gebet zu, die Jesuiten waren vom Pabste davon dispensirt. Ihnen schien Predigt, Beichte, Unterricht der Jugend, fleißiger Besuch der Familien in ihren Wohnungen ein wirksameres Mittel, der Ketzerei zu steuern, die Hohen und Niedrigen unter den Gehorsam des Pabstes zu beugen. Sie kehren das ora et labora um, sie betrachten, auch darin wiederum unsern Industriellen und dem Jahrhundert der Eisenbahnen sich nähernd, die Zeit als das erste Capital der Gesellschaft; das anhaltende Gebet bleibt nur Beruf Weniger, welche durch besondere Gemüthsart und die Weichheit ihrer Natur zu Fürbittern für die Andern ausersehen sind. Es hängt dieses auch

mit dem Widerspruch der Jesuiten gegen die Prädestinationslehre von Jansenius zusammen, welche sie als eine mönchische bezeichnen, während dieser doch geneigt war, den Pelagianismus als aus der Werkgerechtigkeit und trägen Speculation der Mönche hervorgegangen zu betrachten. Die Jesuiten sagten, wenn es die Gnade allein ohne menschliches Mitwirken thue, so werden die Leute nur beten, nicht mehr arbeiten, um selig zu werden (Molina Concordia, pag. 6 erste Colonne unten).

Auch der Bischof von Paris bemerkt, es sei ein großer Umweg und Zeitverlust von Rom über Paris nach Constantinopel zu ziehen.

Die theologische Facultät that im December 1554 ihren Spruch; auch sie findet, der neue Orden gefährde den Glauben, könnte leicht die Ordnung des Mönchthums über den Haufen werfen, wie denn auch die Fasten von ihnen nicht nach der Weise der andern Orden gehalten werden, der Friede der Kirche könnte leicht dadurch gestört werden; überhaupt sei der Orden geeigneter zu zerstören, als zu erbauen. Die Antwort der Universität ist allgemein gefaßt, meist Wiederholung des Früheren, der Hauptgrund des Widerwillens ließ sich freilich nicht leicht verbergen; die Universität hatte bisher die Erziehung beinahe als ein Privilegium in Händen gehabt, sie suchte daher den neuen Orden, welcher sich besonders der Erziehung zu bemächtigen drohte, niederzuhalten, wie auch die Napoleonische Universität durch Besteuerung die Privatschulen, Erziehungsanstalten, namentlich die kleinen Seminare verhindert, in die Schranken einer freien Concurrenz zu treten. Es herrschte eine Zünftigkeit über die Bildung der Geister, welche mit dem Geldinteresse der Universitätsglieder unmittelbar zusammenhing; die Jesuiten aber drohten durch ihre frische Thätigkeit, durch ihren Einfluß im Beichtstuhl und besonders durch den unentgeltlichen Unterricht beinahe die ganze lernende Jugend an sich zu ziehen. Die Universitätsmitglieder und die anderen Laien [1]), welche Schulen hielten, klagten noch zweihundert Jahre lang, der Unterricht und die Wissenschaft seien durch die Jesuitenschulen ruinirt worden, wie in einigen Ländern (sagt die

1) Namentlich wird auch geklagt, daß einige tausend Studenten, welche durch Unterricht ihr Brot verdienten, brotlos geworden seien.

histoire impartiale des Jésuites 1768) die Chirurgen demonstriren, die wahre Rasierkunst habe sich verloren, seit die Perrúquiers sich mit dem Bartscheeren befaßt haben. — Allerdings kam dazu der Gallicanismus, den die Sorbonne längst aufrecht erhalten hatte, und die Gefahr, zu viele Bettelmönche, wozu die Jesuiten damals gezählt wurden, möchten sich am Ende in die Facultät eindrängen und die anderen Doctoren unterdrücken.

Die Jesuiten hielten sich nun bis unter die Regierung Franz II ruhig; es war viel gewonnen, wenn man sich nach und nach an den Anblick und die Existenz des neuen Ordens gewöhnte, denn seine Neuheit war ja doch ein Hauptvorwurf. Erst 1559 thaten sie wiederum Schritte ihre gesetzliche Anerkennung zu gewinnen, die Universität aber hielt sofort deshalb ihre erste allgemeine Versammlung (22. Juni 1559); die Jesuiten erhalten vom Hofe einen Befehl an das Parlament die Aufnahme zu registriren, trotz der ausgesprochenen Ansicht der Universität. Auch diesmal hatten sie es den Guisen zu danken; die Königin fügte noch ein besonderes Schreiben an das Parlament bei. Die gallikanischen Ordnungen und Freiheiten sollen durchaus unangetastet bleiben, nur daß der Orden (religion) als solcher anerkannt werde. Unter diesen Bedingungen gab der Bischof von Paris seine Einstimmung, erkennt sie aber nicht als neuen Orden, sondern nur als Compagnie an, welche noch einen andern Namen, als den anmaßlichen der Jesuiten anzunehmen habe. Namentlich sollten die Bischöfe auch das Visitationsrecht über sie haben. Allein das Parlament zog die Sachen in die Länge, wußte auszuweichen, ohne gerade der nun seit des Königs Tode und Karls IX Minderjährigkeit allgewaltigen Königin zu widersprechen. Das war eine Hauptkunst des Parlaments, die Waffe des Schwachen gegen Den, welcher die Gewalt in Händen hat. — Die Königin hatte auf den September 1561 eine große Versammlung nach Poissy angekündigt, wo die Religionsstreitigkeiten mit den Reformirten durch öffentliche Besprechung möglichst beigelegt werden sollten. Die Jesuiten beschlossen um so mehr diesen Weg zur Anerkennung einzuschlagen, als das Parlament auf die Anzeige des Cardinals Guise, daß er die den Jesuiten ertheilten päbstlichen Bullen und königlichen Briefe ohne Weiteres publiciren würde, nicht nachgegeben hatte.

Das Parlament hatte die Entscheidung gleichsam in die Hände des Klerus gelegt; alle Parteien waren auf die Entscheidung dieser Versammlung gespannt, welche in Gegenwart des Hofs, selbst der Damen, wie ein Turnier abgehalten wurde [1]). Besonders aber nahm diese Zusammenkunft die Aufmerksamkeit des Pabstes in Anspruch; die Guisen und die Reformirten fühlten beiderseits, daß weder die eine, noch die andere Partei im Falle offenen Krieges auf einen sichern Sieg rechnen könne, der Besiegte aber keine Schonung würde zu hoffen haben; noch mehr wünschte die Königin ein friedliches Übereinkommen, da die höchste Gewalt durch die Entfesselung dieser feindseligen Elemente nur gefährdet werden und blos auf secundäre Geltung in solchem Principienkriege Anspruch machen konnte. Es mochte aber ein Friede oder Waffenstillstand nur durch Zugeständnisse, durch eine Art Anerkennung der Reformation erkauft werden. Ohnedies hatte die Curie eine sehr natürliche Abneigung gegen jede Gattung von Nationalconcilien, besonders wenn sie vom römischen Stuhl bestimmte Verhältnisse wieder zur Frage und Entscheidung brachten und mit den erklärten, unversöhnlichen Feinden der Kirche unterhandelten. Für die Jesuiten war aber alle Hoffnung verloren, wenn man mit den Reformirten eine Übereinkunft traf, die letzte Hoffnung, da Parlament und Universität entschieden ihre Feindschaft aussprachen, die Gunst bei Hofe nicht genügend und unsicher war. So erschien denn nun mit dem päbstlichen Legaten auch der General der Compagnie Jesu selbst zu Poissy. Der Präsident, Cardinal Tournon, war ihm sehr günstig; die Theologen, wenn auch nicht sie allein, zerschlugen die ganze Unterhandlung, Lainez war sehr geschäftig, die Plane der Wölfe in Schafskleidern, der gefährlichen Füchse zu hintertreiben, welche des Herrn Weinberg zu verheeren drohten, und die Gesellschaft Jesu wurde von der Versammlung des Klerus anerkannt, freilich nicht als neuer Orden, sondern als Gesellschaft von Geistlichen und gelehrten Laien (also formell dem entsprechend, was später der Verein von Port-Royal war), mit ausdrücklichem Vorbehalt der Rechte der gallikanischen Kirche, der Bischöfe und Geistlichen; die Jesuiten sollten auf ihre Privilegien verzichten, ja auf ihren Namen. Sie unterschrieben das Alles.

1) Theodor Beza führte dabei das Wort für die Reformirten.

Man hat sie mit den Juden verglichen, welche sich den drückendsten Bedingungen unterwarfen, nur um in die Staaten zugelassen zu werden; sie waren aber gewiß, daß sie, nachdem sie einmal festen Fuß gefaßt, schon weiter um sich greifen, diese Bedingungen umgehen, oder die Zurücknahme dieses ungerechten Joches würden durchsetzen können. — Auch das Parlament mußte auf die so verclausulirte Anerkennung eingehen, was später von jansenistischen Geschichtschreibern mit Stillschweigen übergangen, von Manchen, aber ohne Begründung, geleugnet worden ist. Den Jesuiten war jedoch zum voraus versprochen, daß, wenn sie die Bedingungen und das Versprechen nicht hielten, auch die Anerkennung eben damit nichtig und aufgehoben sein sollte. Die Parlamentsacte nennt sie nur das Collegium von Clermont. Zugleich trug man im Parlament darauf an, das große Vermächtniß des Bischofs von Clermont, du Prat, nach welchem die Jesuiten gehalten sein sollten, einige Collegien in der Auvergne zu errichten, den vier Bettelorden zuzuerkennen, welche aus Mangel an Unterhalt ohne diese Beihülfe genöthigt wären, ihre Collegien aufzuheben; auch die Sache der Armen und Kranken in Clermont und ihre Ansprüche auf einen Antheil an der Stiftung wurden lebhaft vor dem Parlament betrieben, und wohl mehr aus Haß gegen die Jesuiten, als den Armen zu Liebe. Besonders wurde dabei geltend gemacht, du Prat habe die Jesuiten als Orden zu Erben eingesetzt, als solcher seien sie aber gar nicht anerkannt.

Die Jesuiten hatten indeß zum Theil mit diesen Summen den Hof von Langres gekauft und in Stand gesetzt; sie nannten diese Colonie Collegium von Clermont, du Prat zu Ehren. Dieses später so berühmte Ordenshaus liegt in der Straße St. Jacques, also in dem lateinischen Quartier, auf dem linken Ufer der Seine, nicht weit von der Sorbonne, wo die meisten Orden und gelehrten Vereine ihre Hauptquartiere hatten; in derselben Straße war später Port-Royal de Paris. Diese Nachbarschaft mußte nothwendig die Reibungen bitterer und den Streit persönlicher machen. — Nun hatten die Jesuiten ein Collegium, aber keine Schüler; diese würden ihnen aber nicht gefehlt haben, hätte ihnen die Sorbonne nicht auch jetzt noch unerschütterlich die Anerkennung verweigert. Allein was von der ganzen Körperschaft nicht zu erreichen war, ließ sich — man behauptet durch Bestechung —

bei dem Rector, St. Germain, erschleichen. Die Universität wurde also überrascht, die Schulen der Jesuiten eröffnet; man glaubte sich jedoch um so mehr berechtigt und genöthigt, bei Zeiten dagegen einzuschreiten, als Pius IV 1561 eine Bulle erlassen hatte, kraft welcher den Jesuiten das Privilegium ertheilt wurde, die Grade des Bachelier, Licenciaten und Doctor, deren Ertheilung doch den Universitäten zustand, auszutheilen, indem zugleich alle diesem Privilegium zuwiderlaufenden Rechte, Freiheiten und Privilegien, sollten sie auch vom römischen Stuhle ertheilt sein, für null und nichtig erklärt werden. Zwar waren die Einnahmen der Universitäten damit nicht so sehr und unmittelbar bedroht, die Jesuitenschüler, welche Vermögen hätten, sollten bei solchen Promotionen die gebührenden Taxen an die Universität bezahlen; allein der geistige Einfluß dieser stand auf dem Spiel, die Lehre und die Praxis der gallikanischen Kirche war bedroht. Die Bulle verhehlt auch ihre Absicht nicht, sie spricht von dem Eide, welchem Derjenige sich zu unterziehen habe, der aus der Hand des Rectors einer Universität diese Grade erhält, einem Eide, welchem „eure Schüler sich weder unterwerfen wollten, noch könnten". Die Jesuiten gebrauchten gleich anfangs die Vorsicht, nur einen Theil der ihnen vom Pabste ertheilten Privilegien und Bullen vorzulegen; desto mehr glaubte man sich zum Mistrauen verpflichtet; sie beriefen sich darauf, daß sie ja verzichtet hatten, Gebrauch von diesen Vorrechten zu machen. Allein man hielt ihnen entgegen, daß sie dieses Opfer nur der Nothwendigkeit gebracht, daß sie stets alle Mittel gut finden würden, diese Schranken zu untergraben; nichts werde sie aber weniger binden, als ihr Versprechen, welches sie als ein abgepreßtes betrachten. Ihre päbstlichen Bullen und Privilegien sind eine furchtbare Linie von Geschützen, jeden Augenblick bereit; es fehlt nur ein Funke, sie alle zu entzünden. Spätere verglichen einen Staat, in dessen Schooße viele dieser privilegirten und eximirten kleinen Staaten sich umtrieben, jeder mit seinem eigenen Lebensprincip und den verschiedensten Thätigkeiten, einer gegen den andern reagirend, man verglich einen solchen Staat mit der sinnreichen Chimäre der Wirbel von Descartes, sie reagiren nach allen Seiten hin gegen die Körper, welche auf sie drücken, ihre Kraft nimmt in eben dem Maase zu, in welchem die der anderen abnimmt; sobald sie aufhören gedrückt

zu werden, dehnen sie sich mit reißender Schnelligkeit aus, bald kann man ihre Größe weder begreifen, noch deren Fortschritte beschränken. — Wo aber weder Freiheit, noch Rechtsgleichheit herrcht, und durch eine mächtige Gewalt aufrecht erhalten wird, da muß das Gelüsten, die Anderen niederzudrücken und allein obenauf zu kommen, sich nothwendig geltend machen.

Jean Prevot, der neue Rector der Universität, verbot, nach Anhörung der Compagnien, den Genossen des Collegiums Clermont Schulen zu halten; diese bitten, man möge sie doch als Glieder der Universität anerkennen, sie wollen sich gern der Bedingung unterwerfen, daß nie einer aus ihrer Mitte Rector oder Procurator oder Kanzler werden sollte. Der Rector ladet sie auf den 14. Februar 1565 vor, den Abgeordneten der Universität Rede und Antwort zu stehen. — Die Jesuiten hatten durch Zusammenfassung von Priestern und Laien in einen Orden, ohne daß diese in die untergeordnete Stellung der Laienbrüder gekommen wären, ihrem Institut eine universellere Thätigkeit, ein Eingehen auf alle Verhältnisse vermittelt. Damit stieß er aber an gegen die traditionellen Begriffe vom Ordenswesen und gegen die hergebrachten juridischen Begriffe. Es wurde dieses mit ihrer sonstigen Zweizüngigkeit in eine Anklage zusammengeworfen; es wurde dadurch der Orden in den Augen Vieler zu einem Wunderthier, weder geistlich, noch weltlich, weder Mann, noch Weib, zu einer unnatürlichen Ausgeburt, der Frucht einer unnatürlichen Vermengung sich durchaus fremder Elemente; solche Ideen wurzeln so tief im Menschen, daß durch ihre Umgehung das moralische Gefühl der nicht Vorurtheilsfreieren leicht verletzt wird, die Feindschaft eine der gehässigsten Anklagen daraus schöpfen kann. Das Erbrecht wurde in seiner Anwendung auf Leute, welche also neutrius generis waren, zweifelhaft; als Laien schienen auch die Ordensglieder erben zu können, außerdem daß man behauptete, die Jesuiten lassen manchen Exspectanten zwanzig, ja dreißig Jahre an der Pforte des Ordens harren, bis ihm endlich die erpaßte reiche Erbschaft zugefallen, mit welcher Aussteuer er sofort in die Himmelsthore eingehe. Außer dem Einfluß des Beichtvaters, des Erziehers drohte der Orden durch seine Laienglieder auch den des Arztes zu gewinnen. Während die Universität in ihren Zwistigkeiten mit den Jesuiten das Parlament um Hülfe ansprach, wie die

Mutter ihren Sohn, und von seiner Pietät ein günstiges Urtheil verlangte, versuchten die Jesuiten nicht blos durch ihre sonstigen Zöglinge Ähnliches zu erreichen, sondern selbst Mitglieder der Compagnie saßen in den Parlamenten; 1618 wurde ein Beschluß des Parlaments von Bordeaux, 1631 des Parlaments von Rouen durch königlichen Befehl für ungültig erklärt, da ein Theil der Parlamentsglieder zugleich Glieder der Compagnie seien. Das war freilich lange nach unserer Zeit; allein solche privilegirte Körperschaften, wie die Universität und das Parlament, haben einen feinen Instinct für drohende Gefahr, ein reiches Maas von Mistrauen; die Kraft der Parlamente lag aber nicht in dem einzelnen Parlamente, sondern in ihrem Zusammenhalten, dieses selbst war hinwiederum bedingt durch die Einheit des Geistes und der Tradition, großentheils Eigenthum einiger Dutzende von parlamentarischen Familien. Indem wir diese Kette auf solche Weise gesprengt sehen, haben wir einen wichtigen Beitrag zum Untergang der Parlamente; und so geschah es denn auch, daß einige der Provinzialparlamente (namentlich auch das zu Rouen), sich sehr eifrig bezeigten, eifriger als die meisten Bischöfe, die Jansenisten zu verfolgen. — So eröffnete denn nun der Rector das Verhör durch die Frage, ob sie Laien oder Weltgeistliche seien oder Ordensgeistliche. Er glaubte sie gewiß durch diese Frage nicht minder fest gefangen zu halten, als die Pharisäer, indem sie die Frage von dem dem Kaiser zu gebenden Zins aufwarfen. Erklärten sie sich für Weltgeistliche oder für Laien, so schien ihr Zusammenleben eine unerlaubte Verbindung zu sein; erklärten sie sich aber für Ordensgeistliche, so fielen sie wiederum in eine Schlinge, sie verloren das Recht zu unterrichten. Sie erwiderten, wir sind tales quales; eine Antwort, welche sprüchwörtlich wurde und dem Spott preisgegeben. Allein dieser Bescheid, bei welchem sie standhaft verblieben, ohne sich durch die eindringlichen Fragen irre machen zu lassen, war sehr klug, wie denn die Universität nichts zum Nachtheile der Jesuiten daraus herausfolgern konnte. Der Sinn aber war ganz klar, wir sind, die Gesellschaft vom Collegium Clermont, wie uns die Versammlung von Poissy genannt und bestätigt hat. Sie zeigten damit, daß der sociale Begriff, die Entwicklung der Gesellschaft durch sie weiter gebildet worden, also daß die alten Klassen und Begriffe der Juristen nicht

mehr genügen, indem das Leben selbst über sie hinausgegangen sei. Nachher erklärten die Jesuiten sich weiter darüber, um die Universität über diesen Lakonismus, worin ein Stachel des Spotts sich deutlich fühlbar machte, zu begütigen, sie seien allerdings, als in einem Verband lebend, weder gewöhnliche Laien, noch Weltpriester, aber ihre Demuth verbiete ihnen, sich als Mönche, welche das heiligste und vollkommenste Leben führen, zu bekennen [1]).

Da die Jesuiten nun aber genugsam versucht, ob sie nichts auf dem Wege der Güte bei der Universität gewinnen könnten, brachten sie selbst ihre Sache vor das Parlament. Die Universität wurde vertreten durch Pasquier (Etienne), einen jungen Rechtsgelehrten voll Feuer; er schrieb später selbst, dieser Rechtsstreit sei für ihn die erste Stufe im Justizpalast gewesen. Ein Geschichtschreiber sagt: Seit die Jesuiten in Frankreich existiren, begründeten sie den Ruf aller Rechtsanwalte, welche irgend eine Rechtssache gegen sie durchzufechten hatten. Diese Advocaten hatten den Vortheil, vor einer für ihre Partei eingenommenen Versammlung zu sprechen. — Es ist dieses sehr bezeichnend für diese geschworene Feindschaft zwischen diesen unseren Vertretern des besseren Bürgerstandes, der gesetzlichen Basis der Nationalfreiheiten, wider diese Welteroberer, die Prediger der absoluten Souverainetät des Pabstes in geistigen Dingen, der absoluten Gewalt bald der Massen, des Pöbels, bald des Königs in den weltlichen Angelegenheiten. Die Hitze des Kampfes riß Pasquier [2]) so hin, daß er behauptete, es sei den Jesuiten ihr General ein irdischer Gott; Ignaz gleiche Luther, beide haben die Auctorität des weltlichen Fürsten, beide die menschlichen und göttlichen Gebote umgestürzt. Auch der berühmte Charles Dûmoulin wurde von der Universität um ein Gutachten angegangen, ob er gleich Calvinist war. Die Männer, auf deren Autorität er und die anderen entschiedenen Gallikaner am liebsten sich beriefen, waren Cardinal Pierre

1) Später wurde gleichermaßen viel darüber gespottet, daß sie erklärten, sie seien nicht moines, aber religieux. Der Unterschied ist wirklich ganz bezeichnend und wahr von der Compagnie; allerdings suchten sie ihren Nutzen daraus zu ziehen.

2) Seine Rede wurde oft, theils in andern Werken, theils besonders gedruckt, auch 1611 zu Hanau eine deutsche Übersetzung; dieser ist beigefügt ein Discours über die schwache, aber doch straußenartige Verdauungskraft der Jesuiten.

d'Ailly, Richard, Erzbischof von Armach, Wilhelm von St. Amour und Gerson, die beiden großen Lichter der Sorbonne; das konstanzer Concil war natürlich ihre theuerste Erinnerung. Eigen ist, daß damals die Kirche Irlands als eine Stimme für Beschränkung der Pabstgewalt galt, während die französischen Romanisten nun dort ihr Ideal finden. Dumoulin macht namentlich auch auf den Hang der Franzosen zu Veränderungen, ihre gefährliche Vorliebe für das Neue aufmerksam, wodurch die Zulassung eines so ganz neuen Ordens noch bedenklicher werde. — Die Bettelorden fehlten auch nicht neben dem Bischof und den Pfarrern von Paris, welche sich über die Untreue der Jesuiten in Haltung ihres Versprechens beklagten. Allein bei den Bettelmönchen war es außer der sonstigen Rivalität ganz besonders die Lockspeise des Antheils an der bischöflichen Erbschaft, welche ihnen das Parlament hingeworfen; sie klagen über die Hartherzigkeit der Menschen und Zeiten, welche, nebst den Jesuiten, sie der Gefahr des Hungertodes aussetzen. So war denn hier das Gelübde der Armuth eine der Bestechlichkeit eröffnete Thüre; wie sie diesmal gegen die Jesuiten gewonnen wurden, so ganz auf ähnliche Weise, durch Überlassung der Beute, später gegen die Jansenisten. Darum erweckte denn auch ihre Eingabe bei allen Unparteiischen nur Spott; die jansenistische Geschichtschreibung aber sucht diese Bundesgenossenschaft beinahe zu verdecken. —

Hatte Pasquier Ignaz mit Luther verglichen, so nannte der Vertheidiger der Jesuiten, Versoris, Luther eine Schlange, Ignaz und die Seinigen verglich er mit der Eschenblüthe, welche nach dem Volksglauben allen giftigen Thieren tödtlich ist. Es sei eine besondere Schickung der Vorsehung darin zu verehren, daß sie den Irrlehren nicht früher erlaubt habe in die Welt einzudringen, bis die Stunde nahe war, daß die Gesellschaft Jesu in der Welt erscheinen sollte, sie zu bekämpfen. — Die Sache war von beiden Seiten mit der Leidenschaft eines Vertilgungskriegs geführt worden, und dieser Titanenkampf endigte damit, daß Alles beim Alten blieb; die Jesuiten wurden nicht in die Universität aufgenommen, da sie aber einmal Schulen eröffnet hatten, sollten sie dieselben auch fortführen. Dafür waren sie freilich nicht sowohl dem guten Willen des Parlaments Dank schuldig, als ihrer eigenen, unglaublichen Thätigkeit, dem Hofe, welchen einer ihrer

geistlichen Kuriere, Possevin, in Bordeaux ereilte. Dieser Mann war in den Geschäften des Ordens bis nach Moskovien gereist, damals eine Seltenheit. Der General des Ordens soll sich dem Pabste zu Füßen geworfen und dieser die Legaten und die getreueren Bischöfe in Frankreich aufgeboten haben, Alles für den Orden zu thun, was nur möglich sei. — Zwei Vorurtheile sind um diese Zeit schon sehr gangbar, das eine den Jesuiten sehr ungünstig, daß sie spanischen Ursprungs seien; man betrachtete ohnedies die Bettelorden als eine Spionenanstalt der dem Pabste enger verbundenen Staaten, namentlich Spaniens. Andererseits griff die Ansicht immer mehr um sich, die Jesuiten seien das beste Rüstzeug zur Ausrottung der Ketzerei; Männer, welche ihnen sonst durchaus nicht gewogen waren, aber die Reformirten noch bitterer haßten, thaten ihnen Vorschub, später namentlich auch Bischöfe, welche durch die Reformirten einen Theil ihrer Kirchengüter eingebüßt hatten und daran verzweifelten, sie durch ein anderes Mittel wieder zu gewinnen. — Die Universität suchte sich durch die wiederholt eingeschärfte Bestimmung, kein Schüler der Jesuiten solle einen Grad erhalten, als Maitre-es-Arts, oder als Licenciat oder Doctor, das Monopol des Unterrichts möglichst zu wahren. Die Jesuiten hatten aber einen der größten Gelehrten, welche ihren Orden je geziert, nach Paris gezogen, durch ihn ihre Schule zu heben. Es war dieses Johann Maldonat, geboren in Estremadura 1534, dessen Geist und Gelehrsamkeit in Erklärung der Schrift Simon (Histoire des Comment. du N. T.) sehr hoch hält; er lehrte zuerst Philosophie (seit 1563) in einem Cursus von zwei bis drei Jahren, dann Theologie, welche er in einem vierjährigen Collegium (compendium) umfaßte. Nichts mußte so sehr das jurare in verba magistri, den Auctoritätsglauben und die daraus fließenden unfruchtbaren Reibungen fördern, als diese Sitte von einem Lehrer sich die ganze Encyclopädie der theologischen oder philosophischen Wissenschaften in die Feder und in den Kopf dictiren zu lassen; wozu die Folianten-Literatur noch ihren Beitrag gab. Der Zulauf war so groß, daß er bisweilen soll genöthigt gewesen sein, im Hofe oder auf öffentlichen Plätzen und Straßen seine Vorlesungen zu halten; die Leute drängten sich drei Stunden vor Anfang derselben in die Hörsäle, um Platz zum Schreiben zu erhalten. (Jetzt geschieht dieses in Paris wohl auch

noch 1½ Stunde vor Eröffnung der Vorlesungen von Lerminier.) Ein Collegienheft von ihm war ein um so größerer Schatz, als er nichts drucken ließ, ein Verdienst, das sich die Gesellschaft Jesu erst nach seinem Tode um ihn und sich selbst erwarb. Es wird noch besonders erwähnt, daß viele Reformirte seine Vorlesungen besuchten.

Thuanus erzählt zwar, das Ansehen dieses Mannes habe das Parlament vermocht, keinen Spruch gegen die Compagnie zu thun in der Angelegenheit ihrer Schulen; aber die Universität mußte dadurch nur noch mehr eifern gemacht werden. Dieses bestätigt sich auch dadurch, daß sie ihre Angriffe persönlich gegen ihn richtete; sie rügte einige seiner Lehren als Ketzereien; er wurde namentlich auch darüber verdammt, daß er lehrte, die Seelen bleiben nicht länger als zehn Jahre im Fegfeuer. Der Grund dieser Lehre, welchen die Facultät dem Jesuiten unterschob, drückt ganz die Gehässigkeit dieses Streites aus. Sie behauptet ausdrücklich, es sollen dadurch die Gewissen der Fürsten beruhigt werden, welche etwa befürchten, es möchten die Seelen Derer, welche zu Gunsten von Klöstern, mit der Bedingung, daß Messen für sie gelesen würden, Stiftungen gemacht, es möchten die Seelen dieser Stifter grausamerweise lange im Fegfeuer gemartert werden, wenn man ihre Stiftungen von ihrer ursprünglichen Bestimmung ab- und dem Jesuitencollegio zuwende.

Da wir die Devotion kennen, welche die Compagnie von Anfang an für Maria hatte, möchte uns der zweite Punkt, darüber die Sorbonne Maldonat verdammte, befremden; es war die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Marias, ohne alle Einwirkung der Erbsünde und sündiger Triebe. Diese glaubte Maldonat wenn nicht verwerfen, doch wenigstens nicht annehmen zu müssen, wie denn ja auch die theologische Auctorität der Gesellschaft, St. Thomas, und die Dominikaner diese Lehre bekämpften. Das tridentiner Concil hatte es nicht räthlich, noch nöthig gefunden, darüber eine bestimmte Entscheidung zu geben. Allein die Sorbonne hielt diese Lehre als Dogma aufrecht. Später nahmen von der Verwerfung derselben die Jesuiten selbst einen Vorwand her, die Dominikaner in Spanien zu verfolgen und dem Haß der bigotten Menge als Leute anzuzeigen, welche von der Mutter Gottes verächtlich denken. —

Indem die Sorbonne so über eine Lehre entschied, welche von dem allgemeinen Concil selbst nicht näher bestimmt worden war, machte sie sich als eine hohe Auctorität in Glaubenssachen geltend. Diese Ansprüche der Sorbonne schienen nicht blos dem Pabst, sondern selbst dem französischen Klerus, den Bischöfen und ihrer Nationalversammlung ein Eingriff in das ihnen zustehende Recht, wodurch die Jesuiten viel gewannen, indem sich nun der Episcopat zum Theil mit ihnen verbunden, in ihrem Interesse sah. (Auch in unserm Jahrhundert hat die ultramontanische Geistlichkeit Frankreichs gegen die neue, so anspruchslose theologische Schule an der Sorbonne einen Widerwillen gefaßt, da man sie eine Fortsetzung der alten Sorbonne, jenes „beständigen Nationalconcils der Gallier", nannte.) — So hatten denn Zeit und Umstände in die den Orden einschließenden Bollwerke Bresche gebrochen, die Politik der Jesuiten, zu warten und zuzusehen, bis ihre Gegner sich veruneinigten, rechtfertigte sich. Das ist ja die Gefahr aller gemischten Verfassungen, daß die Körperschaften, an welche die verschiedenen Kräfte und Gewichte vertheilt sind, selbst uneins unter sich werden und so der eindringenden Zerstörung Raum geben. Der Pabst gab dem Bischof von Paris, Gondi, den Auftrag, den Streit auszutragen. Dieser war aber durch den Tadel, welchen die Sorbonne gegen die Bibelübersetzung des Pfarrers von St. Eustache, Rene Benoit, ausgesprochen hatte, beleidigt; denn sie war vom Bischofe selbst gebilligt und empfohlen worden. Der Streit wurde so hitzig, daß der Bischof den Rector der Universität excommunicirte, und die Jesuiten hatten nun die Freude, daß die Sorbonne an das Parlament appellirte, dem Bischof das Recht dazu absprach, der bischöflichen Auctorität und Gerichtsbarkeit nun selbst engere Schranken setzte. Sie stellten sich also dem Bischof als Verfechter des Episcopats dar, er entschied zu ihren Gunsten die dogmatischen Differenzen; die Jesuiten sollen an den Kreuzwegen der Stadt Anschläge gemacht haben, worin behauptet wurde, daß Maria in Erbsünde empfangen sei. — Nachdem das Parlament Maldonat auch von der Anklage der Erbschleicherei zu Gunsten seiner Gesellschaft losgesprochen, zog er sich in ein Haus des Ordens in der Provinz zurück, wo er bald noch in kräftigem Alter starb. — Arnauld in seiner Anklage des Ordens spricht nichts desto weniger von dieser Ausbeutung der

auf dem Todenbette beängstigten Gewissen durch die Jesuiten und namentlich durch Maldonat, als von einer unbestreitbaren Thatsache.

Der Lärm dieser Streitigkeiten wird nun übertobt durch den losbrechenden Sturm des Bürgerkriegs. Die Reformation war in Frankreich mit solch radicalem, unbeugsamem Charakter aufgetreten, gesteigert durch den langen, grausamen Widerstand, daß es unmöglich schien, als sollte die neue neben der alten Kirche bestehen können; jene schien eben so wenig dem päbstlichen Babel Gnade gönnen zu wollen, als diese die neue Ketzerei sehen konnte, ohne sie zu erwürgen. Ein Zusammenbestehen beider schien sogar in Deutschland, nach langem Versuche, unthunlich und verrätherisch, obgleich das Lutherthum nicht den Erobererſinn der reformirten Kirche zeigte und die Rechte der Reichsstände demselben wie eine rechtliche Basis, so eine Gränze setzten. Dazu kam, daß das Haus Navarra, welchem Ferdinand, der Katholische, von Spanien beinahe nur die angestammte Kraft übrig gelassen, welches seine edelsten Glieder auf den Schlachtfeldern, als Märtyrer für die Sache der Reformation, verloren hatte, im Begriff stand, den Thron zu besteigen.

Da Heinrich III unstäten Sinns die Fortschritte der einen Partei sowohl fürchtete, als die der anderen, da seine Bigotterie nur passiver Natur war und mehr ein Gefolge schwächender Laster, als kühner Entschlüsse und gewaltiger Willenskräfte mit sich führte, warfen sich vom Pabste und Volke berufen die beiden Guisen auf, wie einst die Makkabäer, den Gräuel der Verwüstung auszurotten, den Tempel des Herrn zu reinigen und zu befestigen. Sie waren längst der Schutz und Schirm der Compagnie Jesu gewesen, und diese wurde nun natürlich auch in das große Bündniß zur Rettung der Kirche, als eines der thätigsten Mitglieder, aufgenommen, auch sie glaubten, die Ermordung dieser Männer durch den König rächen zu müssen. Denn Heinrich III, wie seine Unstätigkeit und Unfestigkeit ihm nicht erlaubte durch die rechten Mittel sich zu halten, sah sich zu dieser jähen blutigen That getrieben. Schon hatte die Sorbonne erklärt, man könne einen Fürsten absetzen, welcher seine erste Pflicht, die Kirche zu schirmen, verrathe; Heinrich hatte gedroht, die Doctoren neben die Galeerensklaven anschmieden zu lassen. Wie der pariser Pöbel

vor dem Anfang der Schreckenszeit große patriotische Processionen hielt, über seine Kräfte Heerschau zu halten, so wurde nun zu Ehren dieser großen Märtyrer des Katholicismus unter andern in Paris eine Procession vom jetzigen Place des Innocens aus nach St. Genevieve gehalten, in deren Zug sich eine Menschenmasse von 100,000 Menschen fortgewälzt haben soll. Ein Theil trug Kerzen; in der Kirche sollen Mehrere nach den darauf gemalten Königsherzen gestochen haben; bald traf den König selbst vor Paris der Dolch des Rächers. Tausende sahen darin ein großes Strafgericht des wunderbaren Gottes; Maximilian von Baiern, damals auf der hohen Schule zu Ingolstadt, schrieb ganz begeistert über diesen Königsmord an seine Mutter. — Allein Heinrich von Navarra, der Ketzer, war dadurch rechtmäßiger König von Frankreich, das nun zu einem großen Schlachtfelde wurde. Die katholische Weltordnung bekämpfte zugleich die Legitimität und die Reformation auf Tod und Leben. Die Ligue ist die Realisirung des Systems de La-Mennais, Souverainetät der Massen, unter der obersten Leitung des in einem höheren Sinne souverainen Pabstes. Ja, wenn wir auf die Ereignisse und vielmehr auf die Zeichen des Geistes in unseren Tagen Acht haben, Görres und die Seinigen, müßten sie nicht consequent auf die Grundsätze der Ligue kommen? Es ist derselbe unbeugsame Groll gegen die Unterthänigkeit des Katholicismus unter den protestantischen Staat, dessen schmeichelnde Katzenklauen beinahe noch mehr zu fürchten seien, als die Krallen des Tigers, des Wüthrichs. Es schließt sich uns hier ein warnender Doppelblick auf in die Geschichte der französischen Nation; hier liegt der Schlüssel zu Vielem. Gleichermaßen glaubte in Frankreich die katholische Kirche als Ligue den protestantischen Staat (Heinrich IV) nicht tragen zu können, wie die reformirte Gemeinde dem katholischen Staat und Hof unversöhnlich grollte. Darum mußte der eine Theil unterliegen, während selbst in Deutschland, wo doch die vielfachen Landeshoheiten jedem Element seinen Kreis abmarkten, allerdings dieselben Jesuiten den Kampf zur Erzwingung äußerer Einheit anschürten. Da nun unser Jahrhundert erst katholische Unterthanen in Massen protestantischen Fürsten gegeben hat, ist nicht zu verwundern, daß eine lebhafte Discussion entsteht. Es ist eine Doppelfrage, über das Verhältniß des Katholicismus zum Protestantismus, und der

Kirche zum Staate; darum schwer zu lösen. Es muß sich aber lösen und versöhnen, wenn man die rechte Freiheit läßt, nichts zusammenzwängen will. Eben weil eine innere Verwandtschaft da ist, will sie sich selbst finden. Freilich muß auch Jeder auf seinem Gebiet, aber auch nur auf dem seinigen, Kraft erweisen, festzustehen wissen auf seinem Boden, zu führen wissen den Schild seines Rechts und das Schwert des Wortes; denn nur Demjenigen bietet man die Hand zum Frieden und Bündniß, welcher uns im Kampf durch Tapferkeit und Ehrenfestigkeit Achtung abgenöthigt hat, das Recht der gleichen Waffen nicht schmälernd. Auf seinem Boden, sagten wir; denn jede geistige Macht hat den Grundsatz des römischen Senats, mit dem Gegner nur dann Frieden zu schließen, wenn er den römischen Boden geräumt hat. — Man hat die ganze Last der von der Ligue verübten Gräuel ungerechterweise auf die Schultern und das Haupt der Jesuiten wälzen wollen; allerdings gediehen sie in diesen Zeiten, sieun terhielten wohl namentlich auch die Verbindungen mit Rom und Madrid, durch Leute wie Mathieu; allein im Ganzen theilen sie doch die Schuld mit den anderen Orden, besonders mit denjenigen, deren Generale in Rom residiren. — Der Pabst sprach Frankreich vom Gehorsam gegen seinen König los. Ein Volk eines Eides entbinden, heißt sein moralisches Bewußtsein an der Wurzel anfassen oder es auf die Probe stellen, ob es ein solches Gefühl für sein Recht und seine Würde hat. Denn wer das thut, drängt sich ein zwischen das Gewissen des Volks und zwischen Gott. — Damals that es der Pabst. Wenn Jemand dazu berechtigt sein sollte, so muß er es sein; als Hoherpriester ist er der Mittler, führt die Schlüssel, zu lösen und zu binden. Pabstthum, das heißt Kirche und Christenthum schien mit der Legitimität nicht bestehen zu können, welche in einem Reformirten sich personificirt hatte. Das Pabstthum war für einen großen Theil der Franzosen ein eben so legitimes Princip als das Königthum; die Jesuiten aber kannten kein Vaterland als Rom, waren sie einem Könige verpflichtet, so war es der von Spanien, mit dessen Waffen und Politik sie stets Ein Schicksal getheilt. Man warf ihnen vor, nicht blos eine päbstliche Universalmonarchie über die Geister zu erstreben, sondern als deren weltlichen Vogt eine spanische Universalmonarchie über die Völker des christlichen Europas;

vielleicht glaubten sie nur also die Bewegung der Reformation niederdrücken zu können. Die katholische Ordnung und Einheit war ihnen das alleinige göttliche Recht, davor jedes andere schwinden müsse; will irgend ein Rechtstitel sich dagegen gültig machen, so ist er an und für sich gerichtet und den Spruch der unsichtbaren Fehme zu vollstrecken, ist jeder katholische Christ berufen.

Das ist zugleich die Rechtfertigung und die schärfste Anklage und Verdammung der Compagnie.

Es half dem Könige nichts, daß er am 23. Juli 1593 zu St. Denys bei den Gräbern der Könige den reformirten Glauben abschwur; den folgenden Monat wurde ein Mensch ergriffen, welcher durch den Mord des Verfluchten sich vielleicht den Himmel zu erringen hoffte. Daß er auch mit den Jesuiten in einiger Verbindung oder Beziehung gestanden, ist wohl kaum abzustreiten. — Als um die Zeit des constanzer Concils die Absetzbarkeit des Pabstes praktisch erörtert wurde, warfen die bedeutendsten Männer die Frage auf: in welchem Fall darf der Pabst getödtet werden? So wurde auch hier mit der Absetzbarkeit des Königs das Recht ihn zu tödten gelehrt, wenn er den Grundstein des Staats, die Kirche, antaste. Es ist dieses nicht allein eine Wirkung der Leidenschaft und der Brutalität der Zeiten; es wirkte dabei auch ihre poetische, personificirende Denkweise mit, welche keinen Unterschied zwischen der Person des Königs und der Krone selbst machte, wie sie in Maria den Begriff der Kirche personificirt hatte. —

Endlich zog Heinrich, 22. März 1594, in seine gute Stadt Paris ein, „deren Bevölkerung heißhungrig war, ihren König zu sehen". Es war ein großes, schönes Wagstück; noch den Tag zuvor hatte unter vielen anderen ein Jesuite gepredigt, wenn der König unten an einem Hause vorbeiginge, so würde er auf ihn mit Gefahr seines eigenen Lebens herunterspringen, in der Hoffnung, diesen Saul dadurch zu tödten. Die Sorbonne und die anderen Körperschaften unterwarfen sich der Reihe nach; keine hatte so große Festigkeit bewiesen, als das Parlament. Es war eben versammelt, als der Aufstand der Liguisten in der Stadt losbrach, einer der kühnsten Gesellen, mit dem Säbel und einer Pistole in der Hand, trat in den Sitzungssaal ein und wollte ein Verzeichniß der Verdächtigen ablesen, welche ihm folgen sollten;

der Präsident aber erklärt, sie seien wie Ein Mann, das Parlament erhebt sich und folgt auf das Stadthaus, wo das Revolutionstribunal saß. — Die Verdächtigsten im Parlament waren von den Liguisten in die Bastille geworfen worden.

Die Sorbonne hatte kaum mit dem Könige sich ausgesöhnt, das Recht der Legitimität gegen den Pabst wieder proclamirt, ihre flüchtigen Mitglieder versammelt, als die Weigerung der Jesuiten, sofort dem König den Huldigungseid zu schwören, das Volk so sehr gegen sie reizte, daß sie sich eingeschlossen, wie belagert, halten mußten, und die Universität nun hoffen durfte, einen entscheidenden Schlag gegen die Jesuiten zu führen. Nur die Kapuziner bestanden in gleicher Weigerung mit den Jesuiten, da der Bann noch auf dem königlichen Haupte lastete; auch wollten sie nicht für ihn beten. Die Pfarrer von Paris hatten sich der Mehrzahl nach zur königlichen Legitimitäts- und Verfassungspartei gehalten; sie vereinigen sich nun mit der Universität zu einer Anklage gegen die Jesuiten beim Parlament. Die Pfarrer wurden durch Louis Dole vertreten, die Universität durch Anton Arnauld. Seine Anklage, seine geharnischte Angriffsrede gegen die Jesuiten hat einen großen Ruf in ihrem Jahrhundert erlangt; es haben in dem unsrigen wohl nur sehr wenige parlamentarische Akte einer verhältnißmäßigen Verbreitung und eines so bleibenden Nachruhms sich zu erfreuen. Sie wurde in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, auf einer deutschen Bibliothek fanden wir vier verschiedene Ausgaben derselben; viele Geschichtschreiber thun davon Meldung. Was aber derselben am meisten Gewicht giebt und wiederum selbst von dem Eindruck, welchen sie auf ihre Zeitgenossen gemacht, Zeugniß ablegt, das sind ihre ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Folgen. Dieser kühne Angriff des alten Arnauld wurde später die Erbsünde des Hauses Arnauld genannt; diesem war damit zum Theil seine Stellung zu den verschiedenen kirchlichen Mächten und Ansichten vorgezeichnet und eine Familienfehde zwischen ihm und den Jesuiten war unwiederbringlich angefacht; die Rache dieser kam spät, aber sicher.

Die Jesuiten im Gefühl, im Augenblick die öffentliche Meinung gegen sich zu haben, welche ihnen einen großen Theil des Unglücks aufbürden wollte, erlangten, daß ihre Sache in geschlossener Sitzung abgehandelt wurde. Arnauld aber erklärt, seine

Stimme solle doch in den vier Winkeln des Königreichs wiederhallen.

Sofort führt er uns auf das Schlachtfeld von Pharsalus, die Zeichen zur Schlacht, die Losung wird gegeben; einige Römer betrachten das furchtbare Schauspiel, welches nun eröffnet werden, welches ihnen die Lage des römischen Reichs darstellen soll. Dieselben Waffen, dieselben Feldzeichen, Alles gleich auf beiden Seiten, die Blüthe der Kraft einer und derselben Bürgerschaft, eine große Macht, bereit sich selbst zu zerstören; ein trauriges Bild von der Blindheit und Jähheit der menschlichen Natur, wenn sie einmal von einer heftigen Leidenschaft ergriffen ist. — Könnten sie doch ruhig einen schönen, großen Theil der Erde beherrschen und genießen! — Das Schlachtfeld von Pharsalus ist das Bild Frankreichs, wie es wahnsinnig sich selbst zerfleischt; die dieses Feuer der blinden, wüthenden Leidenschaft angefacht, sind die Jesuiten, ohne welche die Schätze des Escurial nun in der Gewalt der siegreichen Franzosen wären. Sie haben dem Volke den Trank des Aufruhrs gemischt und gereicht, sie haben es mit einem gefährlichen Brot gespeist, den französischen Teig mit spanischem Sauerteig gähren gemacht; sie hofften die Säule zu stürzen, in tausend Stücke zu brechen, die Säule, darauf die französische Königskrone ruht. Wer hätte auch vor 30 Jahren sich solches Unheil träumen lassen, als das Parlament den Streit zwischen Universität und Jesuiten richtete, dessen Wiederaufnahme und Entscheidung jene nun nachdrücklich im Namen des Vaterlandes verlangt?

Quis te tam lene fluentem
Moturum totas violentis gurgitis iras,
Nile, putet?

(Wer sollte glauben, sanft fließender Nil, du werdest erregen all diesen Zorn des wüthenden Abgrunds?)

Wer konnte zu der Zeit sich denken, er würde noch in Paris diese Henkerknechte (mortes-payes), die Spanier sehen, die schönen, breiten Straßen herstampfen, die Hände auf die Hüften gestemmt (en arcade), mit wildem Auge, gerunzelter Stirne, langsamen, feierlichen Schritts? Damals gab es freilich noch keinen Pater Bernard und Comolet, die ihren König einen Holofernes, Moab, Nero nannten, behaupteten, das Königreich

Frankreich sei ein Wahlreich, das Volk habe die Könige einzusetzen; sie führten die Stelle des Alten Testaments an: du sollst deinen Bruder zum König wählen, und sagten „deinen Bruder" heiße nicht, desselben Stamms und Volks, sondern derselben Religion, wie der große katholische König Philipp von Spanien. Comolet [1]) hatte die Frechheit zu behaupten, auf eine wahrhaft gotteslästerliche Weise, David habe unter den Worten: Herr, ziehe mich aus dem Koth, damit ich nicht versinke", durch einen prophetischen Geist das Haus Bourbon verstanden, davon Frankreich erlöst werden müsse. — Das Rad, der Galgen hätte vor dreißig Jahren eine zu milde Strafe für Die geschienen, welche solche Früchte von der Duldung der Jesuiten vorhergesagt hätten, so unschuldig stellten sie sich, so klein war der Anfang. — Die vorsichtige Natur hat die wilden, reißenden Thiere minder fruchtbar gemacht, die Löwin hat nur Ein Junges, und nur Einmal im Leben; wären sie so fruchtbar als die anderen, die Welt wäre bald unbewohnbar. Aber es ist erstaunlich, es ist schrecklich, wie vielmal diese zum Untergang des Menschengeschlechts gezeugte Race in so wenigen Jahren sich vervielfältigt hat. Nach ihrer ersten Ordnung hätten sie sollen nur 60 sein, nun sind ihrer 10,000; wenn sie noch 30 Jahre in gleichem Verhältniß zunehmen, so wären ihrer 1,200,000, ganze Königreiche von Jesuiten. Auch in Frankreich haben sie vor nicht langem in obscuren Kammern sich eingeschlichen (pour renarder), und nun haben sie schon das Königreich an allen Enden und Ecken in Brand gesetzt.

Die Jesuiten sind spanischen Ursprungs; ihr Stifter wurde verwundet, als er den Raub, welchen Ferdinand, der Katholische, dem Hause Navarra abgenommen, gegen die Franzosen vertheidigte; so sind sie denn auch allein darauf bedacht, alle Völker und Königreiche dem Scepter Spaniens zu unterwerfen, wie sie durch den Verrath Portugals, wo sie doch so zuvorkommend aufgenommen worden waren, beurkundet haben; nun wollen sie am Hause

1) Comolet wich eben um diese Zeit (1594) nicht vom Krankenlager des Cardinals Bourbon, welcher sich auch beim Parlament für die Jesuiten verwandte. Was Arnauld von Comolet sagt, scheint durchaus nicht bezweifelt werden zu können. Ein Doctor vom Collegium von Navarra predigte einige Tage nach Arnaulds Rede in St. Etienne dû Mont (in Paris), schilderte die Gegner der Jesuiten als Ketzer und sagte, vor der Übergabe der Stadt sei das Evangelium in Paris gepredigt worden, seitdem nicht mehr.

Navarra das Werk ihres Stifters vollbringen, an Frankreich, das sie stets gehaßt. Sie wußten durch das ausgestellte Sacrament das Volk zum Aufstand zu reizen, so daß die Portugal zu Hülfe geeilten Franzosen, viel Adel und tapfere Kriegsleute, schmählich unter der Hand des Henkers sterben mußten. Aber noch größeren Schaden haben sie Frankreich gethan, indem sie seine Söhne gelehrt haben, einer den andern aufzufressen, wie die Wilden, es heimlich mit dem Feinde des Landes zu halten. Denn nicht alle Feinde des Vaterlandes tragen ein rothes Kreuz (Zeichen der Spanier und Liguisten). Alexander sagte von Antipater, er kleide sich weiß, sei innerlich aber ganz roth. So auch jetzt nicht Wenige, und zwar durch ihre Schuld. — Ihr hauptsächlichstes Gelübde ist, ihrem General in allen Dingen unbedingten Gehorsam zu leisten; dieser General selbst aber ist stets ein Spanier, vom König von Spanien erwählt; Loyola war Spanier, Lainez auch Spanier, Everardus Flamänder, Unterthan von Spanien, Borgia, der vierte General, war Spanier, Aquaviva, der gegenwärtige, Neapolitaner, Unterthan von Spanien. Die Worte des vierten Gelübdes sind entsetzlich, denn sie gehen so weit, daß sie im General den gegenwärtigen Christus anzuerkennen haben. Wenn Christus befehlen würde zu tödten, so müßte man gehorchen. Wenn also ihr General, der Spanier, den Mord des Königs von Frankreich befiehlt, so muß er nothwendig vollstreckt werden. In den bald 1600 Jahren, seit die christliche Religion durch das Blut des Sohnes Gottes begossen wurde und durch das Blut seiner Märtyrer, hat man nie von einer Sekte gehört, die so anstößige Gelübde abgelegt hätte. — So war denn auch während der Bürgerkriege in ihren Ordenshäusern stets der Herd des Königsmords, sie schürten dieses Höllenfeuer an durch Verheißung des Himmels; sie sind die rechten Nachfolger der Assassinen, welche auch ihren König anbeteten, wie die Jesuiten ihren General, den Spanier; es ließ Jener einen Streitkolben vor sich hertragen, voll zweischneidiger Messer, der Träger aber rief: Wendet euch zurück, flieht vor Dem, welcher den Tod der Könige in seiner Hand hält!

Dreitausend Menschen sind Zeugen davon, wie Comolet, an Weihnachten in der Kirche St. Barthelemy predigend, das dritte Kapitel des Buchs der Richter nahm, wo von einem Ehud die

Rede ist, welcher den Moabiterkönig mordete und sich flüchtete. Darauf redete er viel vom Tod des seligen Königs (Heinrich III) und nachdem er seinen Mörder, den Tiger, den eingefleischten Teufel, Jacques Clement, erhoben und unter die Engel versetzt hatte, hub er an und rief laut aus: Wir brauchen einen Ehud, wir brauchen einen Ehud, sei er nun Mönch, oder Soldat, oder Troßknecht, oder Hirte, das ist gleich; wir brauchen einen Ehud; ein Schlag kann uns in die erwünschte Lage bringen.

O Heinrich (III), mein großer König, der du jetzt vom Himmel aus siehst und dich freuest, daß dein rechtmäßiger Erbe über die Leiber seiner Feinde weg, von 6000 Adeligen umgeben, welche brennen, deinen Tod zu rächen, die Mauern der letzten rebellischen Städte niederdonnert, o Heinrich, stehe mir bei in diesem Rechtskampfe, halte mir stets dein blutiges Gewand vor Augen, gib mir Kraft und Feuer, in allen deinen Unterthanen den Schmerz, den Haß, die Entrüstung zu entzünden, welche sie den Jesuiten schuldig sind, welche durch ihre gottlosen Beichten, ihre wüthenden Predigten, durch ihre geheimen Berathungen mit dem Gesandten deines Feindes, des Vergifters deines einigen Bruders, all das Elend des Volks und deinen Mord verschuldet haben. — An dem Rande welches Elends schwebte das Vaterland, als die Spanier Paris besetzt hielten, und Barriere den ihm vom Jesuitenprincipale eingeprägten Königsmord zu vollstrecken ausging; aber das Land ist noch in derselben Gefahr, die Urheber der Frevel, deren Wuth nicht rastet, leben noch unter uns, geehrt, in Palästen, in hohen Ehren; es ist Verrath, hier noch von Duldung zu sprechen und von Milde. — Das Schicksal, welches Frankreich von ihnen bevorstand, womit sie es noch bedrohen, ist uns dargestellt in dem der armen Indier [1]); dort, ja dort haben sie Wunder gethan, dort haben sie mit ihren Kastilianern 20 Millionen der Unschuldigen, welche sie selbst Lämmer nennen, mit Feuer und Schwert getödtet. Sie haben das Land christlich gemacht, indem sie durch den Henker die Heiden ausrotteten; sie foltern die Wehrlosen, ihnen ihre Schätze abzuzwingen, tödten sie, indem sie dieselben zwingen, als Taucher ihnen Perlen, in den Bergwerken Gold zu suchen, lassen sie durch die Tiger und ihre

1) In Amerika.

darauf abgerichteten Doggen zerreißen, treiben sie durch die Verzweiflung, sich vor den Augen ihrer Weiber und Kinder zu hängen, nöthigen sie durch den Hunger, das Fleisch ihrer Feinde zu fressen. Sie luden auf ihre Schiffe dreimal so viel dieser Unglücklichen, als sie nähren konnten; so haben sie denn auch deren so viele ins Meer geworfen, daß man den weiten Weg von der Insel Lucayos nach Espagnola ohne Kompaß, ohne Seekarte machen kann, man braucht nur der Spur dieser armen Unglücklichen zu folgen, welche auf den Wogen treiben. — Franzosen, betrachtet die Gnade Gottes, welche euch von der Knechtschaft dieser schrecklichen, dieser gräulichen Nation befreit hat, wo Ketten und Fesseln noch die freundlichste Behandlung gewesen wären; man hätte euch in die Minen Amerikas geschleppt, eure Ländereien ausgetheilt; und doch hätten sie gesagt, das heiße die katholische Religion pflanzen, wenn sie alle guten Katholiken getödtet oder gefesselt und in Frankreich nichts zurückgelassen hätten, als Atheisten, Diebe, Assassinen, Wüstlinge, Söldner Spaniens.

Aber nicht blos die Jesuiten und die Spanier, mit welchen Frankreich eben noch einen blutigen Krieg führte, der mit allen Gräueln und der Wuth eines Bürger- und Religionskriegs Frankreich verheerte, werden als ein unversöhnlicher Feind Frankreichs dargestellt. Karl V von Spanien faßte den Plan, das Abendland eben so zu beherrschen wie die Türken den Orient, er kannte den Einfluß des Beichtstuhls und der geistlichen Spionen, durch die ungeheuer reichen Pfründen Neapels, Mailands und Spaniens gewann er sich den größten Theil des römischen Hofs und hielt die Übrigen durch den Schrecken seiner Nähe in seiner Willkür; so hatte denn Spanien in der Kurie das Princip der Stabilität in seinem Banne, während die Jesuiten dem Bedürfniß entsprachen, eine gelenksame, überall thätige Macht im Dienste zu haben. So oft aber die Päbste die Gewalt, welche sie erhalten haben, um zu erbauen, gebrauchen wollten, um den blühendsten Staat der Christenheit zu zerstören, welchem sie selbst ihr Zeitliches verdanken, so war der französische Klerus stets weit davon entfernt, solches geschehen zu lassen, es fanden sich stets große, fromme Männer, welche, mit der einstimmigen Beipflichtung der gallikanischen Kirche, solchen Unternehmungen mit frommem, männlichem Eifer entgegentraten. Erst dies letzte Mal haben sich Leute

gefunden, welche die vergiftete Milch eingesogen hatten, diese Lehre der Jesuiten, jeder erwählte Pabst, auch ein anerkannter Anhänger, ein Söldner Spaniens, ein geschworener Feind Frankreichs, könne das Königreich für eine gute Beute erklären, könne die Unterthanen von dem ihrem Fürsten schuldigen Gehorsam entbinden. Diese schismatische Lehre, welche die geistlichen und die weltlichen Gewalten so weit von einander getrennt hat, als Himmel und Erde, welche die christliche Religion dem Wohl der Staaten eben so feindselig machte, als sie in Wahrheit ihre beste Stütze ist, dieser Satz hat sich in die Köpfe einiger Franzosen eingeschlichen und all den Mord und Gräuel verursacht, davon wir Zeugen sind. Noch 1561 wurde der Bacalaureus der Theologie Tanquerel zur Abbitte verdammt, weil er den Satz in seine Thesen aufgenommen, der Pabst könne die Könige excommuniciren. Erst im Januar 1589, als es sich darum handelte, daß die Sorbonne die Unterthanen von ihrem Gehorsam entbinden sollte, gewannen es die Schüler der Jesuiten durch Stimmenmehrheit wider alle Grundsätze der gallikanischen Kirche, welche die Jesuiten freilich nur Misbräuche und verderbliche Lehren nennen.

Die Könige von Frankreich sind die erstgeborenen Söhne der Kirche, was sie wohl verdienten, indem sie die Kirche gegen die Angriffe der Könige von Kastilien und Arragonien verfochten haben. Erkennt der Pabst den König für seinen erstgeborenen Sohn, für den ersten König der Christenheit an, so erkennen auch ihn die Franzosen als den heiligen Vater an. So lange er aber nicht ein Vater, so lange er parteiisch, so lange er nicht Vermittler ist, sondern mit feindlicher Kühnheit sich bemüht, Frankreich zu zergliedern, um darin unbeschränkt zu befehlen, die Lilien zu seinen Füßen zu legen oder sie als Trophäen mit den so verschiedenen Wappen Spaniens zu verbinden, so lange

Littera littoribus contraria, fluctibus undas
Imprecor, arma armis; pugnent ipsique nepotes.

(So lange beschwöre ich die Ufer wider die Ufer, Fluthen wider die Wellen, Waffen wider die Waffen; auch die Enkel noch mögen kämpfen.)

So haben unsere Väter gelebt. Als zur Zeit Ludwigs des Frommen Gregor IV sich unterwinden wollte, den König zu excommuniciren, erklärte ihm die gallikanische Kirche, er würde dafür wieder excommunicirt werden. So ging es auch zur Zeit

Karls, des Kahlen, in seinem Streit mit Hadrian. Tapfere, unüberwindliche gallikanische Kirche, damals warst du mit wahrhaft französischem Muthe erfüllt, mit wahrhaft frommem, christlichem Muthe, da galt noch das Hauptgelübde in allen Stücken, den immer gerechten Geboten Gottes zu gehorchen, und nicht allen anmaßlichen Unternehmungen, welche Rom oder Spanien gegen Frankreich sich könnte beifallen lassen. Seit aber die gegen deine Größe verschworenen Feinde dir gesandt haben diese neuen Kolonien von Kastilianern, diese Klöster von Assassinen, durch das feierlichste Gelübde gebunden, ihrem General, dem Spanier, zu gehorchen wie Christo, wenn er auf die Erde herabkäme, Könige und Fürsten zu tödten oder tödten zu lassen durch Diejenigen, denen sie ihre Wuth mittheilen, wo sind seitdem die schönen Entschlüsse der gallikanischen Kirche?

Wie man von Zwillingskindern liest, bei welchen der Tod des einen auch das Ende des andern war, so ist auch dieses Gesetz, sich von der dem Könige schuldigen Pflicht des Gehorsams nie lossagen zu können, welche Excommunication auch von Rom aus komme, dieses Gesetz, sage ich, ist so genau verbunden mit dem Staat selbst und der Staat mit ihm, daß, wie der Tag ihres Entstehens einer und derselbe ist, auch der Tag ihres Untergangs derselbe sein wird. Dieser volle absolute Gehorsam ist es, der die Schlachten gewinnt, der die Feinde zerstreut, das Verdienst fördert, die Arbeit krönt, ohne welchen nichts blüht, nichts sich befestigen kann; dies ist das wahre Band, der Schmuck und die Kraft aller Dinge: nec regna socium ferre, nec taedae sciunt. Si duo soles sint, omnia incendio peribunt. (Weder die Herrschaft, noch die himmlischen Feuer verstehen einen Genossen zu ertragen. Wenn zwei Sonnen wären, würde Alles im Brande untergehen.) Auch die Primaten, die Erzbischöfe, die Bischöfe, welchen die Erhaltung der Religion in Frankreich zur besondern Pflicht gemacht ist, müssen vor allen Dingen dem Könige den Eid der Treue schwören; so viel fehlt, daß sie ein entgegengesetztes Gelübde hätten, dem Pabst unbedingt zu gehorchen. St. Louis widersetzte sich auch muthig allen Anmaßungen Roms, wie man aus seinem pragmatischen Gesetz sieht; alle Kräfte Roms konnten das salische Gesetz, dieses wahre Palladium Frankreichs, nicht umstoßen. Wohl hat der Pabst behauptet, auch das weltliche

Schwert gehöre ihm zu, sei ihm unterworfen, die Fürsten tragen es von ihm zum Lehen; der Pabst habe sie daher wegen Misbrauchs zu untersuchen und zu richten. Es sind aber entweder diese Sätze schismatisch, oder ganz Frankreich und unsere Vorfahren sind als Ketzer verdammt, sie, deren Tugend uns so sehr beschämt. Die Jesuiten aber sind verpflichtet zu unbedingtem Gehorsam gegen ihren General, einen Spanier, dem Pabst, der beständig unter dem Befehle Philipps steht, welcher ihm durch Neapel und Mailand und seine Anhänger in Rom selbst beständig den Fuß auf die Kehle hält, ihm, der sich zum Richter und Herrn aller Könige macht. Spanien aber ist Frankreichs geschworener Feind, denn es strebt nach der Universalmonarchie, Frankreich, als das erste Königreich, steht ihm im Wege; es ist Spanien der geschworene Feind des Königs Heinrich, welchem es sein französisches Erbe rauben möchte, wie es sein Navarra schon geraubt hat; zu diesem benutzte Philipps Ahnherr den päbstlichen Bannstrahl, nun will er selbst auch Frankreichs Krone mit Hülfe dieses Bannes an sich reißen.

Aber, sagt man, die Jesuiten lehren die Jugend; was, frage ich, was lehren sie die Jugend? sie lehren sie den Tod unserer Könige wünschen; statt daß diese Rücksicht ihnen zu gute käme, vermehrt sie ihr Verbrechen noch ungeheuer, wie denn Diejenigen von ihren Schülern, welche ihre Lehren und Überredungskünste verworfen haben, sie tausendmal mehr hassen, als die Leute, welche die Jesuiten nicht näher kennen. Allein auf Einen, der widersteht, kommen Hundert, die sich bestechen lassen. — Wir lesen bei Dion, wie Mäcen August vorstellte, es gebe kein geeigneteres Mittel, sich und den Seinigen Ruhe zu schaffen, als wenn er die römische Jugend durch Leute unterrichten lasse, welche der Monarchie ergeben seien. Denn in kurzer Zeit erneuert sich die Welt, und diese Jugend wird sofort zu den großen Ämtern erhoben. So giebt es denn auch nichts Gefährlicheres, als unsere Jugend durch spanische Spione unterrichten zu lassen, welche über Alles die Größe der französischen Monarchie hassen. — Nichts ist leichter, als diesen noch schwachen, zarten Geistern eine beliebige Neigung einzuflößen, nichts schwerer, als sie wieder auszureißen. Es war nicht das Wasser des Eurotas, was die Männer von Sparta kriegerisch machte, sondern die gute Zucht Lykurgs; so ist es auch nicht

die Seine oder die Garonne, welche so viele schlechte Franzosen machte, sondern die Collegien der Jesuiten zu Paris, zu Toulouse, zu Bordeaux. Seit solche Schüler in die Ämter gekommen, majorum mores non paulatim ut antea, sed torrentis modo praecipitati sunt. Die Karthager opferten Saturn ihre eigenen Kinder, Vater und Mutter waren gezwungen, mit einem heiteren Gesicht dem Opfer beizuwohnen. Es ist erstaunlich, daß auch wir eine Zeit gesehen, da man Den nicht für einen guten Katholiken hielt, welcher seine Kinder nicht bei den Jesuiten in die Schule schickte, da für Diejenigen, welche durch diese Collegien gegangen, alle Thüren sich öffneten, man durfte sich nicht einmal nach ihrem Lebenswandel erkundigen; so daß die Väter, welche sich nach der Zeit richteten, gezwungen waren, ihre Kinder zu verlieren, die entweder wie verzaubert waren, oder oft auch gerade gestohlen, wenn die Compagnie dieselben nach Wunsch fand. Es liegen nur zu viele Belege dafür vor, wie Kinder ihren Eltern entrissen, wie diese ihrer und der Stütze der ganzen Familie [1]), oft noch dazu des Vermögens beraubt wurden.

Arnauld zeigt, daß die Jesuiten sich unmöglich beschränken lassen, daß sie durch den Bruch der Bedingungen und ihrer Versprechungen sich selbst des Landes verwiesen haben; sie haben versprochen, keine Bullen anzunehmen, welche diesen Beschränkungen widersprechen; nun haben sie aber indeß Bullen zu gewinnen

1) Arnauld führt hier ein Beispiel an, dessen auch sonst oft Erwähnung gethan wird, was uns sowohl seine Wahrheit und Anstößigkeit beweist, als auch daß dergleichen doch nicht so oft vorkam. Pierre Ayrault, ein rechter Parlamentär, Freund Pasquiers, in den Liguisten-Zeiten den gallikanischen Principien und der Legitimität getreu, Verfasser mehrerer geschätzten Schriften, war Vater von 15 Kindern. Seine Schrift von der väterlichen Gewalt, sagt sein Biograph, kann man nicht ohne Thränen lesen, denn er klagt um seinen ihm geraubten Sohn darin

Qualis populea moerens philomela sub umbra
Amissos queritur foetus. (Virg. Georg. IV, 511.)

Er hatte seinen ältesten Sohn, einst seine und der jungen Geschwister Stütze, den Jesuiten übergeben; derselbe entwickelte schöne Anlagen, die Jesuiten aber gewinnen ihn für ihren Orden; der Vater wendet sich an den König, an den Pabst, an die Legaten mit den besten Empfehlungen und Vollmachten, ladet die Jesuiten vor das Parlament. Alles umsonst; sie erklären, sie haben ihn, trotz seiner Bitten, in Frankreich nicht in den Orden aufgenommen, in Deutschland haben sie es ihm nicht verweigern können. Ebengenannte Schrift hatte er an seinen Sohn gerichtet, der eine Widerlegung soll geschrieben haben, welche die Jesuiten aber unterdrückten, da sie es anstößig fanden, daß ein Sohn gegen seinen Vater schreibe.

gewußt, die alle Diejenigen mit dem großen Bann belegen, welche ihnen Beschränkungen auflegen, ja auch nur zu Erörterung des Rechts mit ihnen zu disputiren sich unterwinden.

Und nun stellt er dem Parlamente die traurige Lage der Universität dar, welche einem Flusse gleicht, dem durch viele Abzugskanäle das Wasser genommen wird und der also ganz seicht liegt. Die Richter werden von ihrer Mutter angerufen, die Pflichten der Pietät zu erfüllen, sie von ihrem Feinde zu retten. Karl der Große hat die pariser Universität als Zuflucht für die von den Barbaren vertriebene Wissenschaft gestiftet, seit 800 Jahren ist sie eine Leuchte für die ganze Christenheit gewesen; wie er, der Besieger Spaniens, dieses vollbracht hat, so wird auch Heinrich der Große nicht minderes Verdienst sich erwerben, nicht geringere Ehre ernten, als der Stifter. Der Tag der Vertreibung der Jesuiten aber wird ein neuer Stiftungstag für die Universität sein.

Allein nicht blos für sich bittet die Universität, sondern als erstgeborene Tochter des Königs kann sie sich nicht halten, sie bricht das Band ihrer Zunge, gegen Diejenigen laut ihre Stimme zu erheben, welche ihren Vater meuchlings tödten wollen. Wohl ist der König Tag und Nacht zu Pferd wider die Feinde des Landes; was hilft aber das Alles, so lange in seinem Rücken die Feinde Herde ihrer Macht haben, wo der Dolch für ihn selbst geschmiedet wird, so lange die von den Jesuiten gestifteten Brüderschaften du Cordon, de la Vierge, de la Cappe, du Chapelet, du petit Collet und viele andere, diese Kundschafter und Werkzeuge der Spanier, von den Jesuiten geleitet werden? Der Feind aber wird die Vertreibung der Jesuiten dem Verlust zwei großer Schlachten gleich schätzen. Oder wie lange will man warten? Etwa bis die Jesuiten Herrn geworden? bis sie einen neuen Königsmord begangen? Die allgemeine Stimme verlangt ihre Vertreibung. Oder will man großmüthig gegen sie sein? Überall erwartet sie eine gute Aufnahme in ihrem Exil, überall bei Frankreichs Feinden, besonders in Spanien, wohin sie ihren Gewinn aus Frankreich aufgespeichert haben. — Nun wendet er sich an den König, dessen theures Leben durch diese Assassinen-Colonien stets bedroht ist; fürchtest du dich nicht für dich, so fürchte für deine Diener. Sie haben mehr Ansprache an dich, als deine und deines Geschlechtes geschworene Feinde; fürchte dich für Die, welche ihre Frauen,

ihre Kinder, ihre Güter, ihre Häuser, alle Bequemlichkeiten verlassen haben, deinem Geschick zu folgen; Andere blieben in den Städten, setzten sich dem Henkerregiment der Sechszehn aus, dir die Thore zu öffnen. Und nun solltest du nicht Sorge tragen für dein Leben, um das ihrige zu erhalten, welches unzertrennlich daran hängt! fühlst du nicht Mitleiden mit so vielen Frauen, so vielen armen Kindern, welche für immer Sklaven der spanischen Frechheit und Grausamkeit würden? — Die Maler und Dichter haben der Gerechtigkeit ein bloßes Schwert gegeben, zum Zeichen, die Strafe sei nicht immer hinauszuschieben. Das Verbrechen der Jesuiten aber ist notorisch; alle Rechtsgelehrte definiren uns den Begriff des notorischen Verbrechens dahin, quod sit coram populo; des Volks, der Rechtschaffenen Stimme, freilich nicht die des Pöbels, ist Gottes Stimme, sie bezeugt, was Aller Augen gesehen, wie Philo in seiner Erklärung der zehn Gebote sagt, das Wort Gottes sei sichtbar, weil es nicht blos ein Wort, sondern That sei. Unsere Klage aber und unser Verlangen ist leider nur zu begründet.

O utinam arguerem, sic ut non vincere possem:
Me miserum, quare tam bona causa mea est?

(Möchte ich doch Beschuldigungen erheben, so daß es mir auch möglich wäre, nicht zu siegen: Ich Unglücklicher, warum ist doch meine Sache eine so gute?)

Diese Anklage, das Verlangen, die Jesuiten sollen sofort festgenommen und über die Gränze gebracht werden, schien auch bei der großen Aufregung der Gemüther dennoch durch den Ton und die Ungerechtigkeit, womit Arnauld alle Schuld allein auf das Haupt der Jesuiten wälzte, ihnen die Grausamkeiten der Spanier auflud, Vielen zu weit gegangen zu sein, und es ist, als habe der heftige Schütze es zum Theil selbst verschuldet, daß der Pfeil über das Ziel hinausflog. Arnauld erwiderte dem Advocaten der Jesuiten, welcher ihn der Übertreibung beschuldigte, er erwiderte ihm, er habe nicht genug gesagt, man solle die einen verjagen, die anderen hängen; worüber ihm der Präsident zu schweigen befahl. Merkwürdig ist, daß Arnauld auch dies Verfahren gegen die Templer als Muster vorstellt. Indeß waren nicht blos die dem Könige stets treu gebliebenen Männer großentheils feindselig gegen die Jesuiten gesinnt, sondern namentlich auch Diejenigen, welche mit ihnen bisher den König bekämpft hatten, glaubten

dadurch nun, daß sie alle Schuld auf die Jesuiten warfen, die härtesten Strafen für sie verlangten, ihr eigenes Treiben vergessen zu machen, als Beweis, mit welchem Eifer sie dem König dienen. Gaudebat caedibus miles tanquam semet absolveret. (Der Soldat freute sich des Mordens, als tilgte er damit seine Schuld.) Die Universität gebrauchte ein gehässiges Mittel, welches sie auch sonst noch gegen die Jesuiten in Anwendung brachte. Sie schrieb nicht blos gegen die Jesuiten, sie versammelte auch sämmtliche Buchdrucker und Buchhändler, welche in großer Abhängigkeit von ihr standen, und verbot ihnen, irgend etwas zur Rechtfertigung der Jesuiten zu drucken oder zu verbreiten. — Indessen wurde die Vertheidigungsrede der Jesuiten dennoch gedruckt; sie sucht die Gegner im Einzelnen der Unrichtigkeit ihrer Behauptungen zu überführen. Auch boten dieselben gewiß viele schwache Seiten dar, da gar Manches nur auf die allgemein unter den Feinden der Jesuiten verbreitete Meinung hin behauptet wurde. Allerdings waren mehrere Gegenbeweise der Jesuiten mehr scheinbar, als treffend; zum Beispiel wie sie mitunter Gefahr gelaufen, Opfer der entfesselten Volkswuth zu werden; denn auch der Lenker, welcher den unbändigen Löwen entfesselt, kann von ihm zerrissen werden. Und wenn sie denn zeigten, daß sie in manchen Städten beim Ausbruch des Aufstands noch gar keine Niederlassung gehabt, daß diese erst von späterem Datum sei, so konnte man daraus auch wiederum gegen die Compagnie einen Beweis führen, wie aus dem Verdienst um die Stadt Paris, welches die Jesuiten sich beilegten, da sie allein die ganze Zeit der Ligue und der Belagerung über vollständigen Unterricht in ihren Schulen gegeben haben. — Dole drang im Namen der pariser Pfarrer besonders darauf, daß namentlich französische Concilien es eingeschärft, Jeder solle bei dem Geistlichen seines Kirchspiels zur Beichte und zum Abendmahl gehen, während die Jesuiten diesem stracks zuwiderhandelnd das Band der Gemeinschaft, die mystische Verbindung unter den Gliedern Einer Kirche lösen, ja zerreißen [1]). Wenn die Jesuiten

1) Einige Städte Deutschlands bieten in unsern Tagen eine Erscheinung dar, welche dem alten Streit des ordentlichen Klerus mit den Mönchsorden entspricht. Vereine von Studirten und Nichtstudirten, welche die Seelsorge zu ergänzen suchen, werden von Geistlichen mit der Mahnung zurückgewiesen, es seien diese Gemeinden ihre Gemeinden. Es ist allerdings schön, wenn ein Geistlicher seine Gemeinde wirklich als die seinige ansieht. Glauben wir, daß

Weltgeistliche seien, so sollen sie sich doch nicht in die Klöster zurückziehen, wenn aber Mönche, so sollen sie es doch frei heraus gestehen. — Allein die Jesuiten erklärten, ihre Regel sei nach dem Vorbild der um Augustin und andere heilige Kirchenväter in kanonischer, aber nicht gerade in mönchischer Gemeinschaft zusammenlebenden Geistlichen. Die Beichte halten sie aber nur als Gehülfen der damit überladenen Pfarrer und gar nicht in der österlichen Zeit, wo jeder Christkatholische zur Beichte zu gehen hat.

Dole sagte, der Orden habe einen schönen Aushängeschild (frontispice), indem er seine Glieder zur Demuth und zum Betteln verpflichte; man könne aber von ihnen auch sagen, was Diogenes von den schlecht gekleideten Spartanern gesagt: alter fastus. Unter dieser scheinbaren Simplicität seien die kühnsten Anschläge verborgen; unter dem rauhen Gewand der Buße verbergen sie den Purpur, unter der Asche das Feuer der Herrschsucht; man wende mit Recht auf sie den Pfeil des Spötters in den Worten: Ihr senkt den Blick zur Erde, weil ihr auf ihr Güter und Ehren sucht. — Die Geistlichen von Paris wissen recht wohl, daß ihr Amt ihnen nicht erlaube, Rache zu fordern, auch wollen sie nicht die Grausamkeit der Jesuiten nachahmen; aber wie vor Alters die römischen Priester verpflichtet gewesen, dem Senat von den vorkommenden Wundererscheinungen Anzeige zu machen, damit sie gesühnt würden, so zeigen sie, denen ja auch die Sorge der heiligen Dinge anvertraut sei, wie einst jenen Priestern, so zeigen sie dem Parlamente an, daß auch in Paris ein großes Wunderzeichen, ein Ungeheuer (prodige) erschienen sei, wie auch in anderen Städten Frankreichs; Leute, die sich für gottgeweiht ausgeben, lehren ihre Schüler, es sei erlaubt, die Könige zu ermorden. — Auch sie verlangen, daß die Jesuiten das Reich meiden sollen und besonders die Administration der Sacramente ihnen verboten werde [1]). — Die Widerlegung der von Arnauld erhobenen Klagen

unsere Kirche ein Glied der wahren sei, so müssen wir auch glauben, in ihr im Wesentlichen dieselben Gaben zu finden, damit die apostolische Kirche gesegnet war. Diese Kräfte zu organisiren, wäre das größte Verdienst. Sich selbst überlassen, oder nur mit Misgunst zurückgedrängt, wird aus diesem wahren Schatze eine Wurzel der Sektirerei entstehen. Wer wird dann die Schuld haben?

1) Dieses, wie die Vertheidigung der Jesuiten findet man wohl am besten in Chronologie novenaire de Palma Cayet, in der Sammlung der älteren Mémoires von Petitot, Bd. 42, S. 295 ff.

wurde in den vier Hauptpunkten zusammengefaßt: Die Jesuiten sind dem Pabst ganz besonders ergeben, sie sind Spanier, Aufrührer, Königsmörder. In Betreff des ersten Punktes machte man darauf aufmerksam, daß alle Orden die drei gemeinschaftlichen Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams haben, daß aber beinahe jeder noch ein besonderes Gelübde dazufüge, welches ihm eigen sei; auch die Jesuiten haben ein solches viertes Gelübde, in dem des besonderen Gehorsams gegen den Pabst; dieses beziehe sich aber nur auf die Missionen und darauf, daß sie in diesen letzten Zeiten der Welt von Gott berufen seien, die Kirche zu stützen, sie gegen ihre Feinde, die Ungläubigen und die Ketzer zu vertheidigen, ihrem Nächsten, ihrem christlichen Bruder, zu seinem Heil zu helfen, indem sie das unwissende Volk und die kleinen Kinder in der einem Christen nöthigen Erkenntniß unterweisen; dazu aber müssen sie nothwendig von der Kirche gesandt werden, da es Niemandem erlaubt sei, sich mit solchen Geschäften und solchem Beruf zu befassen, ohne eine aufgetragene Sendung und Gewalt. Da wir aber diese Sendung von keinem mehr dazu Berechtigten erhalten konnten, als von Dem, welcher auf dem Stuhl Petri sitzt und die ganze Kirche regiert, so haben uns die Päbste jederzeit unter die Heiden des Morgenlandes und der neuen Welt, unter die Ketzer und Schismatiker geschickt; mit wie vielem Erfolg wir aber hier thätig gewesen, darüber rufen wir die Anderen zu Zeugen an, welche Kenntniß davon haben. Überdies sei die Formel, wodurch sie sich dem Pabst verpflichten, wesentlich dieselbe, womit die Geistlichen ihren Bischöfen huldigen.

Was nun den Vorwurf betrifft, daß sie ganz in spanischem Interesse seien, viele ihrer Glieder in Frankreich geborene Spanier, so geben sie zu bedenken, wie der Augenschein dagegen spreche, indem die verbrannten, trockenen spanischen Gesichter in diesem Falle ebenso unverleugbar gegen die Compagnie zeugen würden, als ihre französische Gestalt und Sitte in Wirklichkeit für ihre französische Nationalität Zeugniß ablege. Die Stammesverschiedenheit mache sich auch innerhalb ihrer Gesellschaft geltend; die französische Bescheidenheit und Lustigkeit (humilité et gaillardise) vertrage sich nicht leicht mit dem Ernst und der Strenge der Spanier. Nie habe der König von Spanien für sie in Frankreich eine Niederlassung dotirt, die ihm zugeschriebene Stiftung rühre von einem

auvergnatischen Abbé her. Loyola sei nicht Spanier gewesen, sondern Navarrese. (Also Landsmann von Heinrich IV; auch hier auf der Gränzscheide des Katholicismus und der Reformation, entwickelt sich der Gegensatz des Romanismus und Gallicanismus und personificirt sich in zwei großen Namen.) Arnauld hatte auch vom Handel der Jesuiten, von der Begünstigung desselben durch Spanien gesprochen, von einem mit ungeheueren Schätzen von Amerika nach Cadix segelnden Sibelschiffe. Die Jesuiten erklären es für eine lautere Fabel und setzen spottend hinzu, dieses sogenannte Jesuitenschiff sei das bis jetzt wunderbar erhaltene Argonautenschiff, welches ihnen aus Indien das goldene Vließ zuführe; das habe Arnauld erst noch vergessen.

Die Jesuiten vergleichen ihr Institut, auf die oben gemeldeten Vorwürfe, mit den Regularen, den in kanonischer Gemeinschaft zusammenlebenden Klerikern, welche schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung Schulen gehalten, selbst in profanen Wissenschaften das Volk unterwiesen. Auch könne es gar nicht widersprechend scheinen, daß Mönche Schulen halten, die Bettelorden seien Glieder der Universität Paris, diese selbst aber sei durch die Schulen zweier Mönche gegründet worden. Überdies glauben sie selbst nicht wenig in Frankreich geleistet zu haben; die Religion sei von ihnen befestigt worden, die Sitten geändert, sie haben die Studien und Wissenschaften blühend gemacht. Es fehle nicht an Beweisen dafür. Sie haben, außer anderen zahlreichen Schriften gegen die Ketzer, dem genfer Katechismus einen katholischen entgegengestellt; ganz besonders sei das Studium der Controverse durch sie gehoben worden, nicht leicht gebe es einen Mann in hohen kirchlichen Würden, dessen Meister darin nicht Maldonat gewesen. In der Theologie haben sie besonders um die Scholastik sich sehr verdient gemacht und um die seit Gerson sehr entartete Disputation über Fälle der Sittenlehre, welche man gewöhnlich cas de conscience nenne. Die besten weltlichen Bacalauren der Theologie haben seit mehreren Jahren bei ihnen ihre Studien gemacht. Die Philosophie sei seit Johannes major, in den letzten 90 Jahren, sehr heruntergekommen, man habe Aristoteles nur noch wie einen ciceronianischen Brief gelesen, nur mit einer zwischen die Linie geschriebenen Glosse und etwa mit Rand-

bemerkungen. Auch diesem Studium haben sie wieder aufgeholfen. Die griechische Sprache sei früher auf der Universität allein im Cambray-Collegium gelehrt worden, mit wenigem Nutzen für die nicht vorher schon weiter darin Fortgeschrittenen; sie aber haben in allen Klassen griechisch gelehrt, und man habe erst nach diesem ihrem Vorgange auch in den anderen Collegien dasselbe gethan. Sie haben sich stets in ihren Collegien der alten Zucht der Universität beflissen; man habe weder die Armen abgewiesen, noch den Reichen geschmeichelt, aus Furcht sie zu verlieren.

Die Apologien der Jesuiten durch Druckschriften und in öffentlichen Gerichtssitzungen waren freilich nicht ihr mächtigster Schutz; mehrere unparteiische Geschichtschreiber behaupten, es seien dieselben in den verschiedenen Zeiten, da die Gesellschaft sich der verschiedensten Anklagen zu erwehren hatte, sehr mittelmäßig gewesen; man vermisse in denselben durchaus den Geist, welchen sonst so manche ihrer Schriften verrathen. Ein deutlicher Beweis, daß die Compagnie in solchen Fällen nicht blos von Unterhandlungen mit Einzelnen, besonders mit den Großen, Alles erwartete, sondern daß sie — kein gutes Gewissen hatte, welches allein Muth geben kann, hie und da allerdings auch durch Frechheit vertreten werden kann. Ganz besonders hat man dieses auch bei den Apologien der Jesuiten gegen die lettres provinciales bemerkt, mit welchen diese Rede sehr oft, als ein Aktenstück, zusammengenannt wird. Indeß enthalten diese wohl mehr offenbare Unwahrheiten als jene. — Arnauld hielt am 12. Juli seine Philippica; am 11. October wurde der Herzog von Bouillon als Marschall von Frankreich ins Parlament eingeführt. Dieser war reformirt, und der Advocat des Königs, Seguier, welcher doch bald darauf den Proceß des bekannten Liguisten, Admiral Villars, führte, war deshalb nicht anwesend; der Generalprocurator an seiner Stelle rühmte dabei Bouillons Persönlichkeit sehr, tadelte aber seine Religion höchlich. De Thou war der einzige anwesende Präsident. Bei dieser Angelegenheit war Anton Arnauld Bouillons Advocat und überbot sich selbst in dessen Lob. Dieses mag unter Anderem Vorwand zu dem Vorwurf gegeben haben, er sei reformirt gewesen. Während Viele sich beklagten, der König thue nur den Liguisten und Reformirten Gutes, sagte ein Liguist bei dieser Gelegenheit, der König habe mehr Religion als alle frühe-

ren Könige, da er zugleich die katholische und die reformirte Religion habe. — Wir verlieren nun Arnauld wieder aus dem Gesicht; er schrieb ein Jahrzehend nachher, als es sich um Zurückrufung der Jesuiten handelte und Pasquier seinen Katechismus der Jesuiten schrieb, ein kleines Buch: Le franc et véritable discours au Roy, sur le retablissement qui lui est demandé pour les Jesuites, soll aber einen Theil der Exemplare wieder zurückgezogen haben, da er sah, der König würde doch seinen Willen durchführen, und um die Rache der Jesuiten nicht durch einen neuen Schritt auf sich und seine Familie zu rufen.

Indeß entgingen dennoch für diesmal die Jesuiten dem drohenden Urtheil, das Parlament vertagte den Proceß, was einer Freisprechung unter der Bedingung künftigen Wohlverhaltens gleich zu achten war. Allein wer die Unholde des Fanatismus einmal entfesselte, hat sich selbst und sein Schicksal den finstern Gewalten übergeben, sie spielen damit wider seinen Willen. Sie lassen das Urtheil, das Gericht nicht rasten; Menschen mag man beschwichtigen, sie nicht. — Der König empfing bei Madame von Liancour einige Herrn, als er plötzlich, indem er sich zu den Knieenden niederbeugte, einen Messerstich bekam, welcher ihm einen Zahn absprengte und ihn an der rechten Oberlippe verwundete; er sagte zu der Hofnärrin Mathurine: Die verdammte Närrin hat mich verwundet! Diese aber lief und schloß die Thüre, denn ein junger Mensch wollte eben entrinnen; er wurde aber also festgehalten. Als der König hörte, er sei ein Schüler der Jesuiten, sagte er: So mußten die Jesuiten denn also durch meinen eigenen Mund überwiesen werden. Das Gerücht durchlief schnell die Stadt, man machte natürlich die Verwundung des Königs viel bedeutender, als sie war. Das Jesuitencollegium war sogleich mit Soldaten besetzt worden, man hatte sich ihrer Papiere, wie ihrer Personen versichert. Ja nicht blos die Jesuiten, auch das Parlament traf der Unwille des Volks [1]), den Generalprocurator de la Guesle sogar ein harter Vorwurf des Königs, da er in der letzten Angelegenheit der Jesuiten gegen ihre Austreibung

1) Die bösen Zungen machten sich Luft durch Anagramme. So wurde aus Jacques de la Guaile gemacht: Laquais de la Ligue, aus Antoine Seguier: O Jesuite enragé! aus Antonius Seguierius wurde: Novus Jesuita niger. Antoine Seguier, Jacques de la Guesle wurde zu einem: Les gens du roi acquiescent à la Ligue.

gestimmt hatte. Zwei Tage nach der That Chatels wurde die Verbannung der Jesuiten vom Parlament ausgesprochen.

Eine der noch 1594 ins Latein übertragenen Ausgaben von Arnaulds Rede theilt uns sofort als Anhang das Urtheil und den Beschluß des Parlaments mit, welche gegen den Königsmörder Johannes Chastel aus Paris, Scholastiker, in der Jesuitenanstalt Clermont erzogen, und gegen den Jesuitenorden selbst am 29. December 1594 geschleudert wurden. Es sei dieser Verbrecher, sagt das Urtheil, mit verdammungswürdigen Lehren erfüllt, er habe vor dem Gerichtshofe selbst ausgesprochen, es sei erlaubt, einen König zu tödten, Heinrich IV aber namentlich sei so lange aus der Kirche ausgeschlossen, bis ihn der Pabst anerkannt habe. Er wird verurtheilt als schuldig des Majestätsverbrechens gegen göttliche und menschliche Majestät und als Vatermörder. Er soll, nur mit einem Hemde bekleidet, vor die Hauptthüre einer Kirche in Paris gestellt werden, ein zwei Pfund schweres Wachslicht in der Hand und mit gebeugten Knien bekennen, er habe den schändlichsten Vatermord beabsichtigt und das Antlitz des Königs durch ein Messer beleidigt; es gereue ihn dieses und er bitte Gott, König und Gerechtigkeit um Verzeihung. Hierauf soll er auf einer Schleife nach dem Richtplatz geführt und ihm mit glühender Zange Arme und Hüfte gebrandmarkt und die rechte Hand abgehauen werden. Hierauf soll sein Leib durch vier Pferde zerrissen werden, die Stücke ins Feuer geworfen, die Asche vom Winde zerstreut. Seine Güter werden zum Besten des Königs confiscirt. Ehe aber das Gesetz an ihm vollstreckt wird, soll er auf die ordentliche und außerordentliche Folter gespannt werden, damit seine Mitverschworenen und andere damit verbundene Umstände bekannt würden.

Das Parlament verbietet allen Personen, welches Standes sie seien, bei der Strafe des Majestätsverbrechens, obige Worte öffentlich oder für sich auf irgend eine Weise vorzubringen, welche das Parlament auch hiemit für lästerlich, aufrührerisch, dem Wort Gottes zuwider erklärt, für häretisch und verdammt durch die heiligen Decrete. — Weiter befiehlt das Parlament, daß die Geistlichen und Scholastiker und die Schüler des Collegiums Clermont und Alle, welche sich zu dieser Gesellschaft zählen, als Verderber der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, als Feinde des

Königs und seiner Regierung innerhalb dreier Tage nach Anzeige dieses Befehls, aus der Stadt Paris und aus allen Städten und Örtern, wo sie ihre Collegien haben, ausziehen, in den darauf folgenden 15 Tagen aber das französische Reich verlassen. Ihre Güter, bewegliche und unbewegliche, sollen zu frommen Zwecken verwandt werden und vertheilt nach der Bestimmung des Parlaments. Überdies verbietet das Parlament, daß kein Unterthan des Königs seine Kinder außerhalb des Reichs irgendwohin in ein Collegium der Gesellschaft schicke, widrigenfalls er der Strafe des Majestätsverbrechens verfallen würde.

Alle Behörden, Baillis und Seneschalle im Gerichtsbezirk des Parlaments haben sich streng darnach zu halten, wenn sie nicht Untersuchung und Absetzung sich zuziehen wollen.

Der König stellte sich wenigstens an, als lasse er dieses Alles nur geschehen, weil er es nicht hindern könne. Indeß hielt er weitere Rache von den Liguisten ab. Die Zuversicht und die Ruhe hatten durch diesen Auftritt einen starken Stoß erlitten, der Handel und das Gewerbe wurden wieder gestört und beinahe vernichtet; auch die Sorbonne konnte sich des Sturzes ihrer Feinde nur halb freuen, denn 600 Studenten, welche schon unterwegs waren nach der hohen Schule in Paris, Leute von allen Nationen, kehrten auf diese Nachricht wieder um. Beinahe eben so viele gingen von Paris wieder fort. Die Bibliotheken der Jesuiten wurden vom Volke geplündert und die Parlamentäre eigneten sich „je nach Verdienst und Würden" einen Antheil an den schönen lateinischen Werken zu. Chatel wurde von den fanatischen Liguisten als Märtyrer verehrt, besonders wegen seiner furchtbaren Gefühllosigkeit; die Anderen glaubten daraus sicher auf einen besonderen Beistand des Teufels schließen zu dürfen. — Den 7. Jan. 1595 wurde auch ein Regent aus dem Jesuitencollegium auf dem Greveplatze gehängt und dann verbrannt; man hatte in seinen Papieren Schmähungen gegen den Fuchs von Bearn, gegen das sächsische Schwein (den König und den Churfürsten) und die Behauptung gefunden, man dürfe den ketzerischen König ermorden. Er behauptete, dieses zur Zeit der Belagerung geschrieben und darum nicht verbrannt zu haben, weil er glaubte, Alles sei in die Amnestie mit eingeschlossen. Er habe bei sich besonders für den König gebetet, da er es nicht öffentlich habe thun dürfen, so

lange der König noch im Bann sei. Auf dem Richtplatz erklärte er unschuldig zu sterben, ermahnte das Volk zum Gehorsam gegen Gott und den König, betete für diesen, daß Gott ihm seinen Geist schenken möge, in der katholischen Religion recht zu bleiben; auch bat er das Volk, den Verleumdungen gegen die Jesuiten keinen Glauben zu schenken [1]). Nicht blos aber das Volk, auch denkende Männer waren über diesen Umschlag der Dinge, über die wunderbare Hand Gottes erstaunt, daß sie einen Jesuiten am Galgen sahen, nachdem diese Leute noch vor Kurzem „kleine Götter" gewesen.

Sonntag, den 8. Januar 1595 zogen die Jesuiten, von einem Gerichtsboten geleitet, aus der Stadt Paris; es waren ihrer 37. Man fand ein böses Zeichen darin, daß es am Sonntag und mitten im Winter war, mit Beziehung auf: Betet, daß eure Flucht nicht geschehe am Sabbath, noch Winters. Auch brach in derselben Stunde das Eis, welches seit dem 19. November die Seine gesperrt und die Stadt mit Hungersnoth bedroht hatte.

Die Schuld der Jesuiten, wenigstens als Gesellschaft, ist sehr in Frage bei diesem einzelnen Falle. Viehische Wollust, mit Mordlust beinahe eins, war auch hier damit im Spiele; nicht wenig soll dazu beigetragen haben der Schrecken der äußeren Buße und die Meditation, welche ihm dafür von den Jesuiten nach ihrer Weise auferlegt worden, indem sie ihn in ein dunkles Gemach einsperrten, an dessen Wände Teufelsfiguren gemalt waren. Die Schrecken einer wilden, wir möchten sagen, satanischen Reue entzündeten ihn zum Entschluß. Es war von ihm kein Geständniß zum Nachtheil der Jesuiten herauszubringen, obgleich einer der Polizeiagenten, als Priester verkleidet und seiner Rolle sehr mächtig, ihn unter dem Geheimniß des Beichtsacraments erforschte. — Aber wer möchte darum sagen, daß die Jesuiten unschuldig gewesen; der böse Same geht wohl auch zur Unzeit auf. Es stand aber die böse Stunde in den Sternen geschrieben; kaum war die That begangen, als genaue Vorhersagungen eines Mathematikers

1) Ein Geistlicher, welcher der Hinrichtung beiwohnte, versicherte die Umstehenden, die Jesuiten seien unschuldig und Märtyrer; darauf antwortete ihm Einer, die Jesuiten seien lange genug Confesseurs gewesen, es sei Zeit, daß sie auch Märtyrer werden.

und eines Mannes aus dem königlichen Gefolge ruchbar wurden. — Um eben diese Zeit hoffte der König, besonders bei Gelegenheit des Jubiläums, auf die Aufhebung des Bannes; man gab den Jesuiten Schuld, den Pabst in eine feindselige Stellung gegen Heinrich hineingezogen zu haben, besonders die Sorbonne suchte dadurch ihre Schuld in den Augen des Pabstes zu verringern; die Jesuiten, sagte man, haben das Privilegium, ohne weiteres Ketzer zu absolviren, und nun wird der ganzen gallikanischen Kirche dieses für ihren König verweigert. Sie aber haben uns den Himmel zugeschlossen. — Auch des Kampfes des deutschen Kaisers Heinrich mit dem Pabst ward von den Gegnern Erwähnung gethan, zum Beweis, wie man schon damals die Staaten durch dieselben Lehren an den Rand des Untergangs gebracht. — Dole hatte weiter in seiner Rede gegen die Jesuiten gesagt: Der Nordwind wühlt das Meer durcheinander und erregt erstaunliche Wogen; aber sobald der Sturm sich gelegt hat, beruhigt sich auch der Wellenschlag. Nicht also ist es mit dem Süd- und mit dem Westwind (aus Italien und Spanien); haben sie einmal das Meer aufgeregt, so währt die Bewegung der Wogen noch viel länger, auch wenn sie nicht mehr wehen. Die Ursache dieser Verschiedenheit kommt daher, daß diese Winde, von einem niederer gelegenen Lande kommend, leichter in die Wogen eindringen. So machen es auch die Jesuiten; durch ihre Kunst, sich in die Geheimnisse der Familien einzuschleichen, schmeicheln sie sich bei einfältigen, bei arglosen Leuten ein, welche sie sofort mit abergläubischen Gedanken erfüllen, daß dieselben, selbst durchaus blind, nur durch ihrer Führer Augen sehen, und von ihnen willkürlich gelenkt, den Frieden der Familien und der Staaten nie sich festsetzen lassen. — So hatte denn auch die Austreibung der Jesuiten die verheißene Folge nicht, daß die inneren und äußeren Feinde des Landes oder des Thrones entmuthigt sich zufrieden gegeben hätten. Ja ihre Austreibung selbst konnte nur im Gerichtsbezirk des pariser Parlaments [1]) wirklich durchgeführt werden;

1) Damals befaßte der Ressort des pariser Parlaments: die Prevote und Viconte von Paris, die Baillages von Laon, Rheims, Amiens, Abbeville, Boulogne, Senlis, Sens, Auxerre, Troyes, Vitry, Parthoy, Chateau-Thierry, Chaumont en Bassigny, Meaux, Provain, Melun, Poitiers, Angers, le Mans, Tours, Blois, Bourges, Orleans, Chartres, Angoulême,

dieser aber umfaßte das halbe Königreich, besonders den Nordosten und das Land an der Loire. Namentlich das Parlament von Languedoc, welches zu Toulouse seinen Sitz hatte, stets unerbittlich gegen die Reformirten, behauptete, die Jesuiten seien auch in die verwilligte Amnestie eingeschlossen; besonders lag das Jesuitencollegium von Tournon im Bereich seiner Gerichtsbarkeit und das pariser Parlament versuchte vergebens, seinem Spruch auch dagegen Geltung zu verschaffen. Desgleichen that das Parlament von Bordeaux.

Die Jesuiten suchten sogar einige ihrer Mitglieder innerhalb der Gerichtsbarkeit von Paris dadurch zu behalten, daß sie dieselben aus dem Orden austreten ließen. Allein das Parlament versperrte ihnen auch diese Auswege. Marion namentlich hielt in einer solchen Angelegenheit einen Vortrag, worin er zu zeigen suchte, wie unbegründet das Vorurtheil des Publikums für die Unterrichtsweise der Jesuiten sei. Die classische Literatur verstümmeln sie und treiben dieselbe auf eine unerquickliche, aride Weise; die aristotelische Philosophie haben sie durch eitle Subtilitäten verdrängt. Dieser Marion war mit der Familie Arnauld verschwägert.

Eine solche Lage der Dinge konnte unmöglich lange währen, diese halbe Maßregel gegen die Jesuiten mußte sie feindselig stimmen, ohne ihrem Einfluß und ihren Verbindungen wesentlichen Eintrag zu thun; viele Kinder wurden ihnen trotz des Parlamentsbefehls in die anderen Provinzen zugesandt. Die Jesuiten hatten in der nächsten Umgebung des Königs Leute, welche sich nachdrücklich für sie verwandten, sie benutzten jede Gelegenheit, jede Reise des Königs, besonders die nach Lothringen und seine Vermählung mit Maria von Medici, für deren Empfang sie im Süden großen Aufwand machten. Der König hatte den Jesuiten Cotton stets um sich, vielleicht als eine Art von mobilem Wetterableiter gegen Attentate; der Jesuite Tolet war sehr geschäftig seine Aussöhnung mit dem Pabst zu vermitteln, und diese Rücksicht ganz besonders, vielleicht selbst ein Versprechen, welches er dem Pabste hatte geben müssen, nebst der Unruhe um seine persönliche Sicherheit, bestimmten den König, selbst die Hand dazu

la Rochelle, Montfort, l'Amaulry, Lyon, Moulins, St. Pierre le Moustier, Rions, Orilhac und einige andere.

zu bieten. — Indeß hatten sie des Königs Wort [1]), allein der Ausführung standen noch mannigfaltige Hindernisse im Wege. Der Schrit war wichtig und es war zu fürchten, daß die protestantische Welt darin den entschiedensten Akt der Feindseligkeit sehen möchte; Heinrich schrieb daher an seinen Gesandten in England, Beaumont, wie derselbe dem Könige von England diesen Entschluß darzustellen habe (15. August 1603). Die bestehende Maßregel sei kraftlos; die Jesuiten ganz und für immer vertreiben, wäre gefährlich, bei dem noch in den Gemüthern fortglimmenden Zunder des Aufruhrs. Der König verheimlicht nicht, daß er vor dem Dolch zurücktrete. Wenn man den Jesuiten aber öffentlich wiederum Eingang gewähre, könne man sie durch Bedingungen binden, könne sie beaufsichtigen, es müsse ihnen dann selbst an Erhaltung des gesetzlichen Zustandes gelegen sein. Auf den Vorwurf ihrer Anhänglichkeit an Spanien hatten die Jesuiten geantwortet, es beurkunde dieses nur ihre Dankbarkeit; es komme nun auf den König von Frankreich an, ob er nicht lieber auch auf die Dankbarkeit der Jesuiten säen wolle, statt für Feindschaft wiederum Feindschaft zu ernten. — Das war offenbar jetzt die Absicht des Königs, das war das Einzige, was er bisher mit ihnen nicht versucht hatte, und er wollte kein Mittel unversucht lassen, der peinigenden Unruhe zu entgehen. — So gab denn der König im September 1603 [2]) den Jesuiten Erlaubniß, innerhalb der Parlamentsbezirke von Dijon, von Toulouse und Bordeaux an bestimmten Orten Collegien zu haben, auch innerhalb des Ressorts des pariser Parlaments, in Lyon, welches ohnedies freundlich für ihre Anstalten gestimmt war, und zu la Fleche, dem St. Denys der Jesuiten. Die Bedingungen, besonders die Rechte der Bischöfe und Geistlichen, das Interesse der Familien und ihres Eigenthums wahrnehmend, waren mit dem Pabst verabredet; der General aber

1) Pater Maggio oder Majus sagte zum König in Beziehung auf diese Verzögerung, qu'il était plus lent que les femmes qui portaient leur fruit pendant neuf mois. A quoi le roi répondit sur le même ton, que les rois n'accouchaient si aisément que les femmes.

2) Pierre de l'Etoile meldet in seinen Memoiren, daß im Mai 1603 die Jesuiten eine große Versammlung, von etwa 1500 Mitgliedern (?), in Bordeaux gehalten haben; man glaubte viele verkleidete Spanier darunter zu erkennen. Was sie beschlossen, wußte man nicht. Auch sonst bemerken wir, daß neuen Zugeständnissen gegen den Orden ähnliche Demonstrationen vorangingen.

soll seine Zustimmung nie dazu gegeben haben, da sie gegen die Ordensregeln seien. Es durfte ohne besondere Erlaubniß der Regierung keine neue Niederlassung gegründet werden, die Gesellschaft wurde für ihre Glieder verantwortlich gemacht; es hat sich stets gleichsam ein Gesandter der Jesuiten, wie von einer Macht bei der anderen, in der Nähe des Königs zu halten, um über etwaige Vorkommenheiten Rede und Antwort zu stehen. Dieses half sofort sehr dazu, daß die Beichtväter der Könige lange nur Jesuiten waren. Ganz besonders aber sollen die Jesuiten, welche nicht Franzosen wären, beaufsichtigt werden, und nicht Einer ohne besondere Erlaubniß innerhalb des Reichs sich aufhalten.

So sollte denn die Wiederaufnahme stufenweise gehen und gleichsam von dem Wohlverhalten der Bittsteller abhängig gemacht werden. Zugleich wurde durch dieses Verfahren auch der Widerstand des Parlaments nicht so sehr hervorgerufen. Hier hatte die Regierung, um die Registrirung von Gesetzen und Befehlen durchzusetzen, namentlich das Recht zu befehlen, ob sämmtliche Kammern des Parlaments in Eine Sitzung sich vereinigen sollten, oder zu bestimmen, welche Kammern derselben beiwohnen sollten. So wurden denn auch diesmal die Enquetes- und Requetes-Kammern ausgeschlossen [1]). Dennoch verlangte die Sitzung vom 17. December, daß dem Könige schriftliche Gegenvorstellungen gemacht werden sollten; nur drei Stimmen waren für die Registrirung, drei aber für völlige Verwerfung. Allein der König that sofort dem Parlament zu wissen, er würde die Gegenvorstellungen sehr ungnädig aufnehmen und die Ueberbringer möchten leicht schmählich fortgeschickt werden. Man sandte dennoch eine Deputation an den König, welcher ihr erklärte, er wolle, daß die Unruhe

1) Der König berief nur die Chambre de l'édit, welche die Rechtssachen der Reformirten zu richten hatte, die Grand'chambre, mit ihren présidents à mortier und die davon abhängige Tournelle. Die Chambre des enquêtes, eine Appellationsbehörde, bestand großentheils aus jungen Rechtsgelehrten, welche leicht in Bewegung zu setzen waren, auch gegen die Regierung, was Retz wohl wußte. Namentlich lag sie mit der Grand'chambre vielfach im Streit, weil die alten Räthe dieser die jungen Brauseköpfe gerne geschulmeistert hätten. Es behaupteten die enquêtes, man müsse sie zu jeder allgemeinen Versammlung, wo das Parlament als politische Corporation auftrat, zu lassen, wenn sie es verlangen; die Grand'chambre aber behauptete, die Berufung dazu stehe ihr zu; die Regierung suchte oft diesen Zusammentritt zu verhindern; es handelte sich namentlich auch während der Fronde darum.

und das Mistrauen aufhöre, er stehe für die Jesuiten gut. Das Parlament aber wollte auf jeden Fall sein Jawort nicht geben, ohne zuvor auch seine Bedingungen gemacht zu haben. Es sind dieselben, wie sie von den Jesuiten, denen sie natürlich ein Gräuel waren, berichtet werden, nichts weniger als unwahrscheinlich. Das Parlament wollte aus dem Jesuitenorden geradezu ein rein gallikanisches Institut machen, was denselben natürlich durchaus zu einem anderen, ja zu seinem eigenen Gegentheil gemacht hätte. Sie sollten keinen anderen Oberen anerkennen als solche, die in Frankreich ihren Sitz hätten, das ganz besondere Gelübde gegen den Pabst aufheben; nur geborene Unterthanen des Königs dürften in diese Gesellschaft aufgenommen werden. Sie sollten der Gerichtsbarkeit der Bischöfe und der anderen geistlichen Behörden sich unterwerfen, wie auch den Gesetzen der Universität, wenn sie Collegien halten. Diese Bedingungen, oder patriotische Phantasien des Parlaments sind ganz charakteristisch für seinen Gallicanismus. Allein der König verlangte durch neue Botschaften dringend und drohend die Registrirung, zu welcher das Parlament denn sofort auch schreiten mußte. Es geriethen die Parlamentäre, ließ ihnen der König melden, sonst in Verdacht, Unruhen und Unzufriedenheit zu nähren; kurz der König mahnte sie daran, daß sie seine Unterthanen seien und ihre erste Pflicht der Gehorsam. — Ein Schriftsteller aus dieser Zeit sagt, dieses Registriren der königlichen Decrete sei zu vergleichen der weisen Gewohnheit der alten Gesetzgeber, ihre Gesetze auf ehernen Tafeln öffentlich und urkundlich aufzustellen. Hinter diesen und anderen Gleichnissen verbarg sich die juridische Zweideutigkeit und die noch sehr in Frage stehende Nothwendigkeit dieses Aktes. Die Könige hatten diesen Weg selbst eingeschlagen, ihren Befehlen mehr Feierlichkeit zu geben, besonders aber auch um dadurch die Versammlung der Generalstaaten zu umgehen. War nun aber darum die Registrirung für jedes Gesetz die conditio sine qua non? Die Parlamentäre verglichen sich sehr gern dem römischen Senat; allein war er nicht in der römischen Monarchie willenloses Sprachrohr gewesen? Solche Analogien hätten ein fruchtbarer Keim großer Ansprüche und Macht werden können, wenn sie unter schwachen Regenten längere Zeit über mit Glück geltend gemacht wurden; allein Richelieus eisernes Joch wurde auch dem Parlamente zu bald aufge-

legt. — Das Parlament versuchte noch, aber umsonst, den König zu einer Bestimmung zu vermögen, daß Menschen, welche einmal eine zu bestimmende Zeit über in der Compagnie würden gewesen sein, nicht mehr berechtigt sein sollten, nach ihrem Wiederaustritt auf Erbschaften Anspruch zu machen, welche ihnen in der Zwischenzeit als Laien zugefallen wären. Es war hier die Sicherheit des Besitzes in Conflict nicht sowohl blos mit dem Geldinteresse des Ordens, als mit der absoluten Gewalt des Generals über die Ordensglieder, dieselben auch ohne weiteres auszustoßen. Auch auf der Generalversammlung der Stände von 1614 und 1615 stellte der dritte Stand dasselbe Verlangen, wie auch, daß ein jedes Glied des Ordens, wenn es einmal drei Jahre in demselben gewesen, auf den Fall der Ausstoßung, von demselben einen Gehalt zeitlebens beziehen sollte. Der dritte Stand fügte auch noch einige wohlgemeinte Begehren bei, wie die Oberen nur geborene Franzosen und von den französischen Ordensgliedern gewählt sein sollten. — Die Jesuiten suchten daher nun, immer weiter um sich greifend, Vollmachten zu Niederlassungen zu erhalten, ohne sie dem Parlament vorzulegen. — Dieser Gegensatz gegen die im Gallicanismus sich darstellende Nationalität, dieser katholische Kosmopolitismus der Jesuiten wurde wenigstens von einigen ihrer Gegner auch mit der ihnen, im Allgemeinen wenigstens mit Unrecht, aufgebürdeten Lehre vom Königsmord in Zusammenhang gebracht; der Jesuite ist nicht Bürger dieses oder jenes Landes, er ist über diese Schranken erhaben, es fällt für ihn beim Königsmord also wenigstens der Begriff des Parricidiums weg, der Königsmord ist für ihn eine Nothwehr, wie gegen jede ungerechte Gewaltthat.

Die Universität zeigte diesmal ihren gewohnten Widerstand gegen die Niederlassungen der Jesuiten schon nicht mehr, obgleich das Parlament versicherte auch besonders ihre Sache zu vertreten, indem es geltend machte, daß die Jesuiten durch ihre zahlreichen Collegien in den Provinzen nunmehr zwar den Eltern einen scheinbar großen Vortheil gewähren, ihre Kinder in der Nähe zu haben; allein darüber verlieren diese den ungleich wichtigeren Vortheil, welchen die Anstalten der Universität ihnen gewähren, daß sie in der Hauptstadt das Antlitz des Königs häufig sehen könnten, wodurch sie mit Ehrfurcht gegen denselben erfüllt wür-

den. Ja während das Parlament gegen die Aufnahme der Jesuiten remonstrirte, rügte die Sorbonne durch eine Versammlung von 37 Doctoren, es waren deren eigentlich 80, die Schrift des Parlamentärs Servin, als zu gallikanisch. Das Parlament erklärt diese Censur für null und nichtig; sie bleibt aber dennoch ein Zeichen der Zeit [1]).

Man schrieb diese Veränderung besonders dem Eindringen der Jesuitenschüler in die Universitätswürden zu, was der Compagnie Ehre macht. Außerdem ist darin wohl noch eine Nachwirkung der Ligue zu verspüren, welche sich 1594 verborgen hatte; auch waren die Legaten und alle entschieden päbstlich Gesinnte sehr geschäftig, den Jesuiten überall Eingang zu verschaffen. Der Universität blieb wohl auch nichts übrig, nachdem sie die Jesuiten nicht hatte unterdrücken können, als mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Indeß ist hier freilich nur von dem Auftreten einer Partei in der Facultät und Universität die Rede, es war immerhin auch noch eine antijesuitische Partei vorhanden, allein sie ist der Majorität nicht mehr in allen Fällen gewiß und hat den Muth und die Zuversicht, den Gegner niederzuwerfen, verloren. Aber wir werden bald sehen, wie dieselbe, durch die Fortschritte der Jesuiten in ihrer nächsten Nähe alarmirt, sich dennoch wieder in Vertheidigungsstand setzte. Das waren aber nur noch die Schwankungen einer Uebergangsperiode; die Hauptdifferenz, in den Principien von Kirche und Kirchenregiment, verschwand immer mehr. Die deutsche Nation auf der Universität wurde von den Jesuiten als eine ihrer Hauptstützen angesehen. — Das Parlament aber findet sich mehr und mehr in seinem Kampfe von seinen ursprünglichen Bundesgenossen, vom Episcopat, von seiner Mutter, der Universität, verlassen, nur die Pfarrer, die Curés, scheinen es zum Theil noch mit ihm gehalten zu haben, sie, welche auch später eine Hauptstütze des Jansenismus, die nachdrücklichsten Bekämpfer der erschlafften Moral der Jesuiten und ihrer Beichtdisciplin waren. Obgleich im Februar 1606 die Schrift Marianas de rege et regis institutione auch in Paris Aufse-

1) Im Jahre 1607 rügte das Parlament mehrere Sätze, welche die juridische Facultät aufgestellt, als verrätherisch an den Freiheiten des Landes. Die Armuth, in welche diese Facultät verfallen war, wurde als Hauptursache ihrer Entmuthigung angegeben, da man die Jesuiten dafür ansah, als verfügen sie hauptsächlich über Gnaden und Stiftungen der Großen.

hen gemacht hatte, besonders von einem portugiesischen Mönch als nicht minder gefährlich geschildert, denn Calvins Schriften, ob dieselbe gleich den Mörder Heinrichs III als einen am Geiste starken, mit Ruhm gekrönten Rächer darstellte, gab der König dennoch im Juli den Jesuiten Erlaubniß, nun auch in Paris wiederum in ihrem Hause von St. Louis (in der Straße St. Antoine) und dem Collegium von Clermont zu wohnen; allein Schulen durften sie nicht errichten. Sie wußten aber diese Beschränkung dadurch zu umgehen, daß sie Pensionen einrichteten, in welchen sie die Kinder durch andere Lehrer unterrichten ließen, anfangs nur die Sorge für die Oekonomie, bald die Disciplin, sofort auch den Religionsunterricht hatten, nur die Musa Anderen überlassend. Auf diese Weise gewannen sie viele vornehme Familien, deren Kinder ihnen anvertraut waren. Als 1609 der König eine Anstalt zum Unterricht in der Controverse zu gründen beabsichtigte, benutzte dieses Cotton, und der Orden erhält nun vom Könige die Erlaubniß, theologische Vorlesungen zu halten. Allein das Parlament wollte, ehe es dieselbe registrirte, ein Gutachten der Universität abwarten; sie aber sprach gegen die Zulassung der Jesuitenschulen. Es war dieses so sehr wider das, dessen die Jesuiten sich zur Universität versehen hatten, daß sie es für gut fanden, ihren Plan fürs erste fallen zu lassen. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß die Jesuiten 35 Collegien im Gange hatten.

Indessen wurde Heinrich IV von Ravaillac ermordet, (14. Mai 1610); der Mörder hatte geglaubt, den Pabst, welcher vom Könige durch seine falsche Bekehrung betrogen worden sei, von der Gefangenschaft zu befreien, indem er sich einbildete, der König wolle den päbstlichen Sitz nach Paris verlegen. Sein wankender Entschluß war durch den Anblick eines gegeißelten Christus wiederum befestigt worden. Die Jesuiten feierten den König durch lobpreisende Leichenreden, sie brachten sein ihnen versprochenes Herz in das der Compagnie von Heinrich geschenkte la-Fleche, in Poitou. Auch waren sie ihm in der letzten Zeit viel Dank schuldig. Obgleich Ravaillac selbst auf der Folter beharrlich darauf bestanden war, daß er keine Mitwisser gehabt, suchte das Parlament dennoch einen Schatten des Verdachts dadurch auf die Jesuiten zu werfen, daß es zu gleicher Zeit die

Schrift des Jesuiten Mariana zum Feuer verurtheilte. Cotton glaubte den Orden vor der Königin und vor dem Publicum durch einige Schriften gegen den Vorwurf rechtfertigen zu müssen, als hätte dieses Buch Ravaillac zu seiner schändlichen That bewogen, wie man denn auch gar keinen Grund zu der Behauptung hat, als habe er es auch nur gelesen. Dieses Buch thut des päbstlichen Bannes gar nicht Erwähnung, sondern handelt nur davon, ob es Gottes Wille sei und für das Volk wünschenswerth, daß ein König, welcher die Grundlagen des Staats umstößt, getödtet werde. Er findet die entgegenstehende Ansicht schwächer, aber zugleich wünschenswerther, daß ein solcher Fürst durch die Stände abgesetzt werde; ist dieses aber nicht thunlich, so hat man sich zu vergewissern, ob es wirklich der Wunsch des Volkes sei, daß der Fürst aus der Welt geschafft werde. Wer es dann, mit dieser Gewißheit, unternimmt, ist als Held und Märtyrer zu ehren; auch Meuchelmord ist erlaubt. Doch wird hier in der Auswahl der Mittel eine bezeichnende Distinction gemacht; man soll nicht in Speise und Trank Gift mischen, weil dadurch der Tyrann, welcher diese Nahrung mit eigener Hand zum Munde brächte, sich als Selbstmörder versündigen würde. Daher ist es vorzuziehen, daß man seine Kleider oder den Sattel so stark vergifte, daß man gewiß sein kann, seine Absicht zu erreichen. — Das Buch war in Spanien von den nächsten Vorgesetzten Marianas approbirt worden; dieses und die Zeit der Abfassung zeigt, daß die Anwendung auf Heinrich, oder doch eine Drohung gegen ihn offenbar im Sinne des Verfassers lag. Indeß war das Buch 1606, nach Cotton, von einer in Paris gehaltenen Provinzialversammlung der Jesuiten dem General als gefährlich angezeigt und von diesem gerügt worden. Man machte namentlich darauf aufmerksam, daß ohne die böswillige Geschäftigkeit der reformirten Presse das Buch schon verschwunden sein würde, zumal da Aquaviva wo möglich alle Exemplare einzuziehen befohlen hatte. Das Parlament forderte auch die Sorbonne auf, die Lehre des constanzer Concils vom Tyrannenmord und den Beschluß der Sorbonne vom 13. December 1413 zu bestätigen, denn dieses Concil hatte ja in eben dem Maase die Rechte der Krone gehoben, in welchem es die unbeschränkte Gewalt des Pabstes erschüttert. (Lag aber darin nicht ein Versuch des Parlaments, die Sorbonne, indem sie da-

mit das Ansehen bekam, an den ehrenrührigen Anzüglichkeiten gegen die Jesuiten Theil zu nehmen, die Sorbonne mit diesen zu verfeinden?) Die Facultät befahl auch, daß jeder Student gehalten sein sollte, die Verdammung dieser Grundsätze zu unterschreiben.

Die Jesuiten mußten entweder sehr unschuldig oder sehr frech sein, man mußte sie fürchten oder die Absicht haben, ihnen einen Beweis davon zu geben, wie wenig man diesem schwarzen Verdacht Glauben geschenkt, sie erhielten von der Wittwe Heinrichs, Maria von Medici, 20. August 1610 lettres patentes für Schulen in Paris. Sie hatten ihre Bitte durch die Rücksicht unterstützt, daß die Zöglinge in Paris besonders ein gutes Französisch und gute Sitten lernen. Allein die Universität, oder vielmehr die nun wieder hervortretende antijesuitische Partei that ihr Möglichstes gegen die Registrirung; man war sich bestimmt bewußt geworden, die Zulassung der Jesuiten würde eine Reform der Universität nothwendig mit sich führen, allein das erschien Vielen als eine Zerstörung der Musenstadt, zu vergleichen dem Untergang des classischen Alterthums durch die Völkerwanderung; der Rector sagte in seiner pathetischen lateinischen Rede an das Parlament: Solltet ihr euch entschließen, das Leben der Universität der Gier der Jesuiten preiszugeben, so entfaltet zuvor eure Gewänder, nehmt die sterbende Akademie in eure Arme auf, empfangt die letzten Seufzer Derer, die euch unter dem Herzen getragen! Dann werden nicht nur wir, ihr selbst werdet es der ganzen Nachwelt bezeugen, daß nicht wir den Staat verlassen haben, sondern daß er uns aufgegeben hat. (Dieser Rector, Pierre Hardivillier, bald Pfarrer von St. Benoit, später Erzbischof von Bourges, verwandte sich 1641 für die Aufnahme Arnaulds in die Sorbonne.) Auch diesmal war es wiederum eine durch die Polemik gegen den Anglicanismus hervorgerufene Schrift, Widerlegung Barclays durch Bellarmin in seinem de potestate papae, die man den Jesuiten als einen Beweis vorhielt, daß sie den Grundgesetzen des französischen Reichs völlig entgegenstehende Lehren festhalten. (Mémoires de Richelieu 1610.) Sie sollten die Lehren der Sorbonne von der gallikanischen Kirche unterschreiben; einige erklären sich dazu bereit, allein die Bestätigung ihrer Erlaubniß, die Schulen zu eröffnen, wird ihnen von Parlament und Univer-

sität dennoch beharrlich verweigert. — Einen neuen Umschwung bekam der Streit durch den Syndicus Richer, welcher früher feuriger Romanist, nunmehr ein gewaltiger Verfechter des Gallicanismus wurde, welchem er in seinem Alter wieder abgesagt haben soll [1]). Desto unerschrockener verfolgte im Parlament Servin die Lehre der Jesuiten vom Staat, namentlich wie sie sich nun in Suarez und seiner Vertheidigung des katholischen Glaubens gegen die englische Irrlehre bestimmt hatte. Dieser gründet sie nun viel mehr auf das kanonische, als auf das Naturrecht, nicht der souveraine Wille des Volks, sondern der des Pabstes entsetzt die Könige. — Daß aber hierin nicht das Parlament allein stand, sondern wirklich die Ansicht der Bourgeoisie, des wohlhabenden Bürgerstandes in den Städten, verfocht, des Bürgerstandes, welcher dadurch die nur auf seine Unkosten zu störende Ruhe und Ordnung festzustellen hoffte, das zeigte sich bei der großen Versammlung der drei Stände, 1614, der letzten vor der Revolution. Der Bürgerstand hatte ohnedies immer viel mehr Anhänglichkeit an den Thron gezeigt, als an den Adel, die Ansprüche des Pabstes waren ihm fremd geworden, er sah in ihnen nur ein Princip der Unruhen. Kurz, der dritte Stand verlangte, daß als Grundgesetz die Unantastbarkeit des Königs, seine Autonomie und unmittelbare Abhängigkeit von Gott festgesetzt werde. Die Kammer des Klerus aber erklärte darauf, daß es durchaus unpassend sei, auf dergleichen Gegenstände einzugehen. Es seien aber in diesem Vorschlag dreierlei Punkte bestimmt zu unterscheiden. Den Königsmord verdamme die Kirche auch und drohe dem Mörder mit ihrem Fluche; daß der König in allen weltlichen Angelegenheiten vollkommen souverain ist, wird zwar auch für wahr angesehen, jedoch nicht in dem Grade, wie der erste Punkt, welcher ein Glaubensartikel ist. Was nun aber drittens die Behauptung betrifft, die Unterthanen können nie vom Eid des Gehor-

1) Man hatte einen wunderthätigen Mönch aus Italien geschickt, welcher das niedere Volk zugleich gegen den Richerianismus und gegen die Reformirten aufregen sollte. Richer hatte die Freude, daß demselben mehrere Wunderheilungen misglückten. Die Erbitterung, mit welcher der Streit geführt wurde, sprach sich auch darin aus, daß man den Widerruf des altersschwachen Richer einer feigen Gewaltthat zuschrieb. Der Pabst habe Richelieu den Cardinalshut für seinen Bruder unter der Bedingung versprochen, daß er ihm Richers Widerruf einhändige. Diesem seien daher bei Richelieu Dolche auf die Brust gehalten worden.

sams gegen den König losgesprochen werden, so ist er ein Gegenstand der Disputation, um so mehr, als die ganze gallikanische Kirche seit Gründung der theologischen Schulen, bis zu Calvins Auftreten behauptet habe, es könne dieses in gewissen Fällen geschehen. Wenn zum Beispiel ein Fürst dem Eide ungetreu wird, mit welchem er sich gegen Christus verpflichtet hat, in der katholischen Religion zu leben und zu sterben, wenn er dem Gewissen seiner Unterthanen Gewalt anthut, so ist er in Felonie verfallen und seine Unterthanen können vor dem geistlichen Gericht ihres Unterthaneneides entbunden werden. — Es ist aber sehr gefährlich, diese Fragen zu vermengen, indem die wahren Sätze, mit den noch beanstandeten, problematischen zusammengeworfen, dadurch selbst zweifelhaft gemacht werden; zudem kann nur eine Sanction derselben durch eine unzweifelhafte, eine göttliche, eine kirchliche Auctorität die Gemüther vor Irrthum bewahren; in ihre Entscheidungen hat sich Niemand zu mischen. (Les lois d'anathème et défenses ecclésiastiques ne font point d'impression dans les ames, si elles ne sont crues parties d'une autorité infaillible, et de laquelle toute l'église convienne.) Die Annahme dieser Sätze als eines Staatsgrundgesetzes würde nothwendig ein Schisma zur Folge haben, indem sie Grundsätze, welche der Pabst und alle anderen Theile der Kirche lehren, für gottlos, häretisch und dem Worte Gottes zuwider erklärte. Es würde damit den Laien das Recht zugestanden, zu richten über Gegenstände des Glaubens, zu entscheiden, welche Lehre dem Worte Gottes angemessen ist, ja den Klerus zu dem Eidschwur zu zwingen, er wolle die eine Lehre verkünden und predigen durch öffentliche Reden und Schriften, die andere aber bekämpfen. Dieses aber ist ein Sacrilegium, das heißt die Ehrfurcht gegen Christum und das Amt seiner Diener mit Füßen treten, die Auctorität seiner Kirche umstürzen.

Ist auch das Bestreben der Geistlichkeit nicht zu verkennen, durch Übertreibung der unmittelbaren, nothwendigen Folgen eines solchen Schrittes von demselben zurückzuschrecken, so ist doch der Hauptsache nach nur gesagt, wie der Gallicanismus in seinem Princip und seiner zu befürchtenden Fortentwicklung vom Standpunkt des Romanismus aus erscheinen mußte; er schien mit dem Anglicanismus durchaus zusammenzufallen. Dieselbe gallikanische Lehre blieb nicht mehr dieselbe, seit Calvin aufgetreten; sie mußte

sich durch diesen Gegensatz, wie der ganze Katholicismus, weiter entwickeln, eine bestimmtere Stellung einnehmen, entweder mehr an Rom sich anschließend, oder sich mehr dem Schisma nähernd. Es fällt uns auch hier auf, daß die Verfassungsfragen, das Kirchenregiment in der französischen Kirche, wie in der anglikanischen, eine überwiegende Wichtigkeit hatten, während in Deutschland die Streitigkeiten theils der katholischen Kirche selbst, theils die der protestantischen hauptsächlich auf dem Gebiet des Dogma sich concentrirten. Auch dadurch namentlich macht der Jansenismus Epoche, daß er den Kampf nunmehr gerade auch auf das letztere Gebiet verpflanzt; allein auch er wirft sich im achtzehnten Jahrhundert wiederum nachdrücklicher auf Erörterung der kirchlichen Verfassungsprincipien, gegen welche das Dogma mehr und mehr zurücktritt; zum Zeugniß, daß er auch von Anfang an wesentlich eins war mit den Traditionen, mit den Verfassungsbegriffen des Gallicanismus.

Diese ganze Erörterung war durch das an die Generalstaaten gestellte Verlangen, die Beschlüsse des tridentiner Concils auch über die Kirchenverfassung anzuerkennen, veranlaßt worden. Der dritte Stand erklärte aber, darauf durchaus nicht eingehen zu können, da die Gerichtsbarkeit der Bischöfe und der Parlamente dadurch beeinträchtigt und eine Inquisition, gleich der spanischen, anerkannt würde. — Das Parlament entsprach auch diesmal dem Aufruf des Bürgerstandes im Namen des gallikanischen Princips nach Kräften; es erklärte die gegen die Jesuiten gegebenen Verordnungen, auch die von 1594, für völlig rechtskräftig. Allein der Cardinal dû Perron ruhte auch nicht; der höhere Klerus konnte nicht wünschen, in eine Lage versetzt zu werden, wie die der protestantischen Prälaten; die Gefahr kam nun von dieser Seite. Seine natürliche Politik aber war, zwischen Kurie und Thron sein Schiff möglichst flott zu halten, weder hier noch dort anzulaufen. Die Adelskammer schloß sich ihm an; es waren zunächst von der kirchlichen Frage abliegende Gründe, welche ihn dazu bestimmten. Der Bürgerstand hatte durch seine Unbiegsamkeit sich mit der Adelskammer verfeindet; die Leidenschaften waren so sehr entbrannt, daß einer der bürgerlichen Deputirten von einem adeligen geprügelt wurde. Das Parlament verurtheilte diesen zur Hinrichtung, welche auch an seinem Bilde vollzogen wurde. So wird denn

die Königin vermocht, diese Frage nicht blos für ihren Staatsrath, sondern für sich persönlich in Anspruch zu nehmen und die Erklärung des dritten Standes zu annuliren. Wir finden ohnedies, daß die nie verstummende Anklage des Parlaments gegen die königsmörderischen Principien der Regierung selbst sehr unangenehm war, wie denn für sie die unaufhörliche Discutirung dieser Frage wirklich etwas sehr Beunruhigendes hatte [1]).

Auch in den Städten der Provinzen geriethen die Communen, ihre Magistrate, die Echevins oft in Fehde mit den Niederlassungen der Jesuiten; man klagte, sie wollen sich nicht nur von allen Gemeindelasten exemiren, welche auch von den anderen Orden getragen werden, sie seien selbst eine schwere Last. Ihre großen Gebäude werden auf Unkosten der Familien, durch den Ertrag ihrer Erbschleichereien aufgeführt; in dem Grade, in welchem die Compagnie reich werde, in demselben verarmen Tausende. Sie beherrschen die Mildthätigkeit der Reichen, wer sich nicht ihrer Leitung übergeben, habe von jenen keine Almosen zu hoffen; so bringen sie ehrliche Gewerbsleute um Kredit und Kundschaft, indem sie ihre Schützlinge und Creaturen überall aufdringen. Unter dem Titel von Anlehen nehmen sie an kaufmännischen Unternehmungen Theil, wobei sie jedoch immer ihren Antheil für alle Fälle in Sicherheit zu bringen wissen. Lyon war schon damals ein Hauptplatz für den Materialienhandel; nach der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts soll derselbe schon großentheils in den Händen der Jesuiten gewesen sein. Es verstand sich von selbst, daß sie solche Kaufhäuser möglichst in Kredit zu bringen suchten, worunter andere um so mehr leiden mußten, als sie nicht gleiche Mittel in

1) Die Verdammung der Schrift von Suarez hatte in Rom großes Aufsehen erregt. Der Pabst machte dem französischen Gesandten heftige Vorstellungen. Dieser behauptete, die Regierung könne im Augenblick, da die Stände versammelt seien, das Parlament durch eine Zurücknahme seines Beschlusses nicht reizen; nachdem zwei Könige durch diese religiöse Irrlehren ermordet worden seien, scheine es auch sehr verzeihlich, daß man sich dagegen verwahre. Es sei aber der Beruf des Parlaments, darob zu wachen, daß eine gesunde Theologie, daß die Auctorität und Person des Königs erhalten werde. Der Pabst soll geantwortet haben, er habe selbst die Lehre vom Tyrannenmord verdammt, wissen jedoch nicht, ob er dabei nicht zu nachgiebig gewesen; mehrere bedeutende Kirchenlehrer vertheidigen seine Rechtmäßigkeit. — Der Gesandte machte ihn darauf aufmerksam, die Reformirten, welche ihn für den Antichrist halten, möchten sich auch berechtigt glauben, ihn zu tödten. — Der Pabst beklagte sich überhaupt über die Feindseligkeit des Parlaments. Bald darauf nahm die Regierung die Verdammung zurück.

Bewegung zu setzen hatten; denn sie hatten sowohl durch ihren moralischen Einfluß (bei Manchen Furcht), als auch an vielen Orten durch ihre Freiheiten von Zoll und Umgeld große Vortheile für sich. Je zünftiger damals das Gewerbe und der Handel war, desto anstößiger mußte solche Einmischung erscheinen. Wir haben gesehen, wie das strenge Gelübde der Armuth die Bettelmönche bestechlich machte; die Jesuiten hatten Unterricht der Jugend, Seelsorge, Verwaltung der Sacramente und Predigt unentgeltlich versprochen, sie hatten dabei einen Hang, durch den Prunk ihres Cultus und ihrer Gebäude zu imponiren, ihre Kleidung war kostbarer als die der anderen Orden, sie nahmen bald manche aristokratische Gewohnheiten an, die Correspondenz kostete sie ungeheure Summen, die Ordensglieder hatten sich mit vielen geringeren Handarbeiten nicht zu befassen, wie in anderen Orden; das Geld zu dem allen mußte irgendwoher kommen, daher war dem Industrialismus die Thüre geöffnet, reiche Erben wurden geködert, die Strenge der Beichtdisciplin mußte darunter leiden, wie der Ablaß für die Kurie eine Geldspeculation geworden war.

An einigen Orten wünschte man Collegien zu haben, für andere erbaten sich die Jesuiten Erlaubniß und stellten einige gewichtige Männer als Bürgen dafür, daß es der allgemeine Wunsch der Bürgerschaft sei, wogegen jedoch nicht selten ein Theil derselben protestirte.

So spann sich denn der Streit weiter und weiter fort, obgleich die Regierung alles Mögliche that, sogar durch Suspension der pariser Universität von einem Theil ihrer Rechte, Frieden zu schaffen. Die Verdammung von Jesuitenschriften, namentlich der von Santarel, welche den Pabst als Vormünder der Könige darstellten, brachten in die Verhältnisse des französischen zum römischen Hofe manche Störung; und doch war dessen Freundschaft, namentlich im veltliner Kriege sehr wichtig. Der König sagte den Deputirten geradezu, es komme dieser Eifer für die königliche Autonomie bei der Universität großentheils von ihrer Feindschaft gegen die Jesuiten. Das Parlament aber erklärte sich für verpflichtet durch sein Gewissen, den König und sein Recht auch gegen seine Befehle aufrecht zu halten; es ließ, damit von der Universität nichts dem Könige Nachtheiliges beschlossen würde, und um seine eigenen Anhänger zu ermuthigen, den Sitzungen

der Universität wiederholt einige seiner Mitglieder beiwohnen. Nie that das Parlament einen den Jesuiten günstigen Spruch. Auch in den Provinzen klagten die Jesuiten, daß die Parlamente und die Universitäten eine sich stützende Corporation ausmachen, und namentlich durch vielfache Verwandtschaften an einander gebunden seien.

Der Versuch der Jesuiten, ein altes Privilegium geltend zu machen und ihr Collegium von Tournon zur Universität zu erheben, hatte beinahe alle Universitäten des Königreichs gegen sie vereint, die von Rheims, Bordeaux, Poitiers, Caen, Bourges, Orleans, Angers und Aix, die von Paris an der Spitze. Auf der Universität Montpellier aber hatten sie schon zu großen Einfluß, und in Pau war ihr Rector auch der der Universität. Diese liegen aber beide in den Gegenden, wo die Reformirten am zahlreichsten waren.

Die Gefahr, welche diese neue Universität den alten gebracht hätte, war um so größer, als die Jesuiten durch unentgeltliche Ertheilung der Universitätsgrade die Jugend sehr angelockt haben würden, während die Universitätslehrer auf diese Gelder großentheils angewiesen waren. Die Regierung konnte eine solche Auflösung des ganzen Universitätswesens nicht wünschen, sie übergab die Sache trotz der Appellation der Jesuiten an den Staatsrath dem Parlament in Bordeaux, welches sich immer mehr von den Nachwirkungen der Ligue erholte. So blieb denn die Universität bei ihrem beinahe ausschließlichen Monopol des höheren Unterrichts, man mußte drei Jahre ihre Vorlesungen besuchen, um das Universitätsexamen zu machen. Ganz dieselben Beschränkungen legte der französische Liberalismus den kleinen Seminarien auf, und wie damals die Jesuiten immer die vom Parlament ihnen vorgelegten Artikel, von der Unmittelbarkeit der königlichen Macht, unterschreiben sollten, so werden jetzt noch die Lehrer an den Seminarien auf die vier Artikel des Glaubens von Louis XIV und 1682 verpflichtet.

War es aber den Jesuiten noch nicht gelungen, in die Universität aufgenommen zu werden, konnten sie sich nicht selbst als Universität constituiren, so wurden sie nun innerhalb der pariser Universität, namentlich in der Sorbonne, durch die Bettelorden nachdrücklich vertreten. Das Parlament erkannte die Gefahr und nahm die Klage, es dringen sich so viele Bettelmönche in die Fa-

cultät ein, mit Freuden an. Es ließ den Häuptern dieser Orden melden, sie haben jeder nur zwei Mitglieder seiner Gesellschaft in die Sitzungen der Sorbonne zu senden. Dieser Punkt wurde bald sehr wichtig.

Die Bischöfe mischten sich nicht viel in diese Streitigkeiten, welche auch für sie sehr delicat waren; einmal konnten sie nicht umhin, ein sehr ultramontanisches Buch zu rügen, allein um ihre mittlere Stellung, gleichsam das Gleichgewicht nicht zu verlieren, fügten sie die Verdammung eines zu gallikanischen Buchs bei. Im Einzelnen begünstigen gar manche Bischöfe die Jesuiten und ihre, freilich oft noch besonderen Bedingungen unterstellten, Niederlassungen in ihren Sprengeln. Besonderen Skandal erregte der Streit eines sogenannten Hofbischofs, welcher ein Collegium in Paris, für arme Studenten aus seiner Provinz gestiftet, an die Jesuiten verkauft hatte, die versprochen haben sollen, ihm dafür ein schönes Hotel in Paris zu kaufen.

Wir konnten nicht umhin, diese Reihe von Kämpfen zwischen Parlament und Jesuiten, zwischen Gallicanismus und Romanismus in ihren Hauptmomenten darzustellen. Es ist das Gegenstück zu den Verfolgungen des Jansenismus durch die Jesuiten, das Eine erklärt sich durch das Andere. — *Aber was ist nun das Resultat des Bisherigen?* Die Jesuiten werden daraus beweisen, daß die Jansenisten durchaus Unrecht haben, sich zu beklagen über Bedrückung ihrer Gewissen, über Verfolgung ihres Glaubens; man hat nur gegen die Enkel dasselbe Maas angewandt, welches die Väter gegen Andere geübt haben. Aber hatten nicht diese um des Jansenismus willen verfolgten parlamentarischen Familien eben so Recht, wenn sie zeigten, wie die spätere Verfolgungswuth der Jesuiten, diese raffinirte, rastlose Geschäftigkeit, auch die geheimsten Tiefen der Gewissen sich zu unterwerfen, wie die Jesuiten dadurch selbst alle Besorgnisse der Väter rechtfertigten, alle Warnungen, alle Aufrufe an Thron und Volk, die gefährliche Sekte auszustoßen, alle Maßregeln, die angestammte Freiheit der französischen Nation und Kirche zu schirmen? Die Jesuiten verlangten lange nur Duldung, Zulassung zu den auch Anderen verwilligten Rechten, sie versprachen, sich auch Bedingungen zu fügen, womit sie sich beinahe selbst aufgeben mußten. Allein man antwortete ihnen nur, es sei ihnen nicht zu trauen,

sie finden für jeden Meineid eine Ausflucht, sie seien Königsmörder, sie wollen nicht blos etwas, sondern überall Alles. Auch waren sie noch nicht lange zugelassen, so fingen sie wirklich an, ihre Unduldsamkeit zu erweisen; ihre unbarmherzigen Verfolgungen erstreckten sich gleichermaßen auf alle nicht römisch, nicht jesuitisch Katholischen, wie über die Schüler Calvins. — Zwei Kräfte bedingen in ihrem Kampf und in ihrer Einheit alles Leben, besonders das der Völker und Staaten, als deren Centripetal- und Centrifugalkraft, Ordnung und Freiheit. Der Herrschende meistert immer die Anderen im Namen der Ordnung; sie verlangen Raum für sich im Namen der Freiheit, mit dem Vorbehalt, auch einmal im Namen der Ordnung ihren Willen über Andere geltend zu machen. — Es ist ein nicht zu übersehendes Zusammentreffen, daß Philipp der Schöne, welcher den Pabst in Avignon wie in einem Zauberkreise gebannt hielt und die Kraft der Kurie zuerst brach, daß er es war, welcher den dritten Stand, und zwar eben bei dieser Gelegenheit zu der Versammlung der Reichsstände beizog. Das Nationalgefühl besonders war bei der Eröffnung der Feindseligkeiten vom Könige in Anspruch genommen worden; seine Räthe erzählten, der Pabst habe über die Franzosen unwürdige Spottreden geführt und gesagt, er wollte lieber ein Hund, als ein Franzose sein. Und derselbe Philipp ist es, welcher als der eigentliche Stifter des Parlaments angesehen wurde, er hatte die früher wandernden Richter zu einer Corporation gemacht, welche in Paris residirte [1]); er hatte auf der Insel das Palais gebaut und dieses Haus, zuerst die Wohnung der Könige, seinem Parlament übergeben. Es hatte auch dieses Haus seine frommen Legenden, ein Zeugniß von der Heiligkeit, deren Siegel in den Augen des Volks auch die irdische Gerechtigkeit und ihre Organe trugen. Als 1464 ein reicher Bürger von Angers vom Bischof angeklagt wurde, das Dasein Gottes geleugnet zu haben, erbebte das Haus, ein Stein fiel aus dem Gewölbe, Niemand wollte weiter auf den Gerichtsbänken bleiben; den folgenden Tag erbebte es von neuem so sehr, daß Alle davonliefen mit Zurücklassung ihrer Hüte. Wir bemerken noch besonders, daß in der Kapelle des Parlaments die Bildnisse Karls des Großen und St. Louis aufgestellt

1) Zu einer definitiv das ganze Jahr über (die Ferien ausgenommen) sitzenden Corporation wurden sie erst zur Zeit des constanzer Concils erhoben.

waren, jener die Personification der Obergewalt der weltlichen über die christliche Macht, dieser der fromme Beschränker derselben. Es wurde das Parlament im strengsten Sinne des Worts mit königlicher Vollmacht investirt und bekleidet; jährlich gaben die Könige den Räthen neue Mäntel, zum Zeichen, daß die königliche Majestät von dem Ihrigen nehme, es ihnen zu geben, ein Ehrenkleid, dessen Beschimpfung das königliche Schwert nicht ungerächt lassen würde. (Später wurde es in ein Geldgeschenk verwandelt.) In früheren Zeiten hatten die Glieder des Parlaments das Vorrecht, auf Maulthieren durch die Stadt zu reiten; Morgens begegnete man ihnen auf ihren Thieren, wie sie ihre Horen und ihren Rosenkranz auf dem Wege nach dem Justizpalast beteten [1]) Man erinnerte daran, daß Alexander Sever den Richtern, welche er einsetzte, Geld und Maulthiere geschenkt. In Juda ritten des Königs Kinder auf Maulthieren. Das Maulthier war recht ein Thier für die gestrengen Parlamentäre, halb dem ritterlichen Pferd verwandt, halb dem verachteten Lastthier. König und Pabst belehnten sie mit noch anderen reellen, schönen Privilegien, mit Quartier- und theilweiser Steuerfreiheit. Sogar von der Türkensteuer sollten sie frei sein, eine Exemtion, welche später den Jesuiten vielfach vorgeworfen wurde (siehe Beilage III).

Die Parlamentäre waren wirklich eine zwischen dem Adel und dem Bürgerstande mitten innestehende Macht, sie waren das Patriciat Frankreichs; der Adel war gerade in den Zeiten seines größten Glanzes, auch noch unter Franz I, kein abgeschlossenes Institut, er erhielt sich lebendig, indem er vom besten Blute des Bürgerstandes in sich aufnahm. Noch lange konnte Jeder, welcher sich ausschließlich dem Kriegsdienst widmete oder ein adeliges Gut als Eigenthum erwarb, ohne weitere königliche Bestätigung sich selbst adeln [2]). Erst unter Heinrich III (1579, Ordonnanz von Blois) war dieser letztere Rechtstitel aufgehoben worden, von Heinrich IV die Ansprüche Derer, welche seit 1563, seit dem Anfang der Bürgerkriege, die Waffen getragen. Die meisten par-

1) Während sie jetzt, wie die Deputirten und Pairs de France, keinen Anstand nehmen, den Omnibus zu besteigen. Das frühere Parlamentsgebäude ist abgebrannt; eine Beschreibung davon finden wir in Victor Hugos Nôtre-Dame de Paris.

2) Ein solcher Neuadeliger durfte sich allerdings nicht gentilhomme de nom et d'armes nennen.

lamentarischen Familien aber waren ursprünglich bürgerlich; der Adel lernte lieber auf dem Rücken des Rosses, als auf Stühlen in engen Wänden sitzen; Heirathen mit wohlhabenden Bürgerstöchtern unterhielten das ursprüngliche Band der Blutsverwandtschaft. Wir dürfen aber ja die beiden Klassen, in welche die unadelige Bevölkerung der guten Stadt Paris und der bedeutenderen Provinzialstädte zerfiel, nicht vermischen. Die Bourgeoisie, die wohlhabenden Kaufmannsfamilien, mit ihren Echevins, ihren Prevots, hatte im Stadthause eigentlich ihren Mittelpunkt. (Sie befaßte großentheils das, was man jetzt herabsetzend den épicier nennt.) Hier war auch wieder eine Familien- und Geldaristokratie; man interessirte sich für die Angelegenheiten des Staats, noch mehr für die der Commune. Richelieu verbot diesen ehrsamen Bürgern bei einer Geldstrafe, schlechte Schenken zu besuchen; sie hatten bestimmte Räume für ihre Zusammenkünfte, wie unsere Gewerbe ihre Zunftstuben. Dahin sandte selbst dieser gewaltige Minister seine Boten, welche, nachdem sie durch einen Trompetenstoß Stillschweigen geboten, seine Erklärungen an seine Gegner vorlasen. Denn hier wurden auch die Briefe, die fliegenden Blätter Marias von Medici, Gastons von Orleans von Hand zu Hand gegeben. Das that dem Bürger wohl, daß man ihn als eine so wichtige Person behandelte; indeß liebte er bei allem Politisiren den Frieden. Wollte man aber sein Herkommen antasten, so wandte er sich stracks an das Parlament; vereinigt konnten sie die geprüfteste Geduld auf die Probe stellen. Überdies war viel Anhänglichkeit an den Regentenstamm, man gab gerne Jedem sein Maas Ehre, aber man wollte sich selbst doch auch nicht verunehren lassen.

Eine ganz andere Menschenklasse war das Volk der Hallen, die zahlreichen Gewerbe für des Leibes tägliches Bedürfniß, in ihren Compagnien, mit ihren Quartiermeistern (Quarteniers). Hier waren nur selten Familien von vererbtem Namen, wie die Schuhmacherfamilie Picard von der Vorstadt St. Germain, die Metzgerfamilie Tribert vom Place Maubert, — zwei Gewerbe, welche bei den religiösen, wie bei den politischen Unruhen sich oft besonders geltend gemacht haben; alle Würden beinahe waren durch die Wahl nach persönlichen Eigenschaften, nach Kraft in Wort und That ertheilt. War jene erste Klasse dem Parlament nahe

verbunden, so war diese letztere es gewesen, welche in den Bürgerkriegen der Ligue ihre entfesselte Kraft erprobt hatte, welche damals, als der Legat auf der Seinebrücke über die bewaffneten Mönche Musterung hielt und von den des Feuergewehrs Unkundigen beinahe erschossen worden wäre, mit den Bettelorden und den Jesuiten fraternisirte. Man beschuldigte diese Letzteren, so lange sie noch nicht bei Hofe den offenen Zugang gehabt, mit dieser Klasse sehr gut gestanden zu sein, um deren Organisation sie jedoch durch die Congregationen noch nicht gehörig gewürdigte Verdienste hatten. Das waren aber die beiden Pole der jesuitischen Richtung, die große Masse des niederen Volks und die höchsten Kreise bei Hofe, während der Bürgerstand, wenigstens in Frankreich, der Bürgerstand mit seiner Liebe zu gemischten Verfassungen, zu gegenseitiger Anerkennung und Garantie derselben, ihr überall als ein fremdes, beinahe feindseliges Element in den Weg trat. Der Orden hatte, was Mariana [1]) so kräftig beklagt, alle Gegengewichte gegen den Einen Willen des Oberen auf die Seite geworfen, es galt militärischen Gehorsam zu üben, um eine Welt zu überwinden, welche der heiligsten Bande des Gehorsams sich los und ledig gemacht hatte. Wir sehen aus den Klagen dieses alten Frondeurs aus den Zeiten der Stiftung des Ordens, wie weh die Veränderung der patriarchalischen in eine despotische Verfassung einem an jene Gewöhnten thun mußte, aber auch wie der Absolutismus der Massen und der eines Einzigen, beide gleichermaßen über alle Gesetze sich erhebend, über den Einzelnen nach Willkür verfügend, wesentlich Eins sind. Eine gemischte Verfassung ist für Staaten und für geistliche Corporationen das beste Mittel eines langen Lebens ohne zu gefährliche Krisen; die Staaten Europas verdanken ihr großentheils ihr tausendjähriges Alter.

1) Wir nehmen keinen Anstand, die um 1625 in mehreren Sprachen erschienene Schrift über die großen Fehler in der Verfassung der Jesuiten für ein der Hauptsache nach von dem Jesuiten Mariana verfaßtes Werk zu halten. Wie die Widersprüche uns kein genügender Gegenbeweis scheinen, so würden wir auch auf den inneren Grund für diese Behauptung, daß dieser Ton des Frondeurs einem der letzten Reste der jesuitischen Urzeit gut ansteht, keinen zu großen Nachdruck legen, wenn nicht die Jesuiten in ihrer Schrift gegen den Erzbischof von Rheims (Ch. M. Le-Tellier) es bei allem Leugnen zugeständen (peut on douter qu'ils n'ayent au moins changé et ajouste beaucoup de choses?).

Aber der Absolutismus, sei es nun eines Einzigen, oder der souverainen Masse, oder eines souverainen Senats, erobert eine Welt durch die Einheit des Willens, durch die Gewohnheit keinen Widerstand zu finden. Vielleicht trägt eine unheimliche Kraft, welche den Menschen in solchen Verhältnissen keine Ruhe daheim finden läßt, ihn hinaustreibt, Andere gleichermaßen zu Sklaven zu machen, sie trägt gewiß nicht wenig dazu bei. Unter Philipp II drohten die Spanier die alte Welt zu unterjochen, wie sie es mit der neuen gethan; als der römische Plebejer die Völker Italiens ins Joch zwängte, dies seine härteste Arbeit, da harrte seiner zu Hause strengere Zucht, als im Lager [1]); als die Guillotine Frankreich decimirte, siegten seine Heere an allen Enden über die tapferen, kriegsgewohnten Heere vieler großen Fürsten.

Die Jesuiten, durch die alle Worte nicht blos, durch die auch alle geheimen Gedanken belauschende und beherrschende Allgegenwart des Generals, welcher dadurch allein seiner Hülfsmittel und Werkzeuge sich recht versichern zu können glaubte, durch diese unheimliche Inquisition stets beunruhigt, lernten unter einander selbst, wie man Geheimnisse verbirgt, wie man sie erforscht; es hing diese Einrichtung unmittelbar zusammen mit der rastlosen Thätigkeit, im Beichtstuhl und an profaner Stätte die Geheimnisse der Herzen zu durchdringen. Es war dieses gewiß oft nicht absichtlich, sondern Gewohnheit und innere Nothwendigkeit.

Hier löst sich uns auch das Räthsel, wie die Jesuiten zur Zeit der Ligue dem Dogma von der Souverainetät der Massen unter päbstlicher Auctorität sich anschließend, für die Träger derselben angesehen, als die Ultras derselben verfolgt, warum sie sich mit Richelieu so gut zu vertragen wußten. Neuere Geschichtschreiber haben gleichermaßen in Robespierre das Gegenstück von Richelieu aufgestellt, Beide zum Absolutismus des Einen souverainen Willens strebend, und also Einer dem Anderen in die Hände arbeitend, Beide die Hauptstadt in ihrem unduldsam concentrirenden System zu unmäßiger Wichtigkeit steigernd, während der Bürgerstand und die Parlamente von Paris, mit Ihresgleichen in den

1) Livius, Buch I, Kap. 38. Majore inde animo pacis opera inchoata, quam quanta mole gesserat bella, ut non quietior populus domi esset, quam militiae fuisset.

Provinzen enge verbündet, auch hierin eine Vertheilung der Gewalten, freilich oft auch eine übertriebene Vorliebe für das Locale, für das bloße Herkommen, für die Mittelmäßigkeit hegten. Man hat Richelieu aber auch dargestellt als den Vorläufer der Revolution, sofern er, jenem Alten gleich, die höchsten Häupter niederschlug und so die hohen, stolzen Familien beugte; es ist etwas Wahres daran, allein in dieser Nivellirungsarbeit standen ihm die Bürgerschaft und die Parlamente mit ihren durch das kleinlichste Mistrauen bewachten Privilegien, nicht minder als den Jesuiten im Wege. Wie wenig er diese Abneigung überwinden konnte, gab sich selbst in den kritischen Umständen zu erkennen, da der unglückliche Anfang der Feindseligkeiten mit Spanien Richelieus Macht und Muth erschütterte. Als selbst der König die Deputirten der Schuhflickerzunft umarmte und ihre Subsidien von 5000 Livres dankbar annahm, konnte Richelieu nicht umhin, den große Opfer anbietenden Parlamentären mit Anzüglichkeiten zu antworten. Er sprach darin durchaus die Gesinnung Louis XIII aus, welcher mit eigener Hand in der Sitzung des Parlaments Beschlüsse desselben aus dem großen Buche ausriß, nichts Anderes kennend, als militärischen Gehorsam. Er sagte, man solle ihm ein halbes Dutzend dieser unruhigen Advocaten in die Zucht geben, er wolle sie bei seinen Garden in die Schule schicken, damit sie einmal lernen, was Gehorsam sei.

Die Unruhen und die Bürgerkriege hatten bald das Parlament gehoben, bald erniedrigt, wie die Krone selbst; doch verdiente seine Haltung, wenigstens die der Majorität, meist Ruhm. Eins aber hatte während des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts viel dazu beigetragen, dem Parlamente ein Gefühl seiner Würde zu geben; es war dieses das wiedererwachte Studium des classischen Alterthums. Das Parlament sah sich gerne als den Senat, als das Ebenbild des römischen an; die festlichen Reden aus dieser Zeit, die Beinamen, welche Parlamentäre einander gaben, der des Cato, des Cicero (von Mehreren wird erwähnt, sie haben Cato ähnlich gesehen), die zahlreichen Anführungen von Stellen aus lateinischen Rednern und Dichtern beurkunden dieses vielfach. Der Präsident Broussel, dessen Verhaftung, unter dem Siegesjubel über die Schlacht bei Lens vollstreckt, das Signal zum Augustaufstand 1648 gegeben, war beinahe arm. Darum

gedachte die parlamentarische Partei seine Töchter, wie einst das römische Volk die Töchter Scipios, durch Beiträge des Volks auszusteuern. — Der sonst so monarchistisch gesinnte Omer Talon, dessen Mémoires eine Hauptquelle für die Geschichte der Parlamente in dieser Zeit der Krisis sind, behauptete im Taumel der Gährung, das Parlament sei den Königen Frankreichs beigegeben, wie einst den spartanischen die Ephoren. Noch unter Richelieu, als der Krieg mit Spanien eine Paris bedrohende Wendung nahm, wollten die Parlamentäre, wie Roms Senatoren, die Sorge und Leitung der Vertheidigung durch Commissare üben. Dieses Glück genossen sie auch in reichem Maase während der Fronde, da sie von den Fahnen der Bürgercorps, mit ihrem damals so bedeutsamen „wir suchen den König" als Führer begrüßt wurden. Wir finden dieses namentlich auch bei der Familie Arnauld; das bezeugt besonders die Rede Anton Arnaulds gegen die Jesuiten. Sein Bruder Peter verfolgte die Idee, die ganze Taktik durch die Kriegskunst der römischen Legionen umzubilden, unerschrocken als die Aufgabe seines Lebens. Das eben rügen wiederholt die Parlamentäre an dem Unterricht der Jesuiten, daß sie diese praktische, diese lebendige Anschauung des Alterthums, das wahre Interesse daran durch ihre fade, nur äußerliche Behandlung, durch Mangel an Ernst und durch Mangel am Eingehen in die Sache selbst untergraben. Der Justizpalast stand auf den Trümmern der alten Römerstadt, ja wo vor ihnen die Gallier eine Burg zur Schirmung ihrer Freiheit angelegt. Besonders diese römische Erbschaft wird von den Schriftstellern der Zeit mit besonderer Wichtigkeit erwähnt. — Es wäre gewiß unwahr, wollte man auf solche Localverhältnisse und Antiquitäten auch bei der Erörterung ähnlicher moralischer Persönlichkeiten und ihrer Gestaltung in unseren Tagen viel Gewicht legen; damals aber hatten dergleichen Corporationen noch bei weitem mehr diesen beengenden, aber befestigenden autochthonischen Sinn. — Freilich auch Richelieu kannte diese Analogien und ermangelte nicht, die Principien der römischen Kaisergesetzgebung auch gegen das Parlament geltend zu machen. — Das classische Alterthum und seine Literatur ist immer ein Ferment der Freiheit gewesen, was sich aber auf die verschiedenste Weise äußerte. Den Jesuiten waren die Philosophen des Alterthums, Aristoteles, weniger

Stoiker und Epikuräer, eine Auctorität, das Princip der Freiheit unter der Gestalt eines scholastischen Rationalismus und Pelagianismus geltend zu machen. Den Parlamentären war das Alterthum ein Princip politischer Freiheit, welches Einige in seiner Anwendung auf die Kirche mit der Prädestinationslehre in Verbindung brachten. —

Es gehört hierher besonders auch die Wirksamkeit des berühmten Jakob Cujas [1]), welcher zu Bourges das römische Recht mit Geist und Gelehrsamkeit vortrug. Er war Gallikaner und weigerte sich, selbst da er in der Gewalt der Ligue war, die Gradualerbfolge gegen die Linealerbfolge (das Recht Heinrichs IV) zu vertheidigen. Auch war er eifriger Gegner der Jesuiten; es wird von ihm behauptet, er habe in manchen Punkten sich heimlich an die Lehre der Reformirten angeschlossen. Die besten Ausgaben der römischen Rechtsalterthümer aus dieser Zeit sind von Bourges. Ein Beweis für die zur Selbstthätigkeit antreibende und erweckende Weise von Cujas ist die Thatsache, daß seine Schüler (Jeannin, d'Ossat, Bellièvre, Auguste de Thou, die Gebrüder Pithou) theils die parlamentarisch-liberale, theils die auf die römische Kaiserwillkür sich stützende, absolutistische Richtung weiter verfolgten. Doch bildeten sie meist während der Ligue die bürgerlich-gallikanischen „Politiker". Cujas ist 1522 zu Toulouse geboren, 1590 gestorben. (Er wird sonst auch unter dem Namen Cujatius genannt.)

Die Minderjährigkeiten kamen den Parlamenten sehr zu Statten, wie die ersten Minister darauf ihre Gewalt stützten; namentlich wenn an einem königlichen Testamente nach dem Tode des Testators etwas verändert werden sollte, und man sich die Hände dadurch nicht binden lassen wollte, so recurrirte man an das Parlament; wir erinnern nur an den Anfang der Regentschaft Annas (1643). Ganz besonders aber war das Parlament in dem Streit Richelieus mit der Familie Louis XIII, mit Maria, mit Gaston, von beiden Theilen, besonders von den Unterdrückten, wie ein Schiedsrichter im Namen des Volks, angerufen worden. Allein nichts desto weniger ward eben in dieser Epoche die Kraft des Parlaments untergraben, die Bundesgenossen, die Provinzialstände

1) Jakob Cujas und seine Zeitgenossen, von Spangenberg.

mit ihren Privilegien, wichen dem Absolutismus des Ministers. Die Theilnahme der guten Bürger von Paris und des Parlaments mit dem durch den Absolutismus selbst verfolgten Königsstamm ist rührend; es lag aber darin auch ein entmuthigendes Gefühl, daß, wenn diese hohen Häupter gebeugt werden, auch an die Niedrigeren die Reihe bald kommen würde. War doch der König selbst mehr Sklave als Herr; wer mochte da seine Freiheit behalten? Das Parlament selbst aber hatte durch die Heftigkeit in Verfolgung der Jesuiten dem Absolutismus die Bahn bereitet; um die Jesuiten recht in die Enge zu treiben, hatte es den Satz, daß alle Gewalt in zeitlichen Dingen dem König unbeschränkt zugehöre, zum Symbole gemacht; wer nun aber den Nutzen davon hatte, waren die Jesuiten. Als das Parlament diese Art der Verfolgung eröffnete, war die Gefahr von Seiten der Anarchie; die Zeiten änderten sich, aber das Parlament verfolgte das alte Schreckbild und lief so seinem Untergang auf halbem Wege entgegen. So bekämpfen Völker und Regierungen, oft ganze Generationen mehr das, was einmal gefährlich war, als was in der nächsten Zukunft droht. Aber die Sonne, die gegen Abend untergegangen, kehrt auf diesem Wege nicht wieder; wenn wir nicht durch tägliche Gewohnheit dafür abgestumpft wären, wir würden auch über ihr Wiedererscheinen im Osten höchlich erstaunen.

Kurz, das Parlament verlor seine alte ehrwürdige Bedeutung noch ehe Louis XIV mit der Reitpeitsche in der Hand seinen souverainen Willen dictirte; es war nicht sowohl im Sturm genommen und gebrochen, als isolirt und abgeschnitten worden, die Einheit seiner Traditionen, der Corporationsgeist gingen verloren. Nie hatte das Parlament so viel scheinbare Gewalt, nie konnte es so hohe Ansprüche stellen, als nach Richelieus Tode. Allein es waren nur vorübergehende Combinationen. Gerade damals, in den Unruhen von 1648 und 1649 gab das Parlament sich selbst auf, indem es sich zum Theil vom Stadthause, der Bourgeoisie trennte und an die niederen Volksklassen anschloß; die ganze Unternehmung wurde dadurch charakterlos; denn sie hemmten sich gegenseitig bei ihrer gründlichen Verschiedenheit. Die Einen warfen sich dem Absolutismus zu Füßen, Andere suchten in den endlosen Umwegen der Processe schmutzigen Gewinn und wurden bald

auf der Bühne dem öffentlichen Gelächter preisgegeben; Andere, wie Brouſſel, fraterniſirten mit der tobenden Eleute, aber nichts iſt unpaſſender, dieſe zu leiten, als eine ihrer Natur nach retardirende und hemmende Gewalt; wieder Andere, Barillon, Le-Maitre-de-Sacy, Le-Noire, vor Allen die Arnauld, warfen ſich der frommen Reſignation in die Arme; ſie fühlten ſich zu gut, ſowohl dem Pöbel, als dem Deſpotismus zu dienen. Auch ſonſt finden wir die Erſcheinung, daß nach Beilegung von politiſchen Unruhen, nach Abſchließung und dem Umſturz einer politiſchen Ordnung, religiöſe Sekten ſich erheben. Man mußte ſich beugen, das fühlten dieſe parlamentariſchen Familien, man mußte dahingeben, was die Väter ſo lange ruhmvoll erkämpft und verfochten; aber nicht Menſchen wollten ſie ihr ſtolzes Selbſtbewußtſein, ihre Rechte und Freiheit zum Opfer bringen, ſondern Gott, vor ihm allein glaubten ſie ſich demüthigen zu müſſen, ohne allen Rückhalt. Sollte es aber ein Zufall ſein, oder ganz allein von der Gefahr des Semipelagianismus herkommen, womit beſonders ein Theil der Jeſuiten die Kirche bedrohte, daß gerade die Lehre von der unbedingteſten Souverainetät Gottes, welche, ſich ſelbſt keine Schranken ſetzend, die menſchliche Freiheit aufhob, die Loſung dieſer Familien und ihrer Freunde wurde? Die fromme Reſignation, die Einſamkeit in Gott war aber zugleich ein Aſyl; indem man aus der Welt austrat, ward man der Sphäre entrückt, der Welt, wo Willkür ſtatt des Geſetzes, Knechtſchaft ſtatt des Maaſes und der Freiheit herrſchte. Darum aber eben mußte der wachſende Abſolutismus, wie er durch den unbeugſamen und unbeſtechlichen Glauben der Schüler Calvins ſich verletzt fühlte, ſich herausgefordert fühlen, dieſes Aſyl zu brechen, innerhalb deſſen innerlich unbeſiegt gleichſam die Schatten ſeiner alten Feinde Zuflucht gefunden. Der immer nur bedingungsweiſe Gehorſam mußte einen Willen herausfordern, welcher keine Schranke, kein Geſetz mehr erkannte. Zugleich erklärt ſich uns denn hier auch die eigenthümliche Erſcheinung eines ſtets ſeine innerſte Überzeugung mit Aufopferung behauptenden und dennoch ſtets loyalen Widerſtands gegen die Oberhäupter der Kirche und des Staats. Das war die alte Waffe der Par-

lamente und des Bürgerstandes, ihre Rechte und Freiheiten gegen Übermacht und Willkür der höchsten Gewalten zu behaupten, nachzugeben, aber nie sein Recht aufzugeben. Bigotte Protestanten haben die Furcht vor Verfolgung, vor dem Zum-Kreuze-Kriechen ihnen als Beweggrund vorgeworfen. Wie die Parlamente bei allem Remonstriren und Opponiren gute Unterthanen des Königs waren, so auch die Männer von Port-Royal, vor Allem aber waren sie noch gute Katholiken, im wahren Sinne des Wortes; der mächtigere Bundesgenosse der Furcht vor äußerer Gewalt war bei Vielen die innere, wahre Ehrfurcht vor der Kirche, vor den von Gott eingesetzten Ordnungen.

Man hat die unzweideutigsten Beweise, daß der letzte Versuch des Parlaments, durch ein Bündniß mit den theils demokratisch-, theils aristokratisch-revolutionären Elementen sich dem Untergang zu entziehen, großentheils durch das Beispiel der holländischen Stände und ganz besonders durch das des englischen Parlaments hervorgerufen wurde, welches eben damals mit seinem Könige (Karl I) um die Obergewalt, als Macht gegen Macht, auf Schlachtfeldern kämpfte. Was war es aber, das aus dem feigen Parlamente Elisabeths eine Gewalt machte, welche beinahe unumschränkt bis jetzt ein über alle Gesetze erhabenes Regiment führt? War es nicht vor Allem das Bündniß mit einer durch lange Misachtung unbeugsam und unbesiegbar gewordenen religiösen Überzeugung? Das pariser Parlament war auch enge verbunden dem kirchlichen Gallicanismus, allein dieser hatte seine Verfassung und den Glauben an sich selbst verloren; die mehr religiösen Elemente schieden sich schon vor diesem letzten krampfhaften Aufraffen aus und suchten bescheiden einen stillen Kreis für sich zu bilden. Die Lehre von der Prädestination war der reformirten Kirche und den Jansenisten, diesen Puritanern des Gallicanismus, gemein, allein jener war sie ein Schwert, diesen ein Schild, jener gab sie Muth zu überwinden, diesen Ausdauer in der Unterdrückung.

Drittes Buch.

Die Brüder Arnauld.

Erstes Kapitel.

Robert Arnauld d'Andilly [1]), ältester Sohn des durch seine Anklagerede gegen die Jesuiten bekannten Parlamentärs, Anton de La-Mothe-Arnauld, und der Tochter des Generaladvocaten Marion, ist geboren 1589, gestorben 1674. Einer der Väter der classischen Literatur Frankreichs, sein Zeitgenosse Balzac, giebt ihm das Zeugniß: Er war ein Mann, welcher die moralischen und die christlichen Tugenden besaß, ohne daß er eitel gewesen wäre auf die einen, noch der anderen sich schämte. — Eine der Hauptquellen seiner Lebensgeschichte, namentlich ehe er sich von den Staatsgeschäften nach Port-Royal und Pomponne zurückgezogen hatte, sind seine Mémoires, als welchen auch großentheils die Nachrichten über die ältere Geschichte seiner Familie entnommen sind. Sie schließen mit 1656; geschrieben hat er sie 1667, herausgegeben sind sie von dem jansenistischen Abbé Goujet 1734 [2]). (Hamburg, Vandenhoek.) Dazu kommen besonders noch seine Briefe, gedruckt 1645 (Paris, chez la veuve Camesut et Pierre le Petit, rue St. Jacques à la toison d'or); sie sind auch einer Ausgabe von Boileau beigedruckt. Die Mémoires seines Sohnes,

1) Genannt nach dem von seiner Mutter ererbten Gut Andilly; er verkaufte es 1642.

2) Sammlung der Mémoires von Petitot, zweite Ordnung, Band 33 und 34; mit einer langen, bei aller Parteilichkeit unterrichtenden Einleitung über Port-Royal, welche uns zuerst in diese Geschichte einleitete. In Band 34 sind auch die Mémoires seines Sohnes, des Abbé.

des Erstgeborenen, des vierten Anton in der Familie, so weit wir sie kennen, den wir deshalb nur den Abbé Arnauld nennen werden, auch diese Mémoires enthalten manche eigenthümliche Züge. Leider war ihr Verhältniß nicht das für Vater und Sohn natürliche. Abbé Arnauld sagt im Anfang seiner Mémoires (Petitot Band 34, Seite 123): Ich darf wohl sagen, mein Vater hat einen solchen Ruf in der Welt gehabt, daß er als ein außerordentlicher Mann betrachtet werden kann. Er war mit trefflichen Anlagen des Charakters geboren, welche er aufs Gute richtete; denn hätten seine Leidenschaften [1]) sich aufs Böse gerichtet, es hätte vielleicht, da er in Allem sehr feurig war, Niemand sich so darein hingegeben, wie er. Seine Natur trieb ihn zu lieben; und da die Liebe uns im neuen Gesetze besonders empfohlen ist, so überließ er sich gerne einer Leidenschaft, welche in ihm nichts von dem unlauteren Feuer hatte, wodurch sie uns Furcht einflößt. Er liebte seine Freunde außerordentlich; man kann aber sagen, die neuen Freundschaften haben bei ihm immer einigen Vorzug vor den älteren gehabt. (Sein Verhältniß zu St. Cyran und Anderen bezeugt, daß dieses nicht im Allgemeinen gesagt werden kann.) Man kann daraus leicht abnehmen, daß er seine Kinder nicht am meisten liebte, wovon man durch den Verfolg dieser Mémoires sich überzeugen wird. — Auch dieses ist auf jeden Fall zu allgemein ausgesprochen; allerdings hielt d'Andilly auf seinen Sohn Pomponne bei weitem mehr als auf Abbé Arnauld. Dieser hätte aber mehr mit der Pietät eines Sohnes gehandelt, wenn er Mémoires, welche diese Schwachheit seines Vaters wiederholt rügen, nicht geschrieben oder doch nachdrücklich seinen Willen ausgesprochen hätte, daß sie nicht gedruckt werden sollten; zumal da ihn nichts zu solchen Mittheilungen nöthigte und der Charakter seines Vaters sonst durchaus unbescholten war. — Abbé Arnauld sagt, es sei das Vergnügen, welches ihm diese Beschäftigung selbst gemacht, was ihn zur Abfassung seiner Mémoires vermochte; sein Vater, d'Andilly, wurde durch seinen geliebten Pomponne dazu aufgefordert. Er eröffnet sie mit den Worten:

Ein so langes Leben, wie das meinige, davon ich, mit den Großen so bekannt und mit ihnen so frei verkehrend wie möglich,

1) Es ist bezeichnend für die Franzosen, daß „passion“ an sich keine schlimme Bedeutung hat; ihre Prediger empfehlen die passions chrétiennes.

den größten Theil am Hofe zugebracht, hat mich von dem Nichts der weltlichen Dinge so überzeugt, daß nichts meinem Sinn fremder war, als Mémoires in Betreff meiner Verwandten und meiner selbst insbesondere zu hinterlassen. Da ich aber den dringenden Bitten meines Sohnes nicht widerstehen konnte, etwas zum Frommen meiner Kinder zu schreiben, sie durch Beispiele aus der Familie zur Tugend aufzumuntern, ihnen Verachtung einzuflößen für die falschen Güter, welche die meisten Menschen so abgöttisch verehren, daß sie sich nicht fürchten, sie auf Kosten ihrer Ehre und ihres Seelenheils zu suchen, so entschloß ich mich endlich, ihm diese Bitte zu gewähren.

D'Andilly wurde im väterlichen Hause erzogen. Ich glaube nicht, sagt er selbst [1]), daß je eine stärkere und engere Freundschaft gesehen worden, als die meinige mit meinem Vater. Er hatte kein Geheimniß für mich und ich keines für ihn. (Diese Schilderung des innigen Verhältnisses zwischen Vater und Sohn oder Tochter hört man eher in Frankreich, als in Deutschland. Ich erinnere mich, wiederholt französische Geistliche über den Grundirrthum unserer Zeit, als sollten die Eltern nur wie die älteren Freunde der Kinder angesehen werden, sprechen gehört zu haben. Die Schuld wird dabei stets auf Rousseau geworfen. Hier und in anderen Selbstbiographien dieser Zeit finden wir bereits dieselbe Anschauungsweise.) D'Andilly spricht zugleich mit der größten Zärtlichkeit und Ehrfurcht von seinem Vater: habe ich je etwas Gutes gethan, so hat Gott sich seiner bedient, mir das Verlangen darnach einzuflößen. So wollte ihn denn auch der Vater nicht in ein Collegium geben, ihn zu erziehen, „denn er wußte wohl, daß man daselbst Dinge lernt, welche nicht gelernt zu haben man sich nachher glücklich schätzen würde." Sein Lehrer unterrichtete ihn fleißig im Latein und Griechischen. Noch war er nicht drei Jahre alt, als sein Oheim Claude ihn zu sich ins Haus nehmen wollte; derselbe versicherte, er werde sich darum schon nicht verheirathen, weil er Robert ganz als seinen Sohn ansehe. So arbeitete dieser denn täglich bis 11 Uhr mit seinem Lehrer in den alten Sprachen, setzte sich dann zu Pferde, und sein Oheim unterrichtete ihn nun in den Künsten des Lebens, der

1) Band 33, Seite 317.

Geselligkeit und der Staatsverwaltung; wenn er zu seinem Oberen, zu Sülly, ging, ließ er Robert seine Papiere und Arbeiten, welche der Knabe durchsehen mußte, ihm nachher darüber Rechenschaft abzulegen. Allein schon 1602 starb dieser väterliche Oheim; es ist derselbe, dessen Grabmonument auf dem Gottesacker der Reformirten zu seiner Zeit so bewundert wurde.

Wir sehen hier, wie dieser Sinn für feurige Freundschaft, welcher vielleicht zum Theil die geistigen Bande höher hielt, als die des Bluts, in Robert gepflegt wurde und sich entwickelte. Er machte später großentheils, wie das Glück, so auch die Trübsal seines Lebens. Zugleich wurde Robert früh in große Verhältnisse und Geschäfte eingeführt, es wurde ihm das so seltene und so beneidenswerthe Loos, zu gleicher Zeit in das Alterthum und in eine bedeutende Gegenwart und Wirklichkeit eingeführt zu werden. So erwuchs ihm kein innerer, unglückseliger Zwiespalt der mehr äußeren Aufnahme und Vereinigung dieser Elemente; er wurde ein antiker Charakter, ohne darum seiner Zeit fremd, ohne unwahr zu sein. Als 1604 sein Oheim Isak Intendant wurde, nahm er bald seinen erst sechszehnjährigen Neffen als ersten Commissär an und von Anfang der Regentschaft Marias von Medici an wurde ihm vergönnt, auch in ihrer Gegenwart den Sitzungen des obersten Finanzraths beizuwohnen. Er stand dabei hinter dem Sitz der Königin. Diese Gunst war noch Keinem vor ihm geworden, wie er uns versichert; nicht minder mußte er selbst vor den alten Räthen Berichte erstatten. Wenn frühe Theilnahme und Sättigung an den Vergnügungen den Menschen früh altern machen und das Interesse für Vieles früh abstumpfen, so muß ein so frühes, ernstes Eingehen in die höheren Angelegenheiten des Staats eine frühere Reife bewirken; in einem edeln, kräftigen Gemüthe, wie Roberts, welches rastlos nach dem Kern der Dinge, nach etwas Gediegenem vorwärts strebte, mußte es zu einem frühen, männlichen Entschluß führen, sich einem höheren Dienste und Reiche zu widmen; zumal in einer Zeit, da die Begriffe von Recht und Freiheit, welche seine Familie seit Menschenaltern verfochten, durch den unumschränkten Willen eines Einzigen niedergetreten wurden.

Noch sehr jung war Robert schon unterwegs, Sülly auf seiner Gesandtschaftsreise nach England zu begleiten, als er sehr

gefährlich an den Blattern erkrankte. Auch in der Jugendgeschichte seiner Kinder ist diese Gefahr nicht vergessen. — Der Intendant Isak ist der Vater von Madame de Feuquieres und Madame d'Heucour, welche beide wahrscheinlich reformirt waren.

Ein bedeutender Mann, de La-Boderie, schloß sich dem durch Bande des Bluts und der Freundschaft verbundenen Kreise an; der vierundzwanzigjährige Robert heirathete unter Vermittlung einer Tante die einzige Tochter dieses Mannes, die Enkelin einer Schwester des Kanzlers Silleri. De La-Boderie war Gesandter in England gewesen und wurde nicht nur von König Jakob offiziell, sondern auch von Jakob Stuart persönlich sehr geehrt. Die Königin von England, obgleich spanische Infantin, hatte zu Madame de La-Boderie beim Abschied gesagt, wenn ihr auch einmal nichts übrig bleiben sollte, als die Perlenschnur, welche sie trug, so würde sie auch diese mit ihr theilen. Fräulein de La-Boderie war erst 14 Jahre alt. Arnauld brachte ihr das Gut Andilly, sie ihm das von Pomponne zu. Robert dankt Gott für das große Glück, welches er ihn in dieser Ehe habe finden lassen; auch bildet der Tod dieser seiner Gattin 1637 eine wichtige Epoche in seinem inneren Leben, wie am allermeisten aus seinen Briefen erhellt. Er stirbt von nun an der Welt mehr und mehr ab, er gehört von dieser Zeit an bereits entschieden Port-Royal an, ob er gleich erst neun Jahre später sich dahin zurückzieht. — Um die Zeit seiner Verheirathung fängt er auch an Verse zu machen, aber nicht für Fräulein de La-Boderie, sondern für den Schwiegervater. Robert begleitete den König in die Bretagne und machte innerhalb acht Tagen im Wagen 800 Verse, worin er seines Schwiegervaters Leben beschrieb. Zu gleicher Zeit hatte, ohne daß einer von dem andern gewußt hätte, de La-Boderie auch für ihn dieselbe Aufgabe in Versen bearbeitet. Dieses schöne Verhältniß wurde schon gegen das Ende des Jahres 1615 durch den Tod des Letzteren zerrissen.

Robert d'Andilly wurde nun zu bedeutenden Geschäften gebraucht, nicht blos seine Feder ward in Anspruch genommen, er wurde namentlich auch nach Sedan zum Herzog von Bouillon, dem Haupt der Reformirten, dem Vater Türennes, in einem wichtigen Moment geschickt. Es war derselbe sehr thätig gewesen, Friedrich von der Pfalz zur böhmischen Königskrone zu

verhelfen [1]). Die Stellung des Herzogs, welcher einerseits freier Fürst, Haupt einer mächtigen Partei war und doch zugleich Unterthan, Marschall des Königs, war so widersprechend mit sich selbst, daß gegenseitig kein Vertrauen stattfinden konnte. D'Andilly bewies viel Festigkeit gegen den Herzog, welchen zugleich seine Biederkeit zu bedeutenden Eröffnungen vermochte. Zu d'Andilly aber sagte einer seiner Freunde, es könne nicht fehlen, daß er sich nicht durch dieses Geschäft sehr schade, da sein Benehmen und Erfolg ihm nothwendig Neider machen müßten.

Die Zerwürfnisse der Königin Maria mit ihrem Sohne, Louis XIII, seit er sich der Leitung des Herzogs von Luynes überlassen, setzten den Hof, mitunter auch das Heer in Bewegung. Berülle, der nachmalige Cardinal, war sehr geschäftig, diese Feindschaften zwischen Mutter und Sohn zu versöhnen. Als er eines Tags Maria einen Brief des Königs überbrachte, brach sie bei dessen Lesung in Thränen aus; Berülle bezeugte ihr, wie leid es ihm thue, daß ein Brief, welchen er ihr überbringe, die Königin so betrübe. Im Gegentheil, erwiderte sie, ich weine vor Freude, nicht aus Leid; ich habe seit meiner Entfernung so viele Briefe vom König empfangen, dieser aber ist der erste, welchen ich von meinem Sohn erhalte. Berülle erzählte diesen Vorfall d'Andilly, welcher ihn fragte, ob dieser Brief nicht mit Ainsi angefangen; ja, antwortete Berülle verwundert, wie konnten Sie das aber wissen? — Das war nicht so schwer, da ich den Brief selbst geschrieben. — Wirklich hatte der König den von d'Andilly aufgesetzten Brief nur abgeschrieben.

Allein dabei kam d'Andilly doch nicht vorwärts, Andere suchten vielmehr sein Verdienst auszubeuten, seine Arbeiten sich zu Nutz zu machen; selbst Leute, für welche er eine Leiter zu ihrem Glücke gewesen, schienen es nachher vergessen zu haben. Hatte d'Andilly, dessen Charakter und Brauchbarkeit offenbar den parlamentarischen Ursprung nicht verleugnete, dessen Gediegenheit wohl wenig schmiegsam war, hatte er nicht das Geschick, noch das Gemüth, sich bei den Günstlingen, welche in des Königs Namen

1) Bouillon war der Oheim Friedrichs, durch seine Frau Isabella von Nassau, die Schwester von Friedrichs Mutter. Er hatte besonders die Heirath Friedrichs mit Elisabeth von England vermittelt, welche der Weg zu seinem tiefen Fall war, aus welcher Ehe aber bekanntlich die jetzigen Regentenhäuser von England und Hannover abstammen.

regierten, beliebt zu machen, so hatte er doch genug Gefühl seiner Würde und seines Rechts, mit edler Kühnheit auch den Mächtigsten gegenüber auf dem guten Rechte seiner Forderungen zu bestehen. Die Notabeln hatten 1617 die Absicht, sich beim Könige zu verwenden, daß d'Andilly die durch den Tod seines Oheims erledigte Intendanz ertheilt würde; Luynes aber bewog ihn, diesem Schritt selbst vorzubeugen, unter dem Vorwande, daß der Versammlung nur das Recht auf die königlichen Propositionen zu antworten gegeben werde, das hieße aber die Initiative ergreifen. D'Andilly ging in die Falle. Während Luynes ihm auf denselben Abend die Ernennung versprochen, suchte er ihn doch Jahr und Tag mit schönen Versprechungen hinzuhalten, obgleich der Herzog Alles nach Gutdünken regieren konnte; d'Andilly aber nahm keinen Anstand, nachdem er ihn wiederholt bestimmt um Erfüllung seines Versprechens angegangen, dem Gewaltigen ins Angesicht zu erklären, er sei jetzt überzeugt, daß er von ihm nichts zu erwarten habe. Der Herzog, Solches nicht gewohnt, nannte das einen ohne Grund gesuchten Streit (querelle d'Allemand), fühlte jedoch sein Unrecht und wie nöthig ihm d'Andilly sei so sehr, daß er seinen Bruder zu ihm sandte, ihn zu sich einzuladen, obgleich d'Andilly bestimmt erklärte, bei seinem Ausspruch zu beharren. Ich zweifle nicht, sagt d'Andilly, daß bei der Feigheit der jetzigen Zeit, Manche es für unklug halten werden, mit dem Favoriten des Königs also zu sprechen. Aber sie bedenken nicht, daß es Denen, welchen Gott starken Muth gegeben, eben so unmöglich ist, feig zu handeln, als es für Diejenigen, welche wenig Muth haben, unmöglich ist, mit Kraft aufzutreten. Die Zustimmung seines Vaters und seines Freundes Zamet überhob ihn ohnedies aller Bedenklichkeit. Unmittelbar nachdem d'Andilly mit dem allgemein gefürchteten und von Allen geschmeichelten Günstling gebrochen, war der König mit seinem Hofe weiter gezogen; Zamet aber, um zu zeigen, daß er den Schritt seines Freundes durchaus billige, war unterwegs den ganzen Tag nicht von seiner Seite gewichen. Bald darauf wurde d'Andilly von Schomberg, dem neuen Finanzminister oder Oberintendanten der Finanzen, als erster Rath und Gehülfe in wichtige Geschäfte und die nächste Umgebung des Königs eingeführt; Robert nahm jedoch diesen Antrag erst an, nachdem Schomberg ihm

feierlich versprochen, seine Hände von allem Betrug unbefleckt zu halten. 1622 trug der König durch seinen Beichtvater Segueran d'Andilly die Stelle des Staatssecretärs an, aber unter der Bedingung, daß er den Erben seines Vorfahrers 100,000 Livres bezahle. D'Andilly, welcher gerade auf diese Stelle bisher Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt, glaubte dennoch unter diesen Bedingungen den Antrag ablehnen zu müssen. Er war kurz vorher an dem Scharlachfieber, welches damals große Verheerungen anrichtete, auf den Tod gelegen und dachte, er könne bald wegsterben und dann durch diesen Kauf seine Familie ruinirt haben. Der Erfolg, sagt er, zeigte, daß es ein großer Fehler war; er ist aber verzeihlich, denn da ich unter Heinrich, dem Großen, an den Hof gekommen, war ich in dem Glauben aufgewachsen, es genüge, sich zu bestreben, der hohen Ämter sich würdig zu machen, um zu hoffen, sie, wie früher, ohne Geld zu erhalten.

Der Hof war damals unstät, die Zerwürfnisse mit Maria von Medici, der Krieg mit den Hugonotten in Guienne, vor Rochelle, vor Montpellier, vor Montauban, zog den ohnedies damals rüstigeren König bald da-, bald dorthin; seine Räthe in seinem Gefolge. Seuchen rafften in den schlechten Quartieren Viele dahin; der Herzog von Luynes war auch am Scharlachfieber gestorben. War er d'Andilly öfters im Wege seines Glücks gestanden, so wurde dagegen sein Sohn einer der treusten Anhänger von Port-Royal; wie er denn auch nahe bei dem Port-Royal des Champs das Schloß Vaumürier bauen ließ, welches er nachmals der Gemeinschaft von Port-Royal abtrat. — Aber auch d'Andillys Freund, Johann Zamet, starb während dieser bösen Belagerungen. Ihr Verhältniß scheint ein sehr inniges gewesen zu sein, und da der Freund aus dem Freunde erkannt wird, suchen wir auch sein Bild uns näher zu gestalten. Auch Pontis, welcher d'Andilly erst später in Port-Royal näher kennen lernte, dieser kühne Degen, war Zamet sehr befreundet; dieser gemeinsame Freund begründete oder förderte in Beiden die Gemüthsrichtung, welche sie später in Port-Royal wieder zusammenführte. — Wir können uns der Muthmaßung nicht erwehren, Zamet habe besonders dazu beigetragen, in d'Andilly den Katholicismus zu befestigen. Diese seine religiöse Erhabenheit und Meisterschaft über das Zeitliche, bei aller Tüchtigkeit in den Geschäften des Kriegs und des Friedens, bewundert d'Andilly so

sehr an ihm. Johann Zamet hatte sich besonders den Protestanten des Südens furchtbar gemacht; sie nannten ihn nur den Großen Mohammed. Als Montpellier belagert werden sollte, warf er, die Vorhut der königlichen Truppen führend, mit 300 Reitern 500 feindliche vor den Thoren der Stadt und tödtete mehr als die Hälfte. Da er schwer erkrankte, wollte der König ihn beurlauben, aber er sagte zu d'Andilly: Das ist keine Gelegenheit, welche erlaubt, daß man sich davon zurückziehe und erhole. Dies ist ein Religionskrieg, da es für Gottes Sache geht, in welchem ich mich überglücklich schätzen würde, wenn ich meine Sünden in meinem Blute abwaschen könnte. — Das Jahr zuvor (1621) hatte er der Belagerung von Montauban beigewohnt; der herannahende Winter, die Verstärkung, welche Rohan, die Königlichen durchbrechend, hineingeworfen, die verdoppelten Ausfälle der Reformirten hatten die Belagerer genöthigt, in der Nacht auf den 1. November aus ihren Werken abzuziehen. Obgleich die Hugonotten das königliche Heer nicht verfolgten, wurde doch, durch einen panischen Schrecken, dessen Rückzug beinahe zur ungeordneten Flucht. Da hob Zamet, welcher eben so fromm, als voll Scharfblicks war, an, mit mir eine Sprache zu reden, sagt Pontis [1]), welche ich bis dahin nie gehört, und die mir durchaus unbekannt war: Ich versichere Sie, wenn man über die Ordnung Gottes in der Leitung der weltlichen Dinge nachdenkt, sieht man wohl, daß er, der Gott der Gerechtigkeit, auch der Gott der Schlachten ist; er giebt den Sieg, wem er will, oft auch Denen, welche wider ihn sind, weil Diejenigen, welche seine Sache verfechten, es so schlecht thun und so seinen gerechten Zorn durch ihre Verbrechen sich zuziehen, daß er sie auf der Stelle straft, indem er sie verlieren läßt und panische Schrecken in ihren Heeren verbreitet. Man sieht es genugsam an dem unsrigen bei dieser Gelegenheit; es flieht von selbst, ohne zu wissen warum. Es ist dieses offenbar ein Schlag von der Hand unseres Gottes, indem wir, gegen alle menschliche Wahrscheinlichkeit, diesen Platz nicht nehmen konnten, welcher nach dem gewöhnlichen Lauf der Waffen in die Gewalt des Königs fallen mußte. Aber seine Urtheile sind sehr verschieden von denen der Menschen, welche sich an die Rinde, an

1) Petitot, neuere Mémoires Band 31, Seite 317.

das Äußere der Ereignisse halten, ohne ihre geheimen Triebfedern zu durchdringen. — Unsere Feinde freilich werden sich nicht minder täuschen als wir; denn ihres Vortheils sich rühmend begreifen sie nicht, daß der Sieg, welchen Gott ihnen giebt, sie nur noch unglücklicher macht durch ihre falsche Zuversicht, es sei dieses ein Zeichen der Gerechtigkeit ihrer Sache; er wird ihnen aber einmal ihren Verlust fühlbar machen, wenn sie sich schmeicheln, Alles zu gewinnen. Wir aber wollen die Züchtigungen bewundern und anbeten, welche er auf eine so verschiedene Weise an dem Einen und den Andern übt. — Ich gestehe, fährt Pontis fort, ich war lange hoch verwundert über diese Rede, denn nie hatte ich dergleichen gehört. Ich bezeugte ihm meine äußerste Dankbarkeit für diese Eröffnung einer so großen Wahrheit. Auch darf ich wohl sagen, ich rechnete diesen Freundesdienst nicht zu den geringeren, welche er mir erwiesen; und seitdem habe ich erkannt, daß dieses eine der ersten Erweisungen göttlicher Gnade war, mir einiges Gefühl des Christenthums mitzutheilen. Der rechtschaffene und fromme Wandel, welchen ich an diesem Manne beobachtete, trug dazu bei, die ersten Samenkörner im Grunde meines Herzens zu unterhalten. — Dieser kühne Degen, der das Beten am Fuß einer Bresche gelernt, welcher er allein, wie dem offenen Rachen des Todes, nahte, verlebte seine letzten 18 Lebensjahre in Port-Royal; die Hand, welche so oft die Haufen zum Sturm geführt, demüthigte sich in geringer Arbeit an den Wegen und auf den Gütern der Gemeinschaft (siehe Beilage IV). — Als Pontis 1622 einen Ausfall der in Montpellier Belagerten zurücktreibend die Nachricht erhielt, sein Freund Zamet sei getödtet, hieb er ohne Erbarmen wie ein Rasender die eingeschlossenen Feinde nieder. Als er aber an das Lager des Freundes kam, welchem eine Feldschlange den Fuß zerschmettert hatte, sprach dieser ruhig und ergeben [1]): Jeder Christ bittet Gott täglich, sein Wille möge geschehen; heißt das nicht Gottes spotten, wenn man sich weigert, ihm sich zu unterwerfen, wenn er uns seinen Willen so unmittelbar kund gethan? Da muß sich der Grund unseres Herzens zeigen, ob es ihm gehört, oder ob es nur Heuchelei war. Er getröstet sich, daß Gottes Gnade stärker sei, als unsere Sünde,

1) Petitot, Band 31, Seite 369 u. folgende.

und findet schon ein Pfand der göttlichen Gnade darin, daß er in einem Kampf für die wahre Religion sterben dürfe. Dann straft er ernst und milde den Freund für seine blutige That; es ist Gottes Wille, daß ich sterbe, und ihr rächt meinen Tod, indem ihr viele Unschuldige elendiglich in das Verderben stürzt. Heißt das sühnen? Ladet ihr nicht vielmehr damit Gottes Zorn auf euch und auf mich? — Pontis antwortete nur mit bitteren Thränen der Reue; und als er am folgenden Tage selbst schwer verwundet wurde, glaubte er eine Züchtigung des Herrn für diesen Frevel darin zu fühlen. So war es ihm nicht vergönnt, den sterbenden Freund zu pflegen. D'Andilly war glücklicher; Zamet lebte nur noch fünf Tage. Es verging kein Tag, sagt d'Andilly, daß er mich nicht in seine Arme geschlossen und freudig ausgerufen hätte: Welch ein Schatz ist doch ein guter Freund! — Er hinterließ ihm auch testamentlich ein großes Gemälde, St. Johannes in der Wüste, welches d'Andilly später nach Port-Royal schenkte [1]). — Zu gleicher Zeit starb ein anderer Freund d'Andillys, der Marquis von Seneçay, welcher so sehr von Lust gebrannt hatte, der Belagerung von Montpellier beizuwohnen, daß er eine bösartig gewordene Wunde, welche er in einer Mine gegen die Reformirten erhalten, mit glühendem Eisen wollte heilen lassen, woran er denn starb. D'Andilly nahm sich der Wittwe seines Freundes und ihrer Angelegenheiten mit der diplomatischen und juridischen Ritterlichkeit eines Parlamentärs an; der Marquis von Ragny hatte mit seiner Hülfe, unter dem Vorwand, die Wittwe wünsche es, die Würden des Verstorbenen vom König erhalten. Da Madame von Seneçay aber fürchtete, es möchte ihren Kindern dadurch dieses Erbe entgehen, und Ragny nicht freiwillig seinem Vortheil entsagen wollte, erklärte ihm d'Andilly: Ich glaube so viele Freunde zu haben, als irgend ein Mann in Frankreich, aber ich werde sie alle als Freunde verleugnen, wenn sie nicht alle Ihre Feinde werden. Dies genügte dem Marquis, die ihm ausgestellten Vollmachten als Lieutenant des Königs in Bourgogne und

1) Es geschieht in den Mémoires noch Erwähnung eines Gemäldes im Besitz der Familie Arnauld, Christus das Kreuz tragend. Die vierte Schwester d'Andillys erklärte ihrer Schwester Le-Maitre, auf dieses Bild hinweisend, sie wolle diesem Gatten der Jungfrauen angehören.

als Gouverneur von Auxonne zurückzugeben. — Während ich mit dem Könige, sagt d'Andilly [1]), um dieser Angelegenheiten willen noch in Lyon mich aufhielt, ob ich gleich, nach einer zehnmonatlichen Abwesenheit von Paris, sehr nach dem Kreis meiner Familie zurückverlangte, besuchte auch der Cardinal von Savoyen den König in dieser Stadt. Es begleitete ihn dabei der Bischof von Genf (in partibus), seitdem unter dem Namen des heiligen Franz von Sales kanonisirt. Als am Weihnachtfeste Madame von Seneçay und ich zur Kirche gingen, traf es sich, daß er die Messe las. Da dieser große Mann der intime Freund meines Vaters war und nach der Mutter Chantal keine andere Nonne mehr liebte, als meine Schwester, die Mutter Angelica, auch mir persönlich gewogen war, nachdem ich ihn während seiner anderen Reisen in Frankreich hatte genau kennen lernen, so war mir nie eine Begegnung angenehmer, als diese. Er reichte uns, Madame Seneçay und mir, das heilige Abendmahl, wie den Anderen; nach der Messe besuchte ich ihn in der Sacristei. Er empfing mich mit unglaublicher Freude und sagte, mich umarmend: Mein Sohn, ich habe Sie erkannt in fractione panis. Er lebte nur noch drei Tage, da er bekanntlich am 28. December 1622 starb. — So eng auch das Band der Freundschaft mit Madame von Seneçay geschlossen schien, nicht leicht ein Verhältniß besteht die Probe im Kampf socialer, religiöser, politischer Principien. Sie wurde Ehrendame von Anna von Östreich, der Gattin Louis XIII, deren Achtung und Freundschaft sie gewann. Das Phantom des Jansenismus, klagt d'Andilly, hat sie seitdem so sehr erschreckt und hat aus ihrem Gedächtniß und ihrem Herzen die Erinnerung und das Gefühl alles Früheren so ausgetilgt, daß sie mich wohl kaum mehr kann nennen hören.

D'Andilly hatte um diese Zeit bereits ein Verhältniß mit einem Manne angeknüpft, welcher auch auf ihn, wie auf viele Andere, einen gewaltigen Einfluß übte. Ich kann nicht weiter gehen, sagt er, die Züge, welche er 1620 im Gefolge des Königs machte, erzählend [2]), ohne von einem der glücklichsten Begegnisse meines Lebens zu reden. Sebastian Bouthillier,

1) Petitot, Band 33, Seite 416.

2) Petitot, Band 33, Seite 394.

Bischof von Aire [1]), ein Mann von großer Rechtschaffenheit und großem Verdienst, welcher mir so befreundet war, daß ich glaube behaupten zu können, er habe Niemand mehr geliebt als mich, hatte mir oft gesagt, wenn St. Cyran und ich uns je an demselben Orte treffen würden, wollte er mir ein unschätzbares Geschenk machen, indem er mir denselben zum Freund geben würde. Diese Gelegenheit gab sich zu Poitiers, wo St. Cyran damals war. Der Bischof (Monsieur d'Aire, nach dem damaligen Sprachgebrauch) nahm uns Beide bei der Hand und sagte zu St. Cyran, mit welchem er oft über mich gesprochen: Das ist d'Andilly, und zu mir: Das ist St. Cyran. Er entfernte sich sofort, uns allein zu lassen; diese wenigen Worte genügten uns zu einigen, unsere Freundschaft nahm in diesem Augenblicke ihren Anfang und ist bis zu seinem Tode so vollkommen geblieben, daß es in dieser Welt keine größere geben kann. Es wäre überflüssig, hinzuzufügen, wie ausgezeichnet die Frömmigkeit und der Geist dieser großen Persönlichkeit war, welche man ohne Schmeichelei eines der glänzendsten Lichter nennen kann, welche seit mehreren Jahrhunderten die Kirche erleuchtet. So glühend war sein Eifer für sie, so bewundernswürdig seine Schriften, welche erweisen, daß er sich so sehr mit der Lehre und den lauteren evangelischen Grundsätzen der heiligen Väter genährt, daß sie ihm wie zur anderen Natur geworden waren. — Im November 1623 schreibt d'Andilly an St. Cyran: Wollten Sie doch uns Einen dem Andern schenken; aber ich erkenne dankbar die Gunst, welche Sie mir erwiesen, das große Geschenk, welches Sie mir gemacht. Freilich eben diese Ihre seltene Freundschaft verbietet mir, Ihnen zu danken; denn wir sind ja nur Einer, und es wäre, als dankte ich mir selbst dafür. Gerne wollte er den Bischof von Aire damit beauftragen, wäre derselbe nicht selbst der dritte im Bunde. — D'Andilly bat auch St. Cyran, ihm einen Lehrer für seine

1) Sebastian war damals erst Abbé von la Cochere; er starb am 17. Jan. 1625. D'Andilly schreibt an ihn: Sie wollten mir die Eigenschaft eines Sohnes schenken. Sebastian hatte drei Brüder: Victor, Bischof von Boulogne, später Erzbischof von Tours; Denis, Vater des berühmten Abts und Reformators der Trappisten, genannt Armand Jean le Bouthillier de Rance; Claude le Bouthillier, Oberintendant der Finanzen, Vater des feinen Ministers und Staatssecretärs unter Louis XIII und Anna, Leon le Bouthillier de Chavigny, der viel zu St. Cyrans Befreiung beitrug, ihm überhaupt sehr befreundet war.

älteren Söhne zu geben; dieses wurde also St. Cyrans Neffe, Barcos, ein bedeutender Mann, welcher später seinem Oheim in der Abtei St. Cyran nachfolgte. Abbé Arnauld sagt: Wenn wir etwas geworden, so verdanken wir es besonders seinem Fleiße und weisen Benehmen; auch war dieses sehr nöthig, um den zu großen Eifer meines Vaters zu dämpfen, welcher uns zu gelehrt machen wollte und uns leicht die Lust am Lernen hätte verderben mögen, indem er uns immer an die Arbeit gefesselt hielt.

D'Andilly war dem König als König sowohl, als um seiner Persönlichkeit willen, treu ergeben; wenn er durch Auswirkung von Pensionen für Manche mit dem ungerechten Mammon, den er verwaltete, sich Freunde zu machen suchte, so geschah es zugleich in der Überzeugung, daß dadurch die Diener des Staats zur Treue und Bereitwilligkeit ermuntert werden. Allerdings aber vergaß er die Rechte der Freundschaft, der Familie, der Wahrheit auch dem Könige gegenüber nicht; der König, wenn auch nicht stark genug, der besseren Überzeugung zu folgen, ehrte doch diese Offenherzigkeit. Schomberg, sein Freund und Oberer, war von der Oberintendanz der Finanzen entfernt worden; d'Andilly weigerte sich nicht nur, die zu seiner Rechtfertigung dienenden Papiere irgend einem Anderen auszuliefern, stellte zum Zeichen der Trauer seine Besuche ein, er vertrat Schomberg nachdrücklich beim Könige; des Königs Schuld allein sei es, erklärte er, wenn in den Finanzen Veruntreuung stattgefunden, da Schomberg bei Antritt seines Amtes die Vollmacht verweigert worden, zu allen ihm untergebenen Stellen die Leute zu ernennen. Dann hätte er auch für deren Benehmen verantwortlich gemacht werden können. Da aber seine Majestät an die Meistbietenden die Ämter verkauft, so kommen nur Solche darein, welche die größte Lust haben, sich zu bereichern. Einer der Günstlinge versicherte, der König habe ihm gesagt, in der Angelegenheit Schombergs finde sich Grund genug, zwölf Köpfe abzuschlagen. Diesen Angriff auf die Ehre des Freundes zu strafen, antwortete d'Andilly: Jawohl, um dem König von einem so getreuen Diener eine üble Meinung beizubringen, müssen wenigstens zwölf Personen so gelogen haben, daß sie alle für ihre Verleumdung den Kopf verwirkt haben. — Die Tochter Schom-

bergs war die Herzogin von Liancourt, deren Verbindung mit Port-Royal später die Veranlassung der Ausstoßung des Bruders von d'Andilly, Dr. Arnaulds, aus der Sorbonne war. [1])

Der Tod seines Oheims, Peter Arnauld, vor Rochelle, verwundete d'Andillys Gefühle mehrfach. Er eilte auf diese Trauerpost zum Könige, die mit großen Summen vor einigen Jahren erkaufte Stelle für die Familie, für Feuquieres, den Gemahl einer Tochter Isak Arnaulds, zu erhalten; allein der König schob die Audienz zuerst hinaus und erklärte dann, die Stelle sei schon einem Andern [2]) gegeben, es sei dieses eine abgemachte, unabänderliche Sache; er versprach indeß 10,000 Thaler. Zehntausend Thaler! erwiderte Arnauld, es wären deren 70,000 nöthig, um den Aufwand zu decken, welchen mein Oheim im Dienste des Königs, besonders zum Bau von Fort-Louis gemacht hat; aber ich begehre nicht Geld, Sire; ich bin von einem Stamme, gewöhnt, den Dienst Euer Majestät jedem Interesse vorzuziehen. Ich begehre nur, daß einem der bravsten Edelleute des Königreichs, der Ihnen auch würdig dienen kann, diese Würde gegeben werde. [3]) — Da der König mir immer antwortete, er sei durch das Versprechen gebunden, fühlte ich mich von einem so lebhaften Schmerz durchbohrt, so große Dienste so schlecht anerkannt zu sehen, daß ich zu ihm sagte: Ich sehe wohl, Sire, woher unser Unglück kommt, daher, daß mein Oheim Ihr geborener Unterthan ist; wäre er als Unterthan des Königs von Spanien geboren und wäre, nachdem er Ihnen gedient wie mein Oheim, gestorben ohne Erben, man hätte eher ihm welche untergeschoben, Sire, als daß man solche Dienste unbelohnt gelassen hätte. — Der König antwortete nichts

1) In der Briefsammlung d'Andillys finden sich unterm 26. Januar 1623 und 20. October 1625 charmante Briefe an die Herzogin; im Jahrgang 1623 sind deren viele an den in Ungnade gefallenen Schomberg.

2) Dieses war Toiras, welcher das unter Louis XIII wichtige Amt gehabt, die Aufsicht über eine Koppel kleiner Hunde zu führen. Wollen wir Richelieu Glauben schenken, so hätte ihm der König diese Stelle nur gegeben, die Nähe des unruhigen Mannes los zu werden. Er hielt sich vor Rochelle sehr tapfer, wurde in Folge der musterhaften Vertheidigung der Insel Re Marschall. Besonders zweideutig war sein Verhältniß zum Herzog von Orleans.

3) Petitot. Band 34, Seite 12 und 14.

darauf und d'Andilly trat ab, ohne daß ihn sein Monarch die geringste Kälte hätte fühlen lassen. — D'Andilly erzählt aber noch in seinem Alter, als grauer Jansenist, diese seine Kühnheit und Freimüthigkeit mit einem gewissen freudigen Selbstgefühl; aber gerade auch dieses ist ein Zeugniß wider die Verleumdung, Port-Royal sei ein Herd politischer Intriguen gewesen; er beschließt diese und ähnliche Geschichten mit den Worten: Zeigt dieses aber nicht, wie schuldig Diejenigen sind, welche sich den Fürsten nur nahen, um ihnen zu schmeicheln, und wie sehr diese selbst darüber zu beklagen sind, daß man ihnen die Wahrheit nicht sagt? Könnten sie doch, wenn sie es nur wüßten, so vieles Gute thun, das sie nicht thun, so vieles Böse verhindern, das geschieht, nur weil sie es nicht durch ihre Autorität zurückhalten. Ist es zu verwundern, daß, dieweil diese Liebe für das öffentliche Wohl, welche die Monarchien zu ihrer gegenwärtigen Höhe erhoben hat, in unseren Tagen beinahe in allen Menschen erstorben ist, daß Jeder bei Hofe nur an sein eignes Interesse denkt? (Es ist dieses nicht die einzige Stimme eines Unwilligen. Beinahe alle Männer, welche unter Heinrich das Vaterland und den Thron wieder festgestellt, hatten auch dafür das Recht ohne Widerstreit genossen, frei mit dem ersten Bourbon zu reden. Allein bald wurde solche Sprache zum Frevel; nur noch den alten verwöhnten Kindern jener Zeit wurde hier und da eine solche Originalität verziehen.) So verloren wir denn also die Würden meines Ohms, das Vermögen, welches er darin verbraucht, die Belohnung, welche wir mit Grund von seinen Diensten erwarten mußten. Man soll aber unserer Familie wenigstens die Ehre nicht rauben, einen solchen Mann hervorgebracht zu haben, von welchem man ohne Schmeichelei sagen kann, daß ihm der Ruhm gebührt, Fort-Louis in einen Stand gesetzt zu haben, ohne welchen man nicht gewagt hätte, den Plan der Einnahme Rochelles zu fassen; so unmöglich hätte die Ausführung geschienen. Unser Name wird leben, dem Neid zum Trotz, in der Geschichte, so lange als das Gedächtniß dieses so furchtbaren Platzes, der für eine Republik gelten konnte, welche das Joch der Monarchie abgeschüttelt hatte.

Der Kampf gegen Rochelle und also auch gegen die Reformation in ihrer äußeren Erscheinung war also nun eine Familien-

sache für die Arnauld's geworden, wie die Feindschaft wider die Jesuiten; der Kampf wider Rochelle war nur die Fortführung von Peters Plan, auf der von ihm, auf Kosten seiner Familie, geschaffenen Basis. Jede Sache, für welche wir, wenn auch unfreiwillig und unabsichtlich, Opfer bringen, wird dadurch gewissermaßen unsere Sache, unser Interesse dafür wächst. Hier war nun aber zumal die Ehre und das Vermögen der Familie Arnauld verpfändet, und wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir behaupten, daß auch dieses Ereigniß sie fester an die Sache des Katholicismus in seinem Kampfe wider die Reformation fesseln mußte.

Der Herzog von Orleans wurde, da der König schwach und kinderlos war, als der Thronfolger seines Bruders, Louis XIII, betrachtet. Die Stelle des Hofmeisters bei dem Prinzen war daher ein wichtiger Posten, um so mehr, da der Oberst Ornano, welchem er anvertraut war, die Zuneigung desselben in einem hohen Grade besaß. Eine Intrigue suchte ihn vom Prinzen zu trennen, in der Voraussetzung, er würde, wenn einmal aus den Augen desselben, bald auch aus seinem Andenken und Herzen entfernt sein. D'Andilly rieth daher seinem Freunde, durchaus nicht dem Befehle, sich in die Provinz zurückzuziehen, zu gehorchen, sondern zu verlangen, eher in die Bastille geführt zu werden, um Rechenschaft von seinem Thun und Lassen abzulegen. Da der Oberst darauf beharrte, kam es wirklich so weit; d'Andilly selbst, welcher seine Erklärung hatte drucken und verbreiten lassen, nahm von seiner Frau Abschied, gewärtig, auch nach der Bastille abgeführt zu werden. Diese Festigkeit bewirkte eine baldige Wiedereinsetzung Ornanos in sein Amt, der junge Herzog aber gewann d'Andilly so lieb, daß die Drei viele Nächte zusammen zubrachten, bis 2 Uhr Nachts, da die Thore des Louvre geschlossen wurden. D'Andilly trieb das Geschäft so Mancher, welche voll idealer Bestrebungen, von der Gegenwart verkannt, ihr entfremdet, den König ihrer Kinder, den Kronprinzen, mit ihren eignen, oft theuren Erfahrungen für sein hohes Amt auszurüsten sich getrieben fühlten. Alte und neue Geschichten, Personen und Grundsätze wurden in belehrendem und trautem Gespräche erörtert; der Prinz erlangte vom Könige, daß d'Andilly zum General-Intendanten seines Hauses ernannt wurde, auf daß

er einen Beruf habe, welcher ihn immer in seiner Nähe halte. Wenn es wahr ist, daß auch St. Cyran in diesem intimen Kreise war, welcher bei verschlossenen Thüren das Heil der künftigen Geschlechter, das Glück eines großen Volkes berieth, so wäre gewiß nicht blos der Staat, seine Grundlagen und seine Gebrechen, sondern auch die Wunden der Kirche, und was zu ihrem Frommen dienen möge, erörtert worden; das System des geläuterten und durch Aufnahme neuer evangelischer Elemente reeller, fester und freier gewordenen Gallicanismus hatte dann wenigstens einige Zeit Hoffnung, geschützt durch einen befreundeten König, in seiner Einheit und Fülle sich zu gestalten. Der Widerstreit der fünf Propositionen des Jansenius und der vier Artikel, welche auf Befehl eines Despoten die Freiheit der Kirche proclamirten, diese verkümmerten, sich bekämpfenden Erscheinungen, diese kraftlosen Trümmer Eines und desselben Systems, hätten dann in ihren fruchtlosen Versuchen die Kirche Frankreichs nicht getrennt und geschwächt! — Aber dergleichen „Wenn" stehen der Geschichte nicht zu, und nur die wohlgemeinten Plane unserer Weltbeglücker konnten uns mit sich in die hoffnungsreiche Zukunft und deren dunkles Geheimniß führen.

Allein ein solches Verhältniß war an sich nicht haltbar; d'Andilly war die Mittelsperson zwischen Richelieu, der ihm damals sehr befreundet schien, und Ornano, welche sich persönlich nicht liebten. Auch die Königin war im Einverständniß; er glaubte um so mehr diese Rolle spielen zu dürfen, da nichts gegen den Willen des Königs beabsichtigt wurde, er wenigstens um nichts wußte. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß er dabei unwillkürlich den Planen Richelieus diente. Allein die Enttäuschung sollte bald von einer Seite kommen, von welcher er sie am wenigsten fürchten zu dürfen glaubte. Die Gattin Ornanos war eine unternehmende, ehrgeizige Frau. An sie wandten sich Mehrere, welche neidisch darauf waren, daß d'Andilly den Prinzen, auf welchen auch sie gern ihr Glück gebaut hätten, wie einen Schatz hinter Schloß und Riegel halte. Sie entzündeten und schürten den Ehrgeiz und die Eifersucht der Marquise, und Ornano war schwach genug, sich endlich auch mit Argwohn erfüllen zu lassen. Da er nicht wagte, d'Andilly persönlich einen Vorhalt zu machen, ging er zu St. Cyran, welcher als dessen zweites Ich auch ihm

sehr befreundet war. Er betheuerte, daß seine Freundschaft für d'Andilly noch die alte sei, allein es sei doch zu wünschen, daß dieser manchen Gelegenheiten ausweiche, wobei das Zutrauen und die Neigung Monsieur's zu auffallend sich aussprechen möchte. St. Cyran durchblickte die Gesinnung Ornanos, er kannte den Charakter seiner Frau, wie sie den Thronerben durch ihren Mann gern allein regiert hätte. Er antwortete dem Obersten, er sehe aus seiner Bitte, daß ein Kreis verschiedener Personen, deren Eine seinem Ohre beständig nahe sein müsse, damit umgehe, ihn dazu zu vermögen, daß er d'Andilly aus dem Vertrauen des Prinzen zu verdrängen suche; er könne ihn aber versichern, es sei noch mehr in seinem als in d'Andillys Interesse selbst, daß dieser Orleans Vertrauter bleibe. — D'Andilly ging dann harmlos und scherzend über dieses mysteriöse Wesen auf Ornanos Bitte zu St. Cyran, und als der Oberste ihn fragte, ob er bei demselben gewesen, antwortete d'Andilly: „Ja, mein Herr, ich hätte sterben mögen, ehe ich ihn gesehen; denn bis dahin war unsere Freundschaft jungfräulich, aber seine Mittheilungen haben mich überzeugt, daß Sie sie geschändet haben! — So war denn wieder eine Hoffnung, eine gedoppelte, schöne, mächtige Hoffnung zerknickt durch die Hand der treulosen Freundschaft, von welcher d'Andilly immer das wesentlichste Glück des Lebens hoffte. Wohl fühlte Ornano sein Unrecht, wohl schämte er sich seiner Schwachheit; als sie mit dem Prinzen nach Fontainebleau zogen, drang er in d'Andilly, ihm eine vertraute Unterredung zu gewähren; er eröffnete mir sein Herz, ich ihm das meinige. Er versicherte, wie er mehr Zutrauen zu mir gefaßt als jemals. Wohl nie waren von beiden Seiten mehr Versicherungen der Freundschaft und Zärtlichkeit." Um zu zeigen, wie sehr es ihm Ernst sei, ließ Ornano d'Andilly jetzt noch häufiger allein mit dem Herzoge in seinem eignen Zimmer, damit sie desto ungestörter wären. — Allein darin lag jetzt Absicht, wenn auch gute Absicht; die Freundschaft d'Andillys glich beinahe der Liebe; Mistrauen, auch der leichteste Schatten von Mistrauen zerstörte sie; sie hatte zugleich den duftigen Reiz ihrer Blüthe und ihre Festigkeit verloren; der muthwillig ausgerissene Baum mochte wieder sorgsam eingesetzt werden, er war und blieb krank. —

Indeß setzte d'Andilly den täglichen genauen Verkehr mit

dem Prinzen fort, mit dessen Benehmen Jedermann zufrieden war; die Damen freuten sich seiner edeln Weise, und man hatte Mühe, den König vor Eifersucht zu bewahren. D'Andilly, welchem eine sehr vortheilhafte Stelle angetragen wurde, theilte es dem Prinzen mit, welcher sagte, es wäre allerdings unverantwortlich von ihm, diese schöne Gelegenheit nicht zu benutzen, wenn er nicht wüßte, wie lieb er, der Prinz, ihn habe; er könne aber diese Trennung nimmermehr zulassen. So schien sich Alles wieder geben zu wollen. Allein sie waren nicht sobald wieder nach Paris zurückgekehrt, als Ornanos Gemahlin ihr Feuer wieder eröffnete (recommença ses batteries); nicht blos Ornano, bald auch der Prinz zeigte sich kalt und fremd; er sprach mit d'Andilly nur noch von gleichgültigen Dingen. Dieses Verhältniß fiel bald auch Anderen auf; d'Andilly riethen seine Freunde, das Vertrauen, welches der Herzog sicherlich noch zu ihm habe, zu benutzen und es wieder ganz zu gewinnen, „aber aus einem Edelmuthe, welchen wohl Manche nicht billigen werden, den ich aber nicht bereue, wollte ich es nicht thun; denn ich hätte es nicht thun können, ohne mich über den Obersten zu beklagen; ich konnte mich aber nicht entschließen, von dem Zutrauen beim Herzog, welches ich durch ihn erlangt, gegen ihn Gebrauch zu machen."

D'Andilly hatte offenbar dabei ehrlich und edel gehandelt, für ihn war persönliche Freundschaft und die Hoffnung, durch den Thronfolger auf Frankreichs Heil zu wirken, das Band dieser Vereinigung gewesen. Aber Richelieu hatte getrachtet, dieses Verhältniß auszubeuten; er hatte d'Andilly mit Freundschaftsbezeigungen überschüttet; er erzählte ihm eines Tages selbst: Berülle, der mir immer nur Gutes von Ihnen sagt, wollte diesen Morgen noch davon anfangen; ich habe ihm aber den Mund geschlossen mit der Versicherung, es sei alles Lob unnöthig, da ich Sie noch besser kenne als er, und erklärte ihm, daß ich Sie liebe wie meine Seele. — Richelieu machte ihm auch Hoffnung, ihn zum Staatssecretair zu ernennen, da es ihm nicht unbekannt sein konnte, wie schmerzlich es d'Andilly war, daß ihm diese Stelle entgangen. Später gab Richelieu dem Könige Favoriten und Favoritinnen, selbst der ihm beinahe gefährlich gewordene Cinq-Mars war nur ein von ihm dem König gegebenes „joujou"; er beförderte des Königs Intimität gegen sie; denn da

sie Alle seine ephemeren Creaturen und Spione waren, drang er dadurch in des Königs innigste Geheimnisse ein. Ein ähnliches Spiel wollte er mit dem Bruder des Königs, dem Herzoge von Orleans, spielen, welchen seine Schwäche eben so unruhig und rebellisch machte, als den König die seinige folgsam, indem dieser nur von Zeit zu Zeit in unmächtigem Unmuth seine Fesseln schüttelte und sich beklagte, daß er keine Freunde habe. Damals aber (1624) war Richelieu noch nicht so weit; und so suchte er das harmlose Verhältniß d'Andillys zum Herzoge unter dem Scheine, als sei er selbst d'Andillys Freund, zu benutzen, des Herzogs Plane, oder vielmehr Neigungen, zu durchdringen. Der schlaue Minister-Bischof kannte d'Andillys weiche, schwache Seite. Damit stimmen auch die Umstände überein, unter welchen der Herzog mit d'Andilly brach; er und Ornano fingen damals an, die regierende Königin, Anna, welche freilich keinen Einfluß hatte, fleißig zu besuchen; sie war aber Richelieu, dem Gegner ihres Spaniens, sehr abgeneigt. Als im folgenden Jahre (4. Mai 1626) Ornano in Fontainebleau verhaftet wurde [1]), wandte sich der Herzog in seiner Bestürzung unmittelbar an d'Andilly, von ihm eine Verwendung und Milderung beim Minister zu erlangen, und der nächtliche Besuch, welchen d'Andilly, auf seine Bitte, bei Richelieu machte, wurde von Vielen sehr schlimm gedeutet, als deutlicher Beweis, d'Andilly habe mit Richelieu gemeinsam den Sturz Ornanos betrieben. Diese Deutung war nach der

1) Der Oberst Ornano war am 8. Januar 1626 zum Marschall ernannt worden; wir wollen d'Andilly gerne glauben, daß er diesen seinen Wunsch auch nach dem Bruch ihrer Freundschaft noch zu fördern suchte und daß Ornanos Gattin darüber verwundert war. Doch verdankte Ornano diese Beförderung wohl vielmehr der Königin Maria. — Die Verschwörung war zunächst gegen Richelieu gerichtet; man sagte, es sei beabsichtigt worden, den König in ein Kloster zu werfen. Viele Große waren darein verwickelt, auch Spanien, Holland, England, Savoyen, nach der Behauptung Richelieus. Ornano stand an der Spitze; indeß wird diese Verschwörung auch nach dem Garderobemeister Chalais benannt, welcher in die unruhige Herzogin von Chevreuse verliebt war. Besonders waren von den bei der Feier des Jubiläums dienenden Beichtvätern Warnungen eingegangen. Unter den vielen anderen Anzeichen der Verschwörung wird auch angeführt (in den Mémoires von Richelieu), daß d'Andilly und St. Cyran vielfach gesagt haben, sie glauben, man gehe mit etwas Großem um; sie fürchten, man möchte sich zuvorkommen lassen. St. Cyran sagte noch vor Ostern, wenn man während des Festes nicht Hand an den Obersten lege, könnte es zu spät sein. Die Verschworenen versammelten sich bei Ornanos Gemahlin. Der Marschall starb bald darauf an einem alten Übel in Vincennes.

Pragmatik der Hofleute ganz natürlich. Der Streich kam aber allein von Richelieus Hand; denn mußte er schon eine Entfernung d'Andillys aus dem Hause des Prinzen als eine gegen sich gerichtete Feindseligkeit ansehen, so hatte er noch andere, persönliche Unbill zu rächen. — Die Thatsachen liegen in d'Andillys Mémoires deutlich vor; es gehörte nicht viel Menschenkenntniß dazu, ihren Grund und Zusammenhang zu entdecken; eben diese Menschenkenntniß aber fehlte d'Andilly, der Alles mit der größten Unbefangenheit erzählt; der Schmerz über den zerstörten Glauben an die Freundschaft und an das Glück des kommenden Geschlechts beschäftigte ihn so, daß er für dieses geringe Treiben und Intriguiren keine Augen hatte. Er dachte von seiner Freundschaft zu hoch, als daß er es sich hätte sollen beifallen lassen, sie sei auch ein Rad an einer politischen Combination. — Dieses Beispiel mag einen Beitrag geben zur Erklärung jenes tiefen Gefühls, von der Unzuverlässigkeit und Eitelkeit aller irdischen Güter, der Ehre, der schönsten Plane und Hoffnungen, selbst der Freundschaft, zur Erklärung jenes Gefühls, welches ihn später in der Einsamkeit das Glück suchen ließ, das die Freundschaft ihm vorgelogen; jenes Gefühls, welches in die gründlichste Überzeugung sich verwandelte, nur das Göttliche allein könne unsern Frieden und unser Heil begründen.

Wenn d'Andilly bei dieser Gelegenheit etwas vorgeworfen werden kann, so ist es seine Schwachheit, daß er sich durch den Cardinal auch nach diesen Auftritten bewegen ließ, nun wieder seines Amts bei dem Herzog zu pflegen. Es konnte nicht fehlen, daß dieses sein ganzes Benehmen in der Sache Ornanos noch verdächtiger machte. Freilich handelte es sich dabei um höchst wichtige Interessen, nicht blos um die des Cardinal-Ministers, sondern auch um die des Staats und des Throns. Am meisten bemühten sich damals um die Gunst und um den Einfluß auf den Herzog der unruhige grand-prieur, Bruder des Herzogs von Vendome, natürlicher Sohn Heinrichs IV, der Präsident Le-Coigneux, welcher bald mit dem Herzoge nach Lothringen flüchtete, vom Minister geächtet, vom Parlament aber als Glied dieses privilegirten Corps in Schutz genommen wurde; Puylaurens, welcher den Prinzen zu den Spaniern in die Niederlande begleitete, von dort aus den Cardinal zu stürzen und mit fremder

Waffengewalt und Aufstand die Vormundschaft über den König zu gewinnen. Später aber machte er sein Glück dadurch, daß er den unstäten Prinzen veranlaßte, heimlich wieder nach Frankreich zurückzukehren. D'Andilly aber sagt, Le-Coigneux habe damals (1626) sich nur dadurch bei dem Herzoge halten können, daß er Richelieu versprochen, in dieser Stellung ganz nur von ihm abzuhängen. Auch der Graf von Soissons war gegen ihn; dieser, in die Verschwörung von Ornano und Chalais verwickelt, welche die Ermordung des Cardinals in seiner Wohnung von Fleuri beabsichtigte, war nach Rom geflüchtet und fiel später in der den königlichen Truppen gelieferten Schlacht bei Marfee. D'Andilly konnte sich gegen diese vereinten Anstrengungen, gegen Männer nicht halten, denen er allen im Wege stand; dem Herzoge wurde er als ein ihm von Richelieu beigegebener Zuchtmeister und Kundschafter dargestellt. So gab er ihm bald ganz unerwartet seine Entlassung; d'Andilly antwortete Herrn d'Ouailly, welcher diesen Auftrag auszurichten hatte: Ich gestehe, mein Herr, dieser Befehl überrascht mich sehr, da ich Monsieur mit so großem Eifer und Uneigennützigkeit gedient, daß ich, wie er selbst weiß, nie etwas für mich verlangte. Sie aber sind ein Mann von Ehre und Redlichkeit, daher bitte ich Sie, ihm zu erklären, ich bete zu Gott, daß ihm nicht oft seinem Dienste so nachtheilige Dinge begegnen, als die Entfernung eines so ehrlichen Mannes für ihn ist.[1]) — Die Königin Mutter, Maria von Medici, stellte sich vor d'Andilly ungehalten darüber, war aber wohl, bei ihrer leidenschaftlichen Feindseligkeit gegen den Cardinal, ihre undankbare Creatur, sehr zufrieden damit.

In den Unruhen, welche die Ungeduld und der Unwillen des Herzogs von Orleans wiederholt erregte, fiel das Haupt eines d'Andilly befreundeten Mannes. Montmorency, der Enkel der kühnen Connetables, welcher gegen den zermalmenden Willen der Centralisation, der Despotie, das heißt Richelieus, für die Freiheiten seiner Provinz, Languedoc, für die Ritterschaft und die Prinzen von Geblüt, wie für die beiden Königinnen die Fahne des Aufstands erhob, war bei Castelnaudary unter seinem verwundeten Pferde gefangen genommen worden. D'Andillys Cou-

1) Petitot. Band 34, Seite 36.

sin, als mestre de camp général des carabins de France, Isak, Sohn des Intendanten Isak, und der jüngere Bruder d'Andillys, damals Lieutenant bei seinem Oheim, hatten den Gefangenen zu begleiten; Montmorency rief sie noch besonders zu sich und sprach: Ich bitte Sie, d'Andilly zu schreiben, daß, wenn ich ihn mehr lieben könnte, als ich ihn liebe, ich es thun würde. Ich bitte ihn, um meinetwillen nicht betrübt zu sein; ich hoffe, Gott werde mir bei dieser Gelegenheit so beistehen, daß ich nichts seiner Freundschaft Unwürdiges thun werde. Nicht leicht sind Männer edler, christlicher und ritterlicher auf dem Blutgerüste gestorben, als diese Opfer der Regierung Richelieu's, Marillac, de Thou und der gewaltige Montmorency. Was waren die seidenen Marquis Louis XV gegen diesen wahrhaften Adel? — Dieser Sieg des Systems Richelieu war jedoch nicht blos eine Niederlage des Adels und der Capitouls, der gewaltigen Magistrate in den freien, privilegirten Städten Languedocs, sondern zugleich auch der Bischöfe; denn neben der Aristokratie und den Privilegien der Burgen und der Stadthäuser war namentlich hier, vom Hofe so weit entfernt, die „der Kirchthürme" noch mächtig, mit jenen oft im Kampfe, aber zu Einem Systeme verwachsen. Der Bischof von Alby namentlich war eines der Häupter des Kampfs gewesen; auch wurde von dem Sieger das Gut vieler Kirchen mit Beschlag belegt, und die gallikanischen Schriftsteller finden hier einen gedoppelten Bruch der Freiheiten der Kirche, indem auch der Pabst, nicht die gallikanische Kirche, die Richter dieser Bischöfe von Alby, Usez, Nismes, Lodeve, St. Pons, Alet ernannte; indeß wurde der Bischof von Alby allein abgesetzt. Solche Ausnahmsgerichte waren ganz in Richelieus System.

Die vielfachen Verwicklungen, sagt d'Andilly, verhinderten Richelieu, in Betreff meiner etwas zu thun; er konnte um so eher einen Mann, wie mich, vergessen, der nichts that, sich ihm ins Gedächtniß zurückzurufen. So ist es auch nicht zu verwundern, daß er erst da an mich dachte, als er glaubte, ich könne mit Nutzen bei einer Gelegenheit dienen, welche ihm sehr am Herzen lag. (Wir sehen hier, wie Richelieu, gleich einem großen Diplomaten unserer Tage, doch einen gewissen Glauben an die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit hat, sie freilich nur wie eine an-

dere Fähigkeit ansieht, welche man zu Zeiten zur Führung der Geschäfte nöthig hat.)

Dieses geschah 1634, da der König, als Bundesgenosse der deutschen Protestanten und der Schweden, dem seit der Schlacht bei Nördlingen wieder sein stolzes Haupt erhebenden Hause von Burgund, dem Könige von Spanien und dem Kaiser in offenem Kriege entgegentrat. Richelieu hatte die Plane Heinrichs IV, als die für Frankreich natürlichsten, verfolgt; lange hatte er durch Subsidien den Krieg wider Spanien geführt, obgleich die beiden Königinnen von Frankreich spanische Infantinnen waren; er hatte die Reformirten in Frankreich, sofern sie eine politische Partei waren, unterworfen und entwaffnet, aber ihre Bundesgenossen, die Reformirten in Holland, wider Spanien unterstützt. Dagegen hatte Spanien die Provinzen und die Großen in Frankreich zum Aufstand ermuthigt, dem Herzoge von Orleans wurde wiederholt eine Zuflucht, eine Operationsbasis und Unterstützung an Geld und Truppen gegeben. Die revolutionären Emissäre des Absolutismus riefen auch damals die Völker gegenseitig zum Aufstand auf. Wir haben gesehen, wie auch d'Andilly in das Zusammentreffen dieser Principien und Persönlichkeiten war hineingetrieben worden und wie er auch darin den antispanischen Traditionen seiner Familie treu geblieben war. Er hatte wohl Ursache, diese Trennung vom Herzoge von Orleans für ein Glück anzusehen; seine persönliche Anhänglichkeit an den aller Festigkeit des Charakters ermangelnden Prinzen und sein Eifer für den Dienst des Königs wären gewiß in schwere Collisionen gekommen, welche einen Mann, der mehr nach edeln Gefühlen und Grundsätzen, als nach den Umständen handelte, besonders schwer getroffen haben müßten. — Ich war damals, sagt d'Andilly [1]) zu Pomponne [2]), wo ich mit meiner Familie und meinen Büchern einen Theil des Jahres in großer Ruhe zubrachte. Hier erhielt ich denn also einen eigenhändigen Brief von Servien, worin er mir meldete, der König habe mich zum Intendanten der Rhein-Armee ernannt; ob es nun gleich keine meinen gerechten Ansprü-

1) Petitot. Band 34, Seite 39.

2) Schloß und Dorf, etwa 7 Meilen (lieues) von Paris, östlich, am rechten Ufer der Marne, in welcher der davon benannte Sohn d'Andillys eines Tags beinahe ertrunken wäre. Gegenüber liegt Lagny.

chen entsprechende Anstellung sei, so habe ich es doch hoch anzuschlagen, daß man mich in meinem Landhause aufsuche, wie einst die Dictatoren beim Pfluge; er habe Befehl, mich einzuladen, bald möglichst zu erscheinen. — Servien hatte wohl schon mit diesem Gleichnisse die rechte Stelle bei d'Andilly erzielt; dieser eilte nach Paris, stellte zwar Servien vor, er möchte es wohl gern ablehnen, denn wenn diese augenblickliche Anstellung vorüber sei, so befinde er sich wieder auf demselben Punkte, wie zuvor. Allein Servien stellte ihm vor, der Cardinal würde dieses sehr übel nehmen; der Auftrag sei sehr ehrenvoll, da ein so schönes Heer ihm anvertraut werden solle; der Wagen des Cardinals warte schon im Hofe, dem König seine Antwort nach Versailles zu melden. Pater Joseph kam auch dazu, er, der damals so viel Energie und Klugheit entwickelte, und sprach d'Andilly zu, welcher denn vom Cardinal und dem Könige aufs Beste empfangen wurde. —

D'Andillys Sohn, der nachherige Abbé, sagt [1]): Mein Vater dachte damals an nichts Anderes, als die Ruhe zu genießen, in welcher man ihn seit mehreren Jahren gelassen. Es kostete ihn viel Überwindung, diese Ruhe zu verlassen; man mußte ihm die stärksten Gründe vorhalten, wie er es seiner Familie schuldig sei, um den Widerwillen zu überwinden, diese Stelle anzunehmen. Auch darf man wohl sagen, daß Niemand je ein angenehmeres und glücklicheres Leben geführt. Es waren in seiner Verwandtschaft genug wackere Leute, welche sich gewöhnlich bei ihm versammelten, so daß er nicht nöthig hatte, anderswo eine angenehmere Gesellschaft zu suchen. Dazu kamen viele seiner Freunde, Leute von Geist und gebildet im Umgang; namentlich gewährte ihm das Hôtel von Rambouillet (welches man nur zu nennen braucht, um damit Alles anzudeuten, was Frankreich damals an geistreichen und galanten Damen und Männern hatte; und er war daselbst sehr beliebt) die reinsten Freuden, daß er in keiner andern Stellung größere zu finden hoffen durfte. Da gab es jeden Tag geistreiche Scherze und galante Partien [2]).

1) Petitot. Band 34, Seite 127.

2) Vergleiche damit, was derselbe Abbé Arnauld (Petitot. B. 34, S. 152) von der Lustpartie erzählt, welche er mit seinem Oheim, von der Bela-

Ich glaube, es dürfte am Orte sein, hier eine zu erzählen, welche ihn anfangs ein wenig verdroß, aber auf Scherz endigte. Eines Tages, wir waren eben zu Pomponne, beschloß Madame von Rambouillet, mit einer auserwählten Gesellschaft dahin zu kommen und uns zu überraschen. Darunter war auch Godeau, welcher damals noch nicht daran dachte, ein Kirchenfürst zu werden, wie er denn einige Jahre später Bischof von Grasse, nachher von Vence wurde. Bekanntlich war er sehr klein, daher man ihn im Hôtel Rambouillet nur den Zwerg der Prinzessin Julie nannte. Sie fuhren von Paris in zwei Wagen aus und um fünf Uhr Abends kamen zwei oder drei Reiter nach Pomponne, als wären sie die Quartiermeister einer Compagnie Reiterei, welche daselbst untergebracht werden solle. Sogleich liefen die Leute ins Schloß, Herrn von d'Andilly davon zu benachrichtigen, welcher, nicht gewohnt, solche Gäste zu beherbergen, sehr erhitzt auf diese Herren zukam; er fragte sie nach den Befehlen, welche man ihnen gegeben, bezeigt sein Befremden, daß man ihm diese Unannehmlichkeit mache, und bittet sie, nichts zu thun, ohne Rücksprache mit ihren Offizieren. Während er so mit ihnen hin und her spricht, erschallt die Trompete; er geht darauf zu, in der Meinung, es sei die Compagnie; aber wie erstaunte er, den Zwerg der Prinzessin Julie zu sehen, der, nach alter Weise gewappnet, auf einem Renner, ohne ihm Zeit zu lassen, ihn zu erkennen, mit verhängtem Zügel auf ihn zueilt, gegen ihn mitten auf den Leib mit einer Strohlanze zielt, welche er rückwärts gehalten, ihm zugleich eine Herausforderung in sehr galanten Versen zuwerfend. Er hatte nicht viel Zeit, von seinem Befremden zu sich zu kommen, denn die beiden Wagen erschienen sogleich und das laute Lachen verscheuchte seinen Unwillen. Er empfing diese angenehme Gesellschaft freudiger als die angekündigte, jedoch nicht ohne den kecken kleinen Zwerg durch einige Streiche für seine Verwegenheit gestraft zu haben.

Das Hôtel Rambouillet, wohl in dem am äußeren Ende der Vorstadt St. Antoine gelegenen Garten Rambouillet, welcher schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sehr zerfiel, war beinahe der erste jener Vereine, welche bis auf unsere Tage,

gerung von Corbie aus, nach Rambouillet machte; wie sie dort Sophonisbe aufführen, daher er den Namen Scipio in dieser Gesellschaft bekam.

obgleich weder an Bedeutung, noch vielleicht an Classicität der Formen, den früheren gleich, unter dem Namen der Salons, einen so großen Einfluß auf die Geistesrichtungen, auf Literatur, sowohl die ernstere als die galantere, auf Regierung und Sitten ausgeübt haben. Dieses Hôtel Rambouillet versammelte die sich damals erhebende Aristokratie des Geschmacks, des Geistes, die Aristokratie der Poesie und der Prosa; Richelieu, der Stifter der Akademie, der geschworene Feind der Provinzial- und Territorial-Aristokratie, begünstigte sie, denn kein Thron kann glänzen und bestehen ohne eine Aristokratie. Voitûre, Balzac, der Reformirte Ogier de Gombauld versammelten sich in diesem unseren Hôtel. Die Vorrede zu den Briefen des Letzteren sagt: Er besuchte fleißig die Zirkel von Marie von Medici und Anna von Östreich, besonders während ihrer Regentschaften, aber noch fleißiger und mit mehr Vergnügen das Hôtel Rambouillet, diesen deliciösen Sammelplatz (réduit) aller Personen von Bedeutung und Verdienst in jenen Zeiten. Es war dieses wie ein zusammengezogener, auserwählter Hof, weniger zahlreich, aber wenn man wagen darf, es zu sagen, ausgesuchter als der des Louvre; denn nichts durfte sich nahen diesem Tempel der Ehre, wo die Tugend unter dem Namen der unvergleichlichen Artenice verehrt wurde, was nicht ihrer Billigung und Achtung würdig war. — Besonders scheint Voitûre den Arnauld sehr ergeben gewesen zu sein; Isak Arnauld, den Jüngeren, feiert er in seinen Schriften; er hat auch d'Andillys Gemahlin ein Denkmal gesetzt. Diese Vereine hatten bei aller Feinheit und Eleganz des moderneren Geschmacks doch etwas von den Weisen der ritterlichen Galanterie, ihres Ceremoniels, etwas Phantastisches, was an die Gerichtshöfe der Galanterie und der Liebe erinnert. Abbé Arnauld, damals unter den königlichen Garden, erzählt uns von dem Ordre des Egyptiens, welchem in Metz (1635) eine seiner hübschen Cousinen, unter dem Namen der Epicharis, als Königin vorstand. Niemand wurde darein aufgenommen, der nicht irgend einen kleinen galanten Raub begangen (larcin galant). Alle Ritter, darunter viele Männer vom Heer und vom Parlamente, trugen ein graues Band, mit einer goldenen Kralle und der Aufschrift: Rien ne m'echappe. Es wurden sowohl galante Verse, als satirische gemacht; freilich war der gegen Damen zu Anzüg-

liche noch in Gefahr, Schläge zu bekommen [1]). — Im Hôtel Rambouillet war Julie d'Angennes, Tochter der Marquise von Rambouillet [2]), besonders gefeiert. Sie war selbst sehr geistreich; beinahe alle Dichter dieser Zeit machten Verse auf sie, welche, in einem glänzenden Album gesammelt, Guirlande de Julie genannt wurden. Sie heirathete, nicht mehr zu jung (sie war 38 Jahre alt), den Herzog von Montausier, welcher lange, nach den Regeln der Gesellschaft, um sie geseufzt. — Godeau, welcher später unter die frömmsten und würdigsten Prälaten gezählt wurde, bekleidete damals also an dem galanten Phantasiegebilde ihres Hofes die Würde des Zwergs der Prinzessin Julie. Sie schrieb um diese Zeit an Voiture: Es ist hier ein Mann, um eine Elle kürzer als Sie, aber, ich schwöre es Ihnen, tausendmal galanter. Dabei gehörte Anton Godeau zu den ersten Mitgliedern der französischen Akademie, als Verfasser mehrerer Schriften in Versen und in Prosa. Der Ritter, der Prinz der Prinzessin Julie, war kurz zuvor der Held aus dem Lande des Eisens, Gustav Adolf, gewesen. Selbst d'Andilly hatte seinem Pegasus die Sporen gegeben, um ihn zu besingen und darzuthun, wie sie einen ihrer Liebe so ganz würdigen Gegenstand erwählt. Auch die Männer wählten sich eine Dame unter irgend einem erfundenen oder unter dem Räthsel des Anagramms verborgenen Namen. Abbé Trûblet und Mademoiselle de Scuderi stellten die Regeln der geistigen Liebe, diese in ihrer Clélie, auf, welche jedoch von der bösen Welt schlimm gedeutet wurden, und es ward den Nonnen von Port-Royal übel ausgelegt, daß sie in diesem Buche auf eine rühmliche Weise geschildert wurden, wie auch, daß sie das Buch vor den vielfachen Anfechtungen in Schutz nahmen. Diese täglich sich versammelnde Gesellschaft hatte ihre eigene Sprache, welche nach und nach vor lauter Purismus, Delicatesse und Metaphysik allerdings für Andere unverständlich wurde; man warf ihnen vor, ihre Rede treibe sich am liebsten in der Mystik und Metaphysik einer geistigen Liebe umher. Es wurden 1635 drei akademische Reden für und wider

1) Petitot. Band 34, Seite 136.

2) Der Sohn der Marquise, Marquis von Pisany, war geistreich, aber schlecht gewachsen. Aus Furcht, man möchte ihn deswegen zum Geistlichen machen, wollte er nie studiren und spielte gleichsam den Unwissenden.

die Liebe gehalten, ob die Alten Recht gehabt, sie als eine Gottheit zu verehren. — Denn die meisten und ausgezeichnetsten Mitglieder der neu gestifteten Akademie besuchten diese Gesellschaft. Ritterliche und mönchische Ideen und die Muster spanischer Literatur trieben gewiß zu manchen Abgeschmacktheiten [1]); allein wie Viele suchten sich auch durch Spott dafür zu rächen, daß sie entweder in diesen Kreis nicht zugelassen wurden, oder sich durch ihre Sitten davon ausgeschlossen fühlten. Die Condes, die glänzende Herzogin von Longueville, früher eine der galantesten und kühnsten Frauen Frankreichs, später in Port-Royal, auch Madame von Sevigne lebten in diesen Kreisen. Doch soll die Letztere im Gegensatz gegen die Übertreibungen ein Schisma veranlaßt haben. Der größte Einfluß der Damen auf die Geistesbildung, auf Literatur, auf Theater und selbst auf die Kanzelberedtsamkeit wurde hier durch die Form und den Geist des Vereins gesetzlich. Die bedeutendsten, die zartesten Geister weihten diesen verehrten Richterinnen die Erstlinge ihres Genius. Bossuet, 16 Jahre alt, improvisirte hier über einen ihm aufgegebenen Gegenstand noch Abends um 11 Uhr eine Predigt. Voitüre meint, er habe nie, weder so früh (schnell), noch so spät predigen hören. Flechier machte hier seine ersten Versuche „und nahm später (1672) keinen Anstand, in einer Leichenrede dieses Salons, wo unter dem unvergleichlichen Namen der Arthenice die Tugend verehrt worden", lobende Erwähnung zu thun. Arthenice aber war durch Versetzung aus dem zu alltäglich klingenden Namen der Dame des Hauses, Catharina von Vivonne, entstanden. Die Dichter, namentlich die lyrischen, waren hier daheim; Corneille und Moliere lasen einige ihrer Werke hier zuerst vor. Die Damen des Kreises nannten sich, wegen der strengen Regeln dieses Ordens geistiger Liebe, les précieuses, welches Wort damals noch keine schlimme Bedeutung hatte. Moliere verspottete sie in seinen précieuses ridicules, behauptete aber, es gelte sein Spott nur den ungeschickten Nachahmerinnen dieses Vereins in der Provinz. Menage sagte, indem er der ersten Aufführung dieses Stücks beiwohnte, zu dem diesen Damen getreuen Chapelain: Glauben Sie mir, um mich der Worte St. Remis an Clovis zu bedienen: Wir

1) Siehe Bayle, Artikel: Malherbe, und Petitot, neuere Mémoires, Band 64, Seite 332.

werden verbrennen müssen, was wir angebetet haben, und anbeten, was wir verbrannt haben. Der letzte ihnen gegebene Stoß waren 1672 die femmes savantes. Auch La-Bruyere, der ernste Charakterzeichner, rügt ihre räthselhafte Sprache, welche nicht Geschmack, noch Scharfsinn übe, sondern auf Routine und einer schiefen Richtung des Geistes und der Phantasie beruhe. — Offenbar war dieser Verein auf verschiedene Seiten hin sehr wirksam gewesen; nachdem er seine Aufgabe erfüllt, der Geist weiter in verschiedenen Bahnen und Richtungen sich fortbewegt hatte, blieb nur die todte Form zurück, welche man dem Gelächter der Menge preisgeben konnte. — Wir haben keinen Grund zu glauben, daß Godeau oder Arnauld später die Verhältnisse zu diesem Kreise abgebrochen oder ihn, da sie sonst eine strengere Richtung nahmen, verleugnet hätten. Vielmehr nennt dieser, schon über 20 Jahre in Port-Royal, neben der frommen Tante des Cardinals Retz, der Marquise von Maignelai, der St. Paula ihrer Zeit, als die zweite treue Freundin, Catherine de Vivonne, Marquise von Rambouillet[2]). Ich kann sie nicht mehr loben, sagt er, als indem ich sage, daß, obgleich man in unseren Tagen Niemanden gesehen, welchem man mehr Lobeserhebungen gemacht, sie dieselben doch alle verdiente. Es war nur Ein Unterschied zwischen ihr und jenen alten Römerinnen, davon sie ihre Abstammung zum Theil ableitete (sie war eine geborene Römerin; Balzac schrieb für sie eine Abhandlung über die Sitten des alten Roms), nämlich der unvergleichliche Vorzug, welchen sie über jene hatte, daß sie durch einen eben so wahren Glauben und eben so wahre Tugenden, als diese bei jenen Frauen falsch waren, von dem Erbarmen Gottes hoffen durfte, ihn ewig zu sehen in einer andern Welt. —

Aus dem Kreise seiner Familie und aus diesen Verbindungen trat also d'Andilly mit Einem Schritte nun heraus und ereilte den Marschall Brezé in Nancy; man hatte ihm bange gemacht auf diesen Mann, der wenige Rücksichten nahm und zwar als Freund sehr zuverlässig, aber ein schlimmer Feind war. Als sie Beide allein waren, hob der Marschall an[2]): Mehrer

1) Petitot. Band 34, Seite 103.

2) Petitot. Band 34, Seite 42.

Personen haben mir bange machen wollen vor Ihrem Humor; Einige sind so weit gegangen, mir zu sagen, ich hätte besser gethan, den mir vom Könige anvertrauten Ehrenposten auszuschlagen, als ihn anzunehmen, während er Sie zum Intendanten desselben Heeres gemacht, da Sie mit so großer Auctorität würden verfahren wollen, daß ich nur Misvergnügen davon haben würde. Ich antwortete ihnen, ich habe Mühe, diese Meinung von Ihnen zu fassen, und ich habe keine so schlechte Meinung von mir, zu glauben, ich würde schwach genug sein, zu dulden, daß man etwas unternehme, worüber ich Grund hätte, mich zu beklagen. Was ich Ihnen aber jetzt zu sagen habe, mein Herr, ist, daß ich große Vortheile über Sie habe und Sie große über mich. Die meinigen sind, daß ich Marschall von Frankreich bin, General der Armee, Schwager des Cardinals; die Ihrigen — ich kann hier nicht fortfahren, sagt d'Andilly, weil es unverdiente Lobeserhebungen waren, deren ich mich nicht erinnern kann, ohne zu erröthen. Vergessen Sie, sagte der Marschall, ich bitte Sie, alle Ihre Vortheile über mich, wie ich alle die meinigen über Sie gern vergessen werde, und so wollen wir in vollkommenem Einverständnisse und völliger Freundschaft leben. — Sie versprachen sich dieses gegenseitig und ihr Zutrauen und ihre Freundschaft wurden durch keine Wolke bis zu des Marschalls Tode getrübt. Wir sehen aus dieser und aus der vorigen Geschichte, daß d'Andilly für etwas hitzig und imperatorisch angesehen wurde, für unbeugsam, wo einmal seine Überzeugung feststand. Allein zugleich tritt uns auch seine eigene Würde und Festigkeit im Bunde mit seiner Freundlichkeit auf eine ihn sehr ehrende Weise entgegen, indem er dieses Bewußtsein auch an Andern zu ehren wußte. Auch mag ihm der Ruf seiner strengen Rechtschaffenheit zugleich den Ruf der Unverträglichkeit in solchen Geschäften bei Vielen zugezogen haben; namentlich war auch damals in der Militairverwaltung der Franzosen der Unterschleif sehr an der Tagesordnung, zumal da der Adel gehalten war, unentgeltlich zu dienen und dann durch die passe-volants, durch Rechnung mehrerer Soldaten, als effectiv waren, sich bezahlt zu machen suchte. D'Andilly fand diesen Misbrauch so eingerissen, daß er einmal, wo er es dem Staate für nützlich hielt, Nachsicht damit zu üben versprach. Sehr geehrt fühlte er sich durch die Vollmacht, welche noch kein

Armee-Intendant erhalten, monatlich 10,000 Livres nach Gutdünken zu verwenden, ohne daß er den Generalen davon Rechenschaft zu geben hatte. Er glaubt, es sei dieses dem Heere ganz besonders ersprießlich gewesen, indem er für die Kranken besser sorgen, den Verwundeten Geldunterstützungen geben und für die Tapfersten Preise aussetzen konnte.

Das Heer, 19,000 Mann und 5000 Pferde stark, lauter auserlesene Truppen, gingen bei dem durch Gustav Adolf, den Großen, wie ihn die Franzosen immer nannten, befestigten Manheim, noch am 22. December 1634, über den Rhein, entsetzten das durch die Kaiserlichen schwer bedrängte Heidelberg; während die französischen Truppen sich über die Bergstraße verbreiteten, wohnte d'Andilly in Besigheim einer Zusammenkunft der Marschälle mit Oxenstiern und dem Herzoge von Weimar bei; an diesen finden sich noch später Briefe von d'Andilly. D'Andilly ist voll seines Ruhms; er war nicht blos eben so besonnen als tapfer, sondern auch so höflich, daß man ihn eher für einen Italiener als für einen Deutschen hätte halten mögen; was aber noch unvergleichlich höher anzuschlagen ist und es besonders beklagenswerth macht, daß er in einer falschen Religion gestorben, ist die große Ehrfurcht, welche er gegen Gott bezeigte, wie er denn jedesmal ihm allein alle seine Erfolge zuschrieb. Dieses legte er besonders in einem Schreiben an den Tag, welches er am Tage seines glorreichen Einzugs in Breisach an d'Andilly richtete. — Der Fall Philippsburgs war nicht blos für das Heer bedenklich, sondern that d'Andilly persönlich um so weher, da er sah, wie man hier seinen wackeren Cousin, Isak Arnauld, mit seinen von der Pest beinahe aufgeriebenen Leuten ohne Hülfe gelassen. Dieser war auch nicht sobald in der Reichsstadt Eßlingen aus dem Gefängniß entflohen und in Paris angekommen, als er verlangte, in die Bastille gefangen gesetzt und streng untersucht zu werden. Er ging nach wenigen Tagen vollkommen gerechtfertigt wieder aus dem Gefängnisse hervor, diente dann besonders in Spanien mit Auszeichnung, ließ sich später durch seine persönliche Anhänglichkeit an Condé in die Unruhen der Fronde verwickeln. Er entging am 18. Januar 1650 der Verhaftung durch einen sonderbaren Zufall; als man ihn in seinem Hause aufsuchte, war er eben in der Kirche St. Sülpice, sich trauen zu lassen. Sein

Neffe glaubt indeß, diese Ehe sei für ihn ein größeres Unglück geworden, als das Gefängniß gewesen wäre. Man darf sagen, fügt dieser hinzu, daß er, außer der Achtung seiner Freunde, besonders des großen Conde, welche indeß keine Gabe des Glücks war, von dieser blinden Göttin nur Misgunst und Misgeschick erfahren hat, welche im Stande gewesen wären, jeden minder festen Muth zur Verzweiflung zu bringen. — Dieses ist nur eine der Äußerungen eines auf dem jüngeren Arnauld, wie auf seinem Vater d'Andilly lastenden Gefühls von der Tüchtigkeit ihrer Familie, aber auch von einer sie verfolgenden Fatalität, welche die Glieder derselben stets verhindere, die wohlverdienten, vor ihnen schwebenden Früchte ihrer Arbeiten zu ergreifen. Auch dieses mochte die Arnauld's treiben, sich vielmehr dem Glauben an eine unbedingte Prädestination der göttlichen Gerechtigkeit und Gnade in die Arme zu werfen, das irdische Glück, welches ihnen grollte, von sich zu stoßen und allein das Ewige zu ergreifen. —

Arnauld ließ es sich recht angelegen sein, der Vater dieser Tausende, besonders der Kranken und Verwundeten zu sein; nichts schien ihm auch grausamer, als daß man Leute, welche jeden Augenblick ihr Leben wagen, wenn sie denn verwundet oder krank werden, schlechter behandele als die Pferde, nur weil man diese um Geld gekauft hat. Er erntete auch manchen Beweis der Liebe und des Vertrauens der Soldaten, sein auf dem Rückzuge verlorenes Silberzeug wurde ihm durch sie gerettet; und da nachher einige dieser Regimenter an ihm vorüberzogen, riefen sie ihm vor den Generalen zu: Jetzt mögen wir krank oder verwundet werden! nun hat es keine Noth mehr, d'Andilly ist hier! Besonders sauer wurde den Franzosen der Dienst mit den Schweden, welche bei weitem mehr abgehärtet waren, während die Franzosen viele Kranke bekamen. — Als der Krieg ausbrach, hatte d'Andilly auch seinem ältesten Sohne, Anton, dem nachmaligen Abbé, den er schon von Anfang zum Dienste der Kirche bestimmt hatte, erlaubt, Soldat zu werden. Auch in seinen Adern floß gut französisches Blut, und er eilte bald möglichst von den Garden in Paris nach dem Heer, bei den Kämpfen im Rheingau die Muskete zu führen. Wie die Söhne der guten, adeligen und parlamentarischen Familien, besonders unter Louis XIII und XIV, so oft noch als Knaben vor Ungeduld brannten, so sprangen namentlich

die unbärtigen Cadeten, die in den Feldcompagnien der Garden dienten, vor Freude, als d'Andilly ihnen den Abend vor der Schlacht die Lunten austheilen ließ und, wie ein römischer Prätor, die Truppen, welche ihn liebten, durch seine Reden ermunterte. Indeß war namentlich das Ende des Feldzugs 1635 nicht glücklich; die Spanier und Östreicher konnten geschlagen werden, aber sie sammelten sich sogleich wieder, was den Franzosen, mehr durch den stürmischen Muth im Vordringen furchtbar, besonders auffiel. Die deutschen Protestanten [1]) wagten nicht, im Angesichte von Gallas, sich mit den Franzosen zu vereinigen. Der Rückzug war um so schlimmer, als Gallas den Weg, auf welchem die französischen Magazine waren, gesperrt hatte; das große Feldherrntalent Weimars entwickelte sich in seiner ganzen Größe auf diesem gefährlichen Rückzuge von Mainz; dessen General-Lieutenant, Feuquieres, führte die Deutschen und Schweden, welche noch Manches ausführten, wozu die Franzosen nicht mehr fähig waren. Weimar mußte manchmal 500 Reiter aussenden, eines einzigen Bauern, des Weges kundig, habhaft zu werden; denn Alles war in die Waldungen geflüchtet. Dieser so lange Rückzug, er währte eilf Tage, sagt d'Andilly [2]), erinnerte mich an den Zug der Israeliten durch die Wüste, da wir bei der großen Hungersnoth, bei dem wenigen Wasser, stets von einem mächtigen Feinde verfolgt waren und nur einiges wilde Obst und einige schwache Brunnen den Tag über unsere Nahrung, der Vollmond in der Nacht unser Licht war. Was könnte unsere Noth besser schildern, als daß ich, der ich volle Gewalt über alle Beamte zur Versorgung des Heeres hatte, ganz krank, wie ich war, kaum Brot und Wasser bekommen konnte. Feuquieres, als naher Verwandter, besuchte am zweiten Tage des Rückzugs den Kranken; er mußte genau wissen, wie es stand; beide Männer nahmen mit Muth und Festigkeit Abschied, als sollten sie sich nie wieder sehen. Auch d'Andillys Sohn nahm Abschied von seinem Vater und ging dann zu seinem Haufen zurück. Von allen Seiten drohte Frankreich eine Überschwemmung der alle Dämme durchbrechenden

1) Besonders hatte man auf Hessen-Kassel gerechnet, wo de La-Boderie, Cousin von d'Andilly's Gemahlin, Resident und Oberst eines deutschen Reiterregiments war.

2) Petitot. Band 34, Seite 68.

Feinde, man zitterte für Paris; Richelieu, welcher den Krieg mit so großen Hoffnungen eröffnet, sah sich von König und Volk bedroht, wagte nicht aus seinem Palaste zu gehen, wo seine Garden mit brennender Lunte Wache hielten. Man traf ihn in Thränen, er soll vielfach mit dem Messer die Tapeten seiner Prunkgemache durchbohrt haben. Der Kapuziner Joseph war es, welcher damals seinen Muth und Frankreich wieder aufrichtete, aber nachdem er damit sich selbst überboten hatte, von der geistigen, moralischen Anstrengung vielmehr, als von der körperlichen erschöpft, die vielleicht mehr seinem irdischen Vaterlande, als dem Himmel geweihte, starke Seele aushauchte.

D'Andilly war von der Krankheit ganz erschöpft, Feuquieres, von der Arbeit des Feldherrn und des Soldaten aufgerieben, lag auf den Tod, der junge Arnauld wurde von einer Krankheit befallen, welche sich zuerst als furchtbares Fieber, dann als Blindheit äußerte. So verlangte d'Andilly seine Entlassung; de Thou folgte ihm in der Intendanz nach; ob er gleich im Parlament maitre des requêtes war, hatte er doch seinen Muth nicht zügeln können, war bei einem Scheinangriff auf Frankfurt verwundet worden, darüber er sich denn selbst beschämt sagte: Was hatte ich auch dabei zu thun? Aber es fehlte ihm auch in der größten Prüfung, welche seiner wartete, der Todesmuth nicht. D'Andilly rühmt sehr die Freundschaft, damit dieser würdige Mann ihn beehrt. Auch d'Andillys Schwiegermutter, Madame de La-Boderie, starb bald nach seiner Rückkehr, in Pomponne (25. November 1635), wo sie ihre letzten Jahre verlebt. — Zwei Jahre nach diesem Verlust, 23. August 1637, sagt d'Andilly, nahm Gott auch meine Frau zu sich. Da keine Worte meinen Schmerz über eine so grausame Trennung ausdrücken können, sage ich nur, daß meine Gefühle über diesen Verlust über alle Begriffe gehen. Hätte Gott mir nicht einen Trost bereitet in einem Freunde, wie St. Cyran, ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre. Er war ihr Beistand bei ihrem Tode und der meinige nachher, in einer so frommen und außerordentlichen Weise, daß Gott, welcher durch seinen Mund zu reden schien, ihm gewiß die Beweise vergolten hat, welche er uns, dem Einen, wie dem Andern, von seiner feurigen Liebe, von dieser vollkommenen christlichen Freundschaft gab, welche er nach den heiligen Vätern, die Erhöhung

der Christenliebe nannte. Und wie würde ich, hätte Gott sich seiner nicht bedient, mich gegen die größtmöglichen Trübsale des Erdenlebens stark machen, wie würde ich, noch nach diesem Verlust, einem so erdrückenden Schmerz haben widerstehen können, ihn selbst bald nachher nach Vincennes geführt und daselbst fünf Jahre gefangen zu sehen? — Dazu kam noch 1639 die Niederlage, die Gefangenschaft, der Tod von Feuquieres, der Tod von d'Andillys Bruder bei Verdún. Seine Briefe enthalten bis dahin viele Complimente, und man sieht oft nicht recht ein, wie er, im Begriff die Welt zu verlassen, all diesen Flitter wieder ausgraben mochte. Nun aber fängt er an sich zu überzeugen, die Einfalt der Kinder Gottes verbiete uns, Anderen zu schmeicheln; die Freiheit der Kinder Gottes verpflichte uns, die Anderen auf ihre Pflichten gegen Gott und Menschen aufmerksam zu machen. Er scheint von nun an den Grundsatz zu haben, in jedes, auch kleine, Schreiben wo möglich ein Körnchen Salz beizumischen. — Le-Maitre, welcher beim Tode seiner Tante sein eignes Leben fand und fühlte, die Rede des Abbés, oder vielmehr Gottes, triumphire weit über seine eigne, so berühmte Beredtsamkeit, meldet: St. Cyran sagte bei seinen häufigen Besuchen der Sterbenden Alles, was sie trösten konnte, den sonstigen Anwesenden aber, was sie erschüttern und das Nichts der menschlichen Dinge ihnen vorstellen konnte. Le-Maitre war erstaunt, daß ein Mann, welcher so sanft mit einer Kranken redete, ohne das ganze Gefolge von Figuren und Bildern, die Herzen also umstürzen konnte. — 1642 hatte auch d'Andilly selbst eine langwierige Krankheit durchgemacht, welche in seiner Correspondenz fühlbar ist. — Schon seit dem Tode Richelieus (1642) hatte man ein milderes System eingeschlagen, welches sich in seinem Nachfolger Mazarin, bei allen Versicherungen, Richelieus Tod habe nichts geändert, personificirte. Als nun auch der König starb und Anna Regentin wurde, zeigte sie gleich von Anfang d'Andilly viel Zutrauen, St. Cyran wurde freigelassen, sein Freund führte ihn aus dem Gefängniß, und die Königin ließ ihn darüber beglückwünschen. Es ist sonderbar, daß auch die Jesuiten, indem sie auf dieses versöhnlichere System im allgemeinen eingingen, freilich sehr unwillkürlich, auch zur Befreiung ihres Gegners beitragen mußten. Vielleicht hätte d'Andilly sich noch einmal auf dem Gebiete der höchsten Staatsangelegenhei-

ten versucht, der Gedanke, durch Erziehung eines Prinzen zu wirken, war noch nicht in ihm erstorben. Eine Idee hatte er auch lange fest befolgt, die Abschaffung der Duelle [1]); er hatte Louis XIII vorgestellt, wie der jähe Tod seines Vaters (Heinrich IV) eine Strafe des Himmels dafür dürfte gewesen sein, daß er dieser widerchristlichen, brudermörderischen Sitte nicht gesteuert. Ein Gesetzvorschlag darüber von d'Andilly wurde 1643 vom Parlamente registrirt. — Allein der Tod St. Cyrans (noch im October 1643) gab den Gedanken und dem Streben des doppelt verwaisten Freundes eine andere Richtung. Da Gott mir die Gnade erwiesen [2]), dafür ich ihm nicht genug danken kann, längst das Nichts der irdischen Dinge zu erkennen, und da ich überzeugt bin, kein anderes Loos könne einem Menschen vollkommene irdische Glückseligkeit gewähren, als das der Fürsten, indem es ihnen die Mittel an die Hand giebt, unendlich viel Gutes zu thun, während alle anderen Stellungen, auch die höchsten, in eine Abhängigkeit eingeschlossen sind, welche allen guten Willen erfolglos macht, so groß auch ihre Liebe zum öffentlichen Wohl und so vollkommen auch ihre Uneigennützigkeit sei, — in dieser Überzeugung hatte ich nicht sobald meine Frau verloren, als ich schon darauf dachte, mich zurückzuziehen, und verlor dieses Verlangen nie wieder aus meinem Herzen. Der Verlust eines Freundes, wie St. Cyran, bewirkte mit Gottes Hülfe, daß ich mich vollkommen dazu entschloß. Auch faßte ich wirklich wenige Tage nach seinem Tode den festen Vorsatz; allein da ich Vater einer so großen Familie war, durfte ich nichts übereilt thun; ich wollte zuvor mein Haus bestellen und glaubte dazu zwei Jahre nöthig zu haben, einen Termin, welchen ich jedoch um sechs Monate verrückte. Ohnedies nennt er sich in einem Brief an Richelieu von 1640 verarmt im Dienste des Staats. — Besonders bedacht war er für seinen Lieblingssohn Pomponne; auch für St. Cyrans Neffen,

1) Er nennt den Zweikampf eine abscheuliche Handlung, welche Seele und Körper, die in ehrlichem Kampf ein Gott wohlgefälliges Opfer sind, Gott rauben, sie dem Satan zu opfern. Pontis erzählt, er habe öfters sagen hören, es seien allein unter der Regentschaft von Anna, also nach diesem neuen, strengen Gesetz, 930 Adelige in Duellen umgekommen. Indeß wollte der dritte Stand 1617 die Strafen der Kirche, namentlich die Einziehung des Vermögens der im Zweikampf Gefallenen, nicht anerkennen.

2) Petitot. Band 34, Seite 80.

früher den Lehrer von d'Andillys Kindern, sorgte dieser vereint mit der Prinzessin Guemene, und Barcos erhielt, trotz aller Gegenbemühungen der Jesuiten, die Abtei seines Oheims. Was würde d'Andilly sagen, sprach eines Tags die Königin, wenn ich dem Neffen eines Mannes, welchen er so sehr liebte, diese Ehre verweigerte. Als dieser von Pomponne aus nach Paris kam, ihr dafür zu danken, sagte die Königin zu ihm: Sie liebten also St. Cyran sehr? — Ich war ihm so sehr zum Dank verpflichtet, erwiderte d'Andilly, daß ich ihn mehr liebte als mein Leben. Er hat mich aber noch mehr sich verpflichtet, indem er mir in seinem Testament sein Herz vermacht; ich schlage dieses höher an —; die Königin, welche den noch sehr jungen Louis in der Gallerie auf und ab führte, sagte, denselben am Arm fassend und d'Andillys Rede gleichsam fortführend: mehr, als dieses (König) zu sein. — St. Cyran hatte an das Vermächtniß seines Herzens noch die Verpflichtung geknüpft, daß d'Andilly sich aus der Welt in die Einsamkeit zurückziehe. — Da damals keine Nonnen in Port-Royal des Champs wohnten, hatte sich mein Neffe Le-Maitre dahin zurückgezogen mit einem seiner Brüder; wie auch der dritte meiner Söhne, welcher Page bei Richelieu gewesen, den Gott in Folge einer schweren Krankheit, darein er, von dem Heer zurückkehrend, gefallen war, gerührt hatt.. Ich hielt keine andere Einsamkeit für geeigneter und glaubte an keinem Orte der Welt meine Tage ruhiger beschließen zu können, als in dieser Wüste. Doch fühlte ich mich verpflichtet, zuvor meinen Freunden Rechenschaft zu geben und namentlich von der Königin nicht ohne Abschied mich zurückziehen zu dürfen. — Sie gab d'Andilly noch eine besondere Audienz, schien selbst gerührt und nahm huldreichst seine Bitte auf, sie möge überzeugt sein, daß er sie, auch wenn sie keine Krone trüge, nicht minder ehren und, wenn er es sagen dürfe, nicht minder lieben würde.

D'Andilly schließt [1]) diese seine Familienmémoires — denn er hatte sie ja auf die Bitte Pomponnes, besonders für dessen Kinder geschrieben — mit diesen Worten:

Ich zweifle nicht, daß er (Pomponne, welchen wirklich bald darauf Louis XIV zu seinem Minister machte), wenn er einmal

1) Petitot. Band 34, Seite 98.

eben so günstigen Gelegenheiten begegnet sein Glück zu machen, wie ich, sie besser benutzen wird. Indeß muß Jeder mit seinen Waffen kämpfen. Niemand besitzt in höherem Grade, als er, jene Ehrliebe, welche nichts vernachlässigt, um sich ohne Erniedrigung zu erhöhen durch alle möglichen rechtlichen Mittel, noch die Gabe, sich mit Leuten jedes Charakters zu vertragen; was ihm den Vortheil gewährt, außer meinen Freunden noch eine schöne Zahl anderer zu haben und die allgemeine Billigung. Ich im Gegentheil hatte nie Ehrliebe, weil ich zu viel davon hatte, indem ich die Abhängigkeit nicht ertragen konnte, welche in so enge Gränzen die Wirkungen des Strebens nach großen Dingen einschloß, welches Gott in mich gelegt, nach Dingen, die für den Staat glorreich sind, den Völkern Glückseligkeit verschaffen können, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, in diesem Allen meine besonderen Interessen zu Rathe zu ziehen, wie ich denn, so lange ich in der Gunst des Herzogs von Orleans war, nur die Befriedigung suchte, ihn mit Gottes Gnade zu einem der größten Fürsten zu machen, welche je diese Monarchie besessen. So war ich denn nur passend für einen König, welcher selbst regiert und kein anderes Verlangen gekannt hätte, als seinen Ruhm eben so unsterblich zu machen im Himmel, als auf Erden. Alles Andere scheint mir so verächtlich, daß ich nicht begreife, wie ein von Gottes Hand gebildetes Herz, bestimmt ihn selbst zu besitzen, fähig ist, sich daran zu hängen; denn heißt das, seine unendliche und ewige Größe erkennen, wenn man sich durch den falschen Glanz dieser vorübergehenden Größen blenden läßt, vor denen beinahe die ganze Welt götzendienerisch die Knie beugt? Welche Betrachtungen könnte ich nicht anstellen über die große Zahl Derer, welche ich im Verlauf meines Lebens auftauchen und untergehen sah! Ohne jedoch in den Häusern der Könige, der Fürsten, der Großen und der Favoriten Beweise dafür zu suchen, wie grundlos alles vom Glück Abhängige ist, kann nicht dieses für meine Kinder entworfene Mémoire dasselbe an unserer Familie zeigen? Denn was war das Ende all der so begründeten Hoffnungen, unsere Familie würde sich zu einer Bedeutung erheben, welche groß genug wäre, viele andere neidisch zu machen? Um aber ein gediegenes Urtheil zu fällen, nicht blos nach dem eiteln Schein, so kann ich Gott nicht genug danken, daß er das Gebet meiner Mutter erhören wollte, einer wahrhaft

christlichen Frau, er möge das zeitliche Glück ihrer Kinder umstoßen, auf seinen Ruinen ein ewiges zu gründen; und, um die Sache mit den Augen des Glaubens anzusehen, welche andere Familie ist glücklicher! Von zwanzig Kindern, welche mein Vater von dieser tugendsamen Frau gehabt, sind zehn im Alter der Unschuld gestorben, folglich ewig selig. Von den zehn anderen haben sechs in dem heiligen Hause von Port-Royal ihr Leben beschlossen, oder werden es noch daselbst beschließen. Von uns vier Brüdern schreiten zwei, mein Bruder, der Bischof von Angers, und der Doctor der Sorbonne, auf der engen Straße, kämpfend den guten Kampf, und setzen sich so mit Gottes Hülfe in den Stand, eines Tags von seiner Hand die Krone zu empfangen. Ich habe Grund zu hoffen, Gott werde auch meinem dritten Bruder, der bei Verdün fiel, Barmherzigkeit erwiesen haben; und so ein großer Sünder ich auch bin, seine unendliche Güte läßt mich von ihm dieselbe Gnade hoffen, durch das Verdienst des Blutes, welches mein Heiland am Kreuz vergossen hat.

Von den funfzehn Kindern, die Gott mir gegeben, sind fünf im Alter der Unschuld gestorben, drei meiner sechs Töchter, die Nonnen in Port-Royal geworden, sind eines frommen Todes verstorben, und ich kann Gott nicht genug dafür loben, daß die drei anderen in ihren Wegen gehen. Der letzte meiner vier Söhne, welcher sehr jung bei dem Heere gestorben ist, wurde so christlich erzogen, daß ich Grund habe zu hoffen, Gott habe ihn aus dieser Welt genommen, ihn vor dem Verderbniß zu bewahren. Der Sohn, welcher der Genosse meiner Einsamkeit ist, hatte vor mir auf diese Welt Verzicht geleistet, in der Hoffnung einer zukünftigen. Und so wird denn Gott, wenn es sein Wille ist, den beiden anderen auch die Gnade erweisen, daß sie nicht dulden, daß ihre jüngeren Brüder einen größeren Antheil an diesem himmlischen Erbe haben, darnach wir immer trachten sollen. Das ist das Gute, welches ich ihnen inbrünstig wünsche. Ich bitte sie, es recht tief den Seelen meiner Enkel einzugraben, daß auch sie die Tugend als den höchsten Schatz betrachten und nie das Wort Christi vergessen: Was würde es dem Menschen helfen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme Schaden an seiner Seele! und das apostolische Wort: Die Gestalt dieser Welt vergeht.

Und so möge denn, nachdem d'Andilly so lange von sich

selbst Zeugniß abgelegt, es möge auch ein Anderer das seinige geben. Der auch von Bayle in Ehren gehaltene Perrault sagt [1]): D'Andilly erschien noch sehr jung bei Hofe würdig der höchsten Ämter. Später verwaltete er mehrere sehr bedeutende mit viel Geschicklichkeit und der gewissenhaftesten Rechtschaffenheit. Seine Art, mit Fürsten und selbst mit Königen zu verkehren, war eigenthümlich. Denn da er ein großes Herz hatte, einen edeln Geist und alle die Würde, welche ein empfehlendes und Achtung gebietendes Äußere begleitet, verbunden mit einem festgegründeten guten Namen und eine vollkommene Weisheit, sprach er zu ihnen mit einer großen Freiheit, welche, dabei voll Umsicht, ihnen stets sehr angenehm war. Denn sie waren von seiner Aufrichtigkeit überzeugt, von seinem Eifer für ihren Dienst und von der Redlichkeit seiner Absichten. Das öffentliche Wohl machte auf seine Seele denselben Eindruck, welchen das persönliche Interesse gewöhnlich auf die Anderen macht. Es machte ihm Freude, sich des Einflusses zu bedienen, welchen sein Verdienst ihm gab, die Ehre und die Gerechtigkeit zu begünstigen und so viel als möglich zu bewirken, daß die Tugend eben so glücklich wäre, als sie es verdiente.

Wie denn diese großen Eigenschaften, mehr vom Himmel, als von der Erde stammend, ihn immer getrieben hatten, auch das Größte, das die Welt beut, zu verachten, verließ er sie in einem Alter vom 55 Jahren, indem er sich in die Abtei Port-Royal des Champs zurückzog. Während dieser Zurückgezogenheit von 30 Jahren bereicherte er die Kirche mit schönen Werken, welche man in Aller Händen sieht. Sie sind so zahlreich, daß man sie in acht Folianten gedruckt hat. Es sind größtentheils heilige Geschichten, aus den trefflichsten und getreusten Originalen gezogen, oder bewundernswürdige Übersetzungen der schönsten Werke der Kirchenväter; Alles ist mit der äußersten Eleganz und einer sehr großen Reinheit der Sprache geschrieben, besonders aber mit einer Kraft und Salbung, welche zugleich sowohl den natürlichen Adel seiner Seele bezeugen, als die Gnade des Heiligen Geistes, womit er erfüllt war. — Diese Oeuvres diverses de Monsieur Arnauld d'Andilly sind mit seinem Wissen gesammelt und ein hal-

1) Les hommes illustres qui ont paru en France pendant le XVII siècle. A La Haye, 1736. Erster Band, Seite 117.

des Jahr nach seinem Tode erschienen zu Paris bei Pierre Le Petit, imprimeur et libraire ordinaire du roy, rue St. Jacques à la Croix-d'or. 1675. Dieser Le-Petit war selbst ein Freund des Verstorbenen und hatte sich durch Dankbarkeit für seine Freundschaft zu diesem Unternehmen ermuthigt gefühlt; er bittet auch den Leser, Gott für diese ihm gewordene Gnade zu danken. Noch auf dem Todenbette hatte d'Andilly ihn seiner treuen Freundschaft versichert und dadurch zum voraus getröstet und gestärkt.

Es ist aber eine auffallende Erscheinung des siebenzehnten Jahrhunderts, daß die zahlreichsten und gediegensten, selbst die gelehrtesten Schriften von Männern geschrieben wurden, welche in den höchsten und zerstreuendsten Staatsgeschäften oder Würden der Kirche lebten. Wir wollen nicht von dem allerdings der Geschäfte nicht sehr mächtigen de Thou reden; wie viele Folianten und welche Bücher, wie mannigfaltigen Inhalts, hat Grotius geschrieben, er, der beinahe von seiner Kindheit an in die ihn, wie es schien, ganz in Anspruch nehmenden Staatsgeschäfte verwickelt war; sodann Sirmond und viele andere Jesuiten. War es ein Glück, daß das achtzehnte Jahrhundert auch hierin die Trennung der Arbeit durchführte? sollte nicht in diesem Erstehen eines eignen, mit den Geschäften des Lebens weniger bekannten Standes der Schriftsteller, der Philosophen, der hommes de lettres, ein Hauptgrund der auflösenden, zersetzenden Wirkung dieser moderneren Literatur liegen? Und hat die Gesellschaft, der Staat und vielleicht auch die Kirche allein dabei verloren, ist nicht vielmehr auch die Literatur damit in Gefahr, Realität, Kraft, Charakter, Wahrheit, Wirksamkeit zu verlieren? geistreicher ist sie damit geworden; hat sie darum aber auch ihre Organe selbst geistig gesünder und glücklicher gemacht? Der Fehler aber liegt weder allein an den Schriftstellern, noch allein an den in der Gesellschaft mit Gewalt Begabten; es liegt aber hierin auf jeden Fall eine der Ursachen des Gegensatzes und des Kampfs zwischen dem historischen und natürlichen Rechte, zwischen Gewalt und Geist. Es ist eine kräftige Wahrheit in jenen alten Römern, welche sich am Pflug ausruhten von den Mühen des Kriegs und unter dem kriegerischen Zelte von der Arbeit des Landbaus. Auch in diesen Männern, welche in der Wissenschaft sich erholen von den Mühen der Staatsgeschäfte und in diesen sich wiederum stärken nach den

Arbeiten des Schriftstellers, es ist etwas Wahres, Kräftiges im Geist, wie im Charakter dieser Männer. Es liegt darin zugleich das Geheimniß ihrer Kräfte, woher sie zu dem Allen die Zeit genommen. Der Fußgänger dauert mehr aus im bergigen Lande, wo der Pfad ihn bald bergan, bald eben fort, bald bergab führt, als in der scheinbar mühloseren Ebene. Schon unser Le-Petit bemerkt, daß diese Erholung und Stärkung des Geistes minder Sitte geworden. Es giebt uns dieses aber einen Schlüssel zu der geistigen Diätetik des Vereins von Port-Royal, davon später Mehreres. D'Andilly aber war darin nicht blos den Besseren seiner Zeit gleich, daß er die Jahre seiner Zurückgezogenheit und Ruhe der wissenschaftlichen Arbeit widmete, er schloß sich zugleich an die Consuln des alten Roms an, an die gestrengen Senatoren, deren Kühnheit und unbeugsames Selbstgefühl auch sonst seinem Charakter sich eingeprägt. Perrault sagt: Nach dem Beispiel jener ausgezeichneten Römer, welche ihre Felder bauten, wenn die Angelegenheiten der Republik ihnen diese Arbeit erlaubten, gefiel er sich äußerst in seinen Erholungsstunden bei der Gärtnerarbeit (Baumzucht). Er philosophirte so tief über die Natur der Bäume, über das, was ihnen angemessen, über das, was ihnen zuwider ist; durch die verschiedenen Beobachtungen, welche eine lange Erfahrung ihn machen ließ, erlangte er eine so vollkommene Kenntniß darin, daß Niemand bis dahin diese liebenswürdige, unschuldige Kunst weiter ausgebildet hatte. — Noch fällt uns hier eine Eigenthümlichkeit nicht blos d'Andillys, sondern auch der anderen Männer von Port-Royal auf, indem sie ein Geschäft, welches so oft nur maschinenmäßig und als Handwerk getrieben wird, als ein Werk christlicher Demuth und Selbstentäußerung zum gemeinen Nutzen trieben, nemlich das des Übersetzers. So hat d'Andilly eine Übersetzung der jüdischen Alterthümer und des Kriegs der Juden wider die Römer von Josephus gemacht, welche sich besonders verbreitete [1]), auch nicht ohne Verdienst sein soll. Des-

1) Wir finden bei Brunet, manuel du libraire et de l'amateur de livres, tom. 2, Pag. 183:

Joseph, histoire des Juifs, traduite du grec par Arnauld d'Andilly. Amsterdam 1681, pet. in fol. Edition recherchée à cause des gravures dont elle est ornée: 15 à 20 fr. La réimpression de 1700, même lieu, même format, dont les gravures sont usées: 10 à 15 fr. La même, trad. par Arnauld d'A. Bruxelles, 1701 — 3. 5 Vol. pet. in-8 fig. Jolie édition,

gleichen eine Übersetzung der Bekenntnisse Augustins. Auch die Schriften von St. Therese und Johann Davilas, genannt der Apostel von Andalusien, gab er französisch heraus; überdies eine aus der Heiligen Schrift selbst gezogene Geschichte des Alten Testaments; die Lebensbeschreibungen mehrerer Heiligen aus verschiedenen Jahrhunderten der christlichen Kirche, namentlich des seligen Gregorius Lopez, sind von ihm. Wie der Sinn für eine fromme Einsamkeit in Gott ihm die Muße zu diesen Arbeiten gewährte, so ist nicht nur derselben auch ein Gedicht gewidmet, sondern der zweite Band besteht aus Lebensbeschreibungen der heiligen Väter in den Einöden und etlicher Heiligen, geschrieben von den Vätern der Kirche und anderen kirchlichen Schriftstellern, sowohl griechischen, als lateinischen. Er sagt auch im Vorwort, die Einsamkeit, in welcher er Gott seine letzten Lebensjahre weihen wollte, haben ihn zunächst veranlaßt, einige Erleuchtung für seinen Wandel und seine besondere Erbauung zu suchen in der Beschreibung des ganz himmlischen und ganz wunderbaren Lebens der alten Einsiedler. So hoffte er die heiligen Seligkeiten Derer zu genießen, welche sich ganz mit Gott beschäftigten, mit ihrem Heile und mit der Kirche; diese großen Wunder der Heiligkeit, diese Meisterwerke der göttlichen Allmacht, haben meinen Geist so sehr erfüllt mit der tiefsten Bewunderung, daß ich nicht umhin konnte, auch gegen Andere Zeugniß davon abzulegen. Die ganze Sammlung von d'Andillys Werken wird eröffnet durch eine Abhandlung über die Reformation des inneren Menschen, nach dem Text 1. Joh. 2, 16: Die Welt aber ist nichts als Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Leben.

Das Urgesetz der Wesen ist, daß jedes in sein Urelement zurückkehrt; dieser Zug der Auflösung, dieses Gewicht, welches alle Dinge niedertreibt, wie den Strom nach dem Meere, würde die Welt in das Nichts stürzen, wäre sie nicht durch Gottes Wort getragen. Darum fielen auch Engel und Menschen von

très-recherchée: 36 à 42 fr. La réimpr. de Bruxelles, 1738, 5 Vol., pet. in-8, dont les figures sont usées: 15 à 18 fr. Une autre édit. de cette traduction, qui quoique sans gravures, mérite d'etre distinguée à cause de sa belle impression, est celle de Bruxelles, 1676 (?), 5 Vol. in-12.

Wir sehen aus demselben Handbuch, daß er weder der erste, noch letzte Übersetzer von Josephus ins Französische war.

ihrer gottähnlichen Höhe [1]) in eine niedere Welt verpflanzt, und hätte Gott sie nicht in ihrem Sturze aufgehalten, sie wären bis zur Vernichtung herabgestürzt.

Daher kommt es, fährt der Philosoph der Baumzucht fort, daß, wie die Bäume, welche man mit großer Gewalt biegt, sich mit desto größerer Gewalt wieder in ihre natürliche Lage zurückversetzen, sobald sie die Hand, welche sie hielt, losläßt, daher kommt es, daß gleichermaßen im Gegentheil die menschliche Natur, seit sie verdorben und gleichsam durch die Sünde verbogen ist, nur durch die äußerste Gewalt zurückgezogen werden kann; sobald man sie aber sich selbst überläßt, stürzt sie sich durch ihr eigenes Gewicht in das Laster ihres Ursprungs zurück. Dieses Gesetz, dadurch die Geister regiert werden, hat sich auch tief allen Theilen der Natur eingeprägt.

Darum kann auch kein Staat sich vor dem eindringenden, oder vielmehr dem einwohnenden Verderben bewahren und keine Ordnung eines Klosters oder eines frommen Vereins kann die ursprüngliche Reinheit seines Zwecks und seiner Stiftung erhalten, er verfällt in die ursprüngliche Unordnung, die allen Menschen gemein ist. Aber darum ist auch Gottes Gnade das Herrlichste, er wollte das Gefäß, welches seinen Händen entfallen war, lieber wieder zusammenfügen, ihm die Gestalt, welche er ihm ursprünglich gegeben hatte, wiedergeben, statt die übrigen Reste vollends zu zerbrechen und ein ganz neues zu schaffen. — Diese Gnade aber ist es, welche ganz besonders durch diese Anschauung der Sünde der Menschen verherrlicht wird. Sie kämpft nicht nur wider die schwache Kraft des menschlichen Willens, sondern überwindet eine die ganze Welt an allen ihren Gränzen, im Innersten ihres Wesens durchdringende furchtbar dunkle Gewalt, welche das All in den Abgrund ihres Nichts niederzuziehen droht; denn außer Gott ist das Nichts das Gewaltigste, das Absoluteste, es hat diese Welt geschaffen, den Schein der Endlichkeit, welche nur von Gottes hemmendem Worte aufgehalten wird in ihrem jähen

1) C'est ce qui a fait que les anges et le premier homme ne sont pas demeurez dans le comble de la gloire où Dieu les avait mis au commencement; mais c'estant trouvez comme dans un païs étranger, ils ont quitté Dieu et sont tombez en bas ainsi que dans leur patrie naturelle; et fussent passez jusques au néant si Dieu ne les eût soûtenus dans leur cheute par une bonté toute-puissante.

Sturze nach den Tiefen des Nichts. Die Engel und Menschen sind gefallen, „indem sie, die Creaturen Gottes, sich wie in einem fremden Lande" in der an sich nichtigen Welt befanden. — Aber tritt damit nicht ein die menschliche Persönlichkeit vernichtender Dualismus auf den Plan? Die Frage: wie der Mensch, Gottes Ebenbild, in den Garten Gottes, in eine von Gott geschaffene Welt gesetzt, habe sündigen können; diese Frage fällt freilich dabei weg. Außer Gott ist nichts, ist nur das Nichts, daraus die eitle irdische Welt und die Sünde hervorgehen, aber Alles nur zur Ehre der siegreichen Gnade Gottes. Der Mensch aber stürzt sich in dieses Mysterium der göttlichen Gnade, um in der Vernichtung seines nichtigen Seins, des Scheines, der Sünde, erst Wesenheit und Seligkeit zu erhalten, oder vielmehr Gottes Gnade ist es, die aus dem Nichts zu sich zieht, wen sie will. Da ist kein Recht an seine belebende, erlösende Gnade; da ist kein Raum für eine Klage des nicht Auserwählten, so wenig das, was nicht geschaffen ist, klagen kann und darf, daß es nicht geschaffen sei. — Wir erkennen aber darin sowohl d'Andillys Eifer für Gottes Gnade, vor welcher sein stolzer Sinn sich um so unbedingter beugt, je mehr er sich in seiner Manneswürde jeder irdischen Größe gegenüber gefühlt, als auch das Resultat seiner Laufbahn, seiner Hoffnungen und Bestrebungen, von dem unbedingten Nichts alles Endlichen. — Scheint aber der Gedanke sich also in die Tiefen des Mysteriums zu verlieren, dem Manichäismus und Doketismus vor der Eitelkeit des Pelagianismus fliehend, in die zermalmenden Arme zu laufen und jeder Rückweg zu einer Anwendung und Gestaltung des Lebens abgeschnitten, so ist vielmehr diese der höchste Zweck, den Menschen zu Gott zurückzuführen durch die rechte Gestaltung seines Lebens. Hat Gott es für gut gefunden, das zerbrochene Gefäß nicht wegzuwerfen und ein neues zu schaffen, so sollen auch wir nicht eine neue Ordnung des geistlichen, christlichen Lebens aufzurichten streben, mit Aufgebung der angeerbten Formen, sondern nur das Leben der ersten Christen und Mönche in seiner Reinheit wieder herstellen. Damit tritt er denn also sowohl durch die Reformation des inneren Menschen einer totalen Reformation der Kirche entgegen, als den Jesuiten, welche die Traditionen des Mönchthums abbrechend, wie Mariana sagt, auf Speculation, auf die dringenden

Bedürfnisse der Gegenwart ihr Institut gründeten. D'Andilly aber nimmt sich vor, nicht von dem Menschen in abstracto, noch blos von den Formen der Gemeinschaft zu reden, sondern beide in ihrer lebendigen Einheit zu fassen und uns einzuleiten an der Hand Augustins, des tiefsten Menschenkenners, in die Verderbniß und Erneuerung des Menschengeistes, welche die Frucht einer gemeinsamen frommen Lebensordnung (discipline regulière) ist.

Es ist auffallend, wie die Sprache Arnaulds sich verändert, sobald er von seinem Philosophem herabsteigt zum Einzelnen der kirchlichen Lehre und der Geschichte des Menschen, des Bösen, des göttlichen Reiches. Des Menschen Selbstheit, das Verlangen, sich selbst Ruhm, Licht und Glück zu sein, während er bisher an diesen göttlichen Gütern Theil genommen, dieses Verlangen ist es, was die Sünde verursachte. So zerfallen alle Sünden denn in die des Fleisches, in die des Geistes oder die Sucht, sich selbst Licht und Auctorität zu sein (Augenlust), und in den Stolz des Willens; welchen auch die drei Versuchungen Christi entsprechen [1]). Der Stolz des menschlichen Herzens aber ist der stärkste Feind, darum nur Rettung in der freien Gnade Gottes, in der völligen Übergabe an sie, deren starke Erweisungen uns ebensowohl in der Demuth erhalten sollen, als die Schwachheiten und die Anfechtungen, welche sie auch in den Auserwählten noch, zur stäten Erweckung der Demuth, zuläßt. — Sobald d'Andilly von dem kühn in die Gebiete der Häresie hinüberschweifenden Fluge sich umgewandt, in das symbolisch, in das kirchlich dogmatische und ascetische Gebiet zurückkehrend, hat sich auch der kühne Flügelschlag seiner Beredtsamkeit gelegt, er schreitet fein besonnen in den gebahnten Straßen der Lehre.

Diesen Schwung der Dichtkunst vermissen wir allerdings auch in den Stanzen über verschiedene christliche Wahrheiten, einer Pflichtenlehre und Dogmatik in Versen. Wir haben oben gesehen, auf welche Weise d'Andilly dazu kam, seine ersten dichterischen Versuche zu machen. Zum Theil bei weitem gelungener ist sein aus 99 Versen bestehendes Poem über das Leben Jesu.

Sonderbar ist es, daß, wie Loyola zuerst daran dachte, das heilige Land dem Glauben zu erobern, auch d'Andilly sein Lied,

1) Siehe dazu Jansenii Augustinus, zweiter Band, de statu naturae lapsae, liber secundus, caput 8.

sein Gebet zum Herrn sendet um Befreiung des heiligen Landes und Grabes. Wie, der Schauplatz deiner Siege, o Herr, wo du den Tod und die Hölle niedertratst, soll in der Gewalt eines ungläubigen Sultans sein? Aus des Grabes Tiefe dringt ein Seufzen zum Herrn; nicht mehr das Haupt stolz tragend, mit Thränen im Auge ruft die Stadt Jerusalem um Befreiung: O laß mir aufgehen dein Licht in meiner Nacht! wie schwer ruht dein Fluch auf mir und die Last der Jahrhunderte, seit ich ihn trage! Einst war ich Königin des Morgenlandes, nun kaum noch mein eigner Schatten. Aber nicht meine Schmach ists, was mich am meisten kränkt, sondern der Hohn gegen dich, du eifernder Gott!

Seigneur, ou convertis ces peuples infidelles:
Ou si pour toy leurs coeurs sont des coeurs de rocher,
De ces nouveaux Geans fais un ardent bucher
Qui commence ici bas leurs peines éternelles.
Change en nostre fauveur leur trop heureux destin:
Fay que victorieux des murs de Constantin
Nous foulions à nos pieds l'orgueil qui les domine:
Fay marcher devant nous l'effroy du nom chrestien.
Sois notre divin phare; et que la Palestine
Trouve dans ton triomphe et le notre et le sien.

D'un seul de tes regards nos troupes animées
De nos divisions éteindront le flambeau:
Nous irons délivrer ton auguste tombeau
Et couronner nos fronts de palmes Idumées
D'hommes et de vaisseaux nous couvrirons la mer;
Et la croix au milieu de la flâme et du fer
Domtera pour jamais le superbe Bosphore.
Tonne du haut du ciel: montre que tu le veux:
Haste-toy de donner le secours que j'implore
Et dessus tes autels j'accompliray mes voeux [1]).

Dieser unserer Ausgabe von d'Andillys Werken ist sein Bild in einem schönen Kupferstich von dem berühmten Edelinck, nach einem Gemälde von dem d'Andilly sehr befreundeten Philippe de Champagne vorgesetzt. Die Haltung, die Hand, besonders das Auge drückt Kühnheit, eine abwehrende Bewegung gegen alles Unedle aus. Die ganze Figur in ihrer Toga zeigt an, daß sie

1) Das ganze Gedicht erinnert vielfach an das Lied der Ritter in Heinrich von Ofterdingen.

zu Kampf und Frieden gerecht sei. Darunter die Unterschrift: Quam dulci senet quiete. — Ein anderes Portrait von d'Andilly findet sich im fünften Bande oder vielmehr in der 58. Lieferung des Musée Napoléon. Auch dies ist nach einem Gemälde von Philippe de Champagne, welches eine Höhe von 2 Fuß 3 Zoll, eine Breite von 2 Fuß 2 Zoll hat. Hier ist d'Andilly jünger, sein Gesicht voller, mehr der Ausdruck der Ruhe. Des Gemäldes hohe Vollendung wird gerühmt, besonders die Hand, ein non plus ultra der Zeichnung. — Unter der erstgenannten Abbildung d'Andillys vor seinen Werken steht das Bild des Klosters Port-Royal, die Kirche in der Form des Kreuzes, der Thurm in der Mitte desselben, ein langes Klostergebäude und andere kleinere; eine Höhe im Hintergrunde, im Vordergrunde ein beinahe höher als das Kloster gelegener See mit einem Schwan. Darum die Inschrift:

Porté sur le Christal de cette onde qui dort
Il gouste en vieillissant des douceurs sans pareilles
Et plus il est prest de la mort,
Plus sa voix charme les oreilles.

So ist uns denn d'Andilly als eine eigene Persönlichkeit gestorben und begraben, er ist uns untergegangen in dem Verein von Port-Royal, wo wir ihn wiederfinden, wie er allezeit Kampf findet im äußeren Frieden, den Kampf mit sich selbst, Frieden aber, den inneren Frieden bei allem Kampfe und äußerer Anfechtung.

Er kam dahin auf eine kürzere Zeit 1644; ganz aber zog er sich in diese Einsamkeit zurück im Jahre 1646. Unmittelbar zuvor hatte er seine Briefe, zum Theil eine Apologie seiner politischen Laufbahn, herausgegeben; uns sind sie besonders werth durch die Aufschlüsse und Blicke, welche sie uns in seine intimeren Freundschaftsverhältnisse gewähren. (Siehe Beilage V.)

Zweites Kapitel.

Um dieselbe Zeit, als d'Andilly sich völlig vom öffentlichen Leben nach Port-Royal zurückzog, trat sein jüngerer Bruder Heinrich Arnauld, Abbé von St. Nikolas, später Bischof von Angers, in die großen Staats- und Kirchenangelegenheiten thätig ein. In seiner Jugend wurde er Herr von Trie genannt. Zuerst widmete er sich der Rechtswissenschaft. Franz von Sales soll aber seinen Übertritt zum Klerus schon längere Zeit zuvor vorausgesagt haben. Es gehörte dieser zwar nie dem Verein von Port-Royal selbst auf längere Zeit an, allein er war ein rechter Arnauld und das stärkste Mittelglied zwischen dieser Charakter- und Geistesbildung und dem Episkopat im Sinne des alten, ächten, oder vielmehr des durch St. Cyran und Jansen veredelten Gallicanismus. Im geraden, schneidenden Gegensatz gegen die Hofbischöfe, welche ihren Gemeinden und Pfarrern entfremdet, in Paris Gunst und Gnaden suchend, ihrer wahren Würde und Kraft baar wurden, lebte Arnauld seit er Bischof geworden, in steter Residenz, immer in der Mitte seiner Heerde, während 44 Jahre nur einmal in Geschäften abwesend. So ward er denn von dieser seiner Heerde bei Lebzeiten geehrt und geliebt, nach seinem Tode stand er im Geruch der Heiligkeit. — Wie der Adel, indem er seine Burgen, seine Provinz, seinen Heimathsboden, wo sein Stamm wurzelte, verließ und sich übersiedelte in den üppigen, künstlichen Kunstgarten des Hofs, in dieser gemachten, gesteigerten Atmosphäre seinen Charakter, seine Geschichte, seine Familientraditionen, seine Stärke und wahre Ehre verlor, ebenso, ja noch viel mehr diese Bischöfe. Was sie vereint vermocht hätten, was sie verloren, das zeigt der kühne, am Ende siegreiche Kampf des beinahe vereinzelten Bischofs Arnauld. Er ist ein ehrwürdiges Beispiel eines in Gehorsam freien Mannes, weil er in Allem seinem Gewissen und seinen heiligen Pflichten und Rechten unerschütterlich getreu bleibt.

Zum Glück giebt uns seine Lebensgeschichte mancherlei Fingerzeige, wie er durch Kenntniß der Menschen und Verhältnisse, nicht blos durch vererbte Principien und Rechte in dieser Über-

zeugung und Stellung festgewachsen ist. Zugleich ist unverkennbar, daß seine Erfahrungen und Anschauungen seiner Familie sich mittheilen, in ihre Überzeugungen übergehen mußten, sie erklären uns mitunter, wie sie zugleich so gut katholisch und doch so wenig päbstlich gesinnt war, eine Eigenthümlichkeit, welche sich mehr im Schweigen über die Bedeutung des Pabstthums und in Protestation gegen die Maßregeln der Kurie, als in einem unmittelbaren Angriff darstellt. — Die Mémoires von Heinrich Arnauld [1]), aus welchen wir großentheils das Folgende entnehmen, waren in den Händen der Familie, gewiß nicht als todter Schatz, geblieben. Ein Enkel d'Andillys, der Sohn Pomponnes, Abbé Pomponne, gab sie erst aus seinen Händen, auf daß sie veröffentlicht würden. Auch d'Andillys Sohn, der Abbé Anton begleitete, nachdem er das Kriegshandwerk aufgegeben hatte und Geistlicher geworden, den Oheim mit nach Rom. — Das Zusammentreffen einiger Umstände hatte bei ihm die Reife dieses Entschlusses beschleunigt. Einer seiner Verwandten schlug sich im Duell; Arnauld machte ihm Vorwürfe darüber, daß er sich dabei seiner nicht als Secundanten bedient; was damals um so mehr ein Freundesdienst war, als die gegenseitigen Secundanten gewöhnlich auch handgemein wurden. Es wollte Arnauld die Entschuldigung seines Vetters nicht gelten lassen, daß dieser dann nimmermehr gewagt haben würde, seinem Vater, d'Andilly, vor die Augen zu kommen. Dieses genügte mir nicht, sagt Anton Arnauld am Schluß des ersten Buchs seiner Mémoires; der Verdruß darüber ließ mich die ganze Nacht nicht schlafen. Gott bediente sich dieses Mittels, mich über mich selbst nachdenken zu machen; endlich sagte ich: Bin ich nicht sehr unglücklich und in einer unglückseligen Verfassung, daß ich so betrübt darüber sein muß, ein Verbrechen nicht begangen zu haben! — Der Gedanke beschäftigte ihn sehr, er dachte von nun an daran, einen Stand aufzugeben, wo man stets in Versuchungen ist, die unser Heil gefährden. Dazu kam im ent-

1) Negotiations à la cour de Rome et en différentes cours d'Italie de Messire Henri Arnauld, abbé de St. Nicolas, depuis évêque d'Angers, sous le pontificat du Pape Innocent X pendant les années 1645, 1646, 1647, 1648, dans lesquels on voit la situation des affaires de l'Europe et plusieurs lettres de Louis XIV, de la Reine Regente, du Cardinal Mazarin, et des autres ministres de la cour de France. In fünf ziemlich starken Bänden, 1748, ohne Druckort. — (Siehe Beilage VI.)

scheidenden Augenblick das Fehlschlagen einer der vielen Hoffnungen auf Beförderung und die Freude seines Vaters über den frommen Entschluß. — Wir beschränken uns bei der, besonders in den Berichten des Abbé von St. Nikolas, vorliegenden Masse des verschiedensten Stoffes nur auf das, was zunächst auf die Ansichten der Arnauld über Pabstthum und Kirchenregiment Einfluß haben konnte. Es ist aber eine Erfahrung, welche zu machen man auch sonst Gelegenheit genug hat, daß zwar Dichter und Künstler in Rom leicht für den Katholicismus gewonnen werden, während Männer, deren Beruf es ist, der Kurie durch Unterhandlungen und Staatsgeschäfte näher zu kommen, durch diese Bekanntschaft mit den Triebfedern und Mitteln des geistlichen Regiments gewöhnlich dem Katholicismus, oder vielmehr dem Pabstthum entfremdet werden. —

Heinrich Arnauld, der jüngere Bruder d'Andillys, hatte mit dem Cardinal Bentivoglio, wohl einem Sprößling des hohenstaufischen Hauses, eine Reise nach Rom gemacht, wo er sich mehrere Jahre aufhielt. Briefe von d'Andilly an den Cardinal, worin er sich für dessen Güte gegen Heinrich bedankt, von den Jahren 1623 und 1625 lassen schließen, daß die Reise auf diese Jahre fiel. D'Andilly rühmt auch die 1643 erschienenen Mémoires des Cardinals hoch. Er war damals fünf Jahre in Rom. Während dieser seiner Abwesenheit (nach seinem Neffen schon zuvor) war Heinrich zum Abbé von St. Nikolas ernannt worden; nach seiner Rückkehr wurde er Kanonicus und bald Archidiakonus von Toul, wo die Feuquieres ja damals großen Einfluß hatten. Als 1637 der Bischof, Marcheville, starb, behauptete das Kapitel das Recht der Wahl zu haben und ernannte Heinrich zu dieser Würde; auch der König bestätigte ihn darin. Da aber zwischen Pabst und König, oder vielmehr Richelieu, ein Streit über die Besetzung entstand, bedankte er sich derselben. Bezeichnend ist, daß, nach einer Erzählung Angelicas, St. Cyran sagte, daß Heinrich allein unter allen Bischöfen seine Würde ohne päbstliche Bulle hätte antreten können, da er vom Kapitel selbst kanonisch gewählt worden. Doch verlange wohl in der gegenwärtigen Lage die Weisheit und christliche Liebe, daß er das Amt nicht annehme, um kein Ärgerniß zu geben.

Die Verhältnisse des päbstlichen Stuhls waren 1644 durch

den Tod Urbans VIII aus dem Hause Barberini und das Ende der Nepoten-Regierung in eine sehr dilicate Lage versetzt. Die Kurie bildete nicht blos für Italien eine Macht, was bei dem Kampfe Frankreichs gegen Spanien schon wichtig genug war, auch die Angelegenheiten des durch Frankreich gegen Spanien insurgirten Cataloniens und der dortigen kirchlichen Würden waren schwebend, wie die Anerkennung Portugals, welches sich von Spaniens Joch mit Frankreichs Hülfe zu emancipiren strebte. Von ganz besonderem Gewicht war der Einfluß der Kurie auf die westphälischen Friedensunterhandlungen, und zwar um so mehr, als sie hier vermittelnd, mit der Würde des Schiedsrichters, auftrat. Da der Christenheit aber der Frieden zum Theil auf Kosten der Kirche, das heißt der Kirchengüter, geschenkt werden sollte, so war eine Sympathie der Interessen zwischen Pabst und Spanien, welches, weil eben im Nachtheil, mit dem Frieden nicht sehr Eile hatte. —

Im Conclave mußte demnach von beiden Seiten Alles aufgeboten werden. Protector der französischen Nation war der Nepote Urbans, Anton Barberini, er hatte also über das derselben zustehende Veto zu gebieten. Durch scheinbare Präsentation eines Candidaten den feindseligen Protectoren der großen katholischen Fürsten, jedem das ihm zustehende Veto zu entlocken und den wirklich beabsichtigten Candidaten erst vorzustellen, wenn sich diese negativen Stimmen gleichsam entladen haben, das ist die Hauptkunst der eine Partei im Conclave Leitenden. Die Barberini aber entmuthigten ihre Partei durch einen übereilten Versuch, einen der Ihrigen als Pabst aufzuwerfen. Sie hatten sich unter der langen Regierung ihres Oheims zwar viel ungerechten Mammon, aber wenig Freunde erworben. Besonders hatte der lange Krieg mit einigen Fürstenhäusern, nur ihrer Eitelkeit zugeschrieben, diese durchaus mit der Familie Barberini verfeindet. Auch das Volk haßte sie, da der Krieg ungeheure Summen, man sprach von 20,000,000 Goldgulden, verschlungen und Ackerbau und Handel ausgesogen und ruinirt hatte. Noch jetzt singt das römische Volk, alter Unbill dieses Hauses gedenkend: quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini. So kamen sie denn befangenen Geistes ins Conclave, in dessen Führung sie Neulinge waren. Der Versuch durch das Einrücken einer Truppenabtheilung zu imponiren, misslang. Franz Barberini begünstigte die Wahl Pamphilis; allein

dieser war mit Mazarin verfeindet und, nach den Behauptungen des französischen Cabinets, hatte Anton Barberini selbst noch dazu beigetragen, dasselbe gegen diesen Candidaten zu stimmen. — In Folge einer Prügelei herrschte zwischen den Häusern Barberini und Pamphili Spannung. Dennoch ließ sich Anton, entmuthigt selbst eine Wahl durchzusetzen, verleiten, nicht nur sein Veto nicht gegen Pamphili zu richten, sondern seine Wahl auch zu unterstützen. Er glaubte durch die Zustimmung des französischen Gesandten Mazarin gegenüber gerechtfertigt zu sein; auf jeden Fall war ja doch Pamphili eine Creatur seines Oheims. Allein St. Chaumont, der Gesandte, wurde sehr ungnädig von seiner Gesandtschaft abgerufen und Anton seines Protectorats vom französischen Könige, oder vielmehr von Mazarin, entsetzt. Der neue Gesandte hatte Befehl, beim Pabst Alles zu thun, die Barberini zu stürzen; der französische Hof sei nur durch Antons Vorstellungen und Bitten bewogen, gegen Pamphilis (Innocens X) Wahl gewesen, solche Treulosigkeit müsse Frankreich exemplarisch strafen. Die Dankbarkeit des Pabstes gegen die Barberini suchte Gremonville durch die so oft wiederholte Vorstellung zu untergraben, er verdanke nicht diesen, sondern dem Heiligen Geiste seine Wahl. Der Pabst ließ sich dieses gefallen; dabei drang das Geschrei und der Haß des Volkes auch bis zu ihm, man verlangte beinahe drohend Untersuchung und Bestrafung der Blutsauger. Indeß hatte aber der Pabst durch die Ernennung der Cardinäle Frankreich um so mehr gereizt, als der Bruder Mazarins, der Erzbischof von Aix, nicht unter dieser Promotion war. Omer Talon, in dieser Angelegenheit selbst thätig, sagt [1]), man sehe an diesem ganzen Streite, wie die ersten Minister aus ihren Privatsachen Angelegenheiten des Staats machen, indem sie Alles, was zu ihrem Vortheil dient, mit ihrer und ihres Herrn ganzer Auctorität unterstützen. Dazu kam, daß Frankreich auf den Fall einer neuen Pabstwahl durchaus eine Partei in Conclave haben mußte, damit der spanische Einfluß sich nicht völlig der Kurie bemächtige. So eröffnete denn Mazarin zum Befremden aller Welt den aus Rom, wo sie, wie sie behaupteten, von durchaus parteiischen Richtern zur Rechenschaft gezogen werden sollten, er eröffnete den flüchtigen Barbe-

1) Petitot, Band 60, Seite 473.

rini, den Cardinälen Anton und Franz und Thadeo, dem Präfecten von Rom, in Frankreich ein Asyl. Ohne dieses wäre ihnen nur die Wahl zwischen dem Turban oder einer bedenklichen Unterwerfung geblieben, sagt ein Zeitgenosse. — Der Pabst publicirte, darüber erbittert, eine Bulle gegen die Cardinäle, welche sich aus dem Kirchenstaat entfernten; sie wurde auf den öffentlichen Plätzen Roms verlesen. Mazarin theilte die Bulle dem Parlamente, dem Klerus, der Sorbonne mit, ihr Gutachten zu vernehmen, was für die Freiheit der Kirche und die Rechte der Cardinäle gethan werden könnte. Besonders trat auch hier das Parlament gegen den Pabst in die Schranken, appellirte ad quos vel ad quem, an ein allgemeines Concil, an einen besser zu belehrenden Pabst; der Minister hatte dabei vielmehr zurückzuhalten, als anzuspornen. Dieses that er auch, da er durchaus nicht gesonnen war, sich mit dem Pabst ernstlich zu verfeinden, zumal da seine Familie in Rom war und er Rom stets als einen Zufluchtsort ansah, wenn er einmal in Frankreich gestürzt würde. Ohnedies hatte er Mühe, sich in die Opposition der gallikanischen Rechtsprincipien und Körperschaften gegen den Pabst hinein zu versetzen. — Mazarin sagt in einem seiner Schreiben an Arnauld selbst, es hätte mögen leicht geschehen, daß man die Barberini ihrem Untergange preisgegeben hätte, würde man sonstige Mittel gewußt haben, eine Partei im Cardinalscollegium zu bilden. Es war wohl nicht blos zur Entschuldigung der Barberini dem Pabst gegenüber, sondern in der Absicht, sich ihrer unbedingt zu versichern, daß man ihnen verbot, Frankreich zu verlassen und jedem derselben einen zuverlässigen Mann von Adel als stäte Begleitung beigab. — Mazarin war indeß auch mit Gremonville nicht sehr zufrieden; er habe sich durch den Heiligenschein und die Glorie des Pabstthums zu sehr blenden lassen, schrieb Brienne später warnend an Arnauld. Auf diesen hatte man zunächst seine Augen nur geworfen, daß er mit seinen Kenntnissen der Verhältnisse und Personen in Rom dem Gesandten als Rath und Wegweiser dienen sollte. Einer solchen Bestimmung scheint er aus dem Wege gegangen zu sein. Man sandte gerne Parlamentäre, oder Söhne parlamentarischer Familien auf Gesandtschaften; Umsicht, Genauigkeit, Aufmerksamkeit auf die Sitten und Rechtsformen jedes Landes machten sie zu manchen Geschäften, besonders zu schriftlichen Tractaten, vorzüg-

lich geeignet. Die Förmlichkeiten, welche die Gültigkeit einer solchen Akte constituiren, waren recht ihr Element. Geistlichen gab ihr Stand ganz eigene Vortheile, der trotzige Muth, welcher sonst den Adel zu solchen Geschäften, besonders in Rom während der Kriege der christlichen Mächte, empfahl, fehlte den Geistlichen zum Theil auch nicht. So erhielt denn auch Arnauld den Auftrag, die Höfe der Farnese und Este, den Großherzog von Toscana zu bereisen, sie gegen Spanien zu gewinnen und ihre guten Dienste beim Pabst in Anspruch zu nehmen; dieses war ein um so mißlicherer Punkt, als sie sämmtlich mit den Barberini verfeindet waren. Die Hauptmission ging immerhin nach Rom, zumal da Gremonville indeß seinen Posten in Venedig antreten sollte. Dieser Auftrag beurkundet gewiß ein nicht geringes Zutrauen von Mazarin zu Arnauld, da er den wie absichtlich beleidigten Pabst wieder versöhnen und dem Hause des Cardinals noch einen rothen Hut auswirken sollte, die Barberini zurückführen, während es doch für den Pabst beleidigend war, daß eine fremde Macht seine Wohlthäter gegen ihn vertrete. Namentlich rühmt sein Neffe seine Kenntnisse in Geschichte und Genealogie der Fürsten, „welche gleichsam die Quellen ihrer Interessen sind". Auch er gehörte zu dem Kreise des Hotels Rambouillet. — Wem es darum zu thun wäre, den Stand der kleinen Höfe des mittleren Italiens und die an ihnen einflußreichen Personen kennen zu lernen, würde in den Berichten Arnaulds an Mazarin, wie in den ihm gegebenen Instructionen und nachträglichen Mittheilungen, namentlich auch über die westphälischen Friedensunterhandlungen, eine reiche Ausbeute finden (siehe die Beilage VI). Arnauld war mit den Resultaten seines Aufenthaltes in Ferrara und Piacenza zufrieden, glaubte, die Fürsten haben sich mit ihm offen ausgesprochen. Mazarin, selbst Italiener, ließ ihn warnen und bemerkte ihm, er kenne die Italiener noch nicht. Lionne gab ihm besonders die Lehre, weder in Florenz, noch in Rom etwas zu glauben, es sei denn, er habe es in Händen. Der Pabst, schreibt Lionne am 27. Februar 1646, der Pabst erwartet Sie mit Ungeduld; er bekennt sich zu der Weise del Rospiglio. Lassen Sie sich erklären, was diese Weise zu unterhandeln bedeutet, damit Sie nicht damit gefangen werden. Es stehen ihm Thränen und gute Worte zu Gebot. Wenn die Auctorität der Person mit der Majestät der

Stellung, welche sie einnimmt, verbunden ist, so ist sie im Stande, Vieles bei Geistern auszurichten, welche nicht Ihre Kenntniß der Geschäfte haben. Man schickt sich schon an, sich zu verstellen, um Sie zu gewinnen. — Heinrich ließ sich diese Lehren gesagt sein; er verfuhr mit der größten Zurückhaltung dem Pabste gegenüber, zumal da dieser dem Frankreich befreundeten Cardinal Grimaldi eine Audienz abgeschlagen, was er bald, als er Arnaulds feste Haltung sah, einem Fehler seines Kammerdieners zuschrieb. Der Pabst hatte längst davon geredet, der französische Hof thue wieder die ersten Schritte zur Aussöhnung, es hatte sogar in den Zeitungen verlautet, man sende ihm Arnauld als Gesandten zu; dieser aber stellte sich nun, als hätte er gar keine Aufträge an den Pabst, als wäre er nur für sich allein gelegentlich nach Rom gekommen, ob er gleich die Gesinnungen der Königin genug kenne, an etwaige Anträge Unterhandlungen anzuknüpfen. Umsonst sandte man Leute an ihn, ihn auszuholen, ihn zu einigem Zuvorkommen einzuladen. Allein die Franzosen wußten zu gut, wie jeder Schritt von der den Pabst umgebenden spanischen Partei belauert wurde, wie jedes Entgegenkommen als Wegwerfung verschrieen würde. Daher blieb Arnauld unerschütterlich dabei, keinen Schritt zu thun, ohne daß ihm bestimmte reelle Zugeständnisse auf diesen Fall zum Voraus zugesichert wären; dieses hielt nun auch der Pabst seinerseits für seiner unwürdig. Um Alles zu sagen, schreibt Arnauld im März 1646 an Mazarin, so glauben wir hier, daß Alles von der Richtung unserer Flotte abhängt. Kommt sie uns nahe, so wird man uns suchen, wendet sie sich nach einer anderen Seite, so wird man unserer spotten. — Arnauld besuchte gleich nach seiner Ankunft den Vater des Cardinal-Ministers, und versäumte nicht, seine Verdienste um Förderung der Unterhandlungen zu rühmen. So wenig Pietät Mazarin auch gegen denselben hatte, so wollte er sich doch in ihm von seinen Untergebenen geehrt wissen. —

Nirgends maßten sich die Gesandten so große Gewalt an, als in Rom, zumal bei der Schwäche der päbstlichen Streitkräfte und Polizei. Es schien, als hätte jede europäische Macht einen Fleck in der Weltstadt an sich gerissen, wo der Gesandte im Namen seines Souverains die höchste Gewalt übte. Häufige Schlägereien und Gefechte wurden zwischen den verschiedenen Gesandt-

schafts-Gefolgen geliefert, oft wurden sie auch mit den Bürgern handgemein. So namentlich, als ein spanischer Gesandter seine Rechte so weit ausübte, daß er selbst eine Schenke für Jedermann in seinem Hotel anlegte. Die Gesandten waren in die Fußtapfen der römischen Barone getreten, welche, das Faustrecht an einander übend, die Ruinen von Roms alter Pracht zu Burgen gemacht hatten. Jeder rief den Pabst als „gemeinsamen Vater" an, beklagte sich, man behandle ihn strenger als die Anderen, und Alle verspotteten, wie ungezogene Söhne, die Nachsicht des alten Vaters. Nichts mehr als die damaligen Auftritte rechtfertigt die vom Pabste bald darauf versuchte, von Louis XIV so übermüthig zurückgewiesene Beschränkung der angemaßten Privilegien der Gesandten; aber auch nichts mochte Arnauld so sehr die Schwachheit der Kurie aufdecken während er ihre politischen Absichten und ihre List, welcher selbst die Thränen väterlicher Rührung dienten, kennen lernte. — Der Graf Calcagni begleitete uns überall hin, erzählt uns der Neffe [1]), und wenn er nicht bei uns war, verschaffte er uns die Genüsse Roms, unter welchen diejenigen, welche man bei den Künstlern, Musikern und Sängerinnen findet, zu den besten gehören. Er war selbst ganz davon eingenommen, so daß er uns beinahe von nichts Anderem unterhielt. Ob er gleich den langen Priesterrock trug, war doch sein Unterkleid Scharlach, was in Rom sehr gewöhnlich ist. Er hatte ein mit Gold gesticktes Collet aus Büffelleder, und wir hätten ihn nur für einen sehr weltlichen Cavalier genommen. Indeß war er Priester; ich gestehe, daß ich nie eine größere Überraschung erfuhr, als da wir an Ostern zusammen nach St. Louis gingen, unsere Andacht zu verrichten und ich ihn nun im Priestergewand, den Kelch in der Hand, aus der Sacristei treten sah, die Messe zu lesen. Nachher lernte ich wohl, daß dergleichen Dinge in Rom sehr alltäglich sind, woraus man auf die wahre Achtung schließen kann, welche man daselbst vor der Religion hat.

Der die Schwäche der päbstlichen Gewalt in ihrer nächsten Umgebung so augenscheinlich darstellende Streit der Gesandten also drehte sich besonders um den Vorrang, welchen Frankreich über Spanien in Anspruch nahm. Selbst der gewaltige Sixt V,

1) Petitot, Band 34, Seite 233.

dessen Wort Königreiche in Brand setzte und Throne in ihren Grundfesten erschütterte, konnte diese Anmaßungen nicht im Zaum halten. Er hatte den französischen Gesandten, Marquis von Pisani, Bruder von Madame von Rambouillet, gebeten, der auf Kosten der spanischen Krone bei der Heiligsprechung des Spaniers Didace veranstalteten Feierlichkeit nicht beizuwohnen; der spanische Gesandte sollte dabei die honneurs machen. Da Pisani aber erklärte, die Würde seines Fürsten verlange seine Gegenwart, ließ der Pabst, ihn mit Gewalt davon abzuhalten, die Brücken besetzen. Pisani stellte sich an die Spitze von höchstens dreißig tapferen französischen Edelleuten und erschien in St. Peter, und der spanische Gesandte zog sich zurück. — Einige Franzosen, darunter der nachmalige Cardinal Sourdis, besuchten an einem Festtage die Kirche der Spanier, St. Jakob. Eine schöne, zur Feier des Tags ausgehängte Tapete stellte das Leben Karls I (für die Deutschen Karls V) dar, und namentlich auch die Gefangennehmung des französischen Königs, Franz I, bei Pavia. Entrüstet über diese ihrer Nation angethane Schmach, rissen sie das Bild aus der Kirche und verbrannten es auf dem Platze Navona. Der Pabst antwortete auf die Klage des spanischen Gesandten nur mit einem: Warum habt Ihr auch das Andenken einer solchen Geschichte erneuert? — Heinrich Arnauld war 1624 Augenzeuge einer ähnlichen Kühnheit des französischen Gesandten, von Sillery, seines Verwandten, gewesen. — Indeß hatte die Ehre des französischen Namens und des Gesandten gegen das Ende des letzten Pabstregiments Schaden genommen; auf den Kopf seines Stallmeisters war ein Preis gesetzt und derselbe war von den Banditen ermordet worden. Es wurde sein abgeschnittener Kopf auf der Brücke St. Angelo ausgestellt mit der Inschrift: Dieses ist der Kopf des Stallmeisters des französischen Gesandten. Daher galt es nun, sich im geringsten nichts zu vergeben, was zugleich um so schwerer und um so nöthiger war, als die spanische Partei nun unter Innocens X so übermächtig geworden war, während der dreißigjährige Krieg und die Theilnahme Frankreichs daran gegen Spanien alle Misverhältnisse noch gesteigert hatten.

Arnauld hatte den Auftrag gehabt, dem Cardinal Este das französische Protectorat zu übertragen. Dieser war der Bruder des Herzogs von Modena, welcher durch diese Ehre, durch Ar-

naulds Unterhandlungen, durch Subsidien und noch größere Versprechungen so gewonnen wurde, daß wir ihn im folgenden Jahre schon im Mailändischen einfallen sehen. Der Vater dieser beiden Fürsten, Alfons III, war 1644 in München als Kapuziner gestorben, indem er 1629, nach dem Tode seiner Gattin, die Regierung gegen die Kutte vertauscht hatte. Die spanische Partei war nun aber fest entschlossen, dem neuen Protector-Cardinal Frankreichs jegliche Geringschätzung zu zeigen, wie er auf jede Gefahr hin seine Würde aufrecht erhalten wollte. — Bis dahin hatten auch die Gesandten der kriegführenden Mächte sich gegenseitig die gewöhnlichen Ehrenbezeigungen erwiesen. Da nun aber Johann Alfonso Henriquez von Cabrera, Amirante von Castilien, als außerordentlicher spanischer Gesandter seinen feierlichen Einzug in Rom hielt, wurde Cardinal Este nicht eingeladen, ihm seinen Wagen entgegenzuschicken, was denn nun auch die wenigen anderen Cardinäle von der französischen Devotion unterließen. Dagegen ging nun die Sage, der Amirante wolle, obgleich persönlich sehr sanft und nachgiebig, nicht anhalten lassen, wenn er dem Cardinal Este in der Straße begegnete. Die Spanier zogen Leute an sich aus ihrem benachbarten Neapel, es waren an tausend Mann; der Pabst suchte zu vermitteln, er suchte Este und Arnauld zur Nachgiebigkeit zu bewegen, mit dem Versprechen, er würde den spanischen Gesandten vermögen, seine Truppen zu entlassen. Die Franzosen antworten, der Spanier möge Leute an sich ziehen so viel er wolle, er verrathe damit nur seine Furcht, das kümmere sie nicht. Es sei dabei nur die Ehre des Pabstes im Spiel, wenn er solche Rüstungen in seiner Stadt zulasse. Sei es dem Pabste Ernst, so solle er dem spanischen Gesandten die Audienz verweigern, bis er dem Protector Genugthuung gegeben. Die dem Amirante verwandten Colonna rüsteten eifrig für Spanien; der Pabst gestand, daß die Neapolitaner Truppen im Kirchenstaate haben landen lassen, allein man habe es nicht wehren können. Während die Spanier das Kloster San Apostolo mit Soldaten füllten, bezogen Arnauld und die französischen Cardinäle den Palast von Anton Barberini, ob er gleich durch einen Spruch der gegen dieses Haus niedergesetzten Richter jeden Augenblick dem Schatze zugesprochen werden konnte. Auch sie rüsten; Este hatte 250 Bewaffnete, wie er selbst,

sämmtlich in Trauer gekleidet. — Der Pabst bewaffnete nun auch zwar die Milizen und Söldner, allein Alles deutete darauf hin, daß sie mehr zur Unterstützung der Spanier, als zur unparteiischen Aufrechterhaltung des Friedens gebraucht werden sollten. Die Franzosen verlangten das Versprechen, daß sich diese Truppen im Fall eines Zusammentreffens neutral halten sollten; Anton erklärte einem der Unterhändler des Pabstes, er wisse nicht, ob dieser gesonnen sei, sich von dem Spanier Gesetze vorschreiben zu lassen; aber das wisse er, daß Frankreich dieses nicht dulden werde. Als eines Tages der Amirante mit 400 meist mit Feuergewehren Bewaffneten auszog, einen Besuch zu machen, hielten alsbald auch die französischen Cardinäle bewaffnete Procession durch die Straßen. Arnauld war auch dabei. Alle Franzosen von einiger Bedeutung folgten ihm in ihren Wagen [1]). — Zwei- bis dreihundert Bedienten Estes gingen dem Zuge voran oder beschlossen ihn; wegen ihrer Trauerkleidung nannte man sie die schwarzen Banden. Denn eigentlich waren es Soldaten, welche unter ihren Trauermänteln Musketen und Pistolen trugen. Hinter dem Wagen der Cardinäle führte man ein Handpferd für Valençay, welcher in dem Kriege um Castro sich so tapfer für die Sache des Pabstes (Urban VIII) geschlagen hatte, daß er zum Cardinal erhoben wurde, da er keine andere Belohnung hatte annehmen wollen. Er hatte, obgleich krank, das Bett verlassen, diesem Akte beizuwohnen. Dieses Schlachtroß des Cardinals, sagt der jüngere Arnauld, gab den Römern, welche bekanntlich das anererbte Recht haben, über Alles zu räsonniren, viel zu reden. Einige gingen voran, um auszukundschaften. So zogen wir in guter Ordnung dem Amirante entgegen, ihn zu nöthigen, vor dem Protector-Cardinal anzuhalten. Allein er ersparte uns die Mühe, ihn in die Flucht zu jagen; seine Leute liefen von selbst davon. Auf die Botschaft, daß wir so nahe seien, ergriff sie ein solcher Schrecken, daß sie ihre Waffen auf die Straße und in die Luftlöcher der Keller warfen und schmählich davonliefen. Sie ließen die spanischen Minister in Stich, welche ohne viele Berathschlagung etwas schneller nach ihrer Wohnung sich zurückzogen, als es sich für die spanische Gravität schickte. Wir

1) Petitot, Band 34, Seite 241.

setzten indeß unsern Weg sehr ruhig fort, mit dem Beifallsruf, welchen man den Siegern zollt. Man sprach in Rom von nichts mehr als von der Festigkeit Estes und der Schwäche des Amirante. Italiener warfen den Spaniern vor, sie haben sich schlecht gehalten und fügten bei: Non sapete voi, ch'i Francesi vanno à la morte, come s'avessero da resuscitare l'altro giorno? (Wißt ihr nicht, daß die Franzosen in den Tod gehen, als sollten sie den andern Tag wieder auferstehen?)

Nun wurde die Sache ausgetragen; der Amirante entschloß sich nun, wie nach einer verlorenen Schlacht, dem Protector Frankreichs zu erklären, er habe durchaus keine Absicht gehabt, ihn zu beleidigen. Er besuchte ihn auch und mußte dabei durch die langen, dichten Reihen der schwarzen Banden hindurchgehen, welche wie zur Feierlichkeit des Empfangs aufgestellt waren. Der Pabst gab den dabei Betheiligten Amnestie und Absolution. Die französischen Minister hatten gerathen, die Sache nicht auf das Äußerste zu treiben; es sei ja ohnedies kein durchaus unangreifbarer Grundsatz, daß ein Gesandter vor einem Cardinal anzuhalten habe; Frankreich hatte es auch schon verweigert. Die Siegesbotschaft wurde aber auch in Paris mit Jubel aufgenommen.

Indeß blieb Arnauld, mit dem Beirath der französischen Cardinäle, dabei, daß er keine Audienz beim Pabste verlangen wollte, ohne daß ihm zuvor bestimmte Versprechungen gemacht würden. Der Pabst aber wollte nicht, daß seine Unterthanen und Geistliche, die Barberini, ihm Bedingungen vorschrieben; er war sehr gekränkt. Man sagte, der Verdruß mache ihn krank, er sei leidend. — Die Franzosen blieben dennoch bei ihrem Plane, ja man betrieb die Sache sogar nun auf dem westphälischen Congreß, als Friedensbedingung, wozu man natürlich nur durch gewichtige Rücksichten vermocht werden konnte, da man dadurch den päbstlichen Gesandten zur Partei machte. Allein man wollte einmal, ehe der Pabst sterbe, die Gewißheit haben, daß die Barberini dem Conclave würden beiwohnen. — Endlich war die französische Expedition aus den Häfen des südlichen Frankreichs und des genuesischen Gebiets ausgelaufen, die Festungen an der toskanischen Küste, welche in den Händen der Spanier waren, zu erobern; Piombino wurde genommen, Orbitello belagert, zugleich Demonstrationen gegen den Kirchenstaat gemacht. Die

schwarzen Banden und ihre Gehülfen zogen dem französischen Heere zu. Unter diesen Umständen rüstete zwar der Pabst, allein er fand es nicht unpassend, zu gleicher Zeit die Vermittlung des, Frankreich befreundeten, venetianischen Gesandten anzunehmen; er machte, wenn auch nicht genau bestimmte, Versprechungen. Auch Arnauld glaubte jetzt, eine Armee im Rücken, einen ersten Schritt thun zu dürfen, ohne daß man ihm vorwerfen könnte, er habe die Ehre seines Fürsten nicht gewahrt.

Sein Bericht über diese Audienz vom 7. Juni 1646 ist merkwürdig genug, zeigt recht, daß er im Umgange mit den Cardinälen gelernt, den heiligen Vater auch als einen seine Interessen vertretenden Staatsmann anzusehen. Der Bericht ist an Mazarin [1]): Ich begab mich zur bestimmten Stunde in den päbstlichen Palast und wurde sogleich zur Audienz eingeführt. Er empfing mich, wie ich es mir vorher gedacht, mit lächelndem Angesichte, mit eben so ausgedachten als freundlichen und verbindlichen Reden, mit allen möglichen Versicherungen, deren ein Mensch fähig ist, um damit den Geist eines Anderen zu gewinnen. Man hatte mich aber auf das Alles so vorbereitet, daß es eine der bezweckten gerade entgegengesetzte Wirkung hatte. Er wollte mich nicht reden lassen, ehe ich aufgestanden wäre. Ich erklärte ihm nun, ich komme zu seinen Füßen, auf die Versicherung des venetianischen Gesandten und einiger Anderen, daß er geneigt sei, den französischen Majestäten zu willfahren; ich bezeugte ihm, daß ich durchaus nicht zweifeln könne, er würde, nach so viel schönen Worten, einige wirkliche Zugeständnisse machen, und überreichte ihm mein Beglaubigungsschreiben. Darauf blieb er einige Zeit ohne zu reden und wartete den Ausbruch einiger Thränen ab, welche mich eben so wenig überraschten als alles Übrige. Denn ich war ebensowohl darauf gefaßt, als auf ein starkes Zittern der Hände, da ich wußte, daß es sich gewöhnlich bei ihm einstelle, wenn er von wichtigen Angelegenheiten spricht. Sodann hob er an mir zu sagen, er wisse nicht, wo sein Unglück herkomme, daß er nicht für einen so guten Freund Frankreichs angesehen werde, wie er es in Wirklichkeit sei. Man habe ihm schon oft vorgeworfen, er sei zu sehr Franzose; schon sein Oheim

1) Im zweiten Bande der Négotiations, Seite 278.

habe dieselbe Anhänglichkeit gehabt. Das Alles hatte er schon so oft wiederholt; Arnauld aber bezeugte seine Zuversicht, daß er von dieser so starken Vorliebe mit Vergnügen auch thatsächliche Beweise ihren Majestäten würde geben wollen. Da wich nun der Pabst aus, behauptete, er müsse die Bitten der französischen Krone zuvor erwägen, es werde aber seine Schwierigkeiten haben; Arnauld machte ihn darauf aufmerksam, daß er längst davon in Kenntniß gesetzt sei, und da der Pabst es auf eine andere Audienz hinausschob und herzählte, wie alle Tage der Woche schon besetzt seien und er denn doch am Sonntag ausruhen müsse, bat Arnauld um eine Audienz am künftigen Montag. Diese wurde ihm denn auch gewährt, ohne daß Arnauld auch in dieser reelle Zugeständnisse hätte erlangen können, wie er es denn auch deutlich durchblicken ließ, daß, hätte er dieses gewußt, er nicht zu den Füßen des Pabstes gekommen sein würde.

Da nun die französischen Minister sahen, „der Pabst sei keiner Leidenschaft zugänglich, als der Furcht", entfernte sich Arnauld im September nach Toskana, unter dem Anschein, die Bäder zu besuchen. Kaum war er abgereist, so änderte schon der Pabst seine Weise; er machte nun bestimmte Versprechungen und nach und nach begütigte sich Alles nach Wunsch. Wie die Barberini Arnauld durch Bilder und Inschriften in ihren Palästen ehrten, haben wir schon gesehen. Indeß wurden erst 1653 die Barberini wieder von Innocens X und von seiner Schwägerin, Olympia Maldachini, völlig zu Gnaden angenommen. Diese Frau, von den Protestanten Päbstin genannt, fand es für gut, doch nicht zu streng gegen die Nepoten des früheren Pabstes zu verfahren, da ein solcher Vorgang unter dem nächsten Pabste auch für die Ihrigen betrübte Folgen haben konnte. Die Versöhnung wurde durch die Heirath einer ihrer Enkelinnen mit einem Barberini befestigt. Auch Mazarin hatte diese Macht in der Kurie, die gewaltige Olympia, durch Geschenke, die schönsten Producte Frankreichs, zu gewinnen gesucht, wie dem Nepoten des Pabstes gleich anfangs die Abtei Corbie ertheilt wurde, die beste im Königreiche nach der von St. Denys. Für die nothwendige Bestechung der Cardinäle, für Unterhaltung einer französischen Partei im Conclave und für die diplomatischen Verbindungen in Italien war es wesentlich, daß der König über die Bisthümer und die reichen

Abteien seines Königreichs verfügen konnte. Die Italiener, welche auf diese Weise in die hohen Würden der gallikanischen Kirche eindrangen, trugen andererseits nicht wenig dazu bei, den ächten Gallicanismus zu untergraben, wobei indeß die französische Nation nicht mehr verlor als die Kurie, indem der Klerus ein feiges Organ des Despotismus von Louis XIV auch gegen den Pabst wurde. So war auch Anton Barberini Abt von St. Evroul; 1653, eben als sein Einfluß in Rom sich wieder festgestellt, wurde er grand aumonier des französischen Königs und Commandeur des Heiligen-Geist-Ordens; 1657 ward er zum Erzbisthum Rheims erhoben. Als solcher trat er besonders 1663 auf, de Verdienste Arnaulds um die Seinigen und um ihn insbesnderer vergessend, indem er an der Spitze einer Versammlung von 15 Bischöfen, das Ansehen eines Nationalconcils sich gebend [1]), die unbedingte Annahme des Breves von Alexander VII durchzusetzen suchte. Alle Vermittlungsversuche wurden damit verworfen und der König aufgefordert, alle Geistliche, Mönche und Nonnen zu einer lauteren, unbedingten Unterschrift zu vermögen.

Es ist uns nicht vergönnt, den Verhandlungen Arnaulds mit dem Pabste weiter zu folgen. Daß diese Stellung, diese Verbindungen einen Mann, dessen Familie an den Grundsätzen des Gallicanismus und der Parlamente festgewachsen war, in solchen Gesinnungen befestigen mochte, ist augenscheinlich. Dazu nehme man das Weiberregiment, die Zänkereien zweier herrschsüchtigen Frauen, welche sich um den Einfluß auf den guten, schwachen Pabst zankten. Der Pabst selbst wählte öfters bei den Audienzen, um einer zu genauen Erörterung der Verhältnisse auszuweichen, den Ausweg, Arnauld allerlei Anekdoten über die Politik der Päbste zu erzählen. So habe einer seiner Vorfahren es nicht gewagt, erzählte ihm der Pabst, Heinrich IV die Absolution zu ertheilen, aus Furcht vor dem Zorn Spaniens. Er habe also, um dessen Gesinnungen auszuforschen, einen aus seiner Umgebung an die Frau des spanischen Gesandten geschickt, ihr unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses anzuvertrauen, der Pabst habe

1) Histoire générale du Jansénisme, contenant ce qui est passé en France, en Espagne, en Italie, dans les Païs-Bas, au sujet du livre, intitulé, Augustinus Cornelii Jansenii. Par Monsieur l'Abbé (Gerberon). Amsterdam 1700. Dritter Band, Seite 71 und 72.

den König der Franzosen absolvirt. Diese Frau theilte es, wie man vorausgesehen, ihrem Gemahl, dieser seinem Könige mit. Da nun dennoch keine drohenden Schritte von Spanien geschahen, so wagte der Pabst nun, zuversichtlicher geworden, wirklich mit der Absolution Heinrichs hervorzutreten.

Arnauld sah sich durch den Aufstand Mas-Anielos in Neapel in weitere große Geschäfte verwickelt; noch vor dem Ausbruch desselben waren mit ihm von den Verschworenen Unterhandlungen gepflogen worden. Diese Revolution wirkte auf die französischen Angelegenheiten selbst bedeutend zurück. Die Neapolitaner verlangten Conde zum Anführer zu erhalten, allein Mazarin, welcher seinem übermüthigen jüngeren Bruder das schöne Vicekönigreich verschaffen wollte, lehnte es ab. Es erregte dieses den Unmuth des Prinzen und, statt daß Neapel die Elemente politischer Unruhen aus Frankreich abgeleitet hätte, entzündete sich daran der vorhandene Brennstoff; der Ruf des Aufstandes drang von England und Neapel her zugleich zu den, nach der langen Unterdrückung durch Richelieu, noch einmal aufathmenden Parisern [1]). Statt des „Helden der Geschichte" wurde der „Held der Fabel" nach Neapel gesandt, der Herzog von Guise [2]) für Conde. Es hatte derselbe seit einiger Zeit mit den Arnauld in Rom in demselben Hause zusammengewohnt. Er segelte in einer schlechten Feluke mitten durch das Feuer der spanischen Flotte, welche 600 Kanonenkugeln auf ihn entsandte, in den Hafen von Neapel ein, von dem Volke als ein dem Meere entstiegener Heros, wie ein die Wogen besiegender Gott im Triumph empfangen. Als später dasselbe Volk gegen ihn sich empörte und einer aus der Menge ihm vorwarf, er sei ein Fremder, antwortete er: Ich bin geboren in der Barke, welche mich durch Wogen und

1) Konnte doch in unseren Tagen die theatralische Darstellung dieses Aufstandes die Veranlassung und das Signal zu einer Staatsumwälzung werden.

2) Guise hatte sich bei dem Pabste so beliebt gemacht, daß er für den Bruder Mazarins, den Erzbischof von Aix, den Cardinalshut erlangte. Er hatte es so geheim betrieben, daß selbst Fontenay nichts davon erfuhr; statt daß er sich dadurch Mazarins Gunst und Frankreichs Einfluß versicherte, that er sich damit großen Schaden, indem Fontenay, sehr beleidigt, ihm die schlimmsten Dienste that. Er versprach dem neapolitanischen Volke, den Staat nach Art der Schweiz, dem Adel, ihn nach dem Vorbild von Venedig einzurichten.

Kugeln zu euch trug; darum bin ich Neapolitaner. So beschwor er auch diesen Sturm des Volkes. Allein Mazarins Mistrauen verzieh es ihm nicht, daß er mehr Neapolitaner als Franzose zu sein und nach Unabhängigkeit zu streben schien. Arnauld sollte zu ihm reisen, mit ihm über die Bedingungen zu unterhandeln, unter welchen ihm französische Hülfe werden möchte. Die Eifersucht des indeß nach Rom gekommenen französischen Gesandten rettete ihn, daß er nicht mit Guise in einen Abgrund sich stürzte. Denn Fontenay wagte, die ihm für Arnauld übersandten Befehle bis auf Weiteres zu unterschlagen.

Arnauld erwarb sich auch Verdienste um den Herzog von Bouillon (Friedrich Moritz de La-Tour d'Auvergne), den älteren Bruder Türennes, welcher 1642 als Theilnehmer an der Verschwörung von Cinq-Mars in Italien, wo er an der Spitze einer französischen Armee stand, verhaftet worden war. Seine Gemahlin hatte Sedan, die letzte Zuflucht der Reformirten [1]), dem König überliefert, ihn zu befreien. Mit Mazarin zerfallen, lebte diese Familie damals in Rom, bis sie, zum Theil mit Arnaulds Vermittlung, nach Frankreich zurückkehrte. — Guise, welcher lange in Gefahr geschwebt, auf dem Blutgerüste sein Leben zu endigen, kam endlich 1652 nach Frankreich zurück. Die Königin hatte längst die Freilassung von 4000 spanischen Gefangenen für seine Freiheit geboten. — Die Misverhältnisse zu Fontenay beschleunigten die Rückkehr der Arnauld über Venedig und Florenz; in Loretto betraten sie mit dem Grauen der Andacht die Hütte der Incarnation; die Madonna rettete durch ihre augenscheinliche Hülfe den beim Aufsteigen aufs Pferd zurückstürzenden Oheim. Auch hatte er sie im Augenblick seines Falls angerufen. Ich für meine Person, sagt der Neffe, fühlte, da ich nicht so fromm war, dadurch keine Erleichterung von einem widerwärtigen Husten, welcher mich seit mehreren Monaten quälte [2]). Sie besuchten auch unterwegs einen guten Bekannten vom Hotel Rambouillet und von Pomponne her, den Bischof Godeau zu Grasse, einst Zwerg der Prinzessin Julie. Kurz vor St. Johannistag 1648 kamen sie in Port-Royal an, d'Andilly zu besuchen.

1) L'an que l'on prit le fameux Perpignan,
Et sans canon la ville de Sedan. (Scarron.)

2) Petitot. Band 34, Seite 272.

Wir hatten ihn, sagt sein Sohn [1]), drei Jahre vorher in einer wahren Einöde verlassen; aber durch den Aufwand, den er gemacht, einen Sumpf trocken zu legen und Gärten zu pflanzen, hatte er diesen Ort so verändert, daß die Nonnen von Paris, welche enge wohnten, einen Theil der Schwestern herausgeschickt hatten; sie fürchteten sich nicht mehr vor der schlechten Luft, welche sie früher von hier vertrieb. Heinrich Arnauld blieb auch die Zeit der ersten Unruhen der Fronde über in Port-Royal. Daß er während derselben, noch 1649, das Bisthum Angers erhielt, wurde ihm nachher von seinen Feinden als ein Beweis seiner Theilnahme an diesen Volksbewegungen ausgelegt. Abbé Arnauld erzählt selbst, wie die in der Einsamkeit von Port-Royal lebenden Männer diese Zeit über die Waffen trugen, die Nonnen zu vertheidigen; allein deren Gebete seien ein stärkerer Schutz gewesen. — Auch die Stadt Angers war vielfach bei diesen Bewegungen betheiligt, und Arnaulds väterliche Fürsorge fand bald schwere Aufgaben zu lösen, indem er gleich anfangs den Zorn des Marschalls Breze abzuwenden hatte. Indeß wurde er am 29. Juni 1650 zu Paris vom Erzbischof von Tours geweiht; die Bischöfe von Alby und Chartres waren seine Beistände. Dieser feierliche Akt wurde in der Kirche von Port-Royal zu Paris begangen. Seine Schwester Angelica war deshalb von Port-Royal des Champs gekommen. Sie fürchtete aber die Last dieser heiligen Würde für ihren geliebten Bruder so, daß sie bei der Weihe nicht gegenwärtig war; sie lag indessen vor dem Herrn im Gebet. Abends kam der Neugeweihte in das Kloster, wo er Allen den Segen ertheilte und Alle ihm die Hand küßten. — Der Gouverneur von Anjou und also auch von Angers, Rohan, und seine ehrgeizige Gemahlin gedachten bald darauf, sich an die Spitze des bretagnischen Adels zu stellen; in Nantes hatte der Marschall de La-Meilleraye, obgleich sehr gichtisch, vorgebeugt. Sie versuchten es nun in Angers und benutzten die Abwesenheit des Bischofs, welcher also durch den Aufstand der Bürger von der Stadt ausgeschlossen wurde. Als bald nach dieser Zeit Arnauld wieder aus Angers sich entfernen mußte, fürchtete er sehr, der Marschall Meilleraye, welcher im Namen des Königs die Stadt

1) Petitot. Band 34, Seite 277.

wieder völlig zur Ruhe bringen sollte, möchte in seiner jähen Hitze durch neue Unruhen zum Äußersten gereizt werden. Er eilte also so schnell als möglich zurück; allein sein betrunkener Fährmann über die angeschwollene Loire verirrte sich in der stürmischen Nacht, die Fähre wurde vom Strome fortgetrieben, der Fährmann selbst ertrank. Der Bischof unterstützte die Wittwe mit Geld und man glaubte, sagt sein Neffe [1]), er habe später viele Wallfahrten zu Fuß nach Notre-Dame des Ardiliers unternommen, dem Todten durch die heilige Intercession der Mutter das Erbarmen des Sohnes zu gewinnen. Aus diesem Allen sehen wir, daß er ein andächtiger Verehrer Marias war. — Seine Eloge in dem dritten Theile der Mémoires de littérature du père Moletz rühmt namentlich auch seinen mit Würde gepaarten Eifer, als die Königin 1652 den Aufstand der Bürger in Angers selbst bestrafen wollte. Umsonst hatte er sie durch Bitten zur Vergebung zu stimmen gesucht. Eines Tags kam die Königin zur Kirche, das Abendmahl zu empfangen. Arnauld las die Messe, er faßte das anbetungswürdige Opfer, welches eben in seiner Hand sich dargebracht, nahte sich der Königin mit feierlicher und sanfter Würde und mit den Worten: Nehmen Sie hin Ihren Gott, welcher seinen Feinden verziehen hat, für sie am Kreuze sterbend! Dieser Fürbitte vermochte der Vorsatz der Königin nicht zu widerstehen.

In seine Abtei St. Nikolas führte er 1672 mit Hülfe Pomponnes und mit Bestätigung des Parlaments die Congregation von St. Maurus ein. Er bezeigte sich nicht blos bei außerordentlichen Gelegenheiten, bei Hungersnoth und Unruhen, als einen Vater des Volks; Jedem stand täglich der Zutritt zu ihm offen. Man rieth ihm, sich doch Einen Tag wöchentlich Ruhe zu gönnen; sagt mir Einen Tug, da ich nicht Bischof bin, antwortete er. Es war in Angers zum Sprüchwort geworden, die beste Empfehlung bei ihm sei es, wenn man mit ihm verfeindet gewesen.

So ist es uns denn auch begreiflich, wie Arnauld der Kurie, dem Hofe und den Hofbischöfen einen langen und im Ganzen siegreichen Widerstand, in Verfechtung des strengeren Dogma

1) Petitot. Band 34, Seite 309.

entgegensetzen konnte. Die nächsten Verfechter des päbstlichen Willens und die natürlichen Feinde und Bekämpfer der bischöflichen Gewalt und Unmittelbarkeit waren stets die Mönche. Mit ihnen hatte denn auch Arnauld einen harten Strauß auszufechten, wie noch mehrere seiner Amtsbrüder, namentlich Caulet von Pamiers [1]).

Die einzige Veranlassung, welche ihn innerhalb 44 Jahren aus seiner Diöcese entfernte, war das Verlangen, den Prinzen von Tarent mit seinem Vater, dem Herzoge von Trimouille, und mit der katholischen Kirche (mit Gott) wieder auszusöhnen. Er suchte ihn auf, eine Conferenz mit ihm zu halten. Eine der besonders gerühmten Tugenden der verdienstvollsten Prälaten jener Zeit durfte und konnte auch ihm nicht fehlen. Er hatte nicht sobald erfahren, daß eine vornehme Dame, Madame de Bois-Guillaume, einiges Verlangen bezeige, in den Schoos der katholischen Kirche aufgenommen zu werden, als er, trotz des Fiebers und eines Flusses in der Brust, davon er eben befallen war, nach dem Schlosse Soucelles eilte, wo diese Dame krank lag. Er tröstete, er bestärkte sie in ihrem Vorsatz und nahm ihre Abschwörung an. Ganz besonderen Trost brachte es ihm, daß auch Madame de Soucelles dem Beispiel ihrer Mutter folgte, während es ihn selbst beinahe das Leben gekostet hatte.

Wer sollte also Feind „des Proselytenmachens" sein, daß er sich gegen eine solche Weise entrüsten könnte? Wenn doch die Kirchen, die Parteien auf dem socialen Gebiet, immer mit solchen Waffen sich bekämpft hätten. Dieser Bekehrungseifer ist ein Zeichen dieser Zeit; er hat in seiner flammenden Ritterlichkeit noch etwas von der Weise der Bekehrungen mit Feuer und Schwert während der Bürgerkriege. War ja auch diese geistige Bestrebung doch nur ein Zwischenakt zwischen St. Barthelemy und den Dragonern Louis XIV. Ging aus diesen nur Knechtschaft und Schmach hervor, ist der geistige Mord, den diese erlauchten Henker übten, ein noch schwererer Frevel als die Tausende von Leichen, damit sie sich ein Denkmal aufrichteten, so konnte dagegen dieses Ringen mit geistigen Waffen nicht ohne große Entwicklung, Stärkung und Organisirung der Kräfte und der Geister bleiben.

1) Im zweiten Bande der Histoire générale de la naissance, des progrès et de la destruction de la compagnie de Jesus en France. 1742.

In Beidem erkennen wir aber den Erobererſinn des franzöſiſchen Volkes, welcher ſich in keinem Gebiete des geiſtigen, des ſittlichen Lebens verleugnet; es hatte denſelben gegen ſich ſelbſt gekehrt, und die Geſchichte lehrt uns, wie dieſe Richtung mit den Welteroberersplanen Louis XIV unmittelbar zuſammenhing. — Indem die Jeſuiten unter einander ſelbſt Organe der Allwiſſenheit des Generals waren, oder, um in der Sprache der Menſchen zu reden, durch das ungeheure Spionenſyſtem innerhalb des Ordens, deſſen Schlüſſel die Beichte gegen die Oberen war, dadurch wurden ſie geſtachelt und getrieben mit feinem Inſtinct auch die Geheimniſſe der anderen Welt zu durchdringen. Während der galliſaniſche Klerus, die Jeſuiten, die Congregationen durch Conferenzen, Wohlthaten und Zwang, durch Verſprechungen und Drohungen, im Ganzen aber ungleich mehr durch moraliſche als phyſiſche Mittel in den Schoos der katholiſchen Kirche zurückzuführen ſtrebten, damals organiſirte ſich der große friedliche Kreuzzug der Miſſions-Congregationen, beſonders von St. Vincens geordnet. Tunis und Algier, wie die Hebriden und Madagascar, Polen, Piemont, Irland, wurden von den Boten, welche in Frankreich das Kreuz genommen, heimgeſucht, während in Frankreich ſelbſt Miſſionen das Volk durch den Ernſt und oft den Schrecken der Buße unterwarfen. Was einſt in den Rechtshändeln des Mittelalters der Zweikampf geweſen war, Ordalie, Gottesurtheil, das waren jetzt die Conferenzen. Kaum öffnet ſich irgendwo jetzt, das freie England ausgenommen, dem gewandten Redner und Dialektiker ein Schauplatz ſo großen Ruhms, der lebhafteſten Theilnahme bei den Zeugen — das ganze Land war darauf geſpannt —, oft ein Weg zu holdem Lohne, als damals dieſe Conferenzen, dieſe geiſtigen Schlachtfelder im Kampfe zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus. Der Cardinal von Lothringen erwarb ſich nicht minderen Ruhm in ſolchem Strauß, als der reiſige Lothringer auf den Schlachtfeldern gegen Bourbon und die reformirte Ritterſchaft. Man warf ihm vor, er habe einmal den Staat in eine große Kriſis geführt, indem er dem Verlangen, in einem ſolchen Wettkampfe zu glänzen, obgleich ſehr zur Unzeit, nicht habe widerſtehen können. — Man hat dieſe Conferenzen und Disputationen mit den Turnieren verglichen; Mancher wußte dabei wohl nicht, wie viel Wahrheit in dieſem Bilde, in dieſem reellen Gleichniſſe lag.

Eine ganze geharnischte Theologie, die geistliche Kriegs- und Belagerungskunst, die Polemik, erstand auf diese Weise, welche ihre Heiligen und Schutzpatronen hatte; die ritterliche Weise der reformirten Kirche, die unmittelbare Theilnahme der Geistlichen am Kriege von beiden Seiten, das Alles hängt unmittelbar mit dieser Sitte zusammen. Wie einst in den Kreuzzügen Christen- und Saladins-Helden während des Waffenstillstandes ritterliche Spiele und Kämpfe feierten, so waren während der nur kurzen Waffenruhe der reformirten und katholischen Partei in Frankreich diese Disputationen zugleich Leiter und Ableiter des feindlichen Kampfmuths. Man ermangelte dabei nicht, die Regeln ehrlichen, ritterlichen Kampfes zu üben. Cardinal Retz meldet uns von einer Disputation, welche er, noch nicht Coadjutor, mit einem berühmten Minister (Geistlichen) von Charenton (Mittelpunkt der Reformirten in Paris) abhielt [1]). Ich traf zufällig Mestresot bei Madame de Rambüre, einer preciösen, gelehrten Hugonottin. Aus Neugierde brachte sie uns aneinander, die Disputation entspann sich, so daß neun verschiedene Conferenzen an neun verschiedenen Tagen statt hatten. Der Marschall de La-Force und Türenne wohnten dreien oder vieren bei. Ein Adeliger aus Poitou, welcher bei allen zugegen war, bekehrte sich. Da ich erst 26 Jahre alt war, machte diese Bekehrung großes Aufsehen. Ich muß aber der Ehrenfestigkeit, welche Mestresot bei diesen Conferenzen bewies, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich hatte einige Vortheile über ihn in der fünften; es wurde darin der Artikel von der Berufung abgehandelt. Dafür brachte er mich in der sechsten in einige Verlegenheit, wo die Auctorität des Pabstes erörtert wurde. Da ich mich mit Rom nicht verfeinden wollte, verfocht ich gegen ihn Grundsätze, welche nicht so leicht zu vertheidigen sind, als die der Sorbonne. (Die Grundsätze des Gallicanismus waren nie zu einer klareren Entwicklung gekommen, als in dieser Zeit seines geistigen Kampfes nicht blos gegen Jesuiten, sondern auch gegen die Reformirten. Die Haltbarkeit der höchsten Auctorität allgemeiner Concilien, gegen die Reformirten, welche auf ihre gemischten Prediger- und Laiensynoden so großen Werth legten, darauf hin sich constituirten, liegt am Tage. Die

1) Petitot. Neuere Mémoires, Band 64, Seite 130.

größere Leichtigkeit, welche die Vertheidigung des Gallicanismus gewährte, der Nutzen dieses Systems für Religionsgespräche, mußte also in dieser Zeit den Gallicanismus begünstigen, während demselben der Romanismus überhaupt abhold war, namentlich wo er sich der weltlichen Macht versichert glaubte.) Der Minister bemerkte meine unangenehme Lage; er ersparte mir die Stellen, welche mich genöthigt hätten, mich auf eine für den Nuntius anstößige Weise zu erklären. Aber auch ich erkannte dieses sein Verfahren, dankte ihm beim Hinausgehen in Gegenwart Türennes (welcher damals noch reformirt, wie wir vorhin erwähnt, vom Hause Bouillon, welches mit den Oranien, Friedrich von der Pfalz und mit Jakob Stuart verwandt war). Er antwortete mir: Es wäre nicht Recht, den Abbé Retz zu verhindern, Cardinal zu werden. „Diese Delicatesse ist offenbar nicht Sache eines genfer Pedanten." — Wie bei den Turnieren die Damen die Sporen reichten, zu Gericht saßen, den Preis gaben, und selbst der schönste Preis waren, so wurden die meisten dieser Religionsdisputationen von Damen veranlaßt und angeschürt. Die Damen des galantesten Hofes wohnten namentlich dem vom Cardinal Guise durchgefochtenen Religionsgespräche bei. Eines der allerberühmtesten ist das von Johann Claude und Bossuet im März 1678 abgehaltene, von diesem 1682 publicirte. Auch hier war es Fräulein von Dûras, welche es veranstaltete; ihr Bruder, der Marschall, und Marschall de Lorge wohnten ihm bei. Sie trat darauf zum Katholicismus über, wie später, vor dem Ausbruch der ganzen Schwere der Verfolgung, solche Anstalten bei Manchen den Übertritt beschönigen sollten. Hatte Madame de Rambûre Retz in diesen Zweikampf verwickelt, so gewann er ihm die Gunst von Françoise de Vendome, einer Enkelin der Lothringer, welche, obgleich ohne etwas davon zu verstehen, den Conferenzen beigewohnt hatte. Türenne zeigte sich geneigt, die Unterweisungen des bei ihr wohnenden Bischofs von Lizieux zu hören, welcher hoffte, den Helden für die Kirche zu gewinnen. Er las besonders den Römerbrief; auch Retz wohnte den Exhortationen seines Gönners bei, bemerkte endlich aber, daß man den guten Bischof zum Besten habe. Türenne trieb es nur aus Gefälligkeit gegen seinen Freund, den Grafen Brion, der in Fräulein von Vendome verliebt war. Als aber bei der Rückkehr

von einer nächtlichen Landpartie die Gesellschaft durch einen Zug Barfüßer-Mönche, welche man im Zwielicht für Gespenster ansah, in Bestürzung gesetzt wurde, als der arme Graf dem Bischof in dieser Noth beichten wollte, und mit den Bedienten die Litaneien der heiligen Jungfrau anstimmte, fing das Fräulein nach vorübergegangenem Abenteuer an, ihn zu verachten, und Abbé Retz trat nun in seine Rechte ein, während der gute Bischof die Briefe Pauli fort erklärte, Türenne zu bekehren. — Es gab solche bekehrende Dialektiker in allen Ständen, Soldaten, Schuhmacher besonders und andere geringe Leute, welche dafür Geldunterstützungen vom Klerus bezogen und von demselben an die Magistrate empfohlen wurden.

Drittes Kapitel.

Wir möchten hier wohl sofort Einiges über den dritten Bruder Arnauld beifügen, über den Doctor Anton Arnauld, den Benjamin der zahlreichen Familie, welchen Balzak den Stab der Kirche in ihren alten Tagen nannte. Nichts charakterisirt seinen unbeugsamen Muth, seinen rastlosen Eifer für Recht und Wahrheit mehr, als ein Wort, welches er gegen einen seiner Freunde aussprach, nachdem er einige Jahrzehende in stätem Kampfe mit übermächtigen Feinden gerungen und bis aufs Blut widerstanden hatte und nun an der Schwelle des Alters, er ein Arnauld, in den spanischen Niederlanden eine Zuflucht gesucht hatte. Sein Freund und Genosse des Exils war im Begriff, sich den Bedingungen des Pabstes und des Königs, der Unterschrift zu fügen, wodurch er seine persönliche Überzeugung dem Gesetz zum Opfer brachte und Jansens Augustin verdammte. Er wolle endlich einmal zur Ruhe kommen und seine letzten Jahre ohne Verfolgung beschließen. — Ausruhen willst Du? fragte ihn sein ergrauter Kampfgenosse, ausruhen? bleibt uns nicht die ganze Ewigkeit, uns auszuruhen von dem Tagewerke dieses kurzen Lebens?

Doch wir müssen die eigentliche Geschichte dieses Mannes und seines nie rastenden Kampfes uns vorbehalten, indem er, der

jüngste Bruder, in eine spätere Zeit fällt und mit der Geschichte Port-Royals von St. Cyrans Tode an unmittelbar verflochten ist. Da werden wir ihn aber kennen lernen, den Markgrafen des Vereins von Port-Royal, den allezeit reisigen, welcher, nach den Worten des päbstlichen Legaten, statt des Schwertes eine goldene Feder führte, wie er von seiner Wartburg aus mit unsichtbarer Hand und scharfem Pfeil seine Feinde niederstreckt, unter dem Schild seines „Schutzengels", von Freunden und Feinden als eine Macht anerkannt. — Hier nur Einiges über seine erste Jugend.

Anton Arnauld, welchen wir zum Unterschied von seinen Brüdern den Doctor nennen, ist geboren am 6. Februar 1612. Genannt ist er nach seinem Großvater Anton de la Mothe-Arnauld, welcher noch in der Bartholomäusnacht als Reformirter bedrängt wurde, und nach seinem Vater, dessen Philippika die Jesuiten nimmer verschmerzen konnten. Die Tradition der Familie ruhte also gedoppelt auf ihm, dem jüngsten unter den 20 Kindern seines Vaters, und mit ihr die ganze Kraft, Biederkeit und Zähigkeit der Arnauld. Eines seiner älteren Geschwister hatte schon Anton geheißen, der Liebling seiner Mutter, welcher besondere Anhänglichkeit an Angelica zeigte. Allein das Kind war nach wenigen Jahren gestorben, und erst in ihrem letzten Sohne glaubte sich die Mutter dasselbe wiedergeschenkt. Er wurde im väterlichen Hause mit den Le-Maitre unterrichtet und zeigte ungemein große Fähigkeiten, zugleich aber auch große Zuversicht darauf. Zuerst studirte er das Recht, seine Laufbahn im Parlamente zu machen, wie auch sein Bruder Heinrich, der nachmalige Bischof, gewollt. Allein namentlich seiner Mutter und St. Cyrans Einfluß bestimmte ihn, sich später für die Theologie zu entscheiden. Dieser in seiner hohen Meinung vom Priesterstande und in der Hoffnung, Anton sei wirklich auch innerlich von seiner Mutter für das Reich Gottes gewonnen, erinnert ihn daran, daß er seiner Mutter ein gedoppeltes Leben verdanke. Gott verbirgt sich in seinen höchsten Gnadenerweisungen und verbirgt ebenso, was seine Auserwählten beitragen zur Bekehrung der Seelen. Allein man kann, ohne daß man sich vor einem Irrthum zu fürchten brauchte, die Regel feststellen, daß, wer lange vor Gott um die Bekehrung einer Seele fleht, eine Ursache dieser ihrer wirklich eintretenden Bekehrung ist; besonders wenn

es eine Mutter ist, die für ihren Sohn bittet. — Er versichert uns, er sei nicht erst durch Jansenius zur Lehre von der Gnade geführt worden, sondern das Studium der Schrift und der älteren Väter habe ihn schon vorher darin fest gemacht. Nichtsdestoweniger lebte er auf einem vornehmen Fuße und ließ seine Rosse stolz durch die Straßen von Paris jagen. Erst die Selbstdemüthigung und Ascese seines nächsten Vetters Le-Maitre machte auch auf ihn tiefen Eindruck. — Richelieu soll seiner Promotion zum Doctorat der Sorbonne im Wege gestanden haben, da man ihn als einen von St. Cyrans Partei ansah. Erst im September 1641 wird er nach vierzigtägiger Zurückgezogenheit Priester und im December Doctor. Der dabei abzulegende Eid, die Wahrheit allenthalben aus allen Kräften, bis auf das Blut zu verfechten, machte auf ihn, wie auf Luther, tiefen Eindruck; noch in späteren Jahren, wenn er in der Versuchung stand, weich und schwach zu werden im Kampfe und im Zeugniß für die Mahrheit, stärkte er sich durch die Erinnerung und Wahnung an dieses Gelübde. — Mitglied der Sorbonne wird er erst 1643, nach Richelieus Tode.

Seine ursprünglich juridische Bildung und noch mehr der Umstand, daß er in einem parlamentarischen Kreise aufgewachsen, ist nicht ohne Bedeutung für seine spätere Thätigkeit; namentlich erinnert die von ihm besonders aufgestellte und behauptete Unterscheidung du fait und du droit um so mehr daran, als selbst diese Ausdrücke der französischen Rechtssprache entnommen sind.

Heinrich und Anton Arnauld und so viele Geistliche und Doctoren der Sorbonne dieser Zeit, welche aus den besten bürgerlichen, parlamentarischen, patricischen und adeligen, selbst fürstlichen Familien entsproßt waren, gemahnen uns recht an den Wechsel der Zeiten. Jetzt ergänzt sich der Klerus in Frankreich, wie freilich in den meisten katholischen Ländern, größtentheils aus den niederen Klassen des Volkes, und so sehr der hohe, alte Adel mit der Geistlichkeit Eine Partei zu machen strebt, so selten finden sich doch unter seinen Söhnen einige, welche den himmlischen Beruf zum Priesterthum fühlen, zumal seit kein Einfluß mehr auf die Regierung und den Hof damit verbunden ist. Auch sind die Besoldungen, nunmehr vom Staat zugemessen, zu gering und wenig lockend. Darum ist der französische Klerus römisch ge-

sinnt, denn er fühlt, daß der Staat ihn durch die Besoldungen in seinem Banne und Unterthänigkeit halten möchte und die Energie der Nationalität, das Gefühl und Interesse für Unabhängigkeit liegt besonders im besseren Bürgerstande, dem Patriciat und dem Provinzialadel. Daher wird der französische Klerus römisch gesinnt bleiben, bis er als Stand in den Augen der Nation wieder mehr zu Ehren kommt. Dann werden die besseren Klassen des Volks wieder der Kirche einen Theil ihrer Glieder weihen, während sie mit dem Klerus jetzt nur sehr äußerlich und negativ zusammenhängen und auf ihn einwirken, durch die Kammern und das Budget. Wir sehen daraus, wie selbst scheinbar bloße Finanz- und Besoldungsfragen von Bedeutung für die Kirche und das Volk werden können, indem dadurch das Verhältniß beider sich bis auf einen gewissen Grad bedingt, und der Werth und die Bedeutung, welche der Staat und die bürgerliche Gesellschaft auf die Diener der Kirche legen, sich darin auf eine allgemein verständliche Weise ausprägen.

Die lutherische Kirche hat einige Ähnlichkeit mit der älteren gallikanischen, durch die Elemente, aus welchen sich ihre Geistlichkeit ergänzt. Allerdings fehlt ihr der Episkopat mit seinen Synoden, welcher sich zwischen den Gewalten der Kurie und des Throns, diese im Gleichgewicht haltend, in einer gewissen Unabhängigkeit zu halten vermöchte. Der Bürgerstand, aus welchem sich die lutherische Geistlichkeit ergänzt, besteht allerdings großentheils aus dem Beamtenstande und der lutherischen Geistlichkeit selbst, welche wiederum mit dem Beamtenstande in vieler Beziehung zusammenfällt, während das Parlament allerdings ein mehr unabhängiges Glied des gallikanischen Staats ausmachte und unmittelbar Theil an der Souverainetät zu haben glaubte. Auf jeden Fall ist diese Bürgerlichkeit der lutherischen Kirche einer der Züge, wodurch sie sich noch in unserer Zeit, wie in ihrer ganzen Geschichte, so sehr charakterisirt, daß selbst Forscher im Gebiete der Genealogie behaupten, ein großer Theil der besseren bürgerlichen Familien des lutherischen Deutschlands führe seine Abstammung auf Familien von Geistlichen zurück. Dieses Wechselverhältniß ist offenbar für beide Theile großentheils ein vortheilhaftes, obgleich es Manchen scheinen möchte und auch nicht ganz geleugnet werden kann, daß darin für die lutherische Geistlichkeit die Gefahr

liegt, wenn man so sagen darf, einer Art Spießbürgerei zu verfallen. Vor der gallikanischen Kirche aber hat sie, bei theilweiser geringerer äußerer Unabhängigkeit, zunächst die innere Freiheit einer evangelischen Kirche voraus; ein großer Vorzug aber liegt auch darin, daß sie durchaus kein Geschick hat, an den Höfen der Großen dieser Welt eine Rolle zu spielen, daß das mäßige Theil an Ehre und zeitlichem Gut ziemlich gleich unter die Geistlichkeit vertheilt ist. Sie hat viel mehr Grund, sich dieser ihrer Armuth zu rühmen, als die gallikanische oder gar die anglikanische Kirche ihres Reichthums, ihres Glanzes und eiteln Ehre.

Viertes Buch.

Port-Royal und Angelica Arnauld bis 1633. Reform und Verirrungen.

Erstes Kapitel.

Angelicas Jugend. Reform in Port-Royal des Champs; bis 1618.

Port-Royal [1]) lag drei (französische) Meilen von Versailles, sechs von Paris, links von der großen Straße, welche von Versailles über Rambouillet nach Chartres führt. In der Nähe davon liegt das Städtchen Chevreuse. Als im Jahre 1638 ein königlicher Commissär das von den Nonnen verlassene Kloster untersuchte, fragte er Le-Maitre, welcher hier in der Einsamkeit lebte, ob er Visionen habe. Le-Maitre antwortete ja, zwei Visionen, aus dem einen Fenster sehe er Vaumürier, aus dem anderen St. Lambert. Beide Dörfer bestehen noch. In der Nähe war eine uralte Kapelle von St. Laurentius, dessen Fest noch lange mit großem Volkszulauf gefeiert wurde. — Eine der Nonnen schreibt später von diesem Port-Royal: Die Gegend entsprach der Stiftung unseres Ordens, welcher verlassene, die Sinne mit Grauen erfüllende Örter aufsucht. Das Kloster war traurig und melancholisch in einem so tiefen Thal, als hätte man es den benachbarten Orten verbergen wollen. — Noch um 1645 hielt man große Hunde zum Schutz der Heerde gegen die Wölfe. Doch scheint

1) In den alten Urkunden heißt es: Porrigium, Porregum, Porreta, Portus Regis, Portus Regius, Porrois, Porreal.

die Tiefe des Thals, die Öde der Gegend oft von seinen Bewohnern ein wenig übertrieben worden zu sein, welche mit den ersten Einsiedlern in den Einöden der Thebais wetteifern wollten. — Der Name Port-Royal wird auf König Philipp August zurückgeführt. Dieser Name gab zu dem Gleichniß und zu der diesem Kreise ohnedies geläufigen Anschauung die Veranlassung, die Welt sei eine stürmische See, diese Einsamkeit ein Hafen, ein Port königlichen, göttlichen Friedens. Genannter Herr war auf der Jagd sehr verirrt und hatte hier wieder Sicherheit und Obdach (Port, Hafen) und sein Gefolge gefunden. Viele Klöster und Heilquellen erzählen Ähnliches. Um dieselbe Zeit (Anfang des dreizehnten Jahrhunderts) pilgerte Matthieu I, von Marli, aus dem alten Stamm der Montmorenci nach dem gelobten Lande und hinterließ seiner Gattin, Mathilde von Garlande, eine Summe Geldes, um durch gute Werke Gottes Schutz auf den weiten Weg zu gewinnen. Sie zog den Bischof von Paris, Odon oder Eudes de Sülli, aus dem Geschlecht der Grafen von Champagne, zu Rathe, und im August 1204 wurde die Kirche von Notre-Dame de Port-Royal eröffnet. Seit 1208 waren Nonnen im Hause, deren dreizehn bis vierzehn sein sollten; dafür reichten die ersten Stiftungen. St. Louis, einer der Heroen des Gallicanismus, wurde zu den Stiftern des Klosters gezählt, welches bis zu seinem Untergang eine von ihm ausgesetzte Rente genoß. — Das Kloster hatte seine eigene Äbtissin; seine Kaplane und Beichtväter erhielt es von dem keine zwei Meilen entlegenen Kloster Vaux de Cernai. So wurden die Nonnen denn, wie diese Mönche, dem Orden der Bernhardiner unterstellt; die Einsamkeit, welche damals derselbe als die beste Lage eines Klostervereins achtete, fand sich in dem engen, feuchten Waldthale. — Bald erhielt das Kloster von Päbsten Privilegien und Exemtionen von bischöflicher Jurisdiction. Der Bann des Vaters der Christenheit schützte seine Rechte und Güter. Auch eine Indulgenz von einem Jahre und vierzig Tagen wurde von Gregor IX Denen versprochen, welche der Einweihung der Kirche (25. Juni 1230) andächtig beiwohnen würden, ein Ablaß von hundert Tagen, wenn man auch sonst die Kirchweihe daselbst mitfeierte. Schon 1223 wurde vom Pabste dem Kloster das Recht ertheilt, Laien eine Zuflucht (retraite) zu geben, welche überdrüssig der Welt und ihrer Personen mächtig,

sich in das Kloster zurückziehen wollten, ohne sich durch ein Gelübde zu binden, um hier ihre Buße zu üben. Das war der Rechtstitel für den nach mehr als vier Jahrhunderten zusammengetretenen Verein. — Das Gut des Klosters nahm so rasch zu, daß es schon nach einer Schätzung von 1233 sechszig Nonnen erhalten konnte. Später verarmte es wieder. Indeß finden sich unter den Äbtissinnen Namen von den ersten Häusern, eine Petronella von Montfort, Tochter von Amauri, Grafen von Montfort, Connetable von Frankreich; Philippine von Varennes, Schwester (oder Schwägerin) von Mathieu de Trie, Marschall und Großkammerherr; Beatrix von Dreux, deren Schwester war Yolande, Gattin von Alexander III, König von Schottland, Wohlthäterin des Klosters. Zweimal folgten Niecen ihren Tanten in der Abtei, was für das Zusammenhalten der weltlichen Interessen vortheilhaft sein mochte. Sonst beschränkt sich die Geschichte von Port-Royal auf einige Neubauten, auf Veränderung des Kleiderschnitts, namentlich an den Ärmeln. — Johanna von Boulehard wurde 1575 Äbtissin; sie nahm Angelica Arnauld zur Coadjutorin an, unter welchem Titel einer Jüngeren die Folge in der Würde der Äbtissin gesichert zu werden pflegte. Ursprünglich war die Äbtissin von den Nonnen erwählt worden und eine päbstliche Bulle hatte es dem Bischof verboten, diese Wahl zu stören oder eine gesetzlich gewählte Äbtissin abzusetzen. — Angelica ist der Mittelpunkt der folgenden Geschichte. Die Hauptquelle dafür sind Mémoires pour servir à l'histoire de Port-Royal, et la vie de la reverende mère Marie Angelique de St. Magdaleine Arnauld, reformatrice de ce monastère. Utrecht. Aux dépens de la Compagnie, 1742. Drei Bände.

Der Druck dieser Mémoires ist von einem etwas späteren Datum, als der der Mémoires von Fontaine, Fosse und Lancelot. Jene schildern uns aber, wie das Vorwort selbst sagt, besonders das innere Leben der Gemeinschaft von Port-Royal, namentlich der kleinen Nonnen-Association, während die Denkschriften dieser Männer mehr den Verein von Männern, die Darstellung der Grundsätze von Port-Royal nach außen hin und deren Verfechtung ins Auge faßen. Beides ist aber unzertrennlich; „denn daß Gebet der gottgeweihten Jungfrauen errang den Männern von Gott Kraft zum Kampf gegen die Welt.“ Diese unsere Mémoi-

res von 1742 geben uns das Bild einer älteren Entwicklungsepoche von Port-Royal, einer mehr ascetischen, welche Racine in seiner Geschichte dieses Klosters, wie auch die Mémoires von den genannten Männern, nur sehr oberflächlich schildern, indem diese erst mit dem Verein der Männer beginnen, mit der Einimpfung neuer, edler Zweige, auf das schon zuvor, durch mehrere Lebensstadien hindurchgegangene Bäumchen. — Die Bestandtheile der Mémoires von 1742 sind mannigfaltig, ein Mittelding von Mémoire- und Legendenstyl; sie sind alle aus der Feder von Nonnen, ausgenommen die werthvollen Mittheilungen Le-Maitres, welcher, besonders 1653, mit seiner Tante Angelica viel über ihr früheres Leben sich besprach und ihre Mittheilungen unmittelbar nachher niederschrieb. Er hatte mit Angelica von St. Johann (II), der Tochter d'Andillys und Niece der älteren, berühmten Angelica (I), lange insgeheim an der Sammlung von Nachrichten über die Schicksale ihrer gemeinschaftlichen Tante und des Klosters gearbeitet. Ältere Nonnen gaben dazu ihre Beiträge. Die ältere Angelica selbst hatte es im Sinne getragen, ein „Buch von Gottes Vorsehung" niederzuschreiben, ihre Wunder an der Leitung von Port-Royal nachzuweisen, damit sie den Ihrigen den besten Schatz zurückließe, das Vertrauen zu Gott, und damit sie nie, diesen festen Fels verlassend, auf Menschen sich stützten. Allein Angelica fühlte ihre Hand durch eine große Abneigung gegen das Schreiben wie gelähmt; nur der Befehl Singlins, ihres Beichtvaters, vermochte sie, sich dazu in eine enge Zelle (la Guette genannt) zurückzuziehen. Diese unvollendeten Mittheilungen sind datirt vom 12. Januar 1655, von Port-Royal des Champs. Sie tragen das Gepräge ihres Geistes. Am wenigsten Werth legen wir auf die Erinnerungen, welche die Nonnen, nach dem Tode Angelicas, auf Befehl ihrer Schwester Agnes niederschrieben. Das verklärende Licht des Heiligenscheins macht die Züge unzuverlässiger. — Die jüngere Angelica benutzte auch die Briefe ihrer Tante an Marie von Gonzaga, Königin von Polen, an welche Angelica I mit jeder ordentlichen Post (wöchentlich) schrieb. Man hatte mit dem Beichtvater der Königin, Fleury, die Verabredung genommen, daß er Copie von jedem Briefe nehme. Um jedoch diesen weiten Umweg zu vermeiden, entsiegelte man öfters auch ihre Briefe, ehe sie abgeschickt wurden, und schrieb sie ab. Die

Schreibart ist mitunter etwas weitschweifig (es sind 1800 Seiten), und die Naivetät hie und da gar zu groß; Kleinigkeiten müssen darin eine nicht unbedeutende Stelle einnehmen, da sie auch im Kloster selbst als wichtig behandelt und also um sie gekämpft wurde. — Die etwas kurz gehaltene Geschichte Port-Royals von dem berühmten Racine, dem Zögling dieses Kreises, wurde namentlich von Despreaux für eines der ausgezeichnetsten Werke der französischen Prosa erklärt. Ein ähnliches Urtheil fällt Olivet in der Geschichte der französischen Akademie. Wer nur das intimere Leben, die Leiden dieser geistigen Familie in einem kleineren Umfange dargestellt sehen will, findet hier, was er bedarf. Aber die Bedeutung Port-Royals für sein Jahrhundert, die kirchlichen und bürgerlichen Lebenselemente, welche hier Schutz und Pflege, oder doch Duldung suchten, kurz, eine männlichere Auffassung der Geschichte, das Alles ist hier nicht ausgeführt. Auch fehlt der zweiten Hälfte die Abrundung der ersten. — Racine sah sich dazu veranlaßt, als 1693 die Nonnen von Port-Royal des Champs wegen der Theilung der Güter mit Port-Royal de Paris eine Bittschrift an den Erzbischof einreichten. Das Manuscript war, nachdem Racine 1699 gestorben, längere Zeit verloren. Die erste Hälfte erschien 1742 im Druck. Erst die Revolution gab das Ganze; wie denn auch die im vierten Jahre der Republik erschienene Gesammtausgabe von Racines Werken (von Lúneau de Boisgermain) diese ganze Geschichte uns mittheilt. Da Port-Royal seinen Zögling Racine überlebte, fehlt freilich die letzte Katastrophe. — Racine urtheilt mit mehr Billigkeit und Humanität von den Feinden, als die Anderen gethan. Er macht uns das Port-Royal außerhalb der Mauern liebenswürdig. War vielleicht bei diesem überhaupt mehr Humanität? — Es ist nun allerdings nur die Geschichte eines Klosters, was uns zunächst beschäftigt. Allein wenn sich in dem Thautropfen das All spiegelt und die Geschichte eines bedeutenderen Menschen unwillkürlich die seiner Zeit wird, so kann namentlich von einem Kloster gesagt werden, daß es instar omnium sei, da dieselben Traditionen und Elemente im Ganzen doch allen Anstalten dieser Art gemein sind. Nur dürfte kaum von irgend einem neueren Kloster so bedeutendes Material, so viele, fortlaufende Data über inneres Leben und Treiben vorliegen. Da unsere Zeit die Klöster wieder aufbauen sieht, ist

es doch von Werth, daß wir eine zuverlässige Anschauung von den inneren, bewegenden Triebfedern einer solchen abgeschlossenen Welt bekommen, nicht etwa von einem Kloster des Mittelalters — wie denn die meisten bei dem größeren Publicum im Schwang gehenden Ansichten und Urtheile über Klosterleben sich aus mittelalterlichen Romanen und Romanzen ableiten —, sondern die Anschauung eines modernen Klosters. Port-Royal ist gewiß kein unvortheilhaftes Beispiel. — Daher beginnen wir unsere Geschichte Port-Royals schon mit dem Eintritt Angelicas, deren Leib gleichsam das Kloster war, sie selbst sein Geist. Ohnedies wäre die Geschichte von Port-Royal ohne diese fortlaufende Entwicklung seit der Reform nur ein Fragment, wie sie es denn bei Racine wirklich ist. — Und endlich: was ist groß in der Geschichte? — nicht die Ereignisse sind es, sondern der Mensch, nicht die Zahlen, sondern der Geist; und Charakter fällt mindestens eben so in die Wagschale, als Geist. Groß ist jede Geschichte, welche uns einen mächtigen Charakter in seiner Welt, sie sei groß oder klein, vorführt. Ein mächtiger Charakter, innig, stark im Dulden, gewaltig zu kämpfen und anzuziehen, war Angelica. Das Übrige ist Beigabe. Ob eine Frau, wie Roland, in die Revolution einer halben Welt hineintritt, oder die Reform ihres Klosters durchficht, wie Angelica, das macht das Schauspiel großartiger, aber nicht die Thatsache selbst größer. Dazu liegt das Maas, wenn es eines giebt, im Menschen selbst. In der Geschichte ist dem Menschen, wie einst im Paradiese, Alles unterthan. — War der Romanismus der Jesuiten mit ihren Interessen eng verbunden, so war auch der Gallicanismus der Parlamentäre nicht ohne Rücksicht auf persönliche Vortheile. — Jakobine (Jacqueline) Marie Angelica Arnauld, Tochter von Anton Arnauld de la Mothe, welcher die Rede wider die Jesuiten gehalten, wurde drei Jahre nach ihrem Bruder d'Andilly geboren, 8. September 1591, mitten in den Stürmen der Ligue. Sie hatte eine ältere Schwester, Catharina, welche 1605 den königlichen Rath Le-Maitre heirathete. — Die Tochter d'Andillys, Catharina von St. Johann, sagt, die Kinder ihres Großvaters haben sich in zwei Naturen getheilt, indem die einen das feurige Temperament der Arnauld hatten, die anderen die Besonnenheit ihres mütterlichen Großvaters Marion. Jenes war d'Andilly, Catharina und Angelica eigen-

thümlich, diese Besonnenheit dem Bischof von Angers, Agnes und Anna Eugenie. — Da die Familie sehr mit Kindern, es wurden ihrer zwanzig, namentlich unmittelbar nach Angelica mit einer Reihe von fünf Mädchen gesegnet war, suchte der Großvater, der Generaladvocat Marion, einige derselben durch kirchliche Pfründen zu versorgen. — Jede Regierung, welche sich erst festsetzen will, muß durch oft ungesetzliche, das sittliche Gefühl des Volks verletzende und untergrabende, Wohlthaten die bedeutenden Familien zu gewinnen suchen; Marion und Arnauld hatten Heinrichs IV Sache mit Nachdruck verfochten; Marion erhielt durch königliche Brevets für seine beiden unmündigen Enkelinnen, Angelica und Agnes, die Abteien Port-Royal und St. Cyr. — Wir sehen hier auch, welche Bedeutung der Übertritt Heinrichs IV hatte; als Protestant konnte er das concordatsmäßige Recht, die geistlichen Stellen zu besetzen, nicht üben, es wäre ihm also ein Hauptmittel abgeschnitten gewesen, die Seinigen zu belohnen und die Gegner zu erkaufen. Denn seit die Ritterlehen nicht mehr nach dem Tode des Lehensträgers an die Krone zurückfielen, war die Kirche und ihr Reichthum in den Händen der Könige ein offener Belohnungsfonds. Der Kampf zwischen der königlichen und der päbstlichen Macht kam gerade zu der Zeit zum vollen Ausbruch — was man meist übersieht —, da die Ritterlehen erblich geworden waren. Der Adel kämpfte für die Kaiser, auch die kirchlichen Lehen aus seiner Hand zu empfangen, während die päbstliche Macht anfangs das Recht der Wahl, der Demokratie, des sich schon regenden Bürgerstandes und Volkes verfocht. Es war aber offenbar die Proselytensucht der Gallikaner und ihre kurzsichtige Eigennützigkeit, die Unbiegsamkeit der Kurie, das Extrem und die Leidenschaft, wozu Ligue und Jesuiten den Kampf steigerten, was die Freiheit des Gallicanismus, was endlich die Gewalt der Kurie in Frankreich brach. Wäre Heinrich nicht dazu getrieben worden, überzutreten, wäre er protestantischer König von Frankreich geblieben, so wären von selbst alle concordatsmäßigen Rechte des Königs über die Kirche an diese zurückgefallen, die Kapitel hätten ihre Bischöfe wieder gewählt. Die Bischöfe aber hätten sich nothwendig an Rom anlehnen müssen; die Kirche wäre innerlich frei, unter dem Protectorat des Pabstes und er durch sie in Frankreich mächtig gewesen. Es sind dieses nicht leere

Folgerungen, es war dieses Alles strenge Nothwendigkeit. Der Thron hätte dann allerdings nicht leicht eine solche, für ihn selbst gefährliche, Übermacht ausüben können. Paris wäre nicht Paris geworden; die Bischöfe, statt, unter dem Vorwand bei dem Staatsrath zu vertretender Processe, bei Hofe zu liegen, wären in ihren Sprengeln geblieben, wo sie hingehörten. Der ganze jetzige Ruin des katholischen Klerus und der Kirche in Frankreich, somit die Entfremdung des Volks von Religion, beruht auf zwei Punkten, in der unmittelbaren Verbindung des höheren Klerus und seiner Abhängigkeit von einem despotischen Hofe, der bald von Maitressen regiert wurde, und in der Unterdrückung der reformirten Kirche. — Diese beiden Punkte aber, in der Reflexion getrennt, waren in der Wirklichkeit wesentlich Eine Thatsache. Unterdrückung hatte die katholische Kirche, als die der Majorität, noch mehr aber bei ihrer starken Organisation nicht von der reformirten zu fürchten. Der König mußte sie schon wegen der Subsidien vom Klerus schonen. Es giebt für eine starke, organisirte Majorität keine bessere Bürgschaft der Freiheit, als daß der Regent von einer anderen Kirche sei. Aber die Zeiten, das heißt die Geister, waren damals noch nicht reif zu einer solchen wahren Versöhnung und Sicherung aller Interessen; auch scheint das moderne Pabstthum durchaus den kühnen Muth und das Gedächtniß verloren zu haben, daß es ist der berufene Schirmvogt der Freiheit, der Verfechter der geistigen gegen die materiellen Gewalten. Es liegt hier eine der vielleicht erfolgreichen Illusionen unserer Zeit; vielleicht findet aber die katholische Kirche einmal bei sich selbst, was ihre Gläubigen noch idealisirend vom Pabste hoffen, so lange ihnen das Vertrauen zu sich selbst noch nicht aus Erfahrung gekommen ist. So glaubten die Griechen bei Salamis die Heroen seien ausgezogen als ihre Vorkämpfer; bei Mykale lief, wie von einem Geisterschiff zugetragen, durch die Reihen die frohe Kunde von dem Siege der Brüder, welcher zu derselben Stunde bei Platäa errungen wurde. So glaubten sie an verbündete, höhere Gewalten und bei Salamis und bei Mykale erkämpfte sich das gute Schwert der Griechen Freiheit von der Gewalt des Großherrn. — Oder sollten nicht reiche Keime der Freiheit in dem Schoos der katholischen Kirche liegen? Die

Herrschaft des Gesetzes, besonders eines uns inlebenden, ist Freiheit; die katholische Kirche aber ist sie nicht, die versteinerten Theile davon abgerechnet, ist sie nicht ein lebendiges Gesetz? — Die jetzige Dynastie in Frankreich steht in einem ähnlichen Verhältniß zum Klerus, wie der reformirte Heinrich IV zu dem liguistischen; aber der jetzige Klerus, vom Bürgerstande getrennt, vom Jahrhundert verlassen, gehört nur dem niederen Volke und dem Pabste an, er ist schrankenlos römisch, denn er ist ohne Stütze beim französischen Volke; daher weiß er nicht mehr, was Gallicanismus ist, kennt nur sein Afterbild von Louis XIV und Bossuet. Daher konnte auch die Restauration dem Klerus nicht genügen, er verlangte immer mehr von dem Könige, der ihm doch das Rechte nicht geben konnte; die Restauration, während sie überall Heinrichs IV Bild voranstellte, hatte doch überall Louis XIV im Herzen, und umsonst predigten Männer wie Montlausier, Kassandra zu vergleichen, die Freiheit im Sinne des alten, ächten Gallicanismus, im Gleichgewicht der geistlichen und weltlichen Mächte, der verschiedenen Stände, der Hauptstadt und der Provinz.

Marion hatte Mühe, die päbstliche Bestätigung zu erhalten, denn Agnes war nur fünf Jahr alt (1599), daher man auch indeß eine Vorsteherin nach St. Cyr setzte, welcher man die kleine „Madame von St. Cyr" auch zur Erziehung übergab. Schon im folgenden Jahre nahm sie das Kleid als Nonne. In Port-Royal war noch eine Äbtissin, und Angelica wurde ihr nur als Coadjutorin, als Nachfolgerin in der Abtei, beigegeben. Der Cardinal d'Ossat mußte allen seinen Einfluß aufbieten, die Bullen zu erlangen. — Nun sollte aber auch dem kleinen Persönchen ihr neuer Stand annehmlich dargestellt werden. Es wird erzählt, daß die kleine Agnes zu ihrem Großvater gesagt habe: Ich mag nicht Äbtissin sein, denn ich habe gehört, daß sie Gott Rechenschaft geben müssen für die Seelen ihrer Nonnen; ich habe genug an der meinigen. Angelica selbst erzählte dagegen später Le-Maitre, ihrem Neffen [1]): Mein Großvater sagte zu mir, als ich sieben Jahr alt war, ob ich nicht Nonne sein wolle. Da er fürchtete, ich möchte nein sagen, und ich überhaupt nicht recht wußte, was das sei, kam er mir zuvor und sagte: Du wirst aber nicht bloße Nonne sein, meine

1) Mémoires de 1742. Tom. II, pag. 248.

Tochter, ich will Dich zur Äbtissin, zur Herrin der Anderen machen. Ich fühlte sogleich, daß ich mich in seinen Willen ergeben müßte, und da die Abtei das mir sehr hart scheinende Loos ein wenig versüßte, antwortete ich ihm, ja ich will, mein Großpapa. Zugleich brach mir das Herz beinahe (je crevais) vor Ärger, ich ging in die Gallerie hinaus und dachte bei mir selbst: bin ich nicht unglücklich, als die zweite Tochter geboren zu sein; wenn ich die älteste wäre, würde man mich verheirathen. Indeß kam ich sogleich wieder mehr zu mir und bedachte, wie ich meiner ältesten Schwester, Catharina, so nahe folge, und daß mein Vater mich nicht leicht würde aussteuern und verheirathen können, wie meine Schwester [1]); so beschloß ich denn also den geistlichen Stand anzunehmen, da man es einmal wolle, ging sogleich wieder in das Zimmer meines Großvaters zurück und sagte zu ihm: Ich habe nur auf den Fall eingewilligt, in den geistlichen Stand zu treten, daß Sie mich zur Äbtissin machen; Sie haben es mir versprochen; vergessen Sie Ihr Versprechen nicht. Als ihre kleine Schwester sich der Abtei bedankte, soll Angelica gesagt haben: Ich will gerne Äbtissin sein, mein Großvater, ich will die Nonnen schon zu ihrer Pflicht anhalten. — Was es nun mit der Erzählung von Agnes für ein Bewenden habe, mag es Mythus oder Thatsache sein, ihr zartes, mehr furchtsames Gemüth, welches im Gehorsam, in einer über sie waltenden Auctorität, eine angenehme Pflicht und Stütze fand, drückte sich darin, wie in einem Gleichnisse, sehr fein und wahr aus. Das ist auch der Grund ihres ganzen Verhältnisses zu Angelica. Die Geschichte aber aus dem Munde dieser giebt uns nicht blos eine Geschichte aus ihrer Kindheit, was schon wichtig genug wäre, denn das Kind ist Natur, ist seine eigene, ungemischte Natur, sondern sie sagt uns auch, was Angelica für die ihrem Herzen, ihrem Willen, als die ihrem ganzen Wesen angeborene Natur ansah. Sie ist aber eine Natur gleichsam aus Einem Stück, aus Einem Guß und Masse, darum antik zu nennen; daher ist es auch ganz besonders wichtig, daß wir sie in ihrem Grunde fassen, denn solche

1) Ein für eine kleine Französin ganz charakteristisches Raisonnement. Man hört nicht selten in Frankreich, daß ein kleines Mädchen, welches Miene macht, über einen kleinen Unfall zu weinen, mit den Worten getröstet wird: Vous n'y penserez plus le jour de votre mariage.

Naturen versteht man entweder ganz, oder gar nicht. Sie hatte den, solchen Charakteren eigenthümlichen, unbesiegbaren und unwiderstehlichen Willen, sie war dazu geboren, Andere mächtig an sich zu ziehen, zu beherrschen durch innere Bewältigung, nicht durch äußerliches Gebot, sondern indem ihr Wille dem der Anderen einen weithin wirkenden Impuls gab. So hat sie denn die Ihrigen alle, selbst die Mutter, in diese Zauberkreise ihres bannenden Willens gezogen, wie vor Joseph die Garben der Brüder sich neigten, oder Sonne und Mond und die Gestirne. Mit ihrem Vater rang sie und behauptete sich siegreich; ihm war sie wohl von Natur am ähnlichsten, aber sie hatte dabei die ihrer Kraft beistehende Macht des göttlichen Willens voraus. Ihre natürliche Liebe und Pietät kam einige Male in harten Zwiespalt mit diesem Strom, mit dieser inneren Gewalt, wodurch sie selbst beinahe nicht anders fortgetrieben und getragen wurde, als sie Andere mit sich fortnahm. Ihr ganzes Leben war, wohl seit ihrem siebenzehnten Jahre, ein anfangs freilich minder klares Ringen, dieser natürlichen Gewalt loszuwerden, sie in Demuth Gott ganz zu unterstellen, statt Andere zu beherrschen, sich zu vernichten und willenlos zu werden in der Hingabe an ihn. Sie klagt öfter, daß wir wohl Anderer, aber nicht unserer selbst ledig werden können. Indem sie aber diesen angeborenen, diesen angestammten Herrscherwillen Gott zu Ehren ganz vernichten wollte, läuterte und verklärte er sich, wurde er in Wahrheit mächtiger, sie, die Magd Gottes, war eine Gebieterin, wo sie erschien, selbst von dem sichtbaren Statthalter des Herrn mochte sie nicht unbedingt gebeugt werden. Die Gewalt der Heiligen und der wahren Hierarchen über die Großen dieser Welt lag darin, daß sie sich zu Dienern der Armen, der Schwachen machten, wie denn auch der Pabst den prunkendsten Titel des Knechts der Knechte führt; aber wer Gottes Knecht oder Magd ist, kann auch gegen ihn, gegen Gottes Statthalter, selbst in der Unterwerfung sich halten. Ein alter Mönch, gerührt durch die ungewohnte gute Pflege, sagte dankbar zu Angelica: Man hat Sie mit Unrecht Madame de Port-Royal genannt, Ihr wahrer Name ist Madame de Coeur-Royal. So nennt auch Jansen die Knechtschaft Gottes eine königliche; Gottes Knecht herrscht mit ihm über die Gewalten der Welt. — Es war denn auch etwas wahrhaft Hierarchisches in Angelica,

ein inneres Bedürfniß des Gehorsams zugleich und des Befehlens, wodurch sich auch ihr Verhältniß zu den Beichtvätern gestaltete. Dadurch war sie wesentlich an die katholische Weltordnung gebunden, wenngleich im Sinne des Gallicanismus, während sie dem Protestantismus darin verwandt war, daß ihr Beruf mehr auf die unmittelbare Verbindung und den inneren Verkehr mit Gott, auf das Bezeugen der wahren evangelischen Lehre gerichtet war, mehr als auf Organisirung von thätigen Vereinen, auf Übung „guter Werke". Während die barmherzigen Schwestern von St. Vincent die Straße und die Krankenhäuser als ihr Kloster ansehen sollten, hatte Angelica die strenge Clausur und das Schweigen von Anfang an als eine Hauptbedingung der Vollkommenheit angesehen und blieb dabei auch als ihre evangelische Erkenntniß sich entwickelt hatte. Die Verfolgung und das Gefühl, in einer ihr fremden Welt zu leben, mußte sie darin bestärken; wiederholt streiften sie und die Ihrigen an die Gränze des visionären Gebiets. Es lag in ihr ein Centrum socialer Organisirung, allein die Attraction überwog gleichsam über die expansiven Kräfte; nur völlige Mittheilung genügte ihr, diese schien nur in engerem Kreise möglich, nur Gott allein würdig dieses Opfers und das Gebet die würdigste Weise des Opfers. So war ihr Leben denn mehr intensiv, als social. Die Lehre von Jansenius aber war die durchaus einem solchen Charakter entsprechende, sie allein schien durch ihre Prädestination den Eigenwillen gründlich brechen zu können, wonach sie ja als nach dem Höchsten stets rang; denn Jansenius setzte weder gute Werke, noch die Rechtfertigung durch den Glauben als den schaffenden Mittelpunkt der christlichen Lehre, sondern daß Gottes Wille, den unsrigen überwältigend, unser Wille werden müsse. Denn unser natürlicher Wille ist der Herd der Sünde. Wie Angelica denn von Natur unwillkürlich den Willen Anderer innerlich bestimmte und bewältigte, so rang sie darnach, so glaubte sie, daß der ihrige durch Gottes Willen überwunden und vernichtet werden müsse, auf daß Gottes Wille allein in ihr walte. — In der Weise, womit sie den Willen, das Wesen Anderer unwiderstehlich und doch ohne Zwang für die Überwundenen, durch eine innerliche Kraft überwand, liegt ein Gleichniß, eine Analogie und Erklärung der Prädestination und der unwiderstehlichen göttlichen Gnade bei Augustin und Jansenius. —

Eine eigene Erscheinung in der Familie Arnauld ist die Abneigung, welche sich z. B. bei d'Andilly gegen seinen Sohn, den Abbé Anton, findet. Gleichermaßen erzählt Angelica, daß sie als Kind von ihrer Mutter nicht geliebt worden sei. Nur so lange ihr wunderschöner kleiner Bruder Anton lebte, welcher drei ein halb Jahr alt starb, fand sie Gnade vor den Augen ihrer Mutter. Denn es schien, als könnte der kleine Bruder, der Liebling der Mutter, nicht ohne seine um einige Jahre ältere Schwester leben. Ihm nach wurde der erst 1612 geborene, nachmals als Dr. Arnauld so berühmte, Anton genannt. Diese Macht der Abstoßung, welche selbst die natürlichen Gefühle der sonst wackeren Mutter überwand, steht wohl in einer Beziehung zu der beinahe heftigen Willensenergie der Familie, welche wiederum eben so stark anziehen und festhalten konnte. — Die kleine Angelica ward auf diese Weise jeden Morgen zu ihrem Großvater Marion geschickt, welcher sie sehr liebte, oft mit ihr sich unterhielt; bei ihm brachte sie den Tag zu. Ihn stets an einem Ärmel haltend, war sie beinahe unzertrennlich von ihm. Um sich aber an ihren anderen, von der Mutter geliebten Geschwistern zu rächen, schloß sich ihnen oft den Riegel vor, wenn auch sie ihren Großvater besuchen wollten, da sie nicht gemeint war, mit ihnen dessen Liebe zu theilen. Fand sie eine ihrer Schwestern im großväterlichen Hause, so trieb sie dieselben fort mit den Worten: Gehe du in Dein Haus, dies hier ist das meinige, nicht das eurige. — Der Großvater machte sich und seinen Bekannten oft einen Spaß mit einer ihrer Eigenheiten; war Angelica bei ihm, und fragte man sie nach ihrem Namen, so nannte sie sich Jakobine Marion; führte man sie aber in das Haus ihres Vaters und fragte sie hier, wie sie heiße, so sagte sie Jakobine Arnauld. „Denn ich wollte überall für die Tochter des Herrn vom Hause angesehen werden, um überall etwas zu gelten [1])". Den Namen Jakobine vertauschte man bald gegen Angelica; da die Bullen für die neunjährige Jakobine zu Rom verweigert wurden, machte man eine neue Eingabe, nannte sie mit dem Namen Angelica, schob ihr 17 Jahre unter und ließ sie am 2. September 1599 in der Abtei St. Antoine des Champs zu Paris das geistliche Kleid nehmen. Dieser Akt gefiel ihr beson-

1) Mém. Tom. II, Pag. 250. 251.

ders wohl; sie war ganz entzückt, daß diese Feierlichkeit, alle diese Leute für sie daseien. Mehr als zuvorkommend war dabei der Abt von Citeaux, de la Croix, ein Mann von niedriger Herkunft und geringem Verdienst, welcher auch einige Jahre später sich von selbst erbot, der eilfjährigen Angelica die Weihe als Äbtissin zu geben, während der Vater ihm noch kein Wort davon zu sagen wagte. Im Jahre 1595 hatte derselbe Vorsteher des Cisterzienserordens mit den ihm beigegebnen Äbten der vier Hauptabteien des Ordens, von Clairvaux, Morimond, Pontigni, la Ferte, in dem ihnen untergebenen Frauenkloster von St. Antoine der Aufführung der Tragödie Kleopatra von Garnier beigewohnt. Die Nonnen spielten im Männercostüme auch die männlichen Rollen. (Äbtissin dieses Klosters war eine Madame de Thou, welche sonst gerühmt wird.)

Agnes war indeß in ihrem St. Cyr, wo sie von Angelica besucht wurde. Bekamen die beiden Kinder Streit, so sagte wohl die kleine Madame von St. Cyr zu ihrer Schwester, sie solle sich in Acht nehmen, daß sie nicht fortgejagt werde, denn Angelica sei ja in ihrem, in der Agnes, Hause. Es blieb Angelica über ein Jahr in dem Kloster von Maubuisson an der Oise, bei Pontoise. Dieses Kloster war auch von ihrem Orden, was um ihrer Ansprüche auf Port-Royal willen nöthig war, und den Eltern von Andilly [1]) aus sehr gelegen. Die Zucht in diesem Kloster war freilich nichts weniger als exemplarisch. Im September 1600 nahm die Äbtissin d'Estrees Angelica mit sich auf eine Reise nach Amiens, wo sie confirmirt wurde. Sie erinnerte sich noch später des Bildes eines Bischofs, welcher den Leuten Ablaß ertheilte, die zu dem Bau der Kirche von Notre-Dame Steine herbeischafften. Angelica legte auch in Maubuisson ihr Gelübde (profession) ab. Dabei ärgerte sie sich nur darüber, daß die Leute sagten: das arme Kind weiß nicht was es thut. Bin ich denn toll, sagte sie entrüstet bei sich selbst, daß man glaubt, ich wisse nicht, was ich thue. Ich weiß es recht wohl. — Den

1) Wir befanden uns im Sommer 1836, ohne es zu wissen, auf der Markung von Andilly; es ist dem Reisenden zu rathen, nachdem er Morgens die Gräber der Könige in St. Denys, die Eremitage Rousseaus besucht, von dem gastlichen Montmorency aus die Höhen zu besteigen, auf welchen sich ein weiter Blick über die Campagne von Paris eröffnet. Auf diesen schönen Höhen liegt Andilly.

4. Juli 1602 starb Boulehard, die bisherige Äbtissin von Port-Royal; sie hatte noch nicht die Augen geschlossen, als Arnauld seine Tochter schon in Maubuisson holte und sie sofort in Besitz der Abtei setzte; am 29. September wurde sie zu dieser Würde eingeweiht. Sie war 10 Jahre 10 Monate alt. D'Estrees und zwei andere nicht sehr würdige Vorsteherinnen von Klöstern wohnten der Feierlichkeit bei. An demselben Tage communicirte sie zum erstenmal, ohne Unterricht darüber erhalten zu haben. Ein armer Schuhflicker, welcher im Kloster arbeitete, gab ihr ein Gebetbuch dazu, und so empfing sie das Sacrament mit einem zuverlässigen Gefühl der lebendigen Gegenwart Gottes. Der dem Kloster als Beichtvater beigegebene Pater wußte nicht einmal das Vaterunser französisch [1]); außer seinem Brevier öffnete er kein Buch; sein Vergnügen war die Jagd. So weit hatte es der Klerus während der Kriege zur Unterdrückung der Protestanten gebracht. Seit 40 Jahren war nur sieben- oder achtmal im Kloster gepredigt worden bei der Ablegung des Gelübdes. Während des Carnavals wurde nicht communicirt, da die Nonnen sich innerhalb des Hauses mit Maskeraden ergötzten; der Pater that dergleichen mit den Knechten, bei denen er sich als den Ersten unter Seinesgleichen ansah. Im Jahre 1603 befahl man den Nonnen, auf die großen Feste Schüler von den Bernhardinern kommen zu lassen, auf daß sie predigten. „Es waren aber arme Predigten, welche uns, so unwissend wir waren, nur zu lachen gaben". — Madame Arnauld war gar nicht beruhigt, ob ihre Tochter hier auch ohne schlimme Beispiele aufwachse; so kam sie oft unangemeldet und zu einer Stunde, da man sie am wenigsten erwartete. Sie stellte mit Hülfe des Generals alles gegen äußere Ordnung und die Ehre Laufende ab, die Priorin, Catharine Dupont, verwaltete das Haus anständig. Das Gesinde hatte bisher einen großen Theil der Einkünfte verpraßt, während Haus und Hof zerfielen und die Nonnen oft darbten. Es waren deren im Jahre 1605 nur zwölf. — Angelica spielte und vergnügte sich nach ihrem Alter; die Heiligengeschichten las sie mit viel weniger Aufmerksamkeit, als die Biographien von Plutarch, welche in Frankreich überhaupt längere Zeit einen großen Einfluß übten. Sie war noch nicht lange Äbtissin, als Heinrich IV, der in der Nähe

1) Mém. Tom. I, Pag. 372.

Jagd hielt, sich zu Gast melden ließ. Er wollte damit den Vater Arnauld ehren und die „kleine Äbtissin" sehen; doch fand er sie über Erwarten groß. Das war freilich kein Wunder, denn sie trug fünf bis sechs Finger hohe Schnabelschuhe. Schon von weitem, als die Nonnen auf den Schall des Jagdhorns an die Fenster liefen, rief der galante König: Ich küsse der Frau Äbtissin die Hand. — Ihr Vater sagte ihr später, Gott habe des Königs Spiel mit dem Sacrament der Ehe durch seinen tragischen Tod rächen wollen. Sie wollte aus guter Quelle wissen, die jesuitischen Beichtväter haben ihn durch ihre Nachsicht in seiner Sünde unterhalten und so ins Verderben gestürzt.

Indeß wurde dem Mädchen das Band des Gelübdes, welches dem Kinde angeschmiedet war, enger und drückender, je mehr Angelica sich entwickelte. Sie wußte, daß sie nicht gebunden sei, nach den Gesetzen der Kirche selbst, aber vor Gott fühlte sie sich doch gebunden und machte sich ihr Leben gegen die Ordensregel oft zu schwerem Vorwurf. Oft tröstete sie sich auch wieder, daß sie im Alter einmal dafür „Buße thun wolle". Es war ihr ein Ärgerniß, daß sie stets in grobe Leinwand gekleidet gehen sollte, und doch verachtete sie die Weise anderer Nonnen, welche aus Eitelkeit auf ihren Ordenskleidern allerlei Ziererei anbrachten. Denn, dachte sie, es könne jede Magd ihr es darin doch leicht zuvorthun. Einige Tanten, welche sich als Nonnen [1]) selbst sehr unglücklich fühlten, setzten ihre Ehre darein, sie davon abwendig zu machen. Man sagte ihr, wie sie eigentlich durch Betrug in das Kloster gekommen. Nur die Rücksicht auf ihre Eltern hielt sie noch; sie wollte deren Ehre nicht kränken; auf der anderen Seite war sie sich bewußt, daß es auch gegen die Ehre sei, im Kloster zu leben, ohne seine Regeln zu erfüllen, und dazu fühlte sie keinen Beruf. Sie fing an, den Gedanken zu hegen, aus dem Kloster zu entlaufen und sich irgendwo zu verheirathen; Rochelle schien ihr hiezu am sichersten. „Dabei war ich jedoch gut katholisch, denn Gott hatte mir eine geheime Abneigung gegen die Häresie gegeben, bis ich mich selbst davon überzeugte. Eine meiner Verwandten, eine Hugonottin, rieth mir den Römerbrief zu

1) Man ist wohl berechtigt, gegen diese Angabe Verdacht zu schöpfen und diese Tanten für Reformirte zu halten, was man bei der Herausgabe der Mémoires zu verschweigen für gut fand.

lesen, ich würde darin die Verdammung des römisch-katholischen Glaubens finden. Ich las ihn und fand ganz das Gegentheil, denn es gefiel Gott, mich mit dem Lichte des wahren Glaubens zu erleuchten [1]).

Dieser innere Kampf brach in der sechszehnjährigen Angelica (1607) als heftige Fieberkrankheit aus. Sie wurde in das elterliche Haus nach Paris gebracht, und besonders die aufopfernde Pflege der Mutter gewann ihr Herz sehr. Sonst wurden an ihrem Krankenlager nur alle möglichen Geschichten von Stadt und Hof abgehandelt, die reiche Kleidung ihrer Verwandten, besonders des ritterlichen Peter Arnauld, ihres Oheims, bestach ihre Sinne und ihr Herz. Es war ihr nun eine wichtige Frage, ob sie auch einen Schnürleib (corps de baleine) tragen sollte; sie hatte sich heimlich schon einen bestellt. — Allein am Ende entschloß sie sich, gegen so viele Liebe ihrer Eltern nicht undankbar, noch Christo ungetreu zu sein, welchem sie sich mit Seel und Leib geweiht, oder vielmehr, welcher ihr so viel Ehre erwiesen, indem er sie so frühe zu seiner Braut erkoren. Ich entschloß mich denn also, „im geistlichen Stande zu bleiben und mir öffentlich in mein Kleid ganz einfach einen Leib von weißer grober Leinwand, ohne Fischbein, machen zu lassen", um in der Bescheidenheit des geistlichen Standes zu bleiben. Indeß war sie nach der Krankheit, welcher eine drückende Melancholie vorangegangen war, nun so ausgelassen, daß ihre ehrenfeste Mutter sich angstvoll in aller Eile aufmachte, nach Port-Royal reiste, alle ihre Schränke und verschlossenen Gefäße aufmachte, um zu sehen, ob die junge Äbtissin nicht irgendwo Liebesbriefe verborgen halte. — Es waren um diese Zeit mehrere Kapuziner nach Port-Royal und in die benachbarten Klöster gekommen, hatten dort gepredigt und den Nonnen guten Rath für ihre Seelen gegeben. Denn dieser Orden war damals gerade von großem Eifer belebt. Einer dieser Patres kam auch nach St. Cyr und machte Madame le Tireux, welche der kleinen Agnes als Erzieherin beigegeben war, schwere Vorwürfe, daß sie, selbst nicht Nonne, in einem Kloster wohne, eine geistliche Person zu erziehen. Denn der Eifer dieser Kapuziner ging, wie es sich auch bei der Reform von Port-Royal zeigt, zunächst auf

1) Mém. Tom. II, Pag. 256.

die äußerlichen Regeln des Klosterlebens. Agnes war sehr schwermüthig über den Verlust dieser ihrer zweiten Mutter. Angelica überzeugte ihren Vater, daß sie nur in Port-Royal davon geheilt werden könne; und Agnes ließ sie über sich verfügen, ob sie gleich dadurch Gefahr lief, ihre Abtei zu verlieren, so lieb sie auch den kleinen goldenen Krummstab an ihrem Paternoster, die Kleidung des Benediktinerordens mit dem kleinen stets gefälteten Chorhemd hatte. Zugleich ging (im December 1607) mit Angelica ihre noch nicht achtjährige Schwester Marie (später unter dem Klosternamen Marie von St. Clara) nach Port-Royal. So übte sie schon jetzt eine anziehende, sich unterwerfende Macht über die Geschwister, sie versammelte sie in ihrem Hause um sich, wie sie dieselben einst von sich zurückgestoßen und von ihrem großväterlichen Hause ausgeschlossen hatte.

Angelica schildert uns ihre damalige Verfassung mit den Worten: Ich liebte nur Gesellschaft, Gespräch und Vergnügen, ob ich gleich der Unordnung und der Übertretung der klösterlichen Zucht feind war. Als z. B. der Beichtvater des Klosters einige adelige Herren hereinführen wollte, that sie sich Gewalt an, verweigerte ihnen den Eintritt und sagte zum Pater: Sie, mein Vater, machen die Gesetze, wie wollen Sie, daß ich dieselben in Ihrer Gegenwart nicht halte? Der Beichtvater führte die Herren doch herein, mit der Versicherung, sie bringen keine Gefahr. Ich fürchtete den Tod, fährt Angelica fort, eine Furcht, welche mich mein ganzes Leben über begleitet hat. Ich fürchtete Gottes Gericht nach meinen Werken und die ihm folgende Ewigkeit. Das schützte mich. Denn ich liebte nicht Gott, sondern die Eitelkeit. Die Nonnen durften damals Eigenthum und Geld haben, unter der Bedingung, daß sie von allen Ausgaben und Einnahmen der Äbtissin Rechenschaft ablegten. Eine Nonne hatte derselben etwas verschwiegen; der Beichtvater verweigerte ihr das Sacrament, bis sie es Angelica würde gestanden haben. So blieb sie selbst an Ostern ohne zu communiciren. Als die Beharrlichkeit des Beichtvaters das reuevolle Geständniß erzwang, erfüllte dieses Angelica mit einem solchen Grauen über die Anhänglichkeit an zeitliches Gut, über die Gefahr, sein ewiges Heil für so verächtliche Dinge zu verlieren, für Dinge, unwürdig einer für Gott geschaffenen Seele, daß sie tief in ihrem Herzen seufzte. Es hatte einer

unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht, und es übte dieses Ereigniß auf ihre und des Klosters Reform, auf das unaufhaltsame Streben nach Gütergemeinschaft gewiß keinen geringen Einfluß.

Denn um diese Zeit, eines Abends — es war der Tag Mariä Verkündigung —, als Angelica eben aus dem Garten zurückkehrte, wurde ihr gemeldet, Pater Basil, Kapuziner, sei soeben angekommen und verlange zu predigen. Sie fand es etwas spät, denn eben wollte man die Lichter anzünden; indeß befahl sie zu läuten, die Predigt sollte statt der abendlichen lecture des complies sein [1]). Der Pater handelte in seiner Rede von der Menschwerdung, von den Erniedrigungen des Sohnes Gottes in seiner Geburt und der Krippe, wo er sich zum Futter der Thiere gemacht, indem er Fleisch geworden. Denn alles Fleisch ist Heu. Er verbreitete sich über diesen Gedanken von St. Bernhard. Angelica erinnerte sich später der Einzelnheiten dieser Predigt nicht mehr deutlich; aber in dieser Dämmerstunde des Abends, in dieser Dämmerung von Bildern brach ihr das Morgenroth des göttlichen Lebens an. Gottes Gnade hatte ihr Herz gerührt. Sie war sich bewußt, daß die ganze Entfaltung desselben die Entwicklung des zu dieser Stunde in sie gelegten Keimes war. „Während dieser Predigt rührte Gott mich also, daß ich mich von Stund an glücklicher fühlte im geistlichen Stande zu sein, als ich mich zuvor unglücklich gefühlt hatte. Ich weiß nicht, was ich hätte nicht für Gott thun wollen, wäre es sein Wille gewesen, mir die Bewegung fortwährend zu erhalten, welche seine Gnade mir damals gab [2])." — Als für eine besondere Erweisung dieser Gnade dankte sie Gott dafür, daß er sie von ihrem Vorhaben abgewendet, diesem Prediger Mittheilungen über ihr Inneres zu machen; er wäre wohl für die sechszehn ein halb Jahr alte Äbtissin zu jung gewesen. Derselbe Pater soll in einigen Klöstern Extravaganzen gemacht haben und ging bald darauf zum reformirten Glauben über. Denn wie die Kapuziner einerseits für die Gesetzlichkeit des Katholicismus zelotisch eiferten, so sind andererseits aus keinem Orden so viele bedeutende Männer zum Pro-

1) De cette sorte, par occasion et quasi par manière d'acquit, elle s'y en alla.

2) Mém. Tom. I, Pag. 271.

testantismus übergetreten. Zur reformirten Kirche mußte sie noch ein stärkerer Zug tragen, als zu der ruhigeren, minder ascetischen lutherischen. Auch die Vorläufer der Kapuziner, die strengen Franziskaner, hatten im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts sich kühn erhoben gegen die prunkende Kirche, gegen die urbem venalem, mox perituram, si emtorem invenerit. Das ist eben ein großes Zeichen, daß die Orden, welche der Katholicismus gegen die Reformation und ihre besseren Vorläufer, besonders die Waldenser, hervorgebracht, in ihrer absichtlichen und überspannten Katholicität auf verschiedenen Seiten über das Gebiet des Katholicismus, gewissermaßen alle auf protestantisches Gebiet sich hinausgedrängt fanden wie durch eine innere Nothwendigkeit; ein mächtiger Beweis, daß es dem Katholicismus nicht gelingen kann, in dem Gegensatz, in der Sprödigkeit gegen den Protestantismus zu beharren. Freilich ebensowenig kann sich der Protestantismus eines Zuges nach dem wahren Katholicismus erwehren, wie bei vielen frommen Protestanten unserer Tage das Sehnen und Ringen nach der Katholicität einer jetzt noch unsichtbaren Kirche beweist. Es ist ja in beiden evangelischer Samen; der kann aber nicht verborgen bleiben. So sind sogar die Wächter der Inquisition, die Dominikaner, mit ihrem Augustinismus der protestantischen Orthodoxie beinahe näher, als dem eigentlich katholischen Dogma. Selbst die Jesuiten und ihr Pelagianismus entsprechen dem im Schooße des Protestantismus gehegten Rationalismus.

An Ostern eröffnete Angelica sich einem anderen, alten Kapuziner, Pater Pacificus. Ihr Eines Streben war von nun an die Reform. Diese begann sie mit sich selbst, indem sie sich strengere ascetische Übungen auflegte. Sie ging nicht selten Nachts heimlich auf einen Speicher, dort recht ungestört zu beten. Später, wohl nach ihrem Tode, wurde erzählt, man habe sie heimlich beobachtet, wie sie flüssiges Wachs sich auf den Arm träufelte. Pacificus predigte nicht; ein anderer Kapuziner, durch ihre Absichten ermuthigt, fing nun an, strengere Predigten zu halten, welche den meisten Nonnen misfielen, während einige den Gesinnungen Angelicas beitraten. Es ist wahr, sagt sie, daß diejenigen, welche sich der Reform widersetzten, immer die geregeltsten gewesen waren, sittiger und bescheidener in ihrer Klei-

dung. Daher sagte die gute Priorin, daß Die, so Eitelkeit getrieben, gut thun, sich zu reformiren; für die Anderen aber sei nichts zu verändern. Angelica stellte sie namentlich vor, wie sie noch so jung sei; sie fange es wohl mit großem Feuer an, aber es werde sie bald gereuen, und so würde nur Unordnung und Störung entstehen. Daher solle sie, wenn es ihr wirklich um Reform zu thun sei, ihre Abtei niederlegen und in irgend ein gut reformirtes Kloster als Nonne eintreten. Sie glaubte und wünschte wohl kaum, daß Angelica dieses wollte und ausführte; es war wohl darauf berechnet, dieser zu zeigen, wie ihr Feuereifer die einfachste Probe nicht bestehen würde. — Allerdings hatte Angelica die Abtei gegen die Gesetze der Kirche erhalten, ja durch Betrug. Dieser Stachel ließ ihr so wenig Ruhe, daß sie beabsichtigte, den Rath der Priorin zu befolgen. Ich wünschte öfters, erzählte Angelica [1]), hundert Meilen weit fortzugehen und nie mehr weder Vater, noch Mutter, noch Verwandte zu sehen, so sehr ich sie liebte; irgendwo mit Gott allein zu sein, so daß keine Seele auf der Welt mich kennte; so demüthig und verborgen leben zu können, ohne einen Zeugen zu haben, als Gott, ohne irgend eine Sorge, außer der, ihm zu gefallen. Ich glaubte, es könnte auf der Welt keine größere Seligkeit geben. Kurz, es kümmerte mich so wenig, wohin ich gehen sollte, wenn ich nur nicht mehr Äbtissin wäre, daß ich glaubte, es wäre für mich weniger Gefahr, in ein nicht reformirtes Kloster zu gehen, daselbst Laienschwester zu sein, als mit meiner Würde in einem Hause zu bleiben, wo alle mögliche Ordnung und Reform herrschte. Auch hatte ich Recht. Kurz, sagte ich, ich habe genug an dem Regiment; und rücksichtlich des Lebens in einem Hause, wo nicht die rechte Ordnung waltet, so sollte mich dieses nicht verhindern, selbst meine Pflicht zu thun. Wenn ich nur will, kann ich da arm, gehorsam und geduldig sein, und zwar mit noch mehr Verdienst, da es mit mehr Widerspruch und mit wenigeren guten Beispielen geschehen wird. — Man erzählte später von ihr, sie habe damals im Sinne gehabt, wenn die Reform ihr mislänge, sich auf einem Blatt Papier der Stelle zu bedanken, eine oder zwei würdige Personen der Körperschaft zur Nachfolge vorzuschlagen und heim-

1) Mém. Tom. I. Pag. 28.

lich sich zu den Feuillantinnen von Toulouse zurückzuziehen. — Ähnliches Sehnen nach der Einsamkeit trieb die gleichzeitige Antoinette Bourignon beinahe in demselben Alter das väterliche Haus zu verlassen, in Italien eine Wüste zu suchen. Dem Menschen, welcher sich seiner selbst zu entledigen ringt, mag solches Sehnen natürlich sein; ist doch Manchem nicht zu helfen, als durch Zerreißung der ihn umwaltenden Verhältnisse. So geschieht es auch oft, daß Menschen um so mehr von Reisen und Wandern reden, je mehr das Ende ihres Lebens herannaht. Doch liegt hier noch ein besonderes Zeichen der Zeit, eine Hieroglyphe, zu deren Lösung uns die folgende Geschichte den Schlüssel geben wird. Zuvörderst erinnern wir uns überhaupt daran, daß dergleichen Triebe und Bedürfnisse der Ortsveränderung, der Einsamkeit zu manchen Zeiten erwachten, namentlich auch in dem Zeitalter der Barbarei; ganz besonders aber, da durch den Übertritt der heidnischen Welt und ganzer Massen die erste Jungfräulichkeit der Kirche verunstaltet war und hinwiederum in diesen Zeiten, da die römische Kirche aus dem im Namen des Evangeliums angegriffenen Gesetzeswerk sich ein Bollwerk machte.

Angelicas Reform ihrer selbst bestand wesentlich darin, daß sie ihren herrischen Selbstwillen brechen, ihn einem fremden Willen unterwerfen will. Sie glaubte nun den Willen Gottes aus dem Munde der Beichtväter vernehmen zu müssen, und so trug sie denn auch ihre Absicht, die Abtei niederzulegen, den beiden Patres vor. Allein siehe da, das Orakel war zwiespältig; der eine munterte sie dazu auf, der andere rieth ihr dräuend davon ab. Pater Bernard fand für gut, daß sie die Reform in Port-Royal nach Kräften betreibe, und schrieb, um sich dazu der Unterstützung des Abts von Citeaux zu versichern, an den Generalvicar, Abt von Maurimont. Boucherat, Abt von Citeaux, war einer der wenigen im Orden, welche sich der Reform günstig erwiesen. Der Großvicar aber schrieb davon alsbald an Arnauld, welcher sofort kam, sie in Andilly (September 1608) von einem Fieber und den Reformideen zu heilen. Sie wurde nun mit scharfem, mit spöttischem Auge beobachtet; die Klosterschwester, welche ihr diente, ließ sich um so besser dazu gebrauchen, als sie eine persönliche Abneigung gegen einen der reformistischen Kapuziner hatte. Man fand es sehr auffallend, daß sie keine

seine Manchetten mehr trug; es war ein großer Lärm, beinahe ein Triumph im Hause, als man entdeckt zu haben glaubte, diese Ascese führe zu Unreinlichkeit. — Ein noch härterer Sturm war der der väterlichen Vorwürfe. Arnauld sagte ihr, das Misvergnügen sei im Stande, ihn zu tödten. Angelica berief sich auf die Verpflichtung, welche das Gewissen ihr auflege, während der Vater Alles fremden, unberufenen Einflüsterungen zuschrieb. Bald hatte sie keine Antwort mehr als ihre Thränen; ihre kleine Schwester Marie, welche neben ihr krank lag, fing darüber so bitterlich zu weinen und zu schluchzen an, daß der Vater, welcher diese Redefigur vielleicht etwas oratorisch soeben selbst gebraucht, wirklich für das Leben des Kindes fürchtete und besiegt wich vor einem solchen passiven Widerstand kindlicher Liebe. — Er zeigte aber, daß er seine Tochter wenig kannte und die in ihr geweckte Kraft, indem er nun noch genannten Generalvicar zum Sturm schreiten ließ. Das Kloster Maurimont war eine der vier sogenannten Töchter von Citeaux, deren Äbte Vicare sind, wo der Abt von Citeaux abwesend ist. Denn die Verfassung der Cistercienser war wesentlich aristokratisch, beinahe demokratisch. Der Großvicar redete nach seinem Verständniß und nach dem Maas seiner Bildung. Er nannte die reformistischen Kapuziner cafars, cagots, bigots, welche unter dem Vorwande der Reform aus Port-Royal einen Pachthof für sich machen möchten, sich dort zu mästen. Überdies rieth er ihr, um sie von diesem Reformfieber zu heilen, fleißiges Spazierengehen an. Er gestand aber, er habe nichts aus ihr herausgebracht, sie sei ihm zu fein. — Angelica aber dachte, sie sei sehr unglücklich, die Menschen aber sehr ungerecht; so lange sie noch unfähig gewesen, selbst zu wählen, habe man sie gebunden und seitdem in einer Lage festgehalten, in welcher sie nur elend sein könne, da sie weder Beruf noch Neigung dazu gehabt. Da nun aber Gott den Fehler dieser Menschen durch seine Barmherzigkeit wieder gut gemacht, indem er ihr Liebe zu ihrem Beruf eingeflößt, stellen sich die Menschen wieder ihrem Glück in den Weg uud verhindern sie, sich ihr Heil zu erwerben, indem man sie verhindere, den Pflichten ihres Berufs gemäß zu leben. — Den Kapuzinern wurde sofort von den eifersüchtigen Oberen der Besuch des Klosters untersagt. Angelica kehrte, von keiner ihrer Krankheiten geheilt, am 22. October nach

Port-Royal zurück, nachdem sie noch in Andilly die Weinlese mit begangen. Dieses ihr sonst so liebe Landgut war ihr diesmal sehr peinlich geworden. Sie hatte beschlossen, nichts weiter zu thun, bis ihr Gott neue Aufschlüsse gäbe. Der Generalvicar sandte auf Advent einen jungen Bacalaureus, den nachmaligen Abbé de Vauclair, von welchem er sich versichert glaubte, daß er nicht mit dem Reformmiasma behaftet sei. Dieser junge Mensch aber war recht mit dem unreifen, blinden Eifer eines kaum der Schulbank Entlaufenen erfüllt. Es giebt Zeiten, da der obersten Gewalt ärgerliche Ideen und Tendenzen, wie durch eine nirgends zu erfassende Verschwörung, sich auch der Unverdächtigsten bemächtigen; dann nützt keine persönliche Verfolgung oder Absperrung. Zugleich sehen wir aber auch hier, wie in unseren Tagen, daß das durch die Muße des Friedens genährte Studium für sich schon strengere Grundsätze, Zurückkehr zu den alten Traditionen und Formen bewirkt, oft scheinbar zerfallene Gegensätze wieder aufrichtet. Der Generalvicar hatte Spaziergänge angerathen, der Bacalaureus erklärte sie für Todsünde. Angelica fand darin einen Wink der Vorsehung; die Schlangenklugheit mangelte aber ihrem Eifer nicht. Sie wußte es einzuleiten, daß das ihrem Vater und dem Generalvicar Alles berichtende Mädchen von ihrer Oberin abgerufen wurde.

Ist die Erlösung und Versöhnung des Menschen nichts Anderes, als die Herstellung seiner ursprünglichen Gottähnlichkeit, so schien auch eine Reform nichts Anderes sein zu können, als eine Rückkehr zu der Lebensordnung und Regel des Ordens, wie sie in Benedikt und St. Bernhard sich darstellte. Denn was für die Kirche Christi die erste Gemeinde und der Herr selbst ist, das gewähren dem Orden als solchem zunächst seine Stifter und Heilige. Wie die einzelnen äußeren Übungen das Leben nicht geben, wurde Angelica freilich später immer klarer. Sie sprach einmal mit Le-Maitre über den General der Feuillans, Pater N. von St. Catharina, welcher auch ein Büchlein, Points d'humilité, geschrieben. Sie sagte von ihm [1]): Der Pater war gar wenig schmiegsam und nachgiebig in der frommen Absicht, seinen Orden zu reformiren. Er hätte sich mit heiliger, erfinderischer Gewandt-

1) Mém. Tom. II, Pag. 297.

heit beliebt machen und die Herzen der wichtigsten Personen gewinnen müssen; statt dessen entfremdete er sie sich durch strenge Forderungen, welche nicht durch die Salbung der Gnade versüßt waren. Er glich seiner kleinen Schrift, welche manche gute Übungen der Demuth hat, aber ohne irgend eine Erwähnung der Gnade Jesu Christi, welche doch der einzige wahre Grund davon ist [1]). — Angelica aber hatte das Herz ihrer Untergebenen zu gewinnen gewußt trotz ihres Herrschersinnes, die Hoheit ihrer Seele hatte ihr die wahre Herablassung gegeben; schon als Kind war sie der Liebling der Nonnen in den verschiedenen Klöstern, und seit sie den Entschluß der Reform gefaßt, erkannte sie ja wohl, daß die ihr im Wege Stehenden die bisher Geordneteren waren, und sie hatte es sich nun zum Beruf gemacht, durch Demuth diese zu gewinnen. — Als aber der Widerspruch des inneren Strebens und der äußeren Verhältnisse schwer auf ihr lastete und Trauer auf ihrem Geiste ruhte, trauerte das ganze Haus mit. — Es war in der Fastenzeit 1609, daß die gute Priorin mit Angelica sprach und sie bat, ihr zu sagen, was sie so traurig mache; diese Traurigkeit aber sei es, woher ihre Krankheit komme. Sie Alle seien so betrübt darüber. — Angelica antwortete, was sie traurig mache, wissen sie; es hänge ja aber nur von ihnen ab, den Grund zu entfernen. Madame, sagte die wackere Pflegemutter, sagen Sie uns nur, was wir thun sollen; aber dann müssen Sie auch zufrieden sein. Angelica erklärte, ihr Wunsch sei die Gütergemeinschaft (qu'elles se missent en commun). Und wirklich, giebt es ein schöneres Mittel, sich des zeitlichen Eigenthums zu begeben, da die Menschen einmal ohne dieses ihr Leben nicht fristen können, als das persönliche Gut zum Gemeingut zu machen? Geschieht es ja nur unter der vorausgesetzten Anerkennung dieses höheren Gesetzes der Liebe, daß auch das Evangelium das persönliche Eigenthum anerkennt und segnet. — Die Priorin brachte dagegen nur Ein Bedenken vor, welches die Societärs unserer Tage noch nicht gehörig widerlegt zu haben scheinen, indem sie nur die Vortheile der gemeinsamen Versorgung in die Wagschale

1) Angelica fährt fort, von demselben Manne zu sagen: Er hatte weislich den schon gefaßten Reformplan verleugnet; sobald man aber doch etwas davon merkte, wurde er abgesetzt, das heißt, man wählte ihn nicht wieder, sondern an seiner Statt Dom Goulú, welcher für weltlich gelehrt galt, aber nichts von der Strenge und der Frömmigkeit seines Vorgängers hatte.

legen. Jede Einzelne, meinte sie, schone ihr Eigenthum, das werde aber nicht also sein, wenn Alles gemein sei. Dem ließ sich freilich durch die Strenge der Klosterzucht ein Riegel vorschieben. Angelica aber erwiderte, es sei besser, daß man mehr ausgebe, auf daß die Seelen gerettet würden, und daß sie das Gelübde der Armuth, das sie gethan, halten. Die Priorin gewann nun durch Bitten und Vorstellungen die Anderen; den folgenden Tag brachten Alle ihre Truhen mit ihrem Eigenthum. Selbst eine arme taubstumme Nonne, als sie dieses von den Anderen sah, trug auch ihr Päckchen herzu. Diesen Sieg gewann Angelica den Tag vor St. Josephs-Feiertag, und sie war von nun an frei von ihrem Fieber. Ihr Vater aber, hinter dessen Rücken gleichsam dies Alles geschehen war, wußte als feiner Advocat auch aus dieser Übervortheilung Nutzen zu ziehen. Da die frühere Einsetzung zur Abtei, als gegen die kanonischen Rechte und auf Betrug gegründet, ungültig war, bedurfte es neuer Bullen von Rom. Er gestand, daß man, als Angelica erst neun Jahre gezählt, ihr siebenzehn zugeschrieben, um die päbstliche Bestätigung für die Bulle zu erhalten. Nun aber habe sie die siebenzehn erreicht. Zugleich schilderte er den Eifer seiner jungen Tochter für das geistliche Leben dem Heiligen Vater und erreichte sein Begehr. Als sie fünfzehn Jahre alt war, hatte er ihr einen ähnlichen „tour d'adresse" gespielt. Er gab ihr ein vielleicht absichtlich schlecht geschriebenes Papier und hieß sie es unterschreiben. Sie that es, ohne daß sie gewagt hätte, es zu lesen, merkte aber aus ein paar ihr zufällig in die Augen fallenden Worten, daß es die Ratification ihres in unmündigem Stande abgelegten Gelübdes war. Es hatte sie dieses so geärgert, daß sie damals nahe daran war, aus dem geistlichen Stande zu treten. Diese Züge von Advocatenverschmitztheit gewinnen dadurch Bedeutung für uns, daß sie uns den Geist und die Weise des Parlaments verrathen, zu dessen ehrbareren und berühmteren Gliedern Arnauld doch gehörte. Dergleichen war also Gebrauch und Gewohnheit unter diesen Männern. Kein Wunder also, wenn alle Zähigkeit des Corporationsgeistes das also innerlich verrathene parlamentarische Element gegen die Angriffe der Gewaltigen des Hofs nicht schützen konnte. — Während also Andere geschäftig waren, die Bande Angelicas fester zu schließen, wollte sie sich selbst zur Gefangenen des Herrn machen

sie machte das Joch des Gesetzes auf ihrem eigenen Nacken schwerer und schwerer, legte immer mehrere Scheidewände zwischen sich und die Welt, bis sie endlich seufzend sagte: Von den Dingen und Menschen außer mir bin ich wohl frei, aber wann werden wir unserer selbst ledig sein? — Die nächste Maßregel war nun die Clausur (cloture); um dem Gesetz die volle Kraft zu geben, war sie entschlossen, auch ihre beiden Eltern nicht davon auszunehmen. Der Bacalaureus erklärte ihr, es wäre eine Todsünde, ihren Vater in das Kloster zuzulassen. So schrieb sie denn an eine ihrer Schwestern beim Herannahen der Parlamentsvacanz, da sie der Vater gewöhnlich mit der ganzen Familie besuchte. Sie setzte auseinander, wie sie sich in der Nothwendigkeit befände, und bat, lieber den Besuch zu unterlassen, als ihrem Gewissen Gewalt anzuthun. Allein man wagte wohl nicht, dem Vater diese Erklärung mitzutheilen, auf jeden Fall wurde sie ganz ignorirt. Der Vater meldet sich auf einen der nächsten Tage an. Angelica bereitet sich durch Gebet auf diese ihr Gewissen und ihre kindliche Liebe erwartende Probe vor. Die entscheidende Stunde des Kampfes schlug; es war der Freitag vor St. Michael 1609. Alle Nonnen sind im hinteren Theile des Gebäudes, im Refectorium versammelt; Angelica läßt sich alle Schlüssel des Hauses übergeben. Schon fährt der Wagen vor; der Vater, die Mutter, ihre liebe Schwester Le-Maitre und andere Geschwister pochen an die Pforte. Das Gespräch selbst ist uns nicht aufbehalten, da bald nur Arnauld allein mit der hinter dem Gitter der Pförtnerin stehenden Tochter sprach. Der Besieger der Jesuiten besteht auf seinem Begehren, er dringt in seine Tochter, er befiehlt, er geräth in Zorn, er schlägt in immer stärkeren Schlägen an die Pforte. Angelica ladet ihn wiederholt ein, in das Sprachzimmer zu treten. Die Mutter, gereizt durch solchen unerwarteten Widerstand, nennt sie eine undankbare Tochter. Der feurige Robert d'Andilly, 21 Jahre alt, bereit, die Ehre seines Vaters an Jedem zu rächen, spricht in noch viel höheren Weisen. Es war ein Gesetz, daß der Commandant eines schwachen feindlichen Platzes, welcher sich erdreistete, dem Heere des Königs selbst die Thore nicht zu öffnen, hingerichtet werden sollte. Was sollte man aber, besonders nach damaligen Begriffen, da die Klöster alle beinahe ohne Zucht und Ordnung, wenigstens ohne Clausur, bestanden,

was sollte man aber einer Tochter, einem achtzehnjährigen Mädchen thun, welche Vater und Mutter, und einen solchen Vater und Mutter, umsonst an ihrer Pforte klopfen ließ? D'Andilly nennt seine Schwester ein Ungeheuer von Undankbarkeit, eine Vatermörderin, die vor Gott es zu verantworten habe, wenn ihr Vater aus Schmerz darüber sterbe, daß er eine Tochter, welche ihn jetzt also behandele, mit so vieler Liebe erzogen habe.

Da Angelica äußerlich unerschüttert bleibt, ruft er die Nonnen auf, beschwört sie, nicht zu dulden, daß ein Mann, gegen welchen sie so viele Verbindlichkeiten hätten, vor ihrer Wohnung solcher Schmach ausgesetzt sei. Die treuesten Anhängerinnen Angelicas liegen indeß im Refectorium auf den Knien, aber auch dahin dringt der Lärmen; sie sehen einander stumm an, die Treue der Besatzung fängt an zu wanken; eine alte, der Reform abholde Nonne ruft laut: Welche Schmach, Herrn Arnauld nicht zu öffnen! Die armen Tagelöhnerinnen, welche den Hof scheuerten, sprachen sich laut über den Undank aus, einen so guten Vater also zu behandeln. Denn er sorgte nicht blos für viele Bedürfnisse des Klosters aus eigenen Mitteln, sondern gab damit auch den armen Familien der Umgegend viel zu verdienen. — Arnauld, da er sah, daß Alles nichts vermochte über Angelicas unerschütterlichen Willen, verlangte die Zurückgabe seiner beiden anderen, im Kloster befindlichen Töchter, Agnes und der neunjährigen Maria Clara. Er beabsichtigte aber, durch die dazu geöffnete Pforte in das Kloster einzudringen. Angelica jedoch ließ sie von einer zuverlässigen Nonne durch ein Pförtchen an der Kirche herausführen, und sie erschienen so ganz unversehens, während Arnauld am Haupteingange wartete. Da d'Andilly sich gegen sie über Angelica sehr ungehalten vernehmen ließ, vertheidigte Agnes ihre Schwester, berief sich auf das tridentiner Concil, auf die Kanones der Kirche, worüber d'Andilly das Mädchen zum allgemeinen Gelächter machte. Madame Le-Maitre und Anna aber sagten kein Wort; es that ihnen leid für den Vater, und sie wußten doch, wie weh es Angelica thue, also sich gegen ihn anstemmen zu müssen. — Arnauld ließ wieder anspannen, zuvor wollte er jedoch noch den letzten Versuch machen und trat endlich, auf das wiederholte Bitten Angelicas, ins Sprachzimmer, wo sie hinter dem Gitter seiner wartete. Er sprach nur wenige Worte

mit einem tiefen Ausdruck von Schmerz, wie sie bisher einen Vater gehabt, der sie geliebt, welcher ihre Interessen mit mehr Sorge getragen als seine eigenen. Er werde zwar im Herzen stets dieselbe Liebe zu ihr bewahren, aber sie verbiete ihm ja selbst, ihr fürder Beweise davon zu geben. Sie werde ihn nie mehr sehen. Er mache nur noch Eine Bitte an sie, sie möge, aus Liebe zu ihm, Sorge tragen, sich selbst zu erhalten, ihre Gesundheit und Leben nicht durch thörichte ascetische Übungen zu untergraben. Diese Dolche väterlicher Liebe trafen ihr Herz, den Nerv des Lebens, ihre kindliche Liebe; das war über ihre Kräfte, sie sprach kein Wort und stürzte für todt zur Erde. Der Vater, dessen Liebe in diesem Augenblicke auch durchbrach, rief, schrie, damit die Nonnen zu Hülfe eilten. Denn das Gitter trennte ihn ja von der vielleicht sterbenden Tochter. Allein die verschüchterten Nonnen flohen auf diesen Lärm nur weiter weg. Madame Arnauld, d'Andilly, die Schwestern stürmten auf die Klosterpforte, als wollten sie dieselbe einbrechen. Allein man hielt es für den letzten, erbitterten Sturm der Belagerer. Endlich horchte eine darauf, was d'Andilly rief; nun eilen alle nach dem Sprachgitter, hinter welchem sie ihre Äbtissin besinnungslos am Boden fanden. Als sie endlich wieder zu sich kam und die Augen öffnete und ihren Vater voll Besorgniß noch hinter dem Gitter sah, brachte sie mit Mühe einige Worte hervor und bat ihn, nur heute noch nicht abzureisen. Was geschehen war, war geschehen; der Vater, Alles vergessend, hätte der Tochter jetzt nichts mehr verweigert. — Nachdem sie sich ein wenig erholt hatte, brachte man sie, wie einen in siegreichem, ruhmvollen Kampfe Verwundeten, auf ein hinter dem Gitter aufgeschlagenes Lager. Man war ohne Erörterungen versöhnt, wie der Himmel nach wildem Gewitter. — Nur noch Ein vorübergehender Gewitterschauer ergoß sich über einen Unschuldigen. Der radical-reformistische Bacalaureus hatte sich während des Sturmes in der Reserve gehalten (qui pendant tout le combat avait été trop heureux de se tenir clos et couvert sans oser paraître), glaubte nun aber, sobald der Friede abgeschlossen war, es sei eine schöne Gelegenheit, aufzutreten und seinen Angelica gegebenen Rath und die von ihm getroffenen Anstalten zu rechtfertigen. So erschien denn dieser Bote des Friedens und hub an, vor der ehrenwer-

then Versammlung seine Auctoritäten und seine Gründe vorzubringen. Allein man ließ dem Bacalaur nicht viel Zeit, die Schätze seiner Gelahrtheit auszukramen; d'Andilly namentlich behandelte ihn wie einen thörichten Jungen, und er mußte froh sein, sich vor seinen Nonnen mit Schmach zurückzuziehen, zum Glück geschützt durch das Gitter. Indeß hatte seine Erscheinung wirklich die Versöhnung vollendet, die aufgeregte Galle hatte sich auf ihn entladen, die aufgeschürte Flamme des Zorns hatte ihr Opfer gefunden.

Angelicas Entschluß aber war durch das Zusammenbrechen ihrer physischen Kräfte nicht erschüttert worden; d'Andilly sprach noch mit ihr darüber, sie wandte sich aber sofort zu ihren Nonnen und sagte [1]): Das ist wahrhaft komisch; sie haben mich als ein Kind von neun Jahren zur Nonne gemacht, ohne daß ich es wollte, noch meinem Alter nach es wollen konnte, und nun, da ich es gerne sein will, wollen sie, daß ich die Verdammniß auf mich lade, indem ich meine Ordensregel nicht befolge. Aber ich werde nichts dergleichen thun. Sie haben nichts nach meinem Willen gefragt, indem sie mich zur Nonne machten; so werde ich denn auch nichts nach dem ihrigen fragen, um als Nonne zu leben und meine Seele zu retten. Sie drohen, mich zu verlassen. Ich möchte wohl an einem Orte sein, verlassen von meinen Eltern, so daß man nicht wüßte, wo ich wäre. Jesus Christus ist mein Vater, meine Mutter, mein Bruder. Wenn sie mich verlassen, werde ich sagen: Pater meus et mater mea dereliquerunt me, dominus autem assumpsit me. (Mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen, der Herr aber hat mich angenommen.) Gott steht Niemandem mehr bei, als Denen, welche, um ihm in Treue nachzufolgen, ihre Verwandten verlassen haben. — Der Zwang, der Betrug, welchen man an ihr geübt, hatte offenbar ihren Willen, ihre Kraft gestählt, aber das Alles hatte, was sonst leicht geschieht, sie nicht erbittert, vielmehr eine höhere Liebe angefacht, ohne die natürliche zu ersticken.

Dieser Tag wurde nachmals nur la journée du guichet, der Tag, der Schlachttag am Gitter, genannt (wie man la journée d'Austerlitz, la journée de Jena sagt). Arnauld blieb diesen Tag

1) Mém. Tom. II, Pag. 265.

und den folgenden; Alles ward friedlich abgemacht. Er besuchte die Tochter öfters, ohne Anspruch darauf zu machen, daß man ihn einlasse. Nachmals traf man das Abkommen, daß er über die Baulichkeiten und die Gärten die Oberaufsicht führen sollte, ohne jedoch in die lieux religieux des Klosters einzutreten. Vielleicht war diese Gartenverwaltung für d'Andilly eine Veranlassung seines Interesses für Baumzucht. Fast noch näher wollte es der Mutter gehen, daß sie die gewohnte Einsicht in die Hausordnung und Verwaltung der Tochter nicht mehr nehmen sollte. Man wirkte demnach für sie und ihre Töchter bei den Oberen eine Erlaubniß aus, in das Kloster zu kommen, wann sie wollten. Allein die Mutter konnte sich dessen nicht sobald erfreuen; sie hatte sich selbst gebunden und davon ausgeschlossen. Als ihr am journée du guichet die Pforte verweigert wurde, schwur sie, nie mehr nach Port-Royal zurückzukehren. Sie glaubte sich gebunden, diesen Eid zu halten und diese Pönitenz zu tragen, bis sie etwa ein Jahr später, am St. Dominicustag, Morgens bei den Jakobinern in die Kirche ging. Der Prediger handelte von den Schwüren und gab zu verstehen, daß Leute, welche im Zorn oder sonst auf eine Weise etwas Schlechtes schwören, ihren Eid nicht zu halten brauchten, da er sie nicht binden könne. Damit war ihr ein Stein vom Herzen gewälzt, sie eilte sogleich nach Tisch nach Port-Royal und erzählte ihrer von Freude erfüllten Tochter, wie es Alles gekommen. Angelica versicherte, daß sie nicht leicht einen vierten August vergessen hätte, sich dieses Wiedersehens zu erfreuen.

Indeß war von Rom Antwort auf die Bittschrift Arnaulds gekommen; der Pabst erklärte das erste Gelübde für null und nichtig, indeß sollte Angelica in ihrer Abtei bestätigt sein, wenn sie binnen der Frist eines Halbjahrs ihr Gelübde erneuerte, oder vielmehr ein nun erst rechtskräftiges ablegte. Sie hoffte ihren Vater so beschäftigen zu können, daß er den Termin vergäße, und dann der Abtei ledig zu sein, welche ihr so schwere Pflichten, also auch Verantwortung, auferlegte; ihren Hang zum Herrschen stets anregte. Allein der Vater erschien unversehens am 6. Mai 1610 mit dem Abt von Clairvaux, l'Argentrier, in Port-Royal. Angelica arbeitete die ganze Nacht über an dem Festkleide. Als Kind war sie bei der Einkleidung sehr erbost darüber gewesen,

daß man sie in grobe Sarsche kleidete. Nun aber, seit sie eine Liebe zur Armuth und Ärmlichkeit (vileté) gefaßt, konnte ihr keine Leinwand grob genug sein; sie wählte zu dieser Feier die gröbste, welche ganz flockig war, gelb wie Wachs, „so ölig, daß es an ihr klebte", erzählt eine Nonne nach ihrem Tode. Sie selbst soll öfters lächelnd gesagt haben, sie glaube, der Geschmack an dem Schlechteren und Geringeren sei ihr angeboren. Indem sie nun den folgenden Tag ihr Gelübde ablegte, verpflichtete sie sich bei sich selbst nur zu den drei wesentlichsten Gelübden des geistlichen Lebens, keineswegs gemeint, sich gegen den Orden oder gar gegen dieses Haus zu verpflichten, welches zu verlassen, sobald ihr die Vorsehung eine Gelegenheit darböte, sie sich stets versprach.

Zunächst aber daran gebunden, mit der lastenden Verantwortlichkeit der Äbtissin, welche dem Kinde so leicht geschienen, suchte sie sich auf jede Weise zu demüthigen und durch auferlegte Übungen die Schuld zu lindern. Sie verzichtete auf alle Unterstützungen, welche ihr Vater bisher gereicht; sie suchte die Armuth zu vervollkommnen mit demselben Eifer, mit welchem Andere Reichthümer sammeln. Es wurde ihr dieses auch um so leichter, da das Kloster nicht wohlhabend war. Sie sah sich um nach einem Muster für eine gründliche Reform; es war aber schwer, dergleichen zu finden. Unter den alten Orden soll damals nur das auf dem Montmartre reformirt gewesen sein. Die Clausur wurde nun dahin geschärft, daß nur Kränkelnde in den umschlossenen Garten gehen sollten; frische Luft lasse sich unter dem Fenster schöpfen, und die Bewegung kann man ja durch Arbeit ersetzen. Ob es gleich gegen die Regel ist, wurde in allen Klöstern des Ordens Fleisch gegessen; schon ein Jahr vor der Reform hatte sie das tägliche Fleischessen abgestellt; es wurde nur dreimal wöchentlich welches gereicht. Im Jahre 1614 schaffte sie es ganz ab. Eier vertraten das ganze Jahr über seine Stelle. Sonst sollte kein Wechsel stattfinden, als der, welchen die Jahreszeiten mit sich brachten, überhaupt nichts Gesuchtes. Sie selbst bezeigte sich nicht nur zufrieden, auch mit dem noch so schlecht Gekochten, was sie nie der Köchin vorwarf, sondern als eine göttliche Fügung verehrte; denn man dürfe nicht blos schwere Leiden als Schickungen Gottes betrachten, damit er uns zur Buße anhalten

wolle. Die kleinen, täglich wiederkehrenden prüfen und üben unsere Geduld, unsere Liebe nicht minder, unsere Eitelkeit und Lüsternheit wird oft mehr dadurch gereizt. Sie war erfinderisch, sich allerlei kleine Peinigungen mit der Kost aufzulegen, und wußte sie oft lange vor den Anderen zu verbergen. Sie selbst läßt sich nirgends darüber vernehmen, aber andere Nonnen erzählen mit nicht minderer Genauigkeit und Wichtigkeit Einzelnes von der Ärmlichkeit ihrer und namentlich von Angelicas Mahlzeit, als ein geübter Feinschmecker von den ausgesuchten Speisen einer kunstgerechten Tafel. Die guten Leute trieben es nicht als freie Übung der Selbstüberwindung, sondern als Gesetz. Sie verfielen auf ihre Weise in die Sorge über das: Was werden wir essen, was werden wir trinken? Freilich, wer ist nicht auf seine Weise darin gefangen? — Man suchte eine Lust darin, seine Neigungen zu unterdrücken, auch die unschuldigeren und den Widerwillen absichtlich zu überwinden, um sich selbst abzutödten. Einige Kinder selbst wurden davon so angesteckt und erhitzt, daß sie im Garten die am unangenehmsten schmeckenden Kräuter, darunter viel Tolläpfel (mala insana) nahmen, den Saft ausdrückten und sich die Gewalt anthaten, ihn zu trinken. Sie theilten ihre Selbstpeinigung der kleinen Maria Clara mit, welche, so lecker sie von Natur war, ein Gleiches zu thun versprach. Während die Anderen aber jubelnd über ihre kleine Proselytin und Märtyrerin in den Garten liefen, ihr vielleicht in ihrer Einfalt den Giftbecher zu mischen, fand man sie vor Bangigkeit todtenblaß und zitternd. Sie gestand endlich ihre Absicht der bittenden Wärterin, welche der Sache steuerte. Man verglich diese kleinen Ascetinnen später mit den Kindern der ersten christlichen Kirche, welche sich zum Martyrtod drängten; und vielleicht nicht mit Unrecht. Zum Glück, wie durch ein Wunder, wurde keines der Kinder das Opfer dieser freiwilligen Pönitenz. — Der Arzt Hamon hat uns mehrere Äußerungen Angelicas mitgetheilt, welche recht unbefangen ihre Ansicht, ihre innere Erfahrung über diese Asceſe aussprechen. Es genüge nicht, blos die kirchliche Fastenzeit zu beobachten, sagte sie; denn jeder Tag des Jahres soll ein Fasttag der christlichen Abtödtung sein. Sie glaubte, wie von jedem unnützen Worte, müsse man Gott auch von jedem unnützen Bissen Rechenschaft ablegen. Als der Arzt sie bat, ihre Abtödtungen zu mil-

dern, antwortete sie: Ich denke nicht daran, Abtödtungen zu üben; ich begnüge mich, Gott meinen Schmerz darüber darzubringen, mich nicht abtödten zu können. — Freilich, es giebt auch Leute, sagte sie, welche mit ihren übertriebenen Kasteiungen nur dem Satan Freude machen. Indem sie dadurch sich selbst genügen, stürzen sie sich in die ewige Verdammniß. — Angelica hatte wohl Recht; die Möglichkeit dieser Ascese beruhte auf der Clausur. Denn indem die Nonnen damit eine Scheidewand zwischen sich und die Welt setzten, ihre natürlichen Verbindungen und damit ihre Verpflichtungen abbrachen, mußten sie sich gedrungen fühlen, sich selbst neue und immer wieder neue aufzulegen. Denn in solchen doch frucht- und liebelosen guten Werken kann und darf sich der Mensch nicht befriedigt finden, und eben dies stachelt ihn, immer weiter und weiter darin zu gehen. — So wurde auch für die Kleidung nicht blos das anspruchloseste Zeuch genommen, sondern auch stechender, selbst auf einige Gefahr der Unreinlichkeit hin. Angelica nahm stets abgetragene Kleider Anderer; gab man ihr ein neues, so vertauschte sie es alle Zeit gegen das Kleid der bedürftigsten Schwester und war stets listiger als Diejenigen, welche sie doch zum Anlegen eines neuen Gewandes bringen zu können glaubten. Doch that sie es mit Anspruchlosigkeit und scherzend. Als man sie einmal überredete, zum Empfang von Madame de Soissons ein anständiges neues Kleid anzuziehen, blickte sie wiederholt darauf nieder, und während sie die Jüngeren unterrichtete, brach sie in die Worte aus: Welches Kleid! ist es möglich, daß ich dieses Kleid tragen müßte! und hub außer dem Zusammenhang an, ihnen auf eine ergreifende Weise die Tugend der Armuth zu verkündigen. — Je weiter hinaus, von dem Punkte des Gleichgewichts ab, wir an einer Wage ein Gewicht anhängen, desto stärker zieht es an, selbst wenn es an sich schwach ist. Auf der einen Seite fühlte Angelica in sich die Neigung zum Herrschen und vielleicht zum Hochmuth, als ein lastendes Gewicht; sie suchte daher durch viele, gleichsam nahe an den entgegengesetzten äußersten Arm der Wage gehängte, oft kleine Gewichte dem Guten das Übergewicht zu sichern. — So giebt sie uns denn freilich nicht den Eindruck einer in innerem Frieden ruhenden, aber einer selbst bis in die Kleinigkeiten herab starken Seele. Sie hielt sich vom Extrem nicht frei; dahin muß ja ge-

rade die Gesetzlichkeit führen, welche sich doch rühmt, in Allem das rechte Maas zu geben. Sagte schon ein heidnischer Philosoph, es schaue durch die Löcher des Mantels der Hochmuth, so hat die evangelische Freiheit eine höhere Vollkommenheit nicht in größeren Löchern zu suchen, sondern sie hat sich vielmehr in Acht zu nehmen, daß selbst nicht die Demuth durch die Löcher des Mantels hervorschaue.

Es war freilich durch diese Ärmlichkeit, diese beinahe anspruchsvolle Ärmlichkeit und durch die Wichtigkeit, womit dergleichen betrieben wurde, manches gute Werk bedingt. In gar manchen, vielleicht in den meisten Klöstern ward über die Aufnahme von Nonnen gemarktet, wie bei einem Menschenhandel um den Preis. Daher wurden denn viele, die wirklich die höhere Berufung hatten, ausgeschlossen, als zu arm, das Gelübde immerwährender Armuth abzulegen, und die Gotteshäuser wurden zu Lebensversicherungs-Anstalten. Angelica war frei von diesem Feilschen. Ich will gerne glauben, sagt sie [1]), daß dabei auch menschlicher Muth mitunterlief, denn es schien mir dies sehr schmählich. Doch hatte Gott mir die Gnade erwiesen, es mich durch einen Erzbischof (von Auch) zu lehren. Er erklärte es für Simonie, Geld zur Bedingung der Aufnahme eines Mädchens zu machen. Es blieb mir dieses im Sinne, man konnte mir auch diesen Glauben nicht ausreden, so viel Mühe man sich auch gab, vielleicht weil es meine Neigung zu geistigem Stolz begünstigte. Indeß war ich, in Betracht unserer Bedürfnisse, auch wieder wohl zufrieden, wenn solche zu uns kamen, welche etwas hatten.

Es war damals ein großes Interesse in Frankreich für die Mission in Canada, wie denn die Franzosen sich ungleich mehr als die Engländer, zum Theil zu sehr, mit den dortigen Indianern gemein gemacht hatten. Der Pelzhandel und die Mission gingen Hand in Hand; St. Vincent und die Jesuiten machten sich um diese sehr verdient. Auch Port-Royal entsandte später dahin milde Gaben, die Nonnen gaben ihre metallnen Krucifixe und die Novizen ihr schönes Kreuz aus ihrer Kapelle. Angelica rügte sehr die Weise der Karmeliterinnen, welche äußerst streng

1) Mém. Tom. I, Pag. 290.

waren in Speise und Trank, aber in Gemächern wohnten, mit kostbaren Gemälden ausgehängt, mehr eines Königs, als der Armen in der Nachfolge Christi würdig. — Die Fasten, welche hie und da außerordentlicher Weise angestellt wurden, hatten nicht selten die besondere Bestimmung, dadurch für eine nothleidende Familie etwas zu gewinnen. Auch der nationale Sinn der Franzosen verleugnet sich darin nicht; St. Vincent aß nur schwarzes Brot, so lange der Krieg mit Spanien währte. Das schwarze Brot, dem Franzosen ein Schrecken, ein Schiboleth zwischen französischem und deutschem Stamme, begegnet uns auch hier in seiner Wichtigkeit. Einmal hatte Angelica Alles, was ihr zur Hand war, den Armen ausgetheilt, als noch ein Bittender erschien. Da zog sie ihre Schuhe aus und schenkte sie ihm. Öfters gab sie den letzten Thaler an Hülfsbedürftige, an einen irländischen Priester und Ähnliche. Man wollte die Erfahrung gemacht haben, daß, wenn die Kasse ganz leer war, obgleich nur Angelica und die öfters verzagende Ökonomin darum wußten, ein unerwartetes Geschenk von einer Person kam, welche sich dazu gerade jetzt besonders bewogen fühlte. Einmal rief sie in einem solchen Falle den Bittenden, ob er gleich ihr Letztes empfangen, zurück und theilte mit ihm das ihr soeben Geschenkte, als hätte er gerechte Ansprüche darauf, als hätte sie es ihm zu verdanken. — Es ist etwas Großes in dieser Kühnheit, in dieser Dreistigkeit, Gottes Verheißungen also unwillkürlich auf die Probe zu stellen und mit kühner Hand in die Schatzkammern des reichen himmlischen Vaters einzugreifen. Wir wissen auch, daß es keine sonderliche Kunst ist, darüber zu spotten. — Es war viel Armuth in der Umgebung des Klosters. Mit Anfang der Reform [1]) hatte sie auch angefangen, den Armen zu helfen, indem sie ihnen zu arbeiten anwies, „um Gelegenheit zu haben, ihnen zu geben". Denn sie suchte es immer so zu ordnen, daß das Gute, welches sie im Leiblichen that, auch den Seelen nützlich wäre und daß sie durch das Almosen nicht zu Taugenichtsen gemacht würden. Ihr Vater war ihr darin ein Muster, welcher zum Theil in dieser Absicht es unternommen hatte, die verfallene Mauer aus Erde um das Kloster wieder aufführen zu lassen.

1) Mém. Tom. I, Pag. 67.

Die Krankenpflege beschränkte sich zu dieser Zeit hauptsächlich auf das Kloster, was ja schon in der Clausur lag. Angelica übte sie mit einer unerheuchelten Heiterkeit und bezahlte auch darin gerne mit ihrer eigenen Person. Sie hatte meist Kranke bei sich in ihrer Zelle. Die Fieber [1]) suchten das feuchte Haus oft heim. Einmal suchte man sie lange; endlich fand man sie hinter den Vorhängen, indem sie sich über eine vom kalten Fieber zitternde Schwester, zur Erwärmung, auf die nicht genügenden Decken gelegt hatte. — Die Klöster üben noch eine Tugend des Morgenlandes und des Mittelalters, die Gastfreundschaft. Besonders glaubte sie diese den Mönchen von den strengeren Orden schuldig zu sein. Auf eine Einrede dagegen, als brauchte man mit ihnen nicht so viele Umstände zu machen, da sie daheim ja auch nicht verwöhnt werden, sagte sie [2]), eben deshalb mache es ihr so viel Vergnügen, sie gut zu pflegen, weil sie in ihren Klöstern Gelegenheit genug hätten, das Fleisch abzutödten, und so könne es solchen Mönchen ja nur zum Frommen gereichen, auf Leute zu stoßen, von welchen sie das Gute, welches man ihnen, durch die christliche Liebe verpflichtet, reiche, mit Danksagung hinnehmen könnten, auf daß sie Gott in der Armuth und im Überfluß loben lernten. Wenn dagegen dergleichen Mönche, statt demüthig von der Hand der Anderen zu empfangen, was ihnen gereicht ward, dieses oder jenes begehrten, bezeigte sie ihr Befremden unverhohlen. Beklagten sich Solche über das Gereichte oder wählten sie die bequemsten Gastzimmer oder Betten aus, so seufzte sie wohl: Wie wenig wahrhaft Demüthige giebt es doch unter Denen, welche am besten von der Demuth zu sprechen wissen! — Die Mönche unterschieden, wie Steifbettler zu thun pflegen, die Nonnen in den verschiedenen Klöstern durch verschiedene Titel; so sprach man in Citeaux von Bourgeoises de St. Antoine, Dames de Maubuisson und Religieuses de Port-Royal. Es braucht keinen großen Scharfsinn, um die Quelle der Verleumdungen aufzuspüren, welche später über Angelica sich verbreiteten und bei Hof und in der Stadt sehr spaßhaft gefunden wurden, als hätte sie bei ihrer Gastfreundschaft gekargt oder

1) Fièvre quartre und tierce.

2) Mém. Tom. I, Pag. 65.

gar für die, aus Versehen vorgesetzten, guten Speisen schlechte gegeben und jene wieder weggenommen, sobald sie gemerkt, sie beherberge feindselig Gesinnte. Es giebt wohl nichts Lüsterneres, Rachsüchtigeres, Bösartigeres, als einen lüsternen, rachsüchtigen, bösartigen Mönch. — Dieses hängt mit Angelicas Verhältniß zu ihren Beichtvätern unmittelbar zusammen; sie hat darin die mannigfaltigsten Erfahrungen gemacht. Seit ihrer Bekehrung hatte sie, um ihre herrische Natur zu bekämpfen, immer ein Mittel der Heiligung darin gesucht, sich fremder Leitung zu unterstellen, um selbst willenlos zu werden. Blinder Gehorsam gegen den Beichtvater, sagte sie sich, rettet von falscher Freiheit, welche in Wahrheit nichts Anderes ist, als die Knechtschaft des Satans. Es wird dadurch besonders die Gewohnheit, die Neigung zu raisonniren, gedemüthigt und gebrochen. Wir dürfen uns auch nicht daran stoßen, wenn der Beichtvater uns mit Zurückhaltung leitet, wenn er nicht die Mittel anwendet, welche wir für die besten und wirksamsten halten; wir sollen vielmehr daraus lernen, daß wir noch nicht vollkommen genug sind, von ihm in der Vollkommenheit geleitet zu werden. Wir haben gleichermaßen den Mangel an Offenheit gegen uns zu tragen; wir sollen überwinden die Lust, zu wissen, was der Beichtvater von uns halte. Denn das ist nichts Anderes, als ein geheimes Aburtheilen über die Weise, auf welche wir geführt werden, ein Mangel an Unterwerfung, ein Mangel an Achtung. — Glauben wir, man führe uns nicht in der ganzen Gerechtigkeit (droiture), welche die Gnade verlangt, was nur von unserer Unvollkommenheit herkommt, so müssen wir uns vor Gott demüthigen, ihn bitten, uns nicht beunruhigen, sondern vielmehr ruhig anerkennen, daß wir unwürdig sind, in der Wahrheit behandelt zu werden, wie die großen Seelen, wie die Vollkommenen. Diese erniedrigende, demüthigende Verfassung aber wird uns mehr und mehr der ersehnten Wahrheit näher bringen, oder vielmehr uns das wahrhafte Verlangen darnach geben. Denn oft suchen wir die Eitelkeit, indem wir die Wahrheit zu verfolgen glauben [1]). — O, wie giebt es doch betrogene, unglücklich betrogene Seelen! Gott gebe, daß sie es nicht für ewig seien. Man sieht beinahe keine, welche in der Wahrheit geleitet

1) Mém. Tom. I, Pag. 391. Das Folgende Pag. 394.

sein wollen. Man hält sich mit gewissen gefährlichen Täuschungen hin, welche uns den Stand unseres Lebens als sehr beruhigend darstellen. Man schöpft diese Zuversicht besonders daraus, daß man ja von Gott nichts Anderes erflehe, als daß er nicht zulassen möge, daß wir betrogen würden. Wäre dieses Gebet demüthig, so wäre es sehr gut, und Gott läßt auch nicht zu, daß wir betrogen werden. Aber man behält sich eine geheime Freiheit vor, über seine Führung und über unsern Weg zu urtheilen, und das ist es, was Alles verderbt. Denn wenn man nicht seine Gedanken, seine Plane, seine Erleuchtungen und die Leitung seines Lebens Denjenigen unterwirft, welche uns leiten (diriger, directeur, Beichtvater), ist man in großer Gefahr. Es giebt keine Seligkeit, welche der Seligkeit Derjenigen zu vergleichen wäre, die nur die Wahrheit lieben, welche nichts ersehnen, als in der Wahrheit geleitet zu werden. Die Wahrheit aber ist unwandelbar, und die Seelen, welche viele Umwege machen, werden nie dazu gelangen.

Wir sehen, Angelica dachte sich die Vermittlung durch den Beichtvater nothwendig, wie der Priester als Mittler zwischen Gott und der Gemeinde, den Laien steht. Sie stand noch im Gesetz, darum beugte sie sich vor den Knechten Gottes, sie waren ihr an Gottes Statt, wie dem Kinde die Eltern, sie waren ihr geistige Väter. So männlich, herrschend ihr Herz sonst war, darin thut sich ein weiblicher Zug der Unterwerfung kund. — Aber wie wenig entsprach die Wirklichkeit diesem Ideale! Darum suchte sie auf alle Weise die diesem Glauben entsprechende Persönlichkeit, bald rieth man ihr zu diesem, bald zu jenem, bald zu Männern aus dem Orden, bald zu Weltgeistlichen, bald zu Bettelmönchen. Es hängt dieses mit ihrem Austritt aus dem Orden unmittelbar zusammen und mit ihrer unbedingten Übergabe, Verehrung und Aufopferung, als sie endlich, endlich die rechten Männer gefunden. Einer der würdigsten, oder vielmehr beinahe der einzige ihres Zutrauens würdige Rath war der Kapuziner Pater Archange von Pembrok. Er war von einer vornehmen englischen Familie. Sein Vater hatte unter Elisabeth gegen eine starke jährliche Summe das Recht gehabt, eine katholische Kapelle zu halten; das Loos eines seiner Freunde, welcher über dem Götzendienst, das heißt, indem er die Messe las, gefangen genommen wurde, hatte ihn so

geschreckt, daß er zu den Schirmvögten der katholischen Kirche, zu den Guisen entfloh. Die Marquise von Maignelai, Tante des Cardinal Retz, welche mit der Geistlichkeit, mit der Hülfe bedürftigen Bevölkerung von Paris so genau bekannt war, als irgend Jemand zu ihrer Zeit, bürgte besonders auch bei Angelicas Vater dafür, daß der gute Greis auf die Gesundheit Angelicas Rücksicht nehmen würde. Das that er denn auch nur zu sehr, sagt sie. Um so mehr waren ihre Eltern mit dieser Wahl zufrieden. Auch Angelica bekennt dankbar, was er an ihr gethan, nur habe es nicht ohne Nachtheil bleiben können, daß seine ganze Lectüre in den Casuisten bestand. Während die anderen Mönche oder Geistlichen, der eine auf den Orden des anderen, die Welt- und die Ordensgeistlichen auf einander schimpften, nur den Vortheil ihrer Gemeinschaft suchten, rieth er ihr ab, Kapuziner zu Beichtvätern zu nehmen. Sein erster, sehr verdienstlicher Rath war, nie einen Mönch, wenn er auch mit Engelszungen predigte, mit den Nonnen nachher allein sich besprechen zu lassen. Ihr selbst konnte es nicht entgehen, daß die Predigergabe durchaus nicht die eines guten Gewissensraths verbürge, indem jene mehr Feuer, diese mehr Ruhe verlangt. Daß die Gabe, Andere zu leiten, daß die geborenen Herrscher so selten seien, klagt sie wiederholt. — Außer diesem Manne und den von ihm Eingeführten war man nicht glücklich mit den Beichtvätern. Ein jüngerer mußte entlassen werden, weil ihm bald einige Nonnen mehr anhingen, als ihrer Äbtissin; ein älterer machte den spaßhaften Arzt. — Sind die Äbtissinnen hochmüthig, sagt sie später, als das Resultat vieljähriger Erfahrung, zur Apologie ihres Austritts aus dem Orden [1]), so sind die Beichtväter ihre gehorsamen Diener, ihre Kammerdiener. Dieses ist so wahr, daß ich einen sah, welcher die Blumenbeete der Äbtissin pflanzte und darein ihr Wappen und ihre Chiffern setzte; einen andern habe ich den Schlepp der Äbtissin tragen sehen, wie die Lakaien den Weltdamen thun. Sind die Äbtissinnen aber in der Demuth und in der gebührenden Achtung gegen das Priesterthum, so machen sich die Beichtväter zu Meistern und Tyrannen, daß man, wenn man ihnen gehorchte, nichts thun dürfte ohne ihre Verordnungen, welche oft

1) Mém. Tom. I, Pag. 375.

Unordnungen sind. Unter Anderem wollen sie immer, daß man Processe führe, die größten Processe heißen sie uns bei den kleinsten Gelegenheiten anfangen, was die Unterhaltung von geistlichen Procuratoren in Paris nothwendig macht, wodurch eben sosehr die Seelen, als das Klostergut gefährdet wird. Ein solcher Ordensgeistlicher sagte mir einmal, wenn man keine gute Papiere habe, müsse man welche machen; er habe dergleichen schon gemacht, es sei keine Kunst. — Auch habe ich bemerkt, sagt Angelica [1]), daß die Gerichtsbarkeit der Mönche über Frauenklöster jenen selbst schädlich ist, indem sie sich darin mästen (s'engraissent, zugleich im Sinne der Orientalen, sich abstumpfen). Sie lassen sich in einem solchen Hause gut tractiren, sie befehlen, intriguiren, machen sich unerträglich, so daß sie fortgejagt werden. Wenn sie dann in ihr Kloster zurückgekehrt sind, kann man sie nicht mehr im Gehorsam halten, da sie sich gewöhnt haben, über die Mädchen den Befehl zu führen. Diesen, den Nonnen, aber ist eine solche Leitung nicht minder verderblich. Haben erst die Mönche ihren Sinn gefangen genommen, so heben sie an zu cabaliren; sie führen die Nonnen von der Unterwürfigkeit unter ihre Äbtissin und ihre Priorin ab, um selbst Meister über sie zu sein und sich pflegen zu lassen. Diese Factionen aber und diese Parteilichkeiten ruiniren den Geist der Orden völlig. — Offenbar war es auch gegen den Angelica angeborenen Regentensinn, daß zwei Willen sich in einer solchen Körperschaft durchkreuzen sollten; sie strebte gleichsam nach einem praktischen Monotheletismus, sie wollte sich lieber selbst zu diesem Zwecke unterordnen und dem Einen Impulse folgen. Allein die meisten Subjecte von Beichtvätern waren zu gering, wußten nur zu intriguiren, nicht zu regieren. Daher zählt sie uns denn auch eine ganze Reihe, wir möchten sagen, eine ganze Menagerie, von Beichtvätern auf, denn die einen waren Wölfe, andere Füchse, andere Schwachköpfe; Eigennutz und Eifersucht waren ihre gemeinschaftlichen Laster. Man warf ihr diesen Wechsel vor; sie verfuhr allerdings etwas nach Art des Götzendieners, der seinen Gott verehrt und züchtigt. Die meisten gingen selbst oder wurden abgerufen. Indeß und dennoch klagte Angelica sich selbst an, ihnen nicht unbedingt gefolgt zu

1) Mém. Tom. II, Pag. 278. Das Vorige Tom. I, Pag. 375.

sein. So schrieb sie später an Franz von Sales [1]), sie habe, seit er abgereist, sich Scrupel darüber gemacht, daß sie allen ihren Beichtvätern nur einen Theil ihrer Bedürfnisse und Anliegen, sowohl ihre eigene Seele, als die Leitung des Klosters betreffend, mitgetheilt habe, daß sie, mit Ausnahme seiner, welchem sich in allen Dingen mit vollkommener Offenherzigkeit anzuvertrauen Gott sie verpflichtet habe, daß sie außerdem mit ihnen stets auf ihrer Hut gewesen, daß sie immer etwas an sich gehalten; ich habe sie nur für fähig gehalten, mir in einigen Punkten heilsamen Rath zu geben, wo ich nämlich wußte, zu was sie ihre Gesinnung bestimmen würde. — Der fromme Bischof gab ihr darauf folgende Antwort: Du hast gut gethan, meine Tochter, die Bienen nachzuahmen, welche den Honig auf mehreren Blumen sammeln, den sie nicht aus einer einzigen hätten ziehen mögen. Die Erleuchtungen der Menschen sind beschränkt, und da Deine Begierden und Gedanken alle auf das Gute gerichtet waren, auf die Strenge, auf die Armuth, so hast Du weise gethan, sie nur Denjenigen unter ihnen vorzulegen, von welchen Du mehr überzeugt warst, daß sie dieselben durch ihre Billigung befestigen und autorisiren würden, damit Deine Schwestern sie um so leichter annehmen möchten. — Wir wollen eben diesem Rath des Heiligen nichts anhaben, ist es ja doch oft auf ähnliche Weise im Leben das Klügste, ja das Beste, Andere, wenn sie uns um Rath fragen, in ihrer Ansicht zu bestätigen, da sie offenbar nur dieses, nicht den absolut besten Rath von uns verlangen, auf daß sie nicht zweifelnd, sondern ihrer Meinung gewiß handeln. Es eröffnet uns aber dieses Alles einen tiefen Blick in das Wesen der Ohrenbeichte, in die psychologischen Momente, welche darin walten. Der heilige Sales absolvirt also gleichsam Angelica von der Absolution, oder vielmehr, er macht sie zum Richter ihres Richters, sie urtheilt zuvor, in wie weit es gut sei, sich dem Urtheil des Priesters zu unterstellen. Wir sehen, wie nahe der protestantischen Idee der Beichte dieser Apostel des reformirten Katholicismus, dieser Bischof von Genf in partibus gekommen, er, der durch Überzeugung Tausende in den Schoos der katholischen Kirche wieder soll zurückgeführt haben. Nur ist die protestantische Kirche

1) Mém. Tom. II, Pag. 304. 305.

frei von einer gewissen Unwahrheit, welche bei einem solchen Verfahren nicht leicht vermieden werden kann, von einer unheimlichen Halbheit, indem man dem an Gottes Statt zu Gericht Sitzenden doch nicht das innerste Heiligthum des wahren Lebens erschließt, eine Absichtlichkeit, welche ihn nur zum Organ und Echo des Beichtenden, des um Rath Bittenden macht. Allerdings sind diese Priester hier nicht blos unter dem Gesichtspunkt des Beichtvaters gefaßt, sondern auch als geistliche Räthe (assistans); allein wo ist die Gränze? Disciplin und äußere Ordnung und innere Zucht, die Rechtfertigung des Gewissens vor Gott und Absolution, sie lösen sich unscheidbar in einander auf. Angelica sieht das Unrecht Derjenigen, welche mehr ihre directeurs gängeln, als von ihnen zur Wahrheit angehalten werden wollen; aber erhebt sie sich nicht selbst über ihre Lenker? Und Sales hat Recht, sie that wohl, denn sie war göttlicheren Sinnes, sie hatte einen höheren Beruf und Namen; darum mußte sie frei sein von Menschen und dem Alles unmittelbar übergeben, welchem sie doch ihr Heiligstes mit Recht allein bewahrt hatte. Diese Erfahrungen und Mittheilungen zeigen uns recht das Wesen der Ohrenbeichte; obschon die protestantische, besonders die lutherische Kirche damit ein Hauptmittel von der Hand gewiesen, die Glieder an die Kirche zu fesseln, so ist offenbar, daß sie keinen Grund hat, darnach zurückzuschauen, daß das wahre Band der Einheit in etwas Anderem zu erstreben ist. —

In ihrem Suchen nach einem Manne, welchem sie den Schatz ihres Herzens erschließen könnte, auf daß er walte über denselben zur Ehre Gottes und zum Frommen ihrer geistigen Familie, vertraute sie sich (um das Jahr 1614) auch einem Jesuiten an. Sie suchte bei ihm nicht ein sanftes Joch und eine für die Sünde leichte Last; sie erzählte vielmehr mit großem Ärgerniß von einem, welcher in Dijon ankündigte, er wolle zur Beichte sitzen, die Nonnen möchten aber nur „schöne Sünden" beichten. Die Mädchen sind gelehrig, sagt sie, sie bedürfen aber einer guten und weisen Leitung. Von ihr verlassen, können sie auf der einen Seite der Lust nicht widerstehen, auf der anderen nicht der Weichlichkeit der Beichtväter. Der Vater Süffren (eben dieser Jesuite), welcher ein guter Mann war, sagte mir, ich habe Recht, meine Gelübde erfüllen zu wollen; allein er wage nicht, es den

anderen Äbtissinnen zu sagen. Denn sie würden ihn so nicht geduldet, sondern vielmehr jeden von ihren Abteien entfernt haben, welcher sie angetrieben hätte, die Pflicht der bloßen Nonnen zu verrichten [1]). Angelica war also durch die angeerbte Feindschaft zwischen ihrer Familie und den Jesuiten, welche, wie die Blutrache in den Horden Arabiens, fortwucherte, nicht unbillig gegen Glieder des Ordens geworden. Auch die streng ascetischen Grundsätze, welche sie sich selbst auflegte, machten sie gegen schlaffere Naturen nicht fanatisch; als schon der Kampf um den Jansenismus entbrannt war, sagte sie vom Kapitel der Menschlichkeiten handelnd: Der Jesuite Süffren war ein guter Mann; er widersetzte sich lange allein dem Widerspruch, welchen sein Orden gegen die Constituirung der Väter des Oratoriums erhoben. Er war erbaulich durch seine Mäßigung (welche offenbar bei ihm mehr Temperamentssache und Billigkeit eines Weltmannes war). Einige Zeit nachher beklagte er sich bei mir darüber, daß genannte Väter des Oratoriums Collegien (Schulen) einnähmen, indem er mich überreden wollte, daß sie ihm gleichsam versprochen hätten, keine zu errichten; und so ärgerte er sich sehr darüber. Ich schrieb es seinem Jesuitenrock zu. Ich wunderte mich darüber, wie sie, dieselben Jesuiten, nachdem sie den Stab über Alle gebrochen, welche sich über ihre die Universitäten ruinirenden Collegien beklagt hatten, wie sie die ersten und die einzigen waren, welche sich beklagten, daß Geistliche die Leitung einiger Collegien übernahmen. — Während Angelica den Mann suchte, von welchem sie sich willenlos könnte leiten lassen, übte sie über ihre Familie eine immer wachsende Gewalt. 1618 vermochte sie durch Bitten und durch Gebet ihre Mutter, über ihr ganzes vergangenes Leben eine allgemeine Beichte abzulegen. Man that dieses, sagt sie, damals noch sehr selten. — Auch die vierte Tochter, Anna, durch den nahen Bürgerkrieg geschreckt, durch eine Vision des himmlischen Bräutigams gelockt, faßte den Vorsatz, in das Kloster zu gehen. Pater Archange hielt anfangs nicht viel darauf oder stellte sich doch weislich also; Arnauld aber wollte zwar, wie er sagte, seinen Töchtern keine Gewalt anthun, aber er hätte es ungern gesehen, daß sie alle ins Kloster gegangen wären. Der Angelica

1) Mém. Tom. II, Pag. 270. Das Folgende Pag. 298.

angethane Zwang rächte sich nun, wie ein mächtiger Bann, gleichsam an der Familie und an ihm; sie, die als ein Opfer für die jüngeren Geschwister hingegeben war, zog sie jetzt nach sich. Anna verlebte die ihr zur Entscheidung gegebene Frist, indem sie sich bald mehr und unverhohlener an den Weltfreuden ergötzte, bald dieselben geringschätzte und nicht eines Blickes würdigte; sie hatte eine sehr bequeme und angenehme Methode der Devotion gefunden, sagte ihre Schwester. Es war für sie eine eigene Lust, dem Gelübde, der Einkleidung von Bräuten des Himmels beizuwohnen. Sie ging mit einigen Freundinnen zu allen feierlichen Akten (devotions) in den Kirchen von Paris, zu allen Ceremonien in den Klöstern (et tout cela bien devotement et en même temps très gayement, toujours fort brave. Brave ist in dieser Sprache wacker, geputzt, comme il faut); ein Leben, wie es jetzt beinahe nur noch die betagten, kleinen Rentieres in Paris führen, oder ältere adelige Damen in der Provinz, indem sie sich von einer Weihung zur anderen freuen, sie nachher zum Gegenstand ihrer angelegentlichsten Unterredung machen, wie die Weltdamen ihr Schlachtfeld, Ball und Oper. Nur haben diese nachher nicht das frohe Bewußtsein der gewonnenen Absolution. Anna aber war damals doppelt glücklich, „denn Gott gab ihr innerlich viel Freude und angenehme Regungen bei allen ihren äußeren Religionsübungen." Sie erzählte, sie habe einmal sich mit einem unendlichen Vergnügen in einer Meditation über die Nichtigkeit alles Irdischen unterhalten, während sie ein Ballet vor den Prinzessinnen habe aufführen sehen, wobei jede schöne Vorstellung ihr Gelegenheit gab, sich etwas von den unaussprechlichen Schönheiten des Paradieses vorzubilden. — Ihr Vater wohnte der Übergabe ins Kloster nicht bei, es ging ihm zu nahe; als er hörte, sie habe geweint, kam er sogleich, sie wieder mit zurückzunehmen. Aber umsonst. Den ersten Abend im Kloster setzte sie ihren Toiletten-Apparat in ihrer Zelle zurecht. Angelica lächelte und nahm den Tand den folgenden Tag mit sich. Anna merkte gar nicht, wohin es gekommen, ahnte auch gar nicht, daß man ohne dergleichen leben könne, und suchte sich so gut wie möglich nach Gewohnheit einzurichten. Ihre Schwester aber, nunmehr ihre geistige Mutter, lehrte sie bald das Mysterium der Armuth Christi, welches nur den Demüthigen geoffenbart ist. — Auch die

letzte, sehr schöne Schwester Angelicas, Magdalena, ward unter ihre schirmende Macht gezogen. Ihr Kammermädchen, Olalie, hatte Angelica um Aufnahme in das Kloster gebeten. Diese antwortete ihr, ja, wenn sie einmal mit ihrer Schwester zugleich komme. Noch in derselben Nacht, ehe das Mädchen zurückgekehrt war, auf sein Gebet, soll die Kleine im väterlichen Hause aufgewacht sein und ihre älteste Schwester mit der bestimmten Erklärung aufgeweckt haben, sie wolle Nonne werden.

Wie dem auch sei, die Magie ihres Willens, ihres waltenden Gestirns war es, war die Kraft, durch welche die beinahe vom Hause Vertriebene die Geschwister in ihre Kreise hereinzog. Das Geheimniß aber, durch welches sie dieselben festhielt, war ihre nachsichtsreiche Liebe. Jedes Übel, jedes Leiden, wird berichtet, erregte besonders durch den Zusammenhang mit der Sünde ihr herzliches Mitleiden. Die Sünde des Anderen aber sei zu heilen durch Langmuth, durch eigene Demuth; durch die sich selbst dahingebende, sich erniedrigende Liebe hat Gott die Welt erlöst. Gar Manche kamen in das Kloster, vielleicht nicht gerade gegen ihren Willen; aber das Joch des drückenden Gesetzes auf sich zu nehmen, das erregte den natürlichen Freiheitssinn zu hartnäckigem Widerstande; sie steiften sich und wurden störrisch. Angelica aber, mit unwiderstehlicher Geduld, wußte sie mit anderen Waffen, als mit denen der Gewalt, zu besiegen, mit anderen Banden zu fesseln; sie war beinahe unwiderstehlich. Ihre natürliche Hoheit und Herrschergabe mußte jeder Demüthigung ihrer selbst ein ungleich stärkeres Gewicht, einen beinahe verwundenden Stachel geben.

Noch ehe Magdalena, der Trost und die Erheiterung seines Alters, ins Kloster ging, starb, den 29. December des Jahres 1619 (wie es scheint, in Port-Royal), der Vater, Anton de la Mothe-Arnauld, ein Mann, dessen Tugenden seinem Stamme, dessen Fehler seinem Stande angehört zu haben scheinen. Es war von Anfang an zugleich ein inniges Verhältniß wahrer Liebe und ein Kampf sich in ihrer Bestimmtheit halb suchender, halb abstoßender Naturen zwischen ihm und Angelica, dem Geiste nach seiner erstgeborenen Tochter. Als er starb, hatte sie schon halb gesiegt, sie war geistiges Stamm- und Familienhaupt des weiblichen Theils der Familie geworden. Drei Söhne wollten damals des Vaters Gestirn folgen, Robert d'Andilly war geachtet vom

König, seinem Herrn, Heinrich und Anton sollten die parlamentarische Bahn verfolgen. Aber sie alle waren einem mächtigeren Geist verfallen, welcher ihnen Frist ließ, aber nur weil er gewiß war, daß sein Eigenthum ihm nicht entrissen werden möge.

Zweites Kapitel.

Angelica in Maubuisson und zurück in Port-Royal des Champs.

Indeß hatte Angelica 1618, noch vor des Vaters Tode, einen neuen Beruf erhalten, ein neues Feld des Kampfes war ihr aufgeschlossen. — Sie war als Kind schon einige Zeit in dem, nahe an der Straße von Paris nach Rouen gelegenen, Cisterzienserinnenkloster Maubuisson gewesen. Die Äbtissin dieses durch Blanca von Castilien, die Mutter von St. Louis, gestifteten, königlichen Klosters war Madame d'Estrees, eine Schwester des Marschalls gleichen Namens und der schönen Gabrielle, von welcher Frankreich jetzt noch singt, der Maitresse Heinrichs IV. Die Maitresse hatte indeß noch etwas bessere Sitten, als die Äbtissin, wie sie derselben denn auch öfters Strafreden hielt [1]). Von ihren zwölf Kindern waren vier erwachsene Töchter um sie, unter dem Namen von Kammermädchen. Sie wurden nach dem verschiedenen Rang der Väter verschieden gehalten. Eine ganz besonders, die Tochter eines großen Herrn, war bestimmt, Coadjutorin, also mit der Zeit Nachfolgerin der Estrees zu werden. So weit hatte es die katholische Kirche Frankreichs gebracht, indem sie die reformirte Kirche auszurotten brannte. Die Sittenlosigkeit ist die würdige Schwester der sauberen Zwillingsbrüder, des Fanatismus und des Unglaubens. Je herrischer, je unnachsichtlicher wir gegen Andere sind, desto nachsichtiger, desto schlaffer gegen uns selbst. Alles, auch die Unnatur und Sünde, strebt nach einer Ausgleichung, nach einem Gleichgewicht. Die Estrees war früher Äbtissin eines Klosters bei Amiens gewesen;

1) Die Maitresse war, was man in der pariser Societät eine malheureuse nennt, die Äbtissin eine perdue.

da sie aber ihre Schwester Gabriele bei sich hatte, wurde sie, zum Besten des Königs, zur Äbtissin des nahe bei Paris gelegenen Maubuisson gemacht, mit Beibehaltung der ersten Abtei. — Auch die Nonnen führten nicht das strengste Leben, sie gingen öfters, die Priorin an der Spitze, am Wasser hin an einen verabredeten Ort, wo sie mit den Mönchen von St. Martin in Pontoise zusammentrafen und auf dem schönen Wiesengrunde tanzten. Louis XIII, Sohn von Heinrich IV, nahm sich vor, den aller Welt bekannten Skandal einzustellen; Boucherat, Abt von Citeaux, erhielt Weisung, eine Untersuchung anzustellen und die nothwendigen Maßregeln zu ergreifen. Allein aus Rücksicht auf die Familie, zumal da auch der Cardinal Sourdis Neffe der Estrees war, wollte er sie zuvor warnen lassen. Er schickte einige Mönche an sie ab. Die Äbtissin aber behandelte sie, wie der Adel in seinem Raubschlosse damals noch den Bürgerlichen, der in seine Gewalt fiel, mishandeln zu dürfen glaubte. Die armen Mönche wurden eingesperrt und nach einem unfreiwilligen Fasten entlassen. Doch traute sie nicht ganz und stellte sich, als wollte sie sich und ihr Kloster reformiren, besuchte Angelica gelegentlich in Port-Royal, ihren Rath und Beistand, mit großen Bezeigungen des besonderen Zutrauens, zu erbitten. Allein sobald sie merkte, daß man nicht weiter gegen sie verfahre, wird sie dreister, so daß der Abt von Citeaux die lauten Stimmen, welche sich wider diesen Skandal erhoben, nicht mehr unbeachtet lassen konnte. Er schickte einen Geistlichen dahin ab, mit der Vollmacht, die Untersuchung einzuleiten. Dieser wurde aber mit seinen Leuten in einen Thurm gelockt, alle dort, vier Tage lang nur mit Wasser und Brot, der Bevollmächtigte, wohl zu besonderer Auszeichnung, noch mit täglichen Riemenstreichen (etrivières) regalirt. Nach vier Tagen war er so glücklich zu entrinnen. Der Abt wagte nun endlich selbst einzuschreiten, da die Familie ihm Vollmacht dazu gab, indem sie darüber aufgebracht war, daß die Estrees ihren Vetter, den Grafen Sanze, ohne Zustimmung der Familie, mit einer ihrer Novizen verheirathet hatte (1617). Allein die Estrees erklärte dem Abte ins Angesicht, daß sie seine Visitation nicht anerkenne, und er brachte dieselbe also ohne sie zum Abschluß, indem er die Nonnen einzeln verhörte. — Nachdem die Familie noch einmal ihm volle Gewalt gegeben, zu verfahren, ging er, zu Anfang Februar 1618,

von Paris ab, mit Vollmachten des Hofs und Parlaments, sie zu suspendiren und zu den Reuerinnen nach Paris abzuführen. Ein Zug Archers, die Municipalgarde damaliger Zeit, begleitete ihn. Er eilte voran, sie zu überreden, sich mit gutem Willen darein zu fügen. Allein er wurde nicht vorgelassen. Die Archers mußten die Pforte einbrechen und fanden das Bett der Äbtissin noch warm. Denn es war früh am Morgen. Dennoch suchte man sie lange vergeblich, bis sie endlich belauscht wurde. Man fand sie, zu großem Ärgerniß, in einem Schranke, wie sie aus dem Bett entflohen. Man legte die Halberstarrte wieder hinein; allein sie weigerte sich beharrlich, aufzustehen und sich anzukleiden. Da befahl der Prevot den Archers, das Bett an den vier Enden zu fassen; so wird sie in den Wagen und mit der Adresse an die Reuerinnen, unter Bedeckung nach Paris gebracht.

Nun sollte höherem Befehl gemäß die Abtei provisorisch einer Anderen übergeben werden. Der schwache Abt hatte bereits seine Absicht auf Angelica gerichtet, aber er schlug den Nonnen drei Äbtissinnen des Ordens, darunter auch Angelica, vor. Die Nonnen aber können nicht einig werden und bitten ihn, eine der Professen des Hauses zu dieser Würde auszuwählen. Er nimmt mit Freuden diesen Vorschlag an, reist nach Paris, überredet Arnauld, den Vater, seine Einwilligung zu geben; Angelica unterwarf sich dem fremden Willen. Sie nahm drei ihrer besten Nonnen zu diesem schweren Unternehmen mit, ihre achtzehnjährige Schwester Maria Clara und die treffliche, noch eben so junge Schwester Isabella, aus dem alten, adeligen Hause Chateauneuf, ganz von Angelica und in ihrem Geiste gebildet. Groß war der Jammer der verwaist Zurückbleibenden, besonders von Agnes; sie warf sich in der Kirche auf die Knie und fand keine Worte, als: Siehe, Herr, wir haben Alles verlassen, Alles, Alles. Nur Anna Eugenie Arnauld, welche den Tag zuvor ihr Gelübde abgelegt und Vater und Mutter abgesagt, schaute heiter darein; ich habe gestern, sprach sie, eine zu große Freude gehabt, als daß ich heute weinen sollte. Der Abt sagte gerührt, daß man, indem man den armen Nonnen die Mutter raube, ihnen das Herz aus dem Leibe reiße. Angelica pflegte sich bei allen schweren Prüfungen der Gottergebenheit nur die Worte vorzusagen: Gott ist im Himmel. — Sie verkannte das Gewicht der

Aufgabe und ihre Schwierigkeit nicht; sie gemahnte die sie begleitenden Nonnen daran, daß sie gelobt, dem Herrn ihr Leben und ihre Gesundheit zum Opfer zu bringen. Ihrer Schwester Maria Clara, deren glühenden Eifer sie ebensowohl kannte, als ihre Zartheit, erklärte sie, von nun an gebe sie ihr keine Regel der Schonung mehr, sondern nur das Gebot einer mächtigen Liebe. Sie seien es den armen Nonnen schuldig, ihnen mit aller Aufopferung zu ihrem Heil zu helfen, nicht sowohl mit Worten, als mit Werken. Sie habe daher Gott schon das Leben dieser ihrer Schwester als Opfer dargebracht; gewiß werde es sie ihre Gesundheit kosten; und so zeigte Angelica ihr den Platz im Krankenhause, welcher ihr für den Rest ihres siechen Lebens bestimmt sei. Aber nichts konnte das zarte Mädchen erschüttern oder abschrecken, ihrer Schwester in diesem schweren Kampfe zur Seite zu stehen und ihr zur Seite kämpfend eines langsamen Todes zu sterben.

Nach einem solchen herzzerreißenden Abschied in Port-Royal (19. Februar 1618) mußte der kalte, fremde Empfang in Maubuisson besonders wehe thun. Denn der Abt hatte die Nonnen durch einen frommen Betrug hintergangen; ohne daß sie sich dessen versahen, stellte er ihnen Angelica vor; da sie ja in Maubuisson ihr Gelübde abgelegt, sei sie als Professe des Klosters zu rechnen. Er habe also ihrer Bitte willfahren. — Man betrachtete sie hier, als wären sie aus einer anderen Welt angekommen. Angelica aber wußte durch ihr ungezwungenes Wesen, durch ihre Freundlichkeit und Heiterkeit mit Anderen, durch ihre Strenge gegen sich selbst, das Vorurtheil zu überwinden. Besonders besuchte sie die alten Bekannten, nannte sie mit den schmeichelnden Scherznamen, welche sie ihnen als Kind gegeben, besonders „ihre große Freundin" und eine Erblindete, welcher sie oft Gesellschaft leistete. — Indeß beschränkte sie sich darauf, den Widerstand der bisherigen Klosterbewohnerinnen zu brechen; die Reform sollte auf einen selbst zu erziehenden Nachwuchs gegründet werden. Ohnedies war es schwer, mit der Mehrzahl der Alten zu verkehren, da sie sich, im Bewußtsein ihres ungeistigen Lebens, durch Alles, durch Schweigen und durch Reden, durch Nachsicht und durch Ermahnungen, gekränkt fühlten, in Allem Zeichen von Verachtung argwöhnten. Sie waren auch so unwissend, daß sie nicht

einmal zu beichten verstanden. Ärgerlich über die Vorwürfe des Beichtvaters, hatten sie endlich Sündenbekenntnisse, eins auf die großen Feste, eins auf die Sonntage, eins auf die Werktage, mit großer Mühe zusammengestoppelt, welche sie denn auswendig lernten und der Reihe nach hersagten. Bisher hatten die Nonnen besonders auch mit den Junkern der Umgegend in gutem Einverständniß gelebt; man trieb allerlei Scherz und Kurzweil, wie auf einem vergnüglichen Landgute. Einzelne Nonnen hatten ihre eigenen Gärten mit Pavillons, wo sie Gesellschaften gaben. Man erheiterte die Gäste durch Komödien. Das Kloster war reich; die Stiftung lautete auf 100 Nonnen; es waren deren nur 22, welche auch mit den Einkünften fertig zu werden wußten. Eben wegen des Reichthums waren nicht wenige wider Willen, als in eine gute Versorgungsanstalt, eingekauft worden. — Da es nun aber ruchbar wurde, daß Angelica sogar ohne Bezahlung Mädchen aufnehme, entstand ein großer Zudrang; allein von beinahe 80, welche sich meldeten, nahm sie nur 30 an. Sie soll, auf ihre Erklärung, daß es nothwendig sei für die Reform, Mädchen ohne Rücksicht auf Mitgift aufzunehmen, vom Hofe Vollmacht auf 40 Novizen erhalten haben.

Diese Novizen wurden von den Alten möglichst getrennt gehalten, jedoch fleißig und thätlich ermuntert, denselben in allen Dingen sich demüthig zu erweisen, ihnen bereitwillig zu dienen, damit dieselben dadurch erbaut und gewonnen würden. Es wird nicht blos für Alle die Clausur eingeführt, sondern auch für die Novizen die stillschweigende Arbeit; Angelica glaubte, es müsse sich dieses von selbst geben, und wenn es nicht der Fall sei, liege der Grund nur darin, daß nicht Jedem die seinen Kräften angemessene Arbeit zugetheilt sei. Die Zellen waren ausgestattet nur mit einem schlichten Tisch, einem Strohsessel, Stroh mit grober Sarsche bedeckt, statt des Betts, und als Gemälde ein in Papier ausgeschnittenes Kreuz. Angelica selbst rang jetzt mit gedoppeltem, nicht ganz unabsichtlichem Streben nach der Abtödtung des natürlichen Menschen in ihr selbst; sie wohnte in einer schlechten, halbfinstern und beinahe unreinlichen Zelle; ist doch diese Zelle, antwortete sie Denjenigen, welche ihr darüber Vorstellungen machten, ist doch diese Zelle mein ganzer Trost; bin ich darin, so ist mir, als wäre es die Grotte von Bethlehem, in wel-

cher man äußerlich auch nichts sah; aber Jesus Christus war ihr Licht.

Es ist aber eigen, es ist merkwürdig, unter welcher besonderen Gestalt hier nun gerade die Reform aufgefaßt wurde. Angelica war in Maubuisson angelangt, als eben im Chor eine Hora der Offiz gesungen wurde; es geschah dieses aber auf eine so jämmerliche und lächerliche Weise, daß man nicht recht wußte, ob sie sangen oder sich zankten. Man konnte kaum unterscheiden, ob es menschliche Stimmen seien, und noch weniger die einzelnen Worte oder auch nur Ein Wort. Und doch sollte es nach Noten gesungen sein; diese Prätension machte das Übel ärger, zumal da es mit übergroßer Eile geschah, namentlich bei schönem Wetter, um gleich wieder an das Spiel und ins Freie zu kommen. — Bei Angelica zeigen sich hierbei schon die Grundgedanken, welche etwas entwickelter die Stiftung zur Anbetung des Sacraments begründeten. Sie suchte diesen bisherigen Mangel an Andacht und Ehrerbietung beim Gottesdienst zu sühnen (réparer). Außerdem daß sie selbst sich durch nichts abhalten ließ, bei der Offiz zu erscheinen, außerdem daß sie sich des Gesangunterrichts sehr annahm, wurde eine besondere Lehrerin dazu bestellt, damit sie recht fest darin würden, „um im Chor aushalten zu können (soutenir) gegen die Alten", welche alle starke und mistönende Stimmen hatten, so daß sie die Beiwohnenden vielmehr zerstreuten als erbauten. Angelica sagte ihnen aber nie ein Wort über ihren Gesang; Jedermann wunderte sich darüber, daß sie und die Ihrigen fünf Jahre lang, vom frühen Morgen an (matines) bis zum späten Abend (complies), dagegen ankonnten, um den unfrommen (indevot) Gesang der Alten zu decken. (La mère Angelique se rompit l'estomac, aussi bien que ses filles.) — Es war dieser ihr Gesang nicht sowohl Musik, als der in dem Orden ohnedies ererbte plainchant, welcher mit solcher Anstrengung geübt wurde. Das ist denn freilich auf diese Weise vielmehr eine sonderliche Pönitenz, als ein froher Gottesdienst von Herzen, wie denn ja auch der halbheidnische Gesang der Früheren und Älteren dadurch gleichsam gebüßt werden sollte. Und wenn Angelica nicht auf die Mitgift sah, so mußte doch eine andere, nicht minder zufällige und äußerliche, Bedingung gestellt werden, eine wohltönende und besonders eine starke Stimme. Ein Mädchen, welches ein rechtes

Verlangen trug, die Braut des Himmels zu werden, mußte deshalb abgewiesen werden; auf ihr und Angelicas brünstiges Gebet erhielt sie aber auf einmal eine so starke Stimme, daß sie lange mit Ehren Vorsängerin war.

Angelica war stets noch von dem, durch das Bewußtsein des gebrauchten Betrugs gestachelten, Verlangen erfüllt, ihre Abtei niederzulegen. Da die Commission in Maubuisson sich wider Erwarten in die Länge zog, suchte sie diesen Vorwand zu benutzen, um abzudanken. Sie hoffte schon bald mit weniger Mühe im Genuß der Wohlgerüche der Demuth Christi zu wandeln, wozu noch die Aussicht kam, in den von ihrem Freunde Sales gestifteten Orden der Heimsuchung als Nonne oder Novize einzutreten. Sie glaubte, ihr Vater werde es um so eher zulassen, als sie zu Gunsten von Agnes abdanken wollte. Sie setzte ihre Hoffnung auch darauf, daß man am Hofe, um das Nepotenthum zu brechen, den Grundsatz hatte, keine Ernennungen zu Coadjutoren mehr zu gestatten. Allein ihr Vater wußte dieses so heimlich zu betreiben und auszuwirken, daß er ihr unerwartet die ausgefertigte Ernennung von Agnes dazu vorlegte, und sie blieb also unter der gedoppelten Last. Und dennoch wußte sie diesen Posten mit Festigkeit zu vertheidigen, wenn es Ehre, Pflicht und Gewissen geboten.

Als eines Morgens Angelica aus dem Beichtstuhle trat, öffnete sich die Kirchthüre, und vor ihren Augen trat die Estrees herein. Diese hatte einen Proceß wegen ihrer Entfernung und Absetzung mit Lebhaftigkeit und nicht ohne Glück verfolgt; doch ging ihr der Rechtsweg zu langsam. Sie konnte sich auf Mehrere vom benachbarten Adel verlassen, welche noch lüstern waren nach den Fleischtöpfen und Lustpartien des reichen Klosters. So brach sie am 10. September 1619 mit ihrem Schwager, dem Grafen Sanze und einigen Adeligen herein; sie verwunden den Pförtner, eine adelige Nonne öffnet ihr die Kirchthür. Sie geht gerade auf Angelica zu, erklärt ihr, es sei alles Dankes werth, daß sie so lange eine fremde Last getragen; da sie nun aber selbst in ihr Haus zurückkehre, möge Angelica dasselbe räumen [1]). Angelica antwortet ihr ruhig, sie sei zu jeder Stunde bereit dazu, sobald

1) Mém. Tom. I, Pag. 160 ff.

Diejenigen, welche sie auf diesen Posten gestellt, sie wieder abrufen würden. Indeß führt sie ihren Besuch in die Wohnung der Äbtissin. Da Angelica hier zwei kranke Nonnen bei sich auf bloßen Strohsäcken pflegte, befahl die Estrees: Was ist das für eine Unsauberkeit in meinem Zimmer? nehmt Alles weg. — Wenn Ihr Zimmer nicht in guter Ordnung ist, erwiderte Angelica, so ist der Fehler vielleicht verzeihlich; man erwartete Sie nicht. Angelica bringt sofort in aller Ruhe, mit der gewöhnlichen Stille besonders ihre Papiere in Sicherheit, läßt eine Mahlzeit für die Gäste bereiten und erscheint, wie gewöhnlich, in der großen Messe. Alles war gespannt, ob sie es wagen würde, den Platz der Äbtissin einzunehmen. Sie besteigt den Stuhl, singt den Chorgesang; die Estrees wagt also nicht, in den Chor einzutreten und zürnt: Welche Kühnheit, meine Schülerin wagt meinen Platz in meiner Gegenwart einzunehmen. — Auf die alten Nonnen ist dieser Schritt von entscheidender Wirkung; die Estrees sucht umsonst Einzelne auf ihre Seite zu bringen. Die meisten Jüngeren empfangen das Sacrament, wie einst die Ritter am Morgen des Schlachttags, ehe sie das Kampfroß bestiegen. Unsere Nonnen aber kehren zu ihrer gewöhnlichen, stummen Arbeit zurück. Bei Tisch erinnert sie Angelica in wenigen einfachen Worten, wie man nicht wisse, was heute noch mit ihnen geschehen wolle; alle Dinge aber sind in Gottes Hand. Wir müssen auf Alles gefaßt sein. Daher möge Jede sich mit leiblicher Speise stärken, wie eben mit dem geistigen Brote, um Kraft zu haben, wenn Gott Verfolgung über uns verhängt. Aber Alles geht sofort wieder in seiner alltäglichen Ordnung. — Nach Tische läßt der Beichtvater der Alten, Dom Sabatier, Angelica rufen, dringt auf alle Weise in sie, sich selbst zurückzuziehen, die Gewalt nicht zu erwarten, indem er die Drohungen der Feinde noch ärger machte. Angelica erklärte ihm aber bestimmt, es sei hier gar nichts zu berathen; nur auf zwei Wegen könne sie aus dem Kloster gebracht werden, an welches sie schon durch die Clausur gebunden sei: durch dieselbe Auctorität, durch welche sie eingesetzt worden, oder durch thätliche Gewalt. Die gewaltthätigen Absichten der Gegner erkennend, sagt sie nur zu den Ihrigen: Wir müssen uns Gott empfehlen. Wir sind in den Händen eines Tollkopfs (Sanze), aber des Menschen Herz ist in Gottes Hand.

Die Prätendentin, nachdem ihre Überredungskünste an Angelicas Ruhe gescheitert, ladet diese ein, mit ihr zur Kirche zu gehen. Obgleich Angelica sie durchschaut, erwidert sie: Wir können nirgends besser sein. Hier nun verstellt die Estrees sich nimmer; zornentbrannt gebietet sie Angelica, im Augenblicke abzuziehen; sie ergreift dieselbe, um sie nach der Thür zu ziehen. Aber die Novizen fassen Angelica am Gürtel und halten sich unter einander. Die Estrees reißt ihr den Schleier ab. Da entbrennt auch eine der Novizen, die Tochter eines tapfern Ritters, drückt die Estrees zu Boden und reißt auch ihr den Schleier ab. Diese, wüthend, ruft die Alten zu Hülfe, welche Alle aus der Kirche entfliehen; sie aber schreit noch lauter: Zu Hülfe, mein Bruder! zu Hülfe! man tödtet mich! Darauf bricht mit gezückten Schwertern Sanze mit seinen Gesellen herein. Einer schoß seine Pistole los, um zu schrecken. Und um keine Waffe unversucht zu lassen, war auch Dom Sabatier mit dieser sauberen Gesellschaft gekommen und drang in Angelica, zu weichen. Ja, antwortet sie, wenn man mich wegträgt. — Endlich, von beiden Seiten hin- und hergezogen, war sie erschöpft und wurde zur Kirchthür hinausgedrängt. Hier, im Hofe, hatte die Estrees einen Wagen warten lassen, die Entführung zu vollenden; Angelica wurde hineingenöthigt. Es war nun im Interesse der Prätendentin, alle Nonnen im Kloster zurückzuhalten; aber die von Port-Royal und die Novizen brechen durch die Schwerter durch, und wer nicht Raum im Wagen findet, hängt sich daran, um nicht von der Mutter getrennt zu werden. Der Wagen konnte sich nicht rühren, ohne daß eine oder die andere in Gefahr gewesen wäre, zerquetscht zu werden. Das wäre aber nicht im Interesse der Estrees gewesen. Die Frage einer Nonne: „Aber, Mutter, wohin gehen wir?" erinnert Angelica daran, daß sie im Wagen in der blinden Gewalt ihrer Feinde sei; sie eilt daher heraus, die Anderen ihr nach. Um ihre thätliche Protestation nicht auszusetzen, bewahrt sie wenigstens den Anschein, als ließe sie sich nur von der Estrees mit Gewalt hinausführen. Hinter der Pforte war ein Mann aufgestellt, das Hinausdringen der Anderen zu verhindern; eine der Nonnen aber ging mit fester Haltung und Ton auf ihn zu, eine andere hielt die Estrees außerhalb fest auf dem Boden sitzend, bis Alle hatten her-

auskommen können. Sie waren vollzählig, ihrer fünfunddreißig.

Meine Lämmer sind Löwen geworden, sagte Angelica. Die Tochter des Parlamentärs hatte sich unerschütterlich in ihrem passiven Widerstand gehalten, in dem Grunde ihres Rechts, wie der Baum, den der Muthwille ausreißen will, mit seinen Wurzeln sich festhält an dem Boden, darauf er gewachsen. Aber es hatte sie ein höheres Bewußtsein gestärkt; ich werde nicht herausgehen, hatte sie einem der dräuenden Bewaffneten geantwortet, wenn man mich nicht mit Gewalt herauszieht; nur in diesem Fall kann ich vor Gott entschuldigt sein. — Jeder ungleiche Kampf, namentlich aber zwischen Frauen und Männern, hat zugleich etwas Unwürdiges und etwas Komisches; in solchem Streite fällt die Schmach ganz allein und schwer auf den Sieger. — Freilich an heiliger Stätte war tobende Gewalt geübt worden; man hatte sich gedrängt und beschimpft, der Tempel war beinahe zur Mördergrube geworden. Aber ist nicht überall, wo das gute Recht verfochten wird, sei es mit Wort oder That, heiliger Boden? der aber eine Mördergrube daraus macht, das ist Der, so das Recht beugt und verdreht, denn er zertritt höhnend den Glauben an das Rechte und lästert die heilige Sitte. Wenn aber Männer nicht aller Orten solchen Muth und solche Festigkeit erwiesen, so dürfte es vielleicht doch diesen in Gebet, Fasten und Arbeit abgehärmten Nonnen vergeben werden, daß sie solche Kraft bei sich gefunden.

Die Festigkeit und der sichere Blick des Feldherrn und die Haltung der Truppen aber zeigt sich am wahrsten nach einer verlorenen Schlacht. Die Ausgetriebenen bewegten sich bald in guter Ordnung, in Procession, den Rosenkranz betend, gegen Pontoise. Wie der Soldat selbst im Treffen es doch bemerkt, daß ihm an der Uniform etwas fehlt, so bemerkten unsere Nonnen alsbald, daß ihnen die langen Schleier fehlten. Ein zerschnittenes Kleid, unter Alle vertheilt, ersetzt sie für das augenblickliche Bedürfniß. Ein Oberbeamter von Pontoise begegnet ihnen zu Pferd, spornstreichs die Estrees zu beglückwünschen, was diese denn auch als einen Beweis, daß die öffentliche Meinung, wenigstens der Vornehmeren, für sie gewesen sei, bald geltend machte. In Pontoise herrschte aber die Pest. Sie treten in die

erste Kirche ein, es ist die der Jesuiten. Sofort stellen sie sich, nachdem sie Gottes Obhut sich empfohlen, unter den unmittelbaren Schutz des Bischofs. Die Bürger gerathen in Bewegung über den neuen Anblick der um ihrer verschlossenen Frömmigkeit willen gerühmten Jungfrauen; aus allen Klöstern macht man Anerbietungen, einen Theil der Vertriebenen aufzunehmen. Duval, Doctor der Sorbonne, sucht mit diesen ihren Aufträgen Angelica auf. Ich aber sagte ihm [1]), ich könne, um mit Klugheit zu handeln, ihre Anerbietungen nicht annehmen; ich müsse mich nothwendig in ein eigenes, besonderes Haus zurückziehen, damit man sagen könne, hier seien die Nonnen von Maubuisson. Der Großvicar bot ihnen seine Wohnung, die Officialität, an. Dies ward mit Dank angenommen. Angelica besah das Ganze, und noch an demselben Abend ward der geistliche Bivouac in bester Ordnung aufgeschlagen. Alle diese Mädchen, heißt es [2]), waren schon so an die geistliche Zucht gewöhnt (formées à la régularité), daß sie sich im Augenblick in der Officialität fanden, wie in ihrem eigenen Hause; Jede stellte sich an den ihr angewiesenen Posten, sie hielten ihre Religionsübungen, Alles mit bewundernswürdiger Sammlung und Stillschweigen. Den folgenden Tag wurden alle gewohnten Horen gesungen, man bewunderte sie wie Engel. Diese Haltung galt einen großen Sieg, denn es war auch der Sieg der inwohnenden Ordnung, welche im Augenblick sich entwickelt und wurzelt, wohin man sie auch verpflanze.

Sie hatten denn nun freilich Mangel an Allem; die ganze Gemeinde besaß nur einige Francs; allein wer für Ehre, Recht und Gewissen das Seinige verlassen und heimathlos geworden ist, darf nicht erröthen, von Anderen zu nehmen. Auch kam ihnen Unterstützung von allen Seiten. Angelica sagte, sie fühle eine herzliche Freude, sich in eine Lage versetzt zu sehen, wo sie als wahre Arme ein Almosen zu empfangen habe.

Indeß war ein Bote geeilt, Arnauld, ihren Vater (denn es war noch drei Monate vor seinem Ende), aufzusuchen; da er aber nach Port-Royal gereist war, betrieb sein Sohn, Heinrich

1) Mém. Tom. II, Pag. 287.

2) Mém. Tom. I, Pag. 176.

de Trie, der nachmalige Bischof von Angers, damals noch Advocat, die Sache der Vertriebenen beim Parlamente und Hofe mit Nachdruck. Noch den 11. September erschien der Prevot de l'Isle mit 250 Archers und schloß das Kloster ein. Allein die Estrees, welche Wächter aufgestellt hatte, war entflohen und mit ihr das reissige Gefolge; diese Herren hatten nur gegen Nonnen Muth gehabt, fingen nun aber an, für ihren Hals bange zu bekommen. Auch Dom Sabatier entwich; er fand Herberge bei den Jesuiten in Pontoise, welche auch bei dieser Gelegenheit eine sehr hohe, über die Parteien erhabene, oder, um menschlich zu reden, eine sehr zweideutige Handlungsweise beobachteten. — Der Prevot kam Abends um zehn Uhr in Pontoise an und setzte Angelica in Kenntniß, daß er Befehl habe, sie wieder in Besitz der Abtei zu setzen. Da es für den Abschluß der Sache wichtig war, daß dieses bald möglichst geschehe, giebt Angelica den Ihrigen sogleich das Zeichen des Auszugs. Die Stadt wurde sogleich erleuchtet, die Geistlichkeit schloß sich dem Zuge an, die Nonnen gingen in Procession. Da aber wegen der Verbindungen der Estrees mit Adeligen der Gegend der nächtliche Zug leicht einem Überfall oder Schreckniß ausgesetzt war, ritten neben der Procession die Reihen der Archers mit Fackeln und geladenem Gewehr. So kam der Zug um Mitternacht in Maubuisson an. Die Schutzwache blieb noch ein halbes Jahr, da benachbarte Adelige nächtlicher Weile durch die Fenster schossen; ob es gleich außer dem Schrecken besonders auf Angelica abgesehen war, duldete diese solche Vorkehrungen nicht länger, eines höheren Schutzes sich versehend.

Die Estrees, welche nahe daran gewesen, ihren Proceß zu gewinnen, hatte durch diesen tollen Streich sich Alles verdorben. Der berühmte Pater Bernard erzählt, er habe sie einmal besucht und im Bett getroffen, mit einer Bouteille Wein und Würsten. Sie erhielt eine anständige Pension von dem Kloster (jährlich 1200 Livres; der damalige Münzfuß ist etwa der gedoppelte von dem heutigen. Man kann den damaligen Livre etwa zu einem Gulden rechnen); indeß verprocessirte sie sehr viel, so daß sie in kümmerlichen Umständen starb. Angelica und die Ihrigen konnten sich, trotz alles sonstigen Anscheins, nicht erwehren, die Hoffnung zu hegen, sie sei reuig gestorben, zumal da sich in ihrem Nachlaß einige Andachtsbücher fanden.

Im September 1620 sollte Agnes als Coadjutorin von Port-Royal eingesetzt werden. Angelica wollte der Feier beiwohnen, zumal da der Vater indeß verstorben war; auch gab ihr dieses gedoppelte Hoffnung, sich wirklich bald der ehrenvollen, sie aber demüthigenden Bürde zu entledigen. Sie sang daher eben so freudig das Te-Deum mit, als Agnes dabei traurig war. (Je chantai si fort, que je m'enrouai.) Angelica trat vor und öffnete ihrer Schwester das Gesangbuch, was eine der Ceremonien einer solchen Einsetzung ist. Agnes schaute hinein und fand die Worte aufgeschlagen: Isti sunt duae olivae et duo candelabra (Offenbarung Joh. 11, 4. Dieses sind zween Ölbäume und zwo Fackeln, stehend vor dem Herrn der Erde). Meine Mutter, sprach sie zu Angelica, freue Dich nicht so sehr, ich werde nicht allein hier bleiben. Wir werden zwei hier sein, Du sowohl als ich; siehe, was ich beim Aufschlagen des Buchs gefunden: Isti sunt duae olivae. — In den schon zu diesen Zeiten gehaltenen Conferenzen wurde die Heilige Schrift gelesen; Angelica erklärte sie, besonders die Geschichten; später finden wir, daß man sich Rath zu erholen suchte, indem man, statt zu loosen, die Heilige Schrift aufschlug. — Kurz ehe Angelicas Vater starb, hatte ihr der Herr einen wahrhaft geistigen Vater geschenkt, nunmehr ihren Rath und ihre Stütze. Längst hatte sie Gott um einen solchen Mann gebeten, welcher sie den rechten, geraden Weg zu ihm führte. Es ist dieses der nachmalige Heilige, Franz von Sales, ein wahrhaft frommer, darum auch milder Mann, welcher nichts weniger mochte, als Andere richten und verdammen. Er hat Mehreres geschrieben, meist Ascetisches; ein schöner Gegensatz gegen die Casuistik der Zeit. Er erlaubte manche Lustbarkeit, welche von den Eiferern der verschiedenen Religionen verboten zu werden pflegen, namentlich auch an sich selbst nicht unanständige Tänze. Ein Bettelmönch polterte darob gewaltig gegen ihn auf den Kanzeln, aber Franz konnte auf keine Weise bewogen werden, etwas gegen ihn zu thun. Eines Tags erkundigte sich Franz in Maubuisson nach der Ordensdiät; er fand sie streng und meinte, man dürfte wohl zartere und mehr Fische geben. Angelica antwortete ihm, wenn sie eine Regel zu machen gehabt hätte, so, glaube sie, hätte sie eine mildere gegeben; da sie aber einmal in einer strengen sei, suche sie derselben so viel

als möglich Gehorsam zu verschaffen. So führte er denn die Klöster der Cisterzienserinnen in seinem Sprengel nur stufenweise zur alten Ordnung zurück. Auch der Orden der Heimsuchung, welchen er mit Chantal gemeinschaftlich stiftete, war nicht von den harten. Er hatte viel Sinn für evangelische Freiheit, so gut es bei einem Ordensstifter möglich war. Indeß versichert uns Angelica, er habe keine dévotion doucette gehabt, wie Manche wähnten. Er sah Denen nichts nach, welche in der Wahrheit geleitet sein wollten, und er wollte sowohl als irgend ein Anderer, daß die Seinigen ihnen selbst todt seien und mit Jesu Christo gekreuzigt. Angelica wiederholte oft eines seiner Worte: um vollkommen zu sein, brauche man nicht besondere (singulières) Dinge zu thun, sondern die alltäglichen und gemeinen Dinge müsse man besonders gut thun. — Ihre erste Verbindung scheint durch die Bekanntschaft d'Andillys mit Franz vermittelt worden zu sein. Das Band zwischen ihm und Angelica wurde durch eine allgemeine Beichte, welche sie ihm ablegte, angeknüpft. Im August 1619, also unmittelbar vor den Auftritten mit der Estrees, war er neun Tage in Maubuisson und gerade während des Septembers bei der Familie Arnauld in Andilly. Wir können annehmen, das Benehmen Angelicas bei dieser Gelegenheit sei auch in seinem Geiste gewesen. Er soll mehrere beinahe prophetische Sprüche über die jüngeren Söhne der Familie gethan haben. Auch Madame Le-Maitre führte ihm ihre Kinder zu, auf daß er sie ermahnte, ihnen die Hände auflegte und sie segnete. Der kleine Le-Maitre sagte zu seiner Mutter, dieser sei ja aber ganz anders als ihr Pfarrer in dem Dorfe. Er nannte diese Frau in seinen Briefen nur ma chère soeur Catherine de Gènes. Angelica gewann er lieb als eine rechte geistige Tochter, nicht minder als die Chantal, wie selbst ein Gegner von Port-Royal bezeugt. Sie berieth sich schriftlich bei ihm über Alles, was ihr anlag, denn sie hatte sich ihm ganz übergeben.

Die Nachrichten über ihr Verhältniß sind in eine Art Mysterium gehüllt; Angelica bezeigte sich selbst zufrieden darüber, daß mit der Schwester Maria Clara beinahe alle intimere Nachricht und Kenntniß davon begraben wurde. Sie fühlte in solchen Verhältnissen mit einer zarten Jungfräulichkeit. Sie war jeder Veröffentlichung derselben, als einer Entweihung, abhold und

dankte Gott dafür, wenn sie abgewendet werden konnte. In der Folge, da sie unter die Leitung der Nonnen von Dijon sich stellte, glaubte sie ihrer Oberin auch ihren köstlichsten Schatz übergeben zu müssen, die Briefe ihres verstorbenen geistigen Vaters, ob sie dieselben gleich wie Reliquien verehrte. Allein sie wollte nichts für sich behalten. Wie aber asiatische, mongolische Eroberer die Literatur ganzer Länder zerstört haben sollen, so glaubten die Mütter von Dijon, ihre Devotion, ihre Weise der Verehrung Gottes, ihre Geistigkeit sei weit über die des schlichten Heiligen, und damit Angelica nicht auf diesen früheren, niedrigeren Standpunkt zurücksinke, müssen die Urkunden, das Symbol desselben, zerstört werden. Man gab die kostbaren Briefe in die Apotheke, Duten daraus zu machen, und Angelica hatte den stillen Schmerz, einige derselben zu erkennen, womit Töpfe mit eingemachten Früchten oben verschlossen worden waren. Nur wenige entgingen durch Zufall diesem bitter süßen Verderben. — Dafür sind uns in den gesammelten Werken des Heiligen Franz mehrere erhalten; sie haben meist die Überschrift: A une abbesse. So schreibt er ihr: „Ich fange an, womit Du geschlossen hast, meine theure, wahrhaft geliebte Tochter. Denn Dein letzter Brief schließt: Ich glaube, daß Sie mich gut kennen. Ja, es ist wahr, ich kenne Dich gut und daß Du stets im Herzen den wahrhaften Entschluß hast, ganz Gott zu leben, aber auch, daß diese große natürliche Lebendigkeit Dich eine Veränderung in Sprüngen (de saillies) fühlen läßt. O meine Tochter! ich bitte Dich, glaube nur nicht, daß das Werk, welches wir in uns zu vollbringen unternommen haben, so leicht gethan sein könne. Die Kirschbäume tragen früh ihre Früchte, denn es sind ja auch nur Kirschen, welche wieder schnell verderben; die Palmen aber, wie man versichert, die Könige der Baumwelt, tragen ihre Früchte erst hundert Jahre, nachdem sie gepflanzt sind. Ein ordentliches (médiocre) Leben läßt sich in Einem Jahr erwerben, aber die Vollkommenheit, nach welcher wir streben (o Gott!), meine theure Tochter, kann erst in Jahren gedeihen." — Er schließt diesen Brief vom 16. December 1619: „Bleibe im Frieden, meine theure Tochter, und bete fleißig für meine Erlösung, auf daß ich gerettet werde und wir eines Tags von der ewigen Freude zittern, uns der Reize zum Guten erfreuend, da-

mit Gott uns begünstigt, der gegenseitigen Tröstungen, welche er uns gewähren wollte, indem wir von ihm in dieser Welt reden." [1])

Als Angelica ihn anging, ihre Schwester zu trösten, welche es so schwer nehme, ihre Coadjutorin zu werden, schrieb Sales: „Wie, meine Tochter, bist Du auch von Denen, welche ihre Beneficien in ihren Familien erblich machen wollen?" — Angelica versicherte, sie habe nur eingestimmt, indem sie in ihrem Gewissen überzeugt gewesen, Agnes sei die würdigste im ganzen Hause. Er wurde dadurch begütigt, besuchte Agnes und versicherte, es sei dieses Kloster ein wahrer königlicher Port, wo göttlicher Friede wohne; er werde es zeitlebens lieben.

Sehr merkwürdig ist, was Angelica Le-Maitren mittheilte über Franzens intimere Gedanken über die Kirche. Wir blicken durch diese halbdunkle Eröffnung tief hinein in den Katholicismus dieses frommen Bischofs. Dieser heilige Prälat, erzählt sie [2]), sagte mir alle seine geheimen Gedanken, wie ich ihm die meinigen. Das war ein Auge, welches alle Übel und Unordnungen sah, welche die Schlaffheit in den Sitten der Geistlichen und der Mönche verursacht hat. Allein er verbarg Alles im Stillschweigen und bedeckte Alles mit der Liebe und der Demuth. Er seufzte, wie Berülle, über die Unordnungen des römischen Hofs und zeigte sie mir im Einzelnen an. Dann fuhr er fort und sprach zu mir: Meine Tochter, siehe da Gegenstände der Thränen; denn zu der Welt in dem Stande, wie es einmal ist, davon reden, heißt unnützer Weise Ärgerniß verursachen. Diese Kranken lieben ihre Übel und wollen nicht geheilt sein. Die ökumenischen Concilien müßten das Haupt und die Glieder reformiren, da sie ohne Zweifel über dem Pabste sind. Aber die Päbste werden bitter, wenn sich die Kirche nicht ganz unter ihnen beugt (plie), ob die Kirche gleich nach der wahren Ordnung von Gott über ihnen steht, wenn sie universell und kanonisch berufen ist. Ich weiß dieses, wie die Doctoren, welche davon reden, aber die fromme Pflicht der Verschwiegenheit hält mich ab, davon zu sprechen, da ich keine Frucht sehe, welche davon zu hoffen wäre. Man muß

1) Dreiundvierzigster Brief des dritten Buchs bei Sales und Mém. Tom. I, Pag. 150.

2) Mém. Tom. II, Pag. 307.

weinen und Gott insgeheim bitten, daß er Hand anlege, wo die Menschen es nicht können; wir müssen uns demüthigen unter die kirchlichen Gewalten, welchen er uns unterworfen hat und von ihm indeß erflehen, daß er sie durch die Allmacht seines Geistes erniedrige und bekehre, daß er die in den Wandel der Diener der Kirche eingeschlichenen Misbräuche reformire und der Kirche heilige Hirten schicke, beseelt vom Eifer St. Karls (Borromeo), welche zu ihrer Reinigung Handreichung thun, durch das Feuer ihres Eifers und ihrer Erkenntniß, sie in der Zucht ohne Flecken und ohne Runzeln zu machen, wie sie es im Glauben, in der Lehre ist. — So tröstete er sich, meldet Angelica, indem er mit mir sprach; so goß der Mann sein Herz aus, welcher doch von einer so innigen Liebe zur Kirche brannte. Es ist die Liebe des Sohnes, welcher über die Verirrungen der Mutter weint, der Schmerz einer Seele, welcher das schönste Ideal des Lebens gebrochen ist. Es hat wohl überhaupt nichts der katholischen Kirche mehr wahre Proselyten gewonnen, als dieses trauernde Verkünden einer wahren Kirche, deren Abbild, deren Schatten die römische sei. — Nicht zu oft hat sich in Söhnen der protestantischen Kirche eine ähnliche Trauer über ihren Abfall vom lebendigen Glauben, von der nach Gestaltung, nach Gemeinschaft, nach That und Dahingabe seiner selbst ringenden Liebe, von der wahren evangelischen Freiheit, nicht zu oft hat diese Trauer sich kund gethan, diese Pietät des Kindes gegen die darbende Mutter. Wenn sie vielmehr mit dahingebendem Muth und in Gott kühner That zu lösen ist — denn an Worten, Vorschlägen und Recepten ist kein Mangel —, so lauscht unser Ohr und Herz wohl oft umsonst.

Der Cardinal Berülle, welcher selbst als Unterhändler in Rom gewesen, der vertraute Freund von Sales, erzählt uns Angelica weiter, Berülle sah und beklagte dieselben Misbräuche des römischen Hofs und besprach sich darüber mit St. Cyran. Dieser sagte mir, wie sie sich gegenseitig bestätigten in dem Stillschweigen, welches die wahren Kinder der Kirche beim Anblick dieser inneren Übel und dieser Herzwunden (plaies intestines) bewahren müßten, von denen schon vor fünfhundert Jahren St. Bernhard gesagt, daß sie unheilbar seien; man müsse wenigstens die Nacktheit der Mutter bedecken, wenn man sehe, daß man sie nicht von ihren Krankheiten heilen könne, man müsse in unseren Tagen

noch weit mehr sagen, was Gregor von Nazianz von seiner Zeit gesprochen: Wir haben der Kirche nichts zu geben, als unsere Thränen. — Der hochselige Bischof von Belley, Camûs, hatte Angelica bei seiner Rückkehr aus Italien gesagt, er habe sich besprochen mit Friederich Borromeo, Cardinal-Erzbischof von Mailand, dem Neffen von St. Karl, selbst einem Heiligen, so ausgezeichnet an Weisheit und Erkenntniß, als Karl. Und dieser Cardinal habe ihm im Vertrauen wörtlich gesagt: Der Eifer und der Schmerz über die Unordnungen Roms hatte mich getrieben, sogar ein drei Finger dickes Buch darüber zu schreiben, worin sie beinahe alle dargestellt waren. Da ich aber alle Pforten für die Reformation dieser Misbräuche verschlossen sah und daß Gott allein durch die außerordentlichen Wege seiner Vorsicht etwas thun könnte, verbrannte ich das Buch; denn ich erkannte, daß diese sittlichen Wahrheiten nur Ärgerniß verursachen würden, indem dadurch die Ausschweifungen Derer veröffentlicht würden, welche ihren Wandel nicht verändern wollen und mehr Politiker geworden sind, als Ekklesiastiker, als Männer der Kirche. — Bei Sales und Berülle ist diese Wehmuth und die schwache Hoffnung doch nur auf eine Reform der Zucht und des Wandels, nicht auf eine neue Grundlegung, auf eine Reformation der Lehre selbst gerichtet. Dieses trat schon bestimmter bei Jansenius und St. Cyran hervor, doch so, daß sie den alten, wahren, ächten Glauben nur als verdunkelt sich dachten, indem Menschensatzungen den unerschütterlich gebliebenen Grund nur verbaut, durch ihre Aufsätze und Deutungen schwer zugänglich gemacht hätten. Bei St. Cyran hatte diese Trauer noch ein besonderes ascetisches Moment. St. Cyran sagte mir öfters, erzählt Angelica, daß Diejenigen, welche die Kirche wahrhaft lieben, sich in den Einöden verbergen müssen, um nicht an den Leidenschaften Derer Theil zu nehmen, welche ihre Heiligkeit entehrten, und um für sie im Verborgenen zu beten. Sie ist ja unsere Mutter, man muß sie lieben, man muß sie beklagen, man muß ihr aufhelfen, sie beweinen, nicht ihre Schmach aufdecken, noch sie verwirren durch ein Übermaas von Eifer, welches weder sonderlich demüthig, noch weise ist. — Seine Mittheilungen an St. Vincent, daß die Kirche von Grund aus zu reformiren sei, waren es unter Anderem, was diesen Heroen seiner Kirche ihm entfremdete. St. Vincent soll am 25. Juni

1648 an d'Origny, Priester der Mission, geschrieben haben [1]): St. Cyran sagte eines Tags zu mir: Gott hat mir große Erleuchtungen gegeben und giebt mir sie noch. Er hat mich erkennen lassen, daß es seit fünf- bis sechshundert Jahren keine Kirche mehr giebt. Zuvor war die Kirche wie ein großer Strom, der klares Wasser führte, jetzt aber ist die Kirche nur Schlamm. Das Bett dieses Stroms ist noch dasselbe, aber es sind nicht mehr dieselben Wasser. Ich stellte ihm vor, wie alle Heresiarchen sich dieses Vorwandes bedient, um ihre Irrthümer aufzurichten, und nannte ihm namentlich Calvin. — Calvin, antwortete er mir, hat Alles, was er unternommen, nicht übel gemacht, aber er hat sich schlecht vertheidigt. — Es ist schwer zu entscheiden, in wie weit dieses fünf Jahre nach St. Cyrans Tod, nachdem der Kampf längst entbrannt war, worin Beide an entgegengesetzte Parteien sich angeschlossen hatten, in wie weit dieses St. Cyrans eigene Worte oder auch nur Ideen sind. Allein die fünfhundert Jahre begegnen uns auch hier wieder. Dieses führt uns aber auf die Zeit Gregors VII zurück, eine Epoche, welche auch in der protestantischen Apokalyptik eine große Rolle spielt. Es ist dieses aber höchst bezeichnend für diese Gallikaner; also die Schilderhebung des strengen Papismus ist das Signal zum Abfall der Kirche. Der Anglicanismus setzt den Zerfall der Kirche, das heißt für sie der bischöflichen Gewalt unbestimmt etwas weiter hinauf, die streng reformirte Kirche, welche in der Vermengung von Kirche und Staat die Wurzel alles Übels sieht, ist geneigt, Constantins Zeit als die Epoche des Abfalls zu bezeichnen. Da hier der Episkopat erst anfängt, Glanz, Reichthum und Hoffähigkeit zu erlangen, sollte eigentlich das Hochkirchenthum, ohnedies etwas constantinopolitanischer Natur, die Blüthe der Kirche erst von Constantin an datiren. Die lutherische Kirche ist hierin minder bestimmt, da sie kein solches entscheidendes, praktisches Interesse dabei hat; sie setzt dem Geiste keine Gränzen, und sie hat sich früh gedrungen gefühlt, eine ununterbrochene Kette zerstreuter Zeugen der unsichtbaren, wahren Kirche zu ahnen und zu glauben. Es hängt dieses unmittelbar zusammen mit ihrer Innigkeit und der Schwäche und Unselbständigkeit des gesellschaftbildenden Ele-

1) Petitot, Tom. XXXIII, Pag. 23.

ments in ihr. Ihre Mystiker, oft in der Wollust der Wehmuth schwelgend und träumend, in dem trüben Glauben, das Gute sei stets das Unterdrückte, haben die erste Kirche nicht sowohl um ihrer starken und wahrhaft freien Verfassung und Zucht willen, wie die Reformirten es gethan, sondern in ihren Märtyrern als die Braut Christi, des Blutbräutigams, geliebt, nach ihr die Arme der Sehnsucht ausgestreckt, mit ihnen zu trinken den blutigen Kelch des Zeugnisses, des Märtyrthums, mit ihnen zu brechen das bittere Brot der Thränen, das Hochzeitmahl des Todes, das Abschiedsmahl von diesem Thale des Jammers. Ihre Lieblinge waren die kleinen Kinder, welche den Tod heischten, ob man gleich ihrer schonen wollte; denn jeder liebt sein eigen Gleichniß. — Diesem Ideal jeder Kirche in der Vergangenheit entspricht der Chiliasmus jeder derselben. Die lutherische Kirche hat sich für den so wenig bestimmten Antheil an der Vergangenheit in der Zukunft, in ihrem beinahe kirchlichen Chiliasmus schadlos gehalten. Der reformirten Kirche scheint die Zukunft Christi mit dem Gerichte zusammenzufallen. Hat die katholische Kirche, hat sie auch seit der Reformation noch einen kirchlichen Chiliasmus? Die Hochkirche hat wohl keinen, sie bedarf seiner nicht in ihrem Comfort und ihrer Fashion; dafür hat sie, die Reiche, keinen Raum mehr. — Angelica aber erzählt, St. Cyran, nachdem er von seinem Patmos, aus Vincennes, zurückgekehrt, habe wörtlich also zu ihr gesprochen: Meine Mutter, es wird sich in der Kirche eine Reformation durch die Prälaten und die Geistlichen erheben und durch das Licht der Wahrheit. Sie wird Glanz haben und die Augen der Gläubigen blenden und sie werden entzückt sein. Aber es wird nur ein vorübergehender, ein nicht lange anhaltender Glanz sein. — Und dann, fragen wir, was will es dann werden? — Und die Prälaten und die Geistlichen und ihre vorübergehende Glanzreformation, wo sind die geblieben? oder ist ihre Stunde noch nicht erfüllt? Doch nein, es ahnt uns, das ist Bossuet und die vier Artikel, und die Hofbischöfe Louis XIV und die Abbés Louis XV. — Aber es ist Unrecht, zu spotten über die letzten Hoffnungen eines frommen, großen Mannes, der wiedergekommen ist aus der Gruft des Kerkers. Denn Berülle wurde Cardinal, Sales ward heilig gesprochen, weil sie ihre Thränen verbargen und schwiegen, Jansenius aber und St. Cyran waren im Tode und

im Leben verfolgt, denn sie hatten gehofft und gerungen nach dem Besseren. So sprach also St. Cyran, wiedererstanden aus seinem Patmos; denn die Moderdüfte des Kerkers und das Weh der Verbannung, das ist der Boden, darauf der Chiliasmus wächst, die Apokalypsen, die da verkündigen, daß die für jetzt gefangene Kirche eines Tags, eine Freie im Herrn, siegreich über das Joch der Welt einherschreiten werde. — Auch mit der erstgeborenen geistigen Tochter Franzens, mit ihrer Schwester Chantal, stand Angelica bis an deren Ende in innigem Verhältniß; sie liebten sich lange, ehe sie sich von Angesicht kannten. Sales war es ein süßes Geschäft, ihr Mittler zu sein. Später kam Chantal wiederholt nach Paris; sie wohnte mehrere Tage in Port-Royal bei Angelica. Es ist eine wahre Urbanität des Herzens in Allem, was uns über ihr Verhältniß gesagt wird, und Alles ist so einfach, daß man es nicht zu wiederholen wagt. Noch kurz vor ihrem Tode (sie starb am 13. December 1641) schrieb sie an Angelica (mit dem gewöhnlichen eröffnenden Gruß: Vive Jesus): Lebe wohl, meine gute, liebe Mutter. Wir wollen vereinigt sein in dem Gott, in welchem kein Wandel ist. Ich bin mehr getröstet durch die heilige Einigung unserer Herzen. Ich fühle, daß unser guter Gott etwas so recht Inniges hineingelegt hat. — Sie heißt ihre Schwester den guten Diener Gottes, St. Cyran, grüßen [1]). Doch wir sind dem Gange der Sachen weit zuvorgeeilt und kehren zu Angelica nach Maubuisson zurück.

Die Stellung Angelicas hier war nur ein Commissariat; sie hatte es nun schon fünf Jahre verwaltet. Madame de Soissons, natürliche Schwester des Grafen von Soissons, welcher eben um diese Zeit am Hofe gegen d'Andilly intriguirte, erhielt die Abtei Maubuisson. Es war dieselbe ungehalten darüber, daß Angelica so vieles Bettelvolk (gueuses), das heißt, so Viele ohne Mitgift in das Kloster aufgenommen habe. Die Mönche, welche um die Gunst der neu aufgehenden Sonne buhlten, sich in ihren Strahlen zu wärmen, stellten Angelica vor, sie habe wohl für ihre Person in Armuth leben mögen, aber sie hätte doch wegen der Nachfolgerin in den Einkünften sich nichts vergeben sollen. Eine zu allen Zeiten höchst allgemeine Phrase. Sie möge nament-

1) Mém. Tom. I, Pag. 560.

lich bedenken, daß die Soissons eine Fürstentochter, eine Prinzessin sei. Das wollte nun aber Angelica gar nicht begreifen, daß eine Äbtissin, die in Armuth und Demuth allen ihren Untergebenen, welche diese Gelübde abgelegt, als Muster vorangehen solle, die hohen Ansprüche einer Prinzessin mache. Offenbar war für die als Bettlerinnen bezeichneten Nonnen wenig tröstliche Aussicht unter dem Regiment der neuen Äbtissin. Angelica, an ihrer eigenen und an deren heiligster Ehre angegriffen, meldet ihre Lage nach Port-Royal, fragt an, ob sie den Muth hätten, ihre Armuth mit einer doppelt so großen Anzahl zu theilen, und bittet um Aufnahme, um das Allernothdürftigste für diese Bettlerinnen und für sich. Alsbald erfolgte eine herzliche, freudige Einladung, von allen Nonnen in Port-Royal unterschrieben; bei der Armuth des Klosters konnte ihnen aber nur Brot und Suppe angeboten werden. Dreißig geistige Töchter Angelicas, unzertrennlich von ihr, ergreifen diesen Antrag, wie der Schiffbrüchige die Planke. Maubuisson hatte jährliche 30,000 Livres Einkünfte, Port-Royal 6000. Die Erlaubniß von den Oberen ward in allem Geheimniß erlangt und nachdem Angelica sich von einer schweren Krankheit erholt hatte, welche sie durch die Pflege der Soissons sich zugezogen, sah sich diese eines Tags sehr überrascht, als alle die Bettlerinnen ihre Päckchen gemacht hatten und die Wagen vor der Pforte vorfuhren. Sie vergaß es Angelica ihr Leben lang nicht. — Bei dieser Gelegenheit wurde diese auch mit der ersten Gemahlin des Herzogs von Longueville bekannt, welche mit den Soissons verwandt war und auf Maubuisson Einfluß hatte. — Angelica mußte sich auf der Durchreise, um eines bald zu meldenden Planes willen in Paris aufhalten. Die Aufgabe war nun, durch die strengste Zucht zu verhindern, daß diese Veränderung des Aufenthalts die Sammlung der Gemüther bei den Nonnen nicht störe. Sie schloß ihnen daher allen den Mund, legte ihnen unbedingtes Stillschweigen auf, bis sie selbst nachkommen und ihnen das Band der Zunge wieder lösen würde. Es war dieses zugleich das einzige Mittel uud Bürgschaft, damit diese Mädchen ohne zu wählen, ohne Selbstsucht, ohne Streit bei der Niederlassung in der neuen Welt durchaus willenlos über sich möchten verfügen lassen. Nur zum frommen Gesang, zum Lobe Gottes sollte ihnen der Mund geöffnet sein. Sie befahl ihnen also, daß sie,

sobald sie auf der Höhe angekommen wären, von wo aus man die Thurmspitze von Port-Royal gewahr wird (wozu man sich aber vorbeugen mußte, obgleich der Thurm sehr hoch ist, so tief ist das Thal, sagt das Mémoire), so sollten sie alle den Vers anstimmen: Pone Domine custodiam ori meo et ostium circumstantiae labiis meis, und Gott bitten, daß er selbst ein Schloß an ihren Mund lege und ein Siegel auf ihre Lippen drücke. Damit man sie jedoch in Port-Royal unterscheiden könnte und sie eintheilen, setzte man jeder einen Zettel auf den Ärmel, worauf ihr Name geschrieben war. — So langten sie denn auch am 3. März 1623 in Port-Royal an und beobachteten pünktlich den Befehl Angelicas.

Den ersten Abend ward den Angekommenen eine große Überraschung; sie wurden fürstlich tractirt, das heißt, sie bekamen Fische aus den Klosterteichen zum Willkomm. Der Raum aber war ungemein enge, zumal da man noch aus anderen Klöstern mehrere Nonnen aufnahm, welchen die Kunde von der Heiligkeit und Vollkommenheit dieses Lebens die Sehnsucht erweckt hatte, die Wonne der abtödtenden Asceſe zu theilen. Man hatte in aller Eile bis in das Taubenhaus hinauf Raum für die Betten oder vielmehr die auf der Erde liegenden Strohsäcke gemacht. Statt daß es vor Kurzem nur 14 Nonnen gewesen, waren es nun deren 80 geworden. Es war nun aber ein Wetteifer entbrannt zwischen den Alten und den Ankömmlingen, „gleichsam eine Verschwörung des Eifers, um das Feuer, die Gluth ihrer Liebe noch höher anzufachen". Man forschte, man machte allerlei Erfindungen, um sich abzutödten und zu erniedrigen, in Dingen, woran man kurz zuvor nicht gedacht hatte. Besonders eiferte die zarte, schwärmerisch-weiche Agnes mit einer göttlichen Eifersucht um diese Seelen, alle Eigenliebe, alles Eigenleben, alle Menschengefälligkeit auszurotten, um Christo seine Bräute vollkommen rein darzustellen. „Dabei gab sie aber ihren Mädchen nur die Reste des geistigen Tisches, an welchem sie sich selbst mit Christo speiste mit den Wollüsten (voluptés) der Buße, wenn sie neue Mittel suchte, sich selbst abzutödten [1])."

Man hatte auch in Port-Royal die Conferenzen, die erbau-

1) Mém. Tom. I, Pag. 208.

lichen Besprechungen über die wesentlichsten Punkte der Heilslehre eingeführt. Die zur Reform handreichenden Kapuziner hatten es so angeordnet und der Gebrauch aller neuen Orden schien es nothwendig zu machen. Diese selbst hatten wohl durch die Reformirten sich dazu gedrungen gesehen. Jetzt gewahrte man, daß diese Conferenzen nicht in der Regel St. Benedikts seien. Die weibliche Gemeinde entbehrte damals, Sales war vor einigen Monaten gestorben, den das Gleichgewicht der Kräfte der Andacht mächtig erhaltenden Einfluß eines wahrhaft männlichen Geistes; je mehr ihr Gottesdienst vorherrschend Gefühlsandacht, je mehr die zerschmelzende Gluth durch die erfinderische Ascese angefacht wurde, je eifersüchtiger die Bräute Christi nach völliger Dahingabe ihrer Herzen rangen, je wonniger, überschwänglicher die Lust, die Schauer himmlischen Schmerzens ihre Herzen durchbebten, je abgeschlossener von der Welt und von heilender Thätigkeit sie dahinschwärmten, desto weniger mochte das Wort dem inneren überquellenden Drang genügen, und das Wort darf ihm auch nicht genügen; es war ihnen, als sei es Entweihung, die Zuflüsterungen göttlicher Geheimnisse und Liebe über die Schwelle irdischer Lippen, welche irdische Speise empfangen, hervortreten zu lassen; es war ihnen, als erkältete sich die innere Gluth gleichsam an der rauhen Temperatur der sinnlichen Welt. Die Liebe des Stillschweigens, welche damals in Port-Royal herrschte, sagt [1]) die jüngere Angelica (von St. Johann), und der Geist des Gebets machten diese Conferenzen überflüssig für Seelen, deren beständige Unterhaltung und Zwiegespräch im Himmel war. So hatten sie denn keine Mühe, diese äußeren Unterhaltungen zu verlassen, welche der Frömmigkeit oft mehr zur Last sind, als sie die Natur erleichtern. — Dieser Geist des Stillschweigens, welcher die Gluth stets nach Innen zurückleiten und sie so in beständigem Kreislaufe steigern mußte, hatte auch seine erfinderischen Persönlichkeiten, darunter Isabella Agnes de Chateauneuf sich besonders hervorthat. Es bildete sich eine stumme Zeichensprache, wodurch sie selbst die Küche und ihren Dienst zu einem heiligen, gleichsam symbolischen Gottesdienste machte. Mit dem Streben nach willenloser Dahingabe und Abtödtung ging also das Schweigen dieser katholischen Quäkerinnen

1) Mém. Tom. I, Pag. 206.

Hand in Hand. Was auch vorkam, auch das Unangenehmste ward als ein Liebesgruß Gottes mit Wonne und Verschwiegenheit aufgenommen. Eines Abends schickte man eine Novize, die Schwester Isabelle Christine von Ronsieres in eine Zelle, welche man zum Nachtlager zugerichtet glaubte. Sie fand aber nur einige Holzbündel, deckte sich mit ihrem Kirchenmantel zu und hielt es einige Nächte so, ohne darum das Schweigen zu brechen, bis es eine Schwester durch Zufall entdeckte.

Die fromme Keckheit, womit Angelica ihre junge, geistige Colonie nach Port-Royal übergesiedelt hatte, gewann ihr auch die Achtung und eine erste Verbindung mit einem auf sie nachmals so einflußreichen Manne. Es war dieses St. Cyran. Doch wäre die Verbindung auch noch enger und fortlaufend geworden, er hätte wohl schwerlich dem schwärmerischen Hange der Nonnen damals eine bestimmtere, minder gefährliche Richtung gegeben. Er hätte sich vielleicht selbst von dem wonnigen Strome forttragen lassen. Denn erst der Kampf für die Freiheit der Kirche scheint in ihm die männliche Kraft entwickelt und gestählt, die Klarheit des Geistes gewirkt zu haben. — D'Andilly und St. Cyran waren sich schon gegenseitig geschenkt und dieser besuchte öfters die Mutter des Freundes. Gleich 1623 schrieb er an Angelica von Chartres aus, ihr zu danken für das aufopfernde Liebeswerk an den armen Schwestern. Er redet auch hier von der Kirche der ersten Jahrhunderte und ihrem Martyrthum; wie wir dieses ersetzen müssen durch persönliche Dahingabe an Nothleidende; man brauche sie aber nicht erst zu suchen, Diejenigen, welche Gottes Vorsehung uns zuführt, empfiehlt sie uns auch, übergiebt sie uns auf unser Gewissen mit Leib und Seele. Ihre heilige Kühnheit habe scheinbar Lücken und Verminderung an Gut verursacht, aber sie habe diese Leere mit wahrhaft frommen Seelen ausgefüllt. Gott hat eine die höchsten Gedanken unseres Geistes und unseres Glaubens so sehr überragende Überschwänglichkeit, daß das ein niedriger Dienst Gottes ist, wenn man in Ausübung der Liebe nicht Gefahr läuft [1]). — Er bittet sie um ihre Fürbitte bei Gott und fährt fort: Ich verspreche Ihnen nicht, dafür durch mich selbst zu vergelten, da ich nicht Gottes Diener bin wie Sie, sondern durch

1) Mém. Tom. I, Pag. 213.

Den, welcher sich täglich in meinen Händen opfert. Alle Ihre Gebete für mich können doch nur die Kraft und die Wirkung haben, welche ihnen aus diesem göttlichen Opfer zuströmt. Da es nichts Größeres giebt, biete ich Ihnen dieses an. — Auf Himmelfahrt kam er nach Port-Royal und predigte daselbst über das Mysterium der Himmelfahrt, deren wunderbare Beziehung auf das Meßopfer, welches in der Kirche die Summe und Zusammenfassung aller Wunder Gottes ist, er besonders entwickelt. Denn das Meßopfer ist der katholischen Kirche, was der protestantischen das Kreuz Christi, indem jene das, was die protestantische unmittelbar mit der Hand des Glaubens erfaßt, vermittelt, kirchlich, als sichtbare Handlung der Gläubigen reicht. Wir sehen, daß auch St. Cyran dazu beitrug, diese Nonnen auf die Bahn hinzuleiten, welche sie nun bald, wenn auch unter anderer Leitung betraten. Diese Sammlung so Vieler um das Sacrament und seine Verehrung ist ein Zeichen jener Zeit, des sich wieder um seinen Mittelpunkt constituirenden Katholicismus, namentlich auch in seinem Gegensatz zur reformirten Kirche. — Die Reden und das Streben St. Cyrans sind zu dieser Zeit noch dunkel, wie seine Worte. Er sprach mit vieler Salbung mit Angelica über Asceſe und Gebet, aber nur im Allgemeinen, wie er sich denn von den meisten Mönchen dadurch unterschied, daß er nicht in fremde Seelenzustände und Angelegenheiten einzudringen suchte, wenn man ihn nicht aufsuchte, ihm nicht mit dem Bedürfniß entgegenkam. Daher glaubte auch Angelica damals, er habe nicht die Gabe, zur Leitung einzelner Seelen aus seinen Höhen herabzusteigen. Er ging ohnedies bald zu seinem Freunde, Bouthillier, Bischof von Aire, ab, wo er bis zu dessen Tode, im Januar 1625, verweilte.

Drittes Kapitel.

Port-Royal de Paris. Periode des Bischofs von Langres und des Oratoriums. Der Sacramentsorden.

Indeß herrschten viele Krankheiten, kalte Fieber, Husten in dem engen, feuchten Port-Royal, in kurzer Zeit starben 15 Nonnen und 1625 wieder 12. Der Jesuite Binet hatte Angelica schon in Maubuisson gerathen, ihre Gemeinde, wie es damals mehrere Klöster thaten, nach Paris zu verpflanzen; er hoffte sie hier, als Beichtvater, unter seinen Einfluß zu bekommen. Die Noth trieb Angelica zur Ausführung. Es wurde ein Haus in der Vorstadt St. Jacques (au lieu dit Claigny) besichtigt und gut gefunden. —

Das siebenzehnte Jahrhundert theilte Paris in drei Städte, eine Eintheilung, welche zwar der Anfänger noch jetzt macht, ohne daß sie jedoch der wahren Gestalt und dem Charakter des jetzigen Paris entspräche und genügte. Dieses sind: die Altstadt (cité) auf der Insel von Notre-Dame, wo im Palast der alten Könige, dem Stadthause gegenüber, auf seinen Lilien das Parlament seinen Gerichtshof hielt; sodann die nördliche Stadt mit dem Sitz der Könige und des Handels, und drittens die Universitätsstadt, die Stadt der Wissenschaften, „wo die aus Griechenland flüchtigen Musen ihren Parnaß und Helikon wiedergefunden, dieses Kiriatsepher, dieser Strom der Wissenschaft"; wohin die französischen Waffen den Ruhm der Nation nicht mehr verbreiten konnten, da that es die Universität. Wie in der Geschichte und dem Sagenkreise des Parlaments, so auch in dem der Universität spielt Karl, der Große, eine bedeutende Rolle, er, der die Gewalt der Franken, namentlich auch dem Pabst gegenüber, so gewaltig repräsentirt; nach ihm St. Louis und Philipp, der Schöne. Es waren gerade die Orden der Cluniacenser, Cisterzienser und Premonstratenser, deren Niederlassungen auf dieser Seite der Seine die ersten Herde und Sammelplätze der Universität waren. Dieses sind aber lauter Orden französischen Ursprungs, so daß sie den Gallicanismus schon gleichsam mit der Muttermilch einsog, wäh-

rend sie seit der Zeit Philipps, des Schönen, so lange die Päbste durch die Franzosen beherrscht wurden, sich besonders entwickelte, ein Umstand, welcher auch auf ihren Charakter für immer mächtigen Einfluß haben mußte. — Die Universität war also ursprünglich durchaus ein kirchliches Institut, wie man lange Zeit auch die Bibel als eine Fundgrube aller menschlichen Wissenschaften betrachtete. Zuerst waren daher alle Professoren dem Cölibat unterworfen, bis es durch den Legaten den Medicinern erlaubt wurde zu heirathen; auch die Decretisten, die Lehrer des weltlichen Rechts, kamen darum bei der Universität ein, welche es ihnen, mit Verstattung eines Recurses an das Parlament, abschlug. Der erste derselben, welcher heirathete, war la Riviere 1552.

Die Universität breitete ihre Institute zuerst über die ganze Stadt aus, auch auf dem rechten Seine-Ufer; die Kirche St. Germain de l'Auxerrois hieß die Schule, die von St. Catharinen Val des Escoliers. Allein es entstanden daraus große Streitigkeiten, Bürgerkriegen ähnlich, und als Johanne, Königin von Navarra, Gattin Philipps, des Schönen, 1304 das Collegium Navarra auf dem Gipfel des jetzigen lateinischen Quartiers baute, folgten die andern Collegien ihrem Beispiel; die Luft ist hier gesünder, die Bauplätze wohlfeiler, vor Allem aber verlangte der dieser Zeit eigene Corporationsgeist die Abmarkung einer besonderen Universitätsstadt. Wir bemerken nur, daß das Quartier, wo der Jansenismus sich bis jetzt in der Mittelklasse am reinsten und hartnäckigsten fortgepflanzt hat, um St. Severin, an der Gränze der alten Universitäts- und der Parlaments-Stadt liegt.

Die Collegien, halb Klöster, halb Landsmannschaften, bezeugen recht die Einheit der Universität und der Orden, welche sich ohnedies unter sich und mit den Weltlichen um den Einfluß auf die Universität stritten; ein Theil dieser Collegien war von Ausländern für ihre Landsleute, ein anderer von französischen Bischöfen und Domherrn hauptsächlich für die studirende Jugend namentlich ihrer Provinz, andere von den verschiedenen Orden gestiftet. Wie das Gewerbe in den Straßen St. Denys und St. Martin sich zusammendrängte, so diese gemeinschaftlichen Anstalten der Universität und der Orden in und um die Straßen de la Harpe und St. Jacques, welche eigentlich die Fortsetzungen jener

sind [1]). Die Sorbonne war ursprünglich ein solches Collegium zum Zusammenleben der Studenten unter ihren Regenten, gestiftet von Robert de Sorbonne, Kammerherr von St. Louis. Die französische Jugend beurkundet auch jetzt noch in ihrer Studirweise den geselligen Sinn ihres Volks, die Lesekabinette mit ihren Bibliotheken sind nun die gemeinsamen Arbeitssäle der studirenden Jugend geworden [2]); noch nirgends hat auf deutschen Universitäten die Theurung und die Nothwendigkeit des Sparens den Studenten zu solcher freiwilligen Vereinigung bei der Arbeit bewogen. Wie nun in den französischen Colleges, nach der von Napoleon gestifteten Weise, die Ordnung eine mehr militärische ist, Kleidung und Befehle militärisch, die Zeichen durch die Trommel gegeben werden, so war sie damals mehr mönchisch und kirchlich [3]). Der Rector hatte bei den großen Aufzügen der sämmtlichen Würdeträger der Kirche und des Staats, z. B. nach St. Denys bei Beerdigung der Könige, den Rang mit den Bischöfen; auch in manchen Klöstern der nördlichen Stadt hatte er Processionen beizuwohnen, eben weil man die Einheit dieser Institute damit beurkunden wollte. Daher auch der Name clerc für manche geringere Stellen bei der Universität, wie bei dem Parlament. — Es liegen die Namen von wenigstens 40 Collegien vor uns und die ihrer Stifter; ihre Anfänge fallen großentheils ins dreizehnte Jahrhundert; im Jahre 1269 stiftete Pater Yues, Abbé von Clügny, das Collegium von Clügny; sein Neffe führte das von ihm nur angefangene Werk fort und vollendete es. Im Ganzen waren dieser Collegien zur Zeit ihrer Blüthe gegen hundert. Die Universität war so zahlreich, daß unter Karl VI bei einer großen Processíon die ersten Universitätsmitglieder schon in dem drei Stunden davon entlegenen St. Denys angekommen waren, während der Rector, der den Zug beschließen sollte, noch im lateinischen Quartier war-

1) Hier sind nun, zum Theil als Erben dieser alten Vereine und Stiftungen, die Collèges Louis le Grand, de France, die polytechnische Schule und die Hunderte von pensions bourgeoises pour les deux sexes.

2) In Cour de commerce, rue des Grès und um das Pantheon.

3) Eine alte Beschreibung von Paris in Versen sagt:

Tant de bastimens, esquels on voit la presse,
Qui s'assemble à un rien toute la jeunesse,
Dès qu'elle entend le son de la cloche appellant
Le Docteur qui enseigne, et l'humble étudiant.

tete. — Es genoß die Universität, außer den großen Einkünften und Stiftungen, auch schöne Freiheiten und Rechte. Besonders übte sie ihre eigene Gerichtsbarkeit. Der Prevot von Paris hatte einmal zwei Hochschüler wegen eines Verbrechens an den Galgen von Montfaucon hängen lassen; er mußte sie aber, um der Universität Genugthuung zu geben, mit eigener Hand wieder abnehmen und, ob es gleich vor schon vier Monaten geschehen war, auf die Wange küssen.

Das Collegium der Jesuiten, zu dû Prats Ehren das von Clermont genannt, legte seinen Grundstein am 20. April 1582. Die Zahl der im Hause wohnenden Zöglinge mit ihren Lehrern und der Bedienung stieg öfters bis gegen 1000; der Externen waren gegen 3000. Das Kost- und Lehrgeld war hoch, die Zöglinge großentheils aus den höheren Familien. Die Bibliothek war weniger ausgezeichnet für Theologie, als für Profangeschichte; man fand namentlich hier eine vollständige Sammlung socinianischer Schriften. — Um das Carnaval führte man bei den Jesuiten eine lateinische Komödie auf; nach Ostern wurden Preise ausgesetzt für Lösung von Räthseln. Alle Welt wollte diesen Festivitäten beiwohnen; der größte Zudrang aber war im August. Da wurde im Hofe ein Theater aufgeschlagen, worauf denn die Zöglinge auftraten und in den Zwischenakten die von den größten Meistern eingeübten Ballete aufführten. — Gewiß von nicht geringer Bedeutung für den Kampf zwischen Port-Royal und den Jesuiten ist der Umstand, daß sie in derselben Straße von St. Jacques zusammenwohnten. Der höhere, entlegenere Theil dieser Straße war es aber überhaupt, auf welchen um diese Zeit sich der Corporationsgeist der Orden gleichsam niederschlug und ablagerte; während die Nonnen bisher namentlich in dem nach dem berühmten alten Kloster von St. Victor genannten Quartier sehr zahlreich waren. — Im Jahre 1634 ließen sich die englischen Nonnen hier nieder. Eine St. Beuve hatte nahe dabei eine fromme Schwesterschaft versammelt und angesiedelt. — Die Oratorianer gründeten in unserer Straße 1622 das Seminar von St. Magloire in einem alten Hospital für Pilger, welche zu St. Jakob von Compostella nach Gallicien wallten. — Nahe bei Port-Royal war das Carmeliterinnenkloster, mit seinen herrlichen Gemälden von le-Brün, Champagne, de la

Hire, Stella, namentlich dem großen Bild der Auferweckung Lazari und dem englischen Gruß von Guido. Berülle hatte 1604 St. Therese aus Spanien hieher geholt. — Unmittelbare Nachbarinnen und gefährliche Nebenbuhlerinnen waren die Nonnen in dem riesenhaften Val-de-Grace. Anna, die Königin, hatte sie 1621 aus dem drei Meilen entlegenen Val-profond, bei Bievre, in die Straße St. Jacques gezogen und bei ihnen ihre Retraiten gefeiert, war jedoch bis hieher von Richelieus Falkenauge bewacht. Sie legte am 21. Februar 1645 den Grundstein zu dem mächtigen Bau, zum Dank dafür, daß ihr Gott nach 22jähriger Unfruchtbarkeit noch Nachkommenschaft geschenkt hatte. Je eifriger sie sich für dieses Kloster persönlich interessirte, desto mehr war sie einer Neigung zur Parteilichkeit gegen Port-Royal ausgesetzt. —

Die neue Niederlassung in Paris wird Port-Royal de Paris, das alte Port-Royal auf dem Lande Port-Royal des Champs genannt. Die Geldopfer, welche die neue Niederlassung, der Ankauf, die Bauten und Einrichtung kosteten, waren groß; die Mutter Arnauld bezahlte das Haus. Indeß mußten Schulden gemacht werden. Dabei hatte Angelica doch die Stärke des Geistes und das Vertrauen, drei Mädchen mit reichen Mitgiften abzulehnen. Wie sonst, glaubte sie auch in diesem Falle unbedingt Anträge abweisen zu müssen, wenn sie voraussah, daß die Verwandten die Aufzunehmenden vorzuschieben, Intriguen anzuknüpfen und sich in die Angelegenheiten des Klosters zu mischen versuchen würden.

Diese Übersiedlung, welche nicht auf einmal geschah, so daß am 18. Juni 1626 die Letzten nach Paris nachkamen, führte mehrere wichtige Schritte und Ereignisse mit sich, theils unmittelbar, theils mittelbar. Schon damals konnte nichts recht gedeihen und sich Anerkennung in weiteren Kreisen verschaffen, wenn es nicht nach Paris versetzt wurde. So zeigt es sich denn bald nachdem Port-Royal de Paris im Gange ist, daß mehrere Klöster, besonders desselben Ordens, namentlich das Kloster des Isles zu Auxerre, von hier aus Nonnen verlangen, nach diesem Muster reformirt zu werden. Die befreundete Äbtissin von Gif, bei Port-Royal des Champs, kommt zu diesem Behuf selbst auf längere Zeit nach Paris. Angelica war nun vollends in ihrem Orden en vogue, Einige nennen sie schon zum Voraus die Therese des Ordens,

während selbst Carmeliterinnen ihre überraschende Ähnlichkeit mit dieser ihrer Stifterin (sie hatte sogar einige Wärzchen an denselben Stellen) bezeugten. — Sie war wohl auf dem Wege, die Heilige des Ordens zu werden, und in schwerer Versuchung; aber gerade zu dieser Zeit faßte sie den Vorsatz, aus dem Orden der Benediktiner oder Bernhardiner auszutreten. Und Vorsatz war bei ihr, wenigstens so weit es von ihr abhing, schon That. Sie konnte sich nicht darüber täuschen, der Orden, seine Verfassung, sein Geist, die Parteiungen, welche ihn spalteten, die schlechten Beichtväter hielten die gründliche Reform hin oder machten sie gar unmöglich. In ihrem stets lebendigen, nie befriedigten Reformstreben glaubte sie nun in diesem äußeren Verhältniß den Grund der Unvollkommenheit gefunden zu haben. Es gab der guten Beichtväter so wenige, und sie hatte die Erfahrung gemacht, daß die Orden diese besseren in den Männerklöstern anstellten, während für die Nonnen nur der Abfall blieb, bei denen doch die schlechten doppelt gefährlich waren. Die Mönche des Ordens hätten gern ihre Nonnen auch etwas zahm und charmant gesehen; da nun aber die von Port-Royal streng waren, ihre Haare verbargen, keine Handschuhe mehr trugen, so spotteten die Mönche ihrer und nannten sie embeguinées (Betschwestern). Dazu verursachten sie dem Kloster große, ärgerliche Kosten; während die Mönche stets vorrechneten, wie viel man einem Weltgeistlichen als Beichtvater geben müsse, kamen sie, oft ihrer 12, zu Mittag, „und der Tisch der Beichtväter ist eine gute Tafel". Man sandte den Frauenklöstern fleißig Bacalauren zu, für welche sie die Kosten des Doctorats bezahlen sollten. Da hatten die Beichtväter Neffen und sogenannte Neffen, welche man versorgen sollte. Angelica fing Briefe von Mönchen an Nonnen auf. Es ist einem aufs Wort zu glauben, daß viel davon zu schreiben wäre. — Die arme Schwester Suireau, als sie später Maubuisson zu verwalten hatte, wurde im höchsten Grade belästigt durch diese unaufhörliche Einquartirung dieser disciplinirten und undisciplinirten geistlichen Truppen. — Es war ohnedies in den Traditionen der Familie Arnauld etwas dem Mönchthum Feindseliges, welches durch solche Ärgerlichkeiten und Belästigungen leicht entbunden werden mochte. Man erfuhr, auch an anderen Orten, in anderen Ländern sei es ebenso; in Belgien bringen die Mütter

ihre schreienden Kinder zum Schweigen mit einem: Stille, stille, ich will Dich zum Pater von Flyue machen. Angelica hatte der Mönchsheiligen und ihrer Legenden satt, wenigstens sagte sie später zu Le-Maitre, als er vier Pistolen von ihr verlangte, um die Geschichte des Ordens von Citeaux und seiner Heiligen zu kaufen: Diese Geschichtschreiber haben ihre Bücher nach Belieben mit Lügen und Falschheiten angefüllt, so daß mir sogar ein Abt vom Orden erzählte, man habe das Leben eines Heiligen geschrieben, welcher nie gelebt; da nun die Leute im Kloster, wo er sollte gelebt haben, sich deshalb verwunderten und sagten, sie haben doch in den Archiven nichts darüber finden können, noch auch nur seinen Namen gehört, habe der Geschichtschreiber ihnen geantwortet: Es ist wahr, daß er nie gelebt hat. Da ich aber sah, daß ihr in eurer Abtei keinen Heiligen hattet, wollte ich euch einen geben. — Namentlich aber war es der Tochter eines Parlamentärs angeboren, die Bischöfe als die rechtmäßigen Inspectoren und Leiter der Klöster zu betrachten; bei obwaltenden anderen Umständen und Beweggründen mußte sich dieses als Gewissensskrupel aussprechen. Der beste Beichtvater aus dem Orden, welchen sie gehabt, der längst um diese Absicht Angelicas wußte, gab ihr Stellen aus St. Bernhard, der Sonne des Ordens, gegen die Privilegien und Exemtionen von der bischöflichen Gewalt zum Abschreiben. Auch trennte er sich später, als sie wirklich seinen Orden verließ, nicht von Angelica. — Dazu kam nun das stete Streben Angelicas, sich ihrer Abtei zu entledigen. Mag nun bloße Beunruhigung ihres Gewissens über die erschlichene Ernennung, welche durch die päbstliche Dispenz nicht beschwichtigt werden konnte, sie dazu getrieben haben, oder ihre Demuth und zugleich ihr Stolz darin Befriedigung gesucht haben, mögen demokratische Ideen des classischen Alterthums und das Vorbild der ersten Christengemeinde sie darin bestärkt haben: was sie einmal wollte aus innerer Überzeugung, dahin brach ihr Wille sich so gewiß Bahn, als der Fluß durch alle Hemmungen sich Bahn bricht bis zum Meere. Sales hatte zu ihrem Vater und Angelica gesagt [1]): Siehe, meine Tochter, die Ernennungen des Königs zu den Abteien der Frauenklöster sind bloße Usurpation, ein

1) Mém. Tom. II, Pag. 307.

Angriff auf das Wahlrecht, welche den Frauenklöstern durch das Concordat nicht genommen sind. Wäre ich Beichtvater des Königs, ich könnte ihm Gewissens halber nicht Absolution geben, wenn er nicht durch einen öffentlichen, authentischen Akt auf diese Ernennungen verzichtete, welche den Ruin der Reform und des Geistes der Frömmigkeit in den Frauenklöstern bewirken.

Indeß war bei allen inneren und äußeren Gründen eine solche Trennung vom Orden ein so wichtiger, folgereicher Schritt, so manche wohlthätige Verbindungen waren darum abzubrechen oder gefährdet, daß es einer dringenden Veranlassung, eines Anstoßes bedurfte, ehe man zur That schritt. Ein Übelstand im Orden war, daß, wenn auch die Oberen die Reform begünstigten, ihre unmittelbar Untergebenen ihren guten Willen beinahe unwirksam machten. So hatte Angelica, als sie nach Maubuisson berufen ward, dem Abt von Citeaux einen Vorschlag über die neue Ordnung und über die ihr zu gebenden Instructionen gemacht; was denn auch Alles angenommen wurde. Allein der Secretär des Abts hatte die Nonnen aufgefordert, der von ihm selbst ausgestellten Instruction nicht zu gehorchen, da es nur ein Machwerk Angelicas sei. Man hatte in Port-Royal seit 1624, seit dem Tode des wackern l'Argentier, Abts von Clairvaux, besondere Gebete vor dem Sacrament gehalten, daß Gott einen der Reform günstigen Geistlichen an seine Stelle setzen möge; als bald darauf auch der wohlwollende Boucherat, Abt von Citeaux, starb, ward ununterbrochen Tag und Nacht dieses Gebet fortgesetzt. Allein während der Vacanz rissen allerlei Monopole und Unordnungen im Orden ein. Als nun ein M. de Nivelle gewählt war, von welchem man sich keiner Unterstützung versehen durfte, dachte Angelica darauf, sich der bischöflichen Jurisdiction zu unterstellen. Dazu schien es aber sehr rathsam, um die Einreden des Ordens abzuschlagen, dem Kloster eine neue Bestimmung zu geben, es als eine neue Congregation aufzustellen. Die besondere Aufgabe lag schon als halbentwickelter Keim vor, und es war ohnedies eine innere Nothwendigkeit, daß die Schwärmerei dieser weiblichen Gemeine sich an eine bestimmte Aufgabe hefte.

Es traf sich nun gerade zu dieser Zeit, daß der Bischof von Langres, Sebastian Zamet, in Paris war und mit Angelica bekannt wurde. Wir wissen nicht, ob er mit dem Za-

met verwandt war, welchen d'Andilly und Pontis in den Feldzügen gegen die Protestanten des Südens kennen gelernt hatten. So viel scheint gewiß, daß es ein guter, aber unselbständiger Mann war. Er war vor noch nicht langer Zeit einer der Hofbischöfe gewesen, hatte in Überfluß und Prunk gelebt, als ihn eine Krankheit ergriff. Die Nähe des Todes erschütterte ihn tief, lange lag er vor dem Sacramente auf den Knien und gelobte, einen Orden zu stiften zur Verehrung desselben, welcher strenger sein sollte als alle bisherigen. Solche Anbetung schien um so nothwendiger, um die Verspottung dieses Sacraments durch die Reformation und andere Ungläubige zu sühnen. Zur Ausführung dieses Plans eröffnete ihm nun die durch Chantal vermittelte Verbindung mit Angelica und die innere und äußere Verfassung ihrer Klostergemeine die schönste Gelegenheit. Ohnedies war durch den Tod von Sales Angelica ohne Leitung; auch die äußerliche löste sich mit dem Ordensverband. So sollten denn also die beiden Port-Royal die Basis eines neuen Instituts werden, für dessen Stifter zu gelten Zamet stolz war. — Nach ihm heißt denn auch das Decennium von 1625 an die Zeit der Leitung des Herrn von Langres oder auch die des Oratoriums. Denn auch die Väter dieses neu aufblühenden Priestervereins, namentlich Condren, General desselben, und Berülle, der Stifter, nahmen sich des zu stiftenden Ordens zum Heiligen Sacrament lebhaft an. Berülle betrieb es in Rom, wo damals von einer anderen französischen Congregation Unterhandlungen zu gleichem Zweck betrieben wurden. Es schien ihm ein Werk, ein Befehl Gottes; ein heiliger Instinct schien die Seelen dahin zu treiben; er will sich nicht wehren, ihm zu folgen. Die Erniedrigungen und die Verachtung, welche der Sohn Gottes in dem allerheiligsten Sacrament durch seine Feinde erfahren hat, schreibt er am 27. März 1627 [1]), haben von Gott die Erhöhung desselben Sacraments erlangt, wie einst sein Tod und seine Schmach am Kreuze seinen Ruhm, seine Anerkennung auf der ganzen Erde verdient hat. Wenn ich wagen darf, es zu sagen, so glaube ich zuversichtlich, daß Gott in diesem Jahrhundert seiner Kirche viel mehr Erkenntniß und Licht über das allerheiligste Sacrament

1) Mém. Tom. I, Pag. 221.

geben wird, als man bis jetzt hat; daß selbst Alles, was die Doctoren gegenwärtig davon wissen, nichts ist im Vergleich mit dem, was selbst die gewöhnlichen Seelen gemeinhin wissen werden, ehe das Jahrhundert zu Ende gehe. — Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie in der katholischen Kirche die durchaus mystischen Tendenzen, welche in der protestantischen mehr oder weniger zu Sekten werden, die Anerkennung der obersten Kirchengewalt suchen und so sich als Glieder an das große Opfer der Kirche anschließen. Zugleich verlieren aber solche Richtungen damit ihre Unmittelbarkeit; sie treten aus ihrem Elemente der Innerlichkeit heraus auf das gesetzliche, ascetische. Während in der protestantischen Kirche solche Vereine wie Gedanken, wie Phantasiegebilde sich erheben und zerfließen, gewinnen sie in der katholischen Kirche durch dergleichen statutarische Constituirung wirklich reelle, leibliche Gestalt, und diese überdauert oft lange, lange, nachdem der Geist, das Bedürfniß des Moments, entwichen ist. — Berülle hielt viel mehr auf Visionen und Offenbarungen, auf Ekstasen und Gesichte, als Sales gethan hatte. Angelica meint, dergleichen, wie auch Wunder, gehören nicht zu einer bloßen Reform, sondern nur zu einer Ordensstifterin. Sie habe dieses auch an Sales geliebt, daß er einfacher gewesen. Nun aber hielt man die Nonnen an, besonders die frömmeren, außerordentliche Gebete, Retraites, Pönitenzen zu üben, um von Gott zu erlangen, daß er seinen Willen offenbare. Nachher mußten sie Rechenschaft über alle Gefühle und Erkenntniß ablegen, welche Gott ihnen auf solches Andringen gegeben. Besonders war da eine gute Nonne, welche man im Kloster die Heilige nannte, so daß der Herzog von Orleans sie einmal als Merkwürdigkeit zu sehen verlangte, was Angelica ihm abschlug. Diese wurde nun wie ein Orakel befragt; man ging sie um ihre Gedanken an, als wären sie untrüglich und inspirirt, daß dem armen Mädchen dieses selbst wahrscheinlich wurde. So schrieb sie denn auch Briefe über die Plane Gottes mit dem neuen Orden, welche so kläglichen Unsinn enthielten, daß die Nonnen sie selbst verbrannten. — Und nun wollte man auch die Wunder versuchen, Gott gleichsam auf jede Weise zu sich herabzuziehen, vom Himmel herabzunöthigen. Die Eifrigsten nahmen die alte taubstumme Johannet, eine der Urnonnen von Port-Royal, stellten sie mitten in den Chor, von 16

Leuchtern umgeben, zur Ehre der 16 Attribute Christi im Sacrament. Man betete die Nacht über für sie und versuchte von Zeit zu Zeit, ob sie nicht hören oder sprechen könne. „Aber sie waren nicht glücklicher als Giezi, sagt die jüngere Angelica, man mußte einen Elisa erwarten, einem vom Geist Gottes so wenig beseelten Unternehmen Leben zu geben."

Während man also Gott gleichsam Gewalt anthun wollte, auf ihn allein fußen zu wollen schien, waren die Freunde und Urheber des neuen Instituts nicht minder geschäftig, die vornehme Welt dafür zu interessiren. Der offene Bestätigungsbrief des Königs für die Niederlassung in Paris ist vom December 1625. Die Königin-Mutter, Maria von Medici, nahm den Titel der Stifterin an. In beiden Aktenstücken rühmen sich Ihre Majestäten, von welch großem Nutzen und Erbauung es für die Völker sei, wenn die am höchsten in der Welt Gestellten sein Werk fördern. Der Brief des Königs beginnt [1]): Obgleich alle auf Gottes Ehre absehenden Handlungen hoch zu schätzen seien, so sind doch diejenigen, welche von erlauchten Personen ausgehen, um so höher anzuschlagen (recommendables), je ausgezeichneter ihre Stellung ist. Wenn also Diejenigen, welche Gott zu den Würden des Souverains erhebt, sich zu guten Werken hergeben, so ist Gottes Majestät viel mehr verherrlicht, die Erbauung der Völker größer, da die auf dem Gipfel irdischen Glücks Stehenden durch diese Erkenntlichkeit Gott eine sonderliche Ehre erweisen. — Das ist ganz offenbar die schmeichelnde Stimme des ebenso verdorbenen als verderbenden späteren Jesuitenthums, nach welchem die Sünden der Großen an sich verzeihlicher, ihre guten Werke verdienstlicher sind, wodurch ein sehr vortheilhaftes Abrechnungsgeschäft sich ergiebt. Das fällt denn freilich besser in das Ohr und geht glatter ein, als daß Alle allzumal gleich sind vor Gott, des Ruhmes mangeln, daß Alle als Knechte der Sünde, wie als Kinder seiner Gnade im Wesentlichen gleich sind. — Die Marquise Maignelai wird nunmehr bestimmter unter den Patroninnen des Hauses genannt; sie war es besonders, welche den ihr nah verwandten Erzbischof endlich bewog, die Niederlassung von Port-Royal in Paris zuzulassen. Je weniger dieser schwache

1) Mém. Tom. I, Pag. 413.

Mann wahre Würde hatte, desto eifersüchtiger war er auf ihre Anerkennung, desto mistrauischer gegen Alles, was nicht von ihm ausging. Als Stifterin des neuen Ordens nannte sich Madame de Longueville, erste Frau des Herzogs (Louise de Bourbon-Soissons). Mehr that eine bürgerliche Frau, welche 30,000 Livres schenkte, deren man sehr benöthigt war; sie machte nur insofern auf das Recht der Stiftung Anspruch, als sie in der Kirche begraben sein und für sich Gebete verlangen wollte. — Der Bischof von Langres, dessen höfische Gewohnheiten nur durch den Anfall einer jähen Buße zurückgedrängt gewesen waren, wollte nun vor Allem, daß die Devotion, die Weise des neuen Vereins eine angenehme sei. Die Nonnen sollten „intelligent und zur Unterhaltung mit der vornehmen Welt gebildet sein"; die in allen Stücken sich immer gleiche Strenge sollte in Manchem gemildert werden, doch so, daß sie immerhin noch in die Augen fiele, was durch den Gegensatz gegen theilweise Delicatesse am besten erzweckt wird. Man fand, die bisherige Armuth und Einfalt mache die Nonnen dumm (toutes bêtes) und zum Gelächter. — Angelica hatte die sociale Ansicht vom Klosterleben, den rechten Takt des Regenten; sie wußte, wo Jede hingehörte, und es genügte ihr, daß Jede an ihre Stelle paßte und sie ausfüllte. Jetzt aber machte man das Princip der Aufklärung geltend, daß jedes Glied zu jedem Geschäft tauglich sein müsse, das Auge das Geschäft des Fußes, der Fuß das des Ohrs zu erfüllen. Bisher hatte nur ein Theil der Nonnen schreiben können; jetzt werden alle dazu eingeübt, ob es gleich dem Gemeinwesen an einigen Schreibenden genügte. Die Väter des Oratoriums kamen fleißig, mit den Nonnen im Sprachzimmer belehrende Gespräche zu führen (et puis il leur fallait écrire pour façonner les esprits). Man wollte keine Mädchen mehr zur Erziehung übernehmen, schreibt Angelica [1]), wenn sie nicht Töchter von Marquis und von Grafen waren. — Die Speisen, klagt sie, wurden künstlich zubereitet, mit allerlei Gewürzen, von welchen wir früher nichts gewußt. Einige, von einem verborgenen Reste des alten ascetischen Eifers getrieben, aßen nach diesen leckeren Gerichten, wie zur Pönitenz, allerlei ekle Sachen. Die Kirche duftete von Weih-

1) Mém. Tom. I, Pag. 334.

rauch, da waren schön gefaltete feine Tücher und Blumensträuße. Man lud alle Welt ein, die Messe zu halten und zu predigen; täglich machte man neue Bekanntschaften. Dabei wurden wieder außerordentliche, strenge, wahrhaft schreckliche Übungen gehalten, Fasten bei Wasser und Brot, die erniedrigendsten Pönitenzen auf der Welt. Ich hatte oft darüber Betrübniß, aber ich sagte nichts davon, und wenn ich mich insgeheim fragte: wozu ist dieses Alles gut? antwortete ich mir: mein eigenes Urtheil zu zerstören.

Es war das eigentlich nationale Mönchthum in Frankreich in zwei große Orden gespalten: die älteren Cluniacenser und die Cisterzienser; diese durch ihren Bernhard von Clairvaux besonders berühmt. Es ist nicht zu übersehen, daß diese letzte Verklärung und Kräftigung des ächten Gallicanismus in Port-Royal an den Auswuchs einer dieser nationalen Orden, an die Cisterzienser, sich anschloß. Die Cisterzienser waren ihrer Natur nach, so oft nicht auch sie in Nachlässigkeit und Trägheit verfielen, die strengeren, in ihrer Verfassung die freieren. Die Cluniacenser mehr eine Autokratie, aber reich, prächtig in ihren Gebäuden, in ihrem Cultus; diese mehr aristokratisch und monarchisch-absolut, jene mehr bürgerlich. Indem nun Port-Royal aus diesem Verband austrat, obgleich in der Absicht, der alten Zucht des Ordens und der ursprünglich ihn charakterisirenden Unterordnung unter die bischöfliche Gerichtsbarkeit nachzukommen, fiel man unwillkürlich in die andere Richtung. Auch die Karmeliterinnen [1]) waren dabei ein Muster für Zamet, sie, welche eine erneute Schöpfung der Kastilia-

1) Siehe darüber Mém. Tom. II, Pag. 311 bis 318. Es herrschten in diesem Orden allerlei Spaltungen. Es waren aus Spanien mehrere Nonnen verschrieben worden, allein es gab viele Unannehmlichkeiten im Kloster, da sie die Sprache nicht verstanden, so daß sie wieder entlassen werden mußten. Bald glaubte ein Theil auch, Acarie (d'Aurillot) habe zu viel Einfluß auf die Nonnen. Berülle hatte diese zur Stifterin des Ordens in Frankreich bestimmt, aber er wurde mit ihr unzufrieden. Seine und der Marillac zahlreiche Verbindungen bei Hofe hatten veranlaßt, daß die Nonnen meist aus den vornehmsten Familien waren. Diese verdrängten nun auch die Acarie, wie die spanischen Schwestern, und es entstand eine Trennung zwischen dem Hause von Paris und Pontoise, mit welchem Angelica näher befreundet war. Hier starb Acarie, recht wörtlich im Geruch der Heiligkeit; Angelica und Agnes rochen es von weitem, und eine andere Dame noch auf der Straße, obgleich Acarie in der Kirche begraben war. Düval, welcher als Mitstifter ihr stets treu geblieben war, während Berülle sich an das Haus von Paris hielt, beschrieb ihr (Marie de l'Incarnation) Leben.

nerin St. Thereſe und in Frankreich beſonders adelig und dem Hofe verbunden waren. Berülle war ja ſo gut als Stifter derſelben in Frankreich; er beſonders hatte es gemacht, daß ſie ſo vornehme Welt als Nonnen bekamen. Dieſes war wohl nicht ſehr zu wünſchen, ſagt Angelica, denn wenn Gott an dieſen vornehmen Leuten nicht außerordentliche Wunder wirkt, dienen ſie oft nur zur Erſchlaffung des Geiſtes und der Strenge der Zucht, und ziehen die geiſtlichen Häuſer aus der frommen Einfalt und Armuth. Gott ſei Dank, daß wir deren keine in Port-Royal haben; wir befinden uns gut dabei.

Indeß hatte Zamet längſt in ſeinem Reformeifer gefunden, daß es ſeiner Schwachheit ſchwer, ja unmöglich bleiben würde, ſeinen Sinn durchzuführen, etwas Neues nach ſeinen Phantaſien zu machen, ſo lange Angelica, wenn auch durchaus gehorſam, in der oberſten Würde bliebe. Sie wünſchte nichts mehr, als davon los zu kommen, zumal da ſich zugleich Ausſicht zeigte, die Abtei auf je drei Jahre wählbar zu machen. Während der König Rochelle belagerte, bat ſie die Königin Maria, daß ſie von ihrem Sohne nach Eroberung der Stadt, als Dank gegen Gott, dieſes erbitten möchte. Die Marquiſe von Maignelai unterſtützte dieſe Bitte ſehr. Man ſtellte vor, daß es für die Rechte, oder vielmehr für den ſcheinbaren Vortheil des Throns nicht von bedeutenden nachtheiligen Folgen ſein werde; denn da die meiſten Äbtiſſinnen Stellen erblich zu machen ſuchen, es bei Hof aber eher zu erlangen hoffen, als bei freier Wahl, werden ſie weit davon entfernt ſein, Ähnliches vom Hofe zu erbitten. Man ſpottete darüber, daß auch d'Andilly ſeinen Einfluß und ſeine Verbindungen eben ſo aufbot, um ſeiner Familie die Erbſchaft einer aufblühenden Abtei zu nehmen, als Andere ſich bemühten, dergleichen in ihren Familien erblich zu machen. — Der König gewährte nach dem Fall des Bollwerks der reformirten Kirche die Bitte, wohl auch aus Rückſicht auf die großen Verdienſte Peter Arnaulds um die Dämpfung dieſer lange unbeugſamen Macht. Angelica dankte als Äbtiſſin, Agnes, welche bisher noch in Port-Royal des Champs geblieben, dankte als Coadjutorin ab und wurde nach Dijon geſchickt, denn Zamet beabſichtigte eine vollkommene Verſchmelzung des dortigen, von ihm reformirten Frauenkloſters mit Port-Royal. Agnes folgten noch einige Nonnen.

Dafür wurde Johanna von St. Joseph de Pourlan, bisher Äbtissin daselbst, Priorin in Port-Royal, und Genevieve, eine der Dreißig aus Maubuisson, wurde als Äbtissin von Port-Royal gewählt (23. Juni 1630). — War jene Zamet durchaus ergeben, so hing diese an Angelica, doch so, daß sie den nun erst sich recht entwickelnden Reformplanen des Bischofs gehorchte. — Angelica schwieg dazu; allein man konnte sich nicht täuschen, daß sie es im Herzen misbillige. Zamet sagte ihr, sie schade ihm im Kloster. Da sie sich aber auf ihr Stillschweigen berief, erwiderte er: Ihr Schatten schadet uns. Sie sagte: Senden Sie mich, wohin Sie wollen, ich werde gehen. Das wollte er aber auch nicht, sie war ihm zu gewaltig und groß, und eben das ließ sich wieder benutzen. Er wollte nicht, daß sie an Agnes schreibe oder Briefe von ihr erhalte; sie unterwarf sich. „So waren wir denn getrennt mit Seele und Körper". — Es wird erzählt, die frühere Armseligkeit Angelicas in der Kleidung, ihre Liebe zum Häßlichen, wie sie es selbst mit einem kühnen Ausdruck nannte, sei auf allerlei hämische Weise verspottet worden. Sie mußte über Tisch einen Korb mit schmuzigen Lumpen hin- und hertragen, mit der Inschrift: Sie behauptet, dies sei reinlich. — Es sollte dies wohl eine sinnige Pönitenz, ein Triumph des neuen, glänzenderen Systems, zugleich aber wohl eine Untergrabung ihres Ansehens sein. — Dennoch verlangte Zamet von ihr, sie solle die Stiftung eines besonderen Hauses für den Sacraments-Orden betreiben und sollicitiren; seine Absicht war jedoch nichts weniger, als daß sie dahin gehen sollte. Besonders Marillac, der Gönner der Karmeliterinnen von Paris, welche auf Port-Royal und den neuen Sacraments-Orden eifersüchtig waren, wollte als Siegelbewahrer lange die königliche Bestätigung nicht unterzeichnen. Da aber der König in Lyon von einer schweren Krankheit geheilt wurde, was man der Kraft des wundersamen Sacraments zuschrieb, wurde endlich die Bestätigung ausgefertigt. — Die Angelegenheiten des neuen Ordens verwickelten sich aber, ehe er zu Stande kam. Als Stifter sollten genannt werden: Zamet, der Erzbischof von Sens und der von Paris. Berülle war ihnen nicht zugezählt worden, ob er gleich seine Karmeliterinnen durch sein Rühmen des neuen Ordens eifersüchtig gemacht hatte. Ärgerlich darüber sagte Berülle dem

Erzbischof von Sens, Gott habe sich zur Stiftung von Orden stets heiliger, an Gnade reicher Männer bedient; er gab aber dem Erzbischof deutlich zu verstehen, daß er ihn diesen Männern nicht beizählte. Der Erzbischof wurde darüber auch gegen den Sacraments-Orden selbst ärgerlich. — Zamet hatte eine fromme, bei den Karmeliterinnen wohnende Jungfrau, welche zugleich mit vornehmen Leuten gut zu verkehren wußte, zu gewinnen gesucht, um sie zur Vorsteherin seines Ordens zu machen. Darüber verbaten sich die Karmeliterinnen seine Besuche, und er machte Berülle Vorwürfe, als behandelte er diese Jungfrau wie eine Gefangene.

Nicht minder war der Erzbischof von Paris ungehalten, daß ihm in der Leitung des Klosters noch die Prälaten von Sens und Langres beigegeben sein sollten. Daher hielt er die Fulmination der päbstlichen Bulle drei Jahre auf, bis ihn namentlich die Herzogin von Longueville zur Erklärung seiner Zustimmung vermochte. Indeß hatte er sich ausbedungen, daß er als der erste der drei Oberen anerkannt werden sollte; namentlich sollte ihm das Examen und die Profession zustehen. Man mußte sich verpflichten, innerhalb Jahresfrist eine neue Bulle aus Rom zu bewirken, darin ihm obige Rechte zugesichert würden; hätte man diese Frist verstreichen lassen, so sollte er allein Oberer sein und in die Rechte des Bischofs der Stadt allein eintreten. — Dazu kam noch, daß Zamet unter Anderen namentlich Johanna, die frühere Äbtissin von Tard in Dijon, zur Vorsteherin des neuen Hauses, und somit des Ordens, bestimmte. Schon dieses allein mußte den Erzbischof von Paris bestimmen, vielmehr Angelica dazu zu verlangen. Auch beharrte er darauf, zumal da sie in der Bulle genannt war, indem Zamet ihren Namen in Rom vorangestellt hatte. Desgleichen setzte der Erzbischof durch, daß genannte Johanna wieder nach ihrem früheren Kloster in Dijon zurückgesandt wurde.

Angelica aber, deren Seelenstärke der schwache Mann immer mehr scheute, taugte Zamet nicht in seinen Ordensplan, welcher von seinen ursprünglich selbst die Karthäuser an Strenge übertreffenden Tendenzen sehr abgewichen war. Als die Nonnen von selbst nach strenger Asceſe strebten, war er sehr wenig zufrieden damit, als hätte er zu ihnen nicht selbst ursprünglich in diesem

Sinne geredet. Angelica hatte er schon wiederholt vorgeworfen, daß sie so wenig im Sprachzimmer sich aufhalte, und daß sie auch dann wenig rede. Man hatte bemerkt, daß sie nie communicirte, wenn sie Tags zuvor ihren Posten in diesem klösterlichen Salon gehabt. Je länger Zamet in Paris sich aufgehalten, je fremder er seinem Sprengel geworden, wo er doch seit seiner Krankheit ein erbauliches Leben geführt hatte, desto mehr ging sein Ideal des neuen Ordens auf Glanz, auf Eclat. Er verlangte, daß das Kloster berühmt würde, von den Großen begünstigt, in der Nähe des Hofs gelegen; die Kirche sollte glänzender sein als die aller anderen Klöster. Jede Nonne sollte 10,000 Livres Mitgift bringen; sie sollten Geist haben, gefällig, artig, „fähig, auch Prinzessinnen zu unterhalten". Das Gewand sein, weiß und scharlach, mit langer Schleppe, schönem Schnitt und, wie er sagte, façon souverainement auguste. Zugleich sollten die Jungfrauen Töchter des Gebets sein, sehr erhaben in den Wegen Gottes; sie sollten mit Erleuchtung von göttlichen Dingen reden können [1]); kurz, eine dévotion agréable und eine façon souverainement auguste. Es ist, als ob die Visionen von ihm als ein weiterer geistiger Luxus angesehen worden seien. — Nur in Einem Punkte sollte unerbittliche Strenge walten, vielleicht um doch etwas Eigenthümliches zu haben, um etwas darzubieten, worüber die vornehme fromme Welt hin und wieder reden könnte, nämlich die Clausur. Dieser sollten nicht blos die Nonnen unterworfen sein, nur die Stifterinnen sollten das Recht haben, einzutreten; sonst weder Frauen noch Geistliche, so daß die Nonnen sogar ohne Beisein eines Geistlichen innerhalb des Klosters begraben würden; ein kühner Gedanke, welcher als durchaus gegen die kirchlichen Traditionen laufend nicht ermangelte, Aufsehen zu machen und Widerspruch zu erfahren. Für diese in der Einsamkeit zu begrabende Gemeinde wurde also mit ungeheueren Kosten (30,000 Thaler, davon $^2/_3$ Anlehen waren), und obgleich dabei nirgends Aussicht zur Ausbreitung der Bauten war, in einer der lärmendsten Straßen der Stadt, im Quartier des Louvre ein Haus gekauft; es lag entweder in der rue du Boulay (rechts von der passage Vero-Dodat, wenn man durch rue Montesquieu nach

1) Mém. Tom. I, Pag. 427.

dem Palais-Royal geht) oder in rue Coquillière. In der Kirche hörte man Alles, was auf der Straße vorging; die Nonnen glaubten anfangs, es sei nicht möglich, Gottesdienst und Gebet hier zu halten.

Am 8. Mai 1633 siedelte sich Angelica nach dem neuen Hause über. Die Kirche ward den folgenden Tag feierlich auf Befehl des Erzbischofs geweiht. Die persönlichen Misverhältnisse, die menschlichen Absichten und Mittel, schwärmerische Gewohnheiten, welche durch die bisherige Intelligenz- und Prunksucht nicht hatten erstickt werden können, mußten zusammenwirken, das mit so vieler Mühe aufgerichtete Gebäude bald zu erschüttern und vielleicht aufzulösen. Ja auch bessere Kräfte mußten zu diesem Werke der Scheidung und Auflösung entscheidend mitwirken; Angelicas Wille konnte nicht verfehlen, zur rechten Stunde den Knoten zu zerhauen. Während das Haus von innen nur unsicher zusammenhielt, erhob sich Kampf von außen. Durch diesen mußten nun Männer mit verflochten werden in das Schicksal von Port-Royal, welche das ascetische Streben veredeln, es aus seinen Irrgängen herausziehen sollten auf einen neuen, wahrhaft kirchlich-welthistorischen Kampfplatz. Diese Männer aber sind St. Cyran und Jansenius.

Fünftes Buch.

Janſenius und St. Cyran.

Erſtes Kapitel.

Ihr gemeinſames Leben.

Bis dahin war es die Familie Arnauld, welche unſerer Geſchichte Stoff und Richtung gab; wir haben geſehen, wie ihr angeſtammter Charakter und ihre Schickſale ſich gegenſeitig beſtimmten und trugen. Allein das Weſen einer Familie iſt ſeiner Natur nach beſchränkt, wie im Leiblichen, ſo im Geiſtigen; ſie ſucht daher für das Eine wie für das Andere Ergänzung in Fremden. Wäre auf den Charakter der Familie Arnauld, wäre auf ihren Stamm nicht noch ein neues, edles Reis eingeimpft worden, die Geſchichte dieſer Familie, ſo ausgezeichnet ſie auch vor vielen Häuſern edeln und fürſtlichen Geblüts ſein mag, ſie hätte nimmermehr den Namen Geſchichte verdient. Darum mußte die ſtrenge Natur der Arnauld von neuen geiſtigen Kräften ſich durchdringen und zu einem bedeutungsvolleren Leben ſich erwecken laſſen, auf daß ſich in ihr perſönlich und individualiſirt darſtelle der geläuterte, vergeiſtigte, der körperloſere, darum aber auch ſeiner Auflöſung entgegenreifende Gallicanismus. Je ſchwerer es aber fremden Gewalten, einem fremden Geiſte hatte werden müſſen, einzudringen und ſich wurzelnd feſtzuſetzen in einem ſo eigenthümlich und feſt geſtalteten Weſen, wie das der Familie Arnauld war, deſto tiefer mußte dieſer Geiſt ſich nun auch darin einleben, bis die Beiden zu Einem Weſen wurden; alſo war denn auch die Unterdrückung des Einen der Tod des Anderen.

Janſenius aber und St. Cyran ſind vom Anfang ihrer

Erscheinung an und bis zu ihrem Tode unzertrennlich in ihrem Leben, auch im innersten Leben; ihr Werk ist durchaus gemeinsam; daher wir sie auch den Arnauld gegenüber als Ein geistiges Wesen, als Eine, in jene Familie aufgehende, aber auch dieselbe bestimmende geistige Familie betrachten. Es fließen freilich die Quellen für die Geschichte beider Männer ziemlich spärlich; die Nachrichten sind oft unsicher; bald ist dem Hasse, bald der ehrfurchtsvollen Freundschaft nicht zu trauen; manchmal haben Beide, in der Hitze des Streites, offenbar das Interesse, dieselbe Behauptung zu verfechten, welche durch solche Übereinstimmung um nichts sicherer wird. Außer dem da und dort Zerstreuten bleiben die Hauptquellen: die Briefe von Jansenius. Als St. Cyran auf Befehl des Cardinal-Ministers verhaftet wurde, bemächtigte man sich auch seiner Briefschaften. Diese fielen nachgehends in die Hände der Jesuiten, welche längere Zeit ihre Gegner mit der Herausgabe derselben bedrohten. Da sie in Chiffern geschrieben waren, mußte die Gefahr ihrer Verfälschung durch die Jesuiten sich verdoppeln. Franz Pintereau gab 1654 unter dem Namen Preville zu Caen einen Band dieser Briefe heraus, unter dem Titel: La naissance du Jansenisme découverte à Monseigneur le Chancelier par le Sieur de Preville. Die Anmerkungen dazu waren so feindselig, als es sich hatte erwarten lassen. Dieses veranlaßte Franz du Vivier (1702), dieselben Briefe mit Erklärungen in Köln erscheinen zu lassen unter dem Titel: Lettres de C. Jansenius et de quelques autres personnes à J. du Verger, abbé de St. Cyran, avec des remarques historiques et théologiques par F. V. Dieser angebliche du Vivier scheint kein Anderer gewesen zu sein, als Abbé Gerberon, der Verfasser der Geschichte des Jansenismus. Er bedauert die augenscheinlichen Auslassungen der ersten Ausgabe und fordert die Jesuiten auf, die sich noch in ihren Händen befindenden Briefe vollständig und ehrlich zu veröffentlichen.

Der erste dieser Briefe ist vom Mai 1617, der letzte vom März 1635; die Reihe derselben wird durch einige bedeutende Lücken unterbrochen.

Die Briefe St. Cyrans, wie sie 1642 von Arnauld d'Andilly herausgegeben und dem gallikanischen Klerus dedicirt, nachmals einigemal, besonders zu Lyon, 1679, in vier Bänden

nachgedruckt wurden, dieſe Briefe ſcheinen nur aus der Zeit von St. Cyrans Gefangenſchaft zu ſein. Es ſind ihrer 62, ohne Angabe der Perſonen, an welche ſie geſchrieben ſind. Dieſen Mangel erſetzt eine Tabelle, welche dem Supplementbande der Memoiren über Port-Royal beigegeben iſt [1]). — Es war uns, bei allen Nachforſchungen in Deutſchland und Frankreich, nicht möglich, dieſe Briefe zu bekommen. Um 1671 erſchienen Instructions chretiennes tirées par M. Arnauld d'Andilly des deux volumes de lettres de M. J. du Verger. (Es ſollten ſich dieſe Instructions dem Inhaltsverzeichniſſe nach im erſten Bande der ſämmtlichen Werke d'Andillys finden; hier fehlen ſie aber und ſind dafür im dritten nachgeholt.) Madame de Sevigne thut in der Nachſchrift des Briefes vom 7. Auguſt 1671 ihrer Tochter zu wiſſen, daß d'Andilly dieſe Überarbeitung ihr zugeſandt, und fügt bei: Es gehört dies zu den ſchönſten Büchern auf der Welt; es ſind eigentlich chriſtliche Sentenzen und Maximen, aber ſo gut durchgearbeitet, daß man ſie auswendig behält, wie die von La-Rochefoucauld. Sevigne räth ihrer Tochter, d'Andilly die Freude zu machen, für ſich ein Exemplar davon zu erbitten. Nicht minder entzückt von dieſem Buche ſchreibt ſie am 23. September 1671, wie ſie es denn dieſe Zeit über zu ihrer Erbauung geleſen. — Mehrere dieſer Briefe ſind in die Mémoires eingeflochten. — Gleichfalls mehr nur für die letzten Jahre von St. Cyran ſind von Bedeutung die Mémoires touchant la vie de M. de St. Cyran, par Lancelot. Pour servir d'éclaircissement à l'histoire de Port-Royal. Cologne, aux dépens de la compagnie, 1738. Zwei Bände. Lancelot war in dem Seminare von St. Nikolas du Chardonnet, welches Bourdoiſe geſtiftet, erzogen worden. Lange hatte der Jüngling von Verlangen gebrannt, einen gewaltigen Mann im Geiſt der alten Kirche kennen zu lernen; er glaubte, er würde einem ſolchen folgen bis an das Ende der Welt. In St. Cyran fühlte er einen ſolchen gefunden zu haben. Dieſer ſuchte ihn auf keine Weiſe für ein ſtrengeres, ascetiſches Leben zu gewinnen. Als aber Lancelot ſeine jüngere Schweſter, welche ihr Gelübde ablegen wollte, erblickte, in der einen Hand ein Crucifix, in der anderen eine Kerze, barfuß, den zarten Leib

1) Recueil de pièces etc. Utrecht 1740.

mit einem Strick umgürtet, eine Dornenkrone auf dem Haupte, da ergriff es ihn mächtig. Wie St. Cyran die hervorbrechenden Thränen bemerkte, wandte er sich freundlich an ihn mit den Worten: Was ist Dir geschehen? Chrysostomus sagt, die Thränen seien uns nur gegeben, unsere Sünden zu beweinen; alles Andere sei nur Misbrauch derselben. Er führte den Jüngling bei Le-Maitre ein und schlug ihm seine Bitte nicht ab, den ersten Asceten von Port-Royal beigefügt zu werden. — Gar Manches findet sich in Melchioris Leydeckeri de historia Jansenismi libri sex, quibus de Cornelii Jansenii vita et morte, nec non de ipsius et sequacium dogmatibus disseritur. Trajecti ad Rhenum 1695. Leydecker giebt zugleich eine Darstellung des Systems von Jansenius, welches er vom Standpunkt der reformirten Orthodoxie aus beurtheilt, indem er nur bedauert, daß Jansenius, namentlich in der Rechtfertigungslehre, auf der Schwelle der Wahrheit stehen geblieben.

Jansenius ist geboren 1585. Sein Name, nach der Analogie von Petersen, Nilsen, Nickelsen, Michelsen, Hansen, Thomsen, zusammengezogen aus Johanns Sohn, ist an der Küste der Nordsee, eben aus diesem Grunde, sehr verbreitet. Die dänische Regierung hat sich vor nicht langer Zeit genöthigt gesehen, dieser Art von Namensbildung, bei welcher die Familienregister beinahe unmöglich werden, durch ein Gesetz entgegenzutreten. Es stammt diese Weise eigentlich aus einer Zeit, da nur der Adel zum Bewußtsein der Familie gekommen war, die Anderen sich blos durch die unmittelbare Beziehung auf den Vater, durch Stamms- und Standesverhältnisse unterschieden. Sein Vater, Johann Otto, oder besser Johann Ottosen, war ein Handwerker, sein Geburtsort das Dorf Ackoi in der holländischen Grafschaft Leerdam. Die Jesuiten behaupteten, seine Eltern seien reformirter Religion gewesen, während die Jansenisten und die mehr Unparteiischen die Katholicität seiner Familie beurkunden. Ähnliches wird von St. Cyran gesagt. Ja sogar auf Marca, dem großen Hofbischofe, und auf St. Vincent ruht der Vorwurf, sie seien von reformirten Geistlichen getauft worden. Marca war wirklich in Bearn geboren, wo durch das Edict von 1569 die Ausübung der katholischen Religion untersagt war; sein Vater soll daher das Kindlein in ein Kloster des katholischen Bigorre getragen haben, damit es

dort in den Schoos der katholischen Kirche durch die Taufe aufgenommen würde. Damit bleibt uns denn auf jeden Fall die gewichtige Thatsache, daß die Männer, deren Kraft und Geist zu dieser Zeit die Entwicklung und Organisirung der katholischen Kirche nach ihren Hauptgestaltungen schuf und darstellte, daß diese Männer in Gegenden geboren waren, wo der Katholicismus entweder in der Minorität war, folglich unterdrückt, oder wo doch das Zusammensein mit den Reformirten vielfache Reibung der Geister hervorbrachte. Daher dieser Reichthum an mächtigen und feinen Geistern, damit die katholische Kirche Frankreichs zu dieser Zeit sich schmückte, die Fruchtbarkeit an socialen und wissenschaftlichen Gestaltungen, bis Rom, die Jesuiten und die fluchwürdige Uniformitätssucht der Cardinal-Minister und Louis, durch die gleichzeitige und nothwendig damit verbundene Unterdrückung der Reformirten und des Lebens innerhalb der katholischen Kirche, die Wurzeln und die Zweige zugleich abschnitten und nur den nackten, todten Stamm zurückließen. Was aber die genannten Männer noch besonders charakterisirt, ist ihr, wohl zum Theil unbewußtes, Streben, die Reformation dadurch zu überwinden, daß sie das Beste, was sie hervorgebracht, auf die katholische Kirche anwandten, so daß St. Cyrans Eifer der strengen Sittenzucht, welche die Reformirten bei aller Freiheit und Gleichheit übten, St. Vincents Thätigkeit ihrer socialen Energie entsprach, Jansenius Lehre ihrer kräftigen Weise wider den Schwachglauben und Pelagianismus einer entnervten Kirchenlehre zu zeugen. — Zuerst lernte der junge Jansen Latein zu Utrecht, wo die classische Tradition von Erasmus Zeiten noch nicht soll erloschen gewesen sein. Er hielt immer viel auf Übung des Geistes in dieser Sprache, welche damals die Sprache des Kosmopolitismus war, munterte auch, wie aus seinen Briefen an St. Cyran erhellt, die ihm empfohlenen Studirenden nachdrücklich dazu auf. Leydecker findet zwischen Jansen und dem Pabste Hadrian VI einige und nicht blos äußere Analogie; Beide waren Söhne holländischer Handwerker und hatten anfangs mit der Noth der Armuth zu kämpfen; Beide hofften in ehrlichem Streben der katholischen Kirche durch innere Reformen aufzuhelfen, Beide sahen ihre Hoffnung gegen das Ende immer mehr schwinden. Nachdem der siebenzehnjährige Jüngling auf die Universität Löwen gegangen, fand er in

dem für arme Studenten gestifteten Collegium desselben Hadrian Obdach. Die Jesuiten behaupten, er habe zuerst bei ihnen eine Art von Famulat begleitet, seine Bitte um Aufnahme in den Orden sei ihm aber abgeschlagen worden, und daher schreibe sich sein Haß gegen sie und ihre Theologen. Auf jeden Fall finden wir nicht leicht einen bedeutenden Mann zu dieser Zeit, welcher bei seinen Studien nicht auch Nutzen aus den Vorlesungen der Jesuiten gezogen hätte. Jansen hielt selbst die Neffen St. Cyrans dazu an. Er concurrrirte 1604 mit einem vornehmen Antwerpner um den philosophischen Preis, wobei es zwischen beiden Parteien, nach der Sitte der Zeit, zum Handgemenge kam. Der Rector selbst, welcher, den Streit zu schlichten, ins Mittel trat, wurde durch einen Steinwurf verwundet, und die spanische Besatzung mußte die Ordnung wieder herstellen. Jansen aber trug den Preis davon, wohl gleichermaßen unterstützt durch die Fäuste der anderen Studirenden des Collegiums, wie durch das Ansehen seiner Lehrer. Der Vorsteher des Collegiums, worin Jansen nun lebte, war ein Professor Jansonius (auch Johanns Sohn), ein Freund von Bajus, welcher die augustinische Lehre gegen die Jesuiten auf dieser Hochschule vertheidigt hatte. Dieser Michael de Bay oder Bajus war bei Aeth geboren 1513. Er war Kanzler der Universität und Großinquisitor in den Niederlanden, Professor der Heiligen Schrift zu Löwen. Auch soll er auf das tridentiner Concil geschickt worden sein. Er sagt selbst in einem Briefe an den Cardinal Simonete: Seit ich die Theologie zu lehren angefangen, versuchte ich immer, ihr Studium auf die Heilige Schrift und die Schriften der alten Väter zurückzuführen, für welche auch die Ketzer noch einige Achtung haben. Er glaubte nur also über den Streit der Scotisten und Thomisten und die daraus sich ergebende Ungewißheit sich erheben zu können. Johann Hessels war darin sein Genosse. Bald geriethen sie in Streit wider die Franziskaner; indem sie die göttliche Gnade priesen, liefen sie gegen das äußere Werk in der Meßhandlung an und verlangten, der Messe lesende Priester solle sich zuvor durch Beichte reinigen, womit sie den ärgerlichen Wandel der Franziskaner anfochten. Es kam um diese Zeit so weit, daß in Gent und Antwerpen sieben Franziskaner verbrannt, die Jesuiten eingeschifft wurden; man verlangte Duldung der Reformirten

Die Franziskaner aber zeigten 1560 der Sorbonne 18 Sätze an, deren man ihn beſchuldigte, und die Sorbonne verdammte ſie. Ein Hagel von Streitſchriften fiel darüber; die Legaten ſuchten zunächſt nur beide Theile zum Schweigen zu bringen. Wohl war wenigſtens Bajus, trotz des Schutzes, den mehrere Landesbiſchöfe ihm angedeihen ließen, durch die päbſtliche Cenſur von 76 ihm zugeſchriebenen Sätzen und deren etwas formwidrige Notification durch Alba, 1570, zum Schweigen gebracht worden; allein das Feuer glomm unter der Aſche fort, und ſolche Corporationen, wie dieſe Univerſität und namentlich wie das Collegium Hadrians, waren geeignet, eine Tradition lange fortzupflanzen. Die theologiſche Facultät legte wiederholt dem Legaten Sätze der Jeſuiten zur Rüge vor. — So ſoll es denn auch Janſens urſprünglicher Plan geweſen ſein, eine Apologie von Bajus zu ſchreiben. Sein Patron Janſonius gab ſeinem ganzen folgenden Leben aber erſt die rechte Stütze und Richtung, indem er ihn mit einem, um wenige Jahre älteren, Studirenden bekannt machte, mit Johann du Verger de Hauranne, dem nachmaligen Abt von St. Cyran. Merkwürdig wäre es, wenn die große Reaction des beſſeren Katholicismus gegen den Jeſuitismus, wie dieſer ſelbſt, auf ein unter ſtudirenden Jünglingen geſchloſſenes Freundſchaftsbündniß zurückzuführen wäre. Es iſt dieſes auch wirklich die am meiſten verbreitete Angabe; nur die von einem Janſeniſten abgefaßte Défense de M. Vincent und die mit vieler Kritik geſchriebenen Anmerkungen zu den Mémoires von Lancelot behaupten, die Bekanntſchaft und die Freundſchaft Beider ſei erſt in Paris geſchloſſen worden. Haß und Liebe pflegen ſolche Verhältniſſe auf den möglich früheſten Zeitpunkt hinauszuſetzen. St. Cyran ſcheint indeß auf jeden Fall in Löwen ſtudirt zu haben. Er war aus Bayonne. Den Beinamen Hauranne, der Gütige, Wohlthätige, hatte ſein Großvater ſich während einer Hungersnoth durch Unterſtützung der Nothleidenden erworben [1]). — Man nannte damals die kirchlichen Würdeträger, da ihre Ämter wie Lehen angeſehen wurden, nach denſelben; der Biſchof von Angers heißt Monsieur

1) Bekanntlich iſt gegenwärtig einer der ehrenwertheſten politiſchen Charaktere Frankreichs ein Düvergier de Hauranne, wie es überhaupt bezeichnend für die gegenwärtige Periode iſt, daß die alten parlamentariſchen Namen, die Bignon, Pasquier, Molé, wiederum unter den bedeutendſten genannt werden.

d'Angers. Kecke Gallikaner nannten den Pabst wohl im Scherz Monsieur de Rome. So wird denn auch du Vergier de Hauranne gewöhnlich nach der ihm übertragenen Abtei St. Cyran genannt. Er war als Student dem berühmten Lipsius befreundet, welcher ihn vom Studium der Scholastiker auf die griechischen und lateinischen Classiker und die besseren Kirchenväter hinleitete. Das Zeugniß, welches dieser große Gelehrte ihm am Schlusse seiner Studienzeit gab, beurkundet, daß derselbe in ihm eine starke Kraft Gottes erkannt und geahnt, er werde einmal in der Kirche leuchten als ein großes Licht. Jansenius erst soll auch ihn für Augustin gewonnen und von den Jesuiten abgezogen haben, mit welchen er bis dahin viel Verkehr gehabt. Nachdem er seine, in Paris begonnenen, Studien in Löwen vollendet hatte, kehrte er nach Paris zurück.

Der König Heinrich IV warf eines Tages vor einigen Herren seines Hofes die Frage auf, was sie gethan hätten, wenn er, statt in der Schlacht von Arques zu siegen, besiegt worden wäre, wenn er sich auf eine Barke hätte werfen müssen, um zu entfliehen? und wenn er also, ohne Lebensmittel, auf eine öde Insel des Oceans geworfen, dem Hungertode ausgesetzt gewesen wäre? Einer seiner Ritter antwortete ihm, er würde sich selbst das Leben genommen haben, des Königs Leben durch sein Fleisch zu erhalten. Die Galanterie hatte ihre Sophisten wie ihre Dichter. Der Graf Cramail, welchem diese Antwort gefiel, bat den ihm befreundeten St. Cyran, einige plausible Gründe für eine solche Handlung, für einen so edeln Selbstmord zu finden. Dieser, in jugendlichem Übermuthe, ermangelte nicht, dem Grafen eine Apologie, ja eine Lobrede dafür vorzulegen, welche ohne des Verfassers Wissen gedruckt wurde. Es ist dies die Question royale et sa décision. Paris 1609, in 12o. Dieser Fragepunkt war im Geschmacke der Zeit; wir sehen hier den Zusammenhang der ritterlichen Galanterie mit der Scholastik, welche in Allem das Für und das Wider auseinandersetzte und gar ritterlich in Verfechtung auch der schwächsten Sache Ruhm suchte. Noch unmittelbarer aber ist die Beziehung dieser Sitte zur Casuistik. So wurde denn diese erste Ausgabe bald vergriffen und zerlesen, so daß sie zu einer literarischen Seltenheit ward, daher eine neue Aus-

gabe von 1740 sie nachzuahmen suchte [1]). Der Selbstmord, sagt das Büchlein, ist nicht an sich selbst absolut böse. Das Leben des Menschen besteht ja in einem stäten Zugrundegehen der Theile; wenn es nun mit dem Körper des einzelnen Menschen also ist, sollte es nicht ein Gleiches sein mit der menschlichen Gesellschaft und ihren Gliedern; sollte das einzelne Glied nicht verpflichtet sein, für das Ganze, für die Erhaltung des socialen Ganzen zu sterben und sich in möglichen Nothfällen selbst zu tödten [2])? Der Mensch hat allerdings das allerunmittelbarste Recht an sein eigenes Leben; aber werden nicht auch andere, ebenso unbestreitbare Menschenrechte durch die Gesellschaft dem Menschen entzogen, z. B. das Recht der persönlichen Freiheit? St. Cyran vergißt sich so weit, sagt Berault-Bercastel [3]), daß er sich gleichsam zu Zwinglis Religion bekennt, „welcher außer Sokrates auch den Selbstmörder Cato, den Epikuräer Scipio, Theseus, Herkules und andere Helden des Heidenthums kanonisirt". Sokrates ist in seinem Selbstmorde groß, indem er den Leib zerstört, in welchen sich die Weisheit wie in einen Tempel eingekörpert hatte.

Jeder glaubt in einem also hingeworfenen Gedanken, in dem Spiele eines Augenblicks, noch nach einem Jahrhundert finden zu dürfen, was ihm beliebt. Während St. Cyran nur von extremen Fällen sprach, welche mehr nur in den Combinationen einer kühnen Phantasie, als in der Wirklichkeit vorkommen, nennt ihn Voltaire einen Apologeten des Selbstmordes. Gregoire hinwieder findet darin die Lehre von der Souverainetät des Volks, auf welcher allein die Legitimität jeder Regierung beruhe. Allerdings aber ist die Souverainetät der menschlichen Vernunft, welche als Ausfluß der göttlichen absolut zu gebieten hat, formell und materiell in diesem Büchlein ausgesprochen. — St. Cyran selbst erklärte das Schriftchen durchaus für ein Paradoxon, für ein Spiel des Witzes, wie Isokrates eine Lobrede auf Busiris gemacht, Favorin auf das Fieber, Synesius, Bischof von Ptolemais, auf die Kahlköpfe. Er pflegte sich später dieses Beispiels zu bedienen, um zu

1) Brunet, manuel du libraire, Tom. III, Pag. 95. Schon 1652 konnte Dr. Arnauld sie nicht mehr finden, desgleichen bald darauf Dupin und Bayle.

2) Es gränzt, so gefaßt, offenbar etwas an die Theorie der Militärpflichtigkeit und der Todesstrafe.

3) Histoire de l'eglise, herausgegeben von Pelier de La-Croix, Paris 1830; Band 11, Seite 26.

zeigen, daß man in allen Dingen aus den lauteren Quellen der Heiligen Schrift und der Väter zu schöpfen habe und daß nicht zu sehr dem menschlichen Raisonnement zu trauen sei, vermöge dessen man jeden beliebigen Satz wahrscheinlich machen könne.

St. Cyran war offenbar in vornehmeren Umständen und Verbindungen aufgewachsen, hatte eine freiere Bildung genossen als Jansen, wodurch er denn auch ungleich mehr für gesellige Verhältnisse und praktische Thätigkeit taugte. Daher bat denn auch Jansen seinen Freund später wiederholt um Aushülfe, wenn er eine Rede zum Empfang des Statthalters oder zur Ehre Mariens halten mußte. Er sagt, es komme nach dem herrschenden Geschmack nur darauf an, Raritäten und gelehrte Witze vorzubringen, dazu habe er kein Talent. Besonders hatte sich St. Cyrans der Bischof seiner Vaterstadt, Bernhard d'Escaur angenommen; als er denn nach dessen Rath seine Studien vollendet und Paris abermals besucht hatte, sorgte derselbe nun auch für den jungen Priester und machte ihn, um ihn stets in seiner persönlichen Umgebung zu haben, zum Domherrn seiner Kathedrale. Jansenius war indeß, zum Theil weil seine schwache Gesundheit eine Luftveränderung nothwendig machte, nach Paris gegangen und lebte daselbst als Lehrer und Erzieher einiger jungen Adeligen. Paris war damals noch ein Hauptort für Erlernung der griechischen Sprache, welche über der Scholastik meist sehr vernachlässigt wurde, ob sie gleich besonders durch ihre Unentbehrlichkeit bei der Polemik gegen die Reformirten nicht hätte versäumt werden sollen. Die Vulgata war indeß ein Asyl dieser Unwissenheit, während die reformirten Theologen, diese schwache Seite des Gegners kennend, den Kampf mit Vorliebe auf das Gebiet der Exegese zu spielen suchten. Die Kenntniß der griechischen Sprache besonders war es, weshalb Jansenius später von der spanisch-niederländischen Regierung ausersehen wurde, den Streit mit den reformirten Theologen Hollands auszufechten. Es fingen eben zu dieser Zeit die gelehrten Männer des Oratoriums an, sich als Congregation zu sammeln; der nachmalige Cardinal Berülle wird von ihnen als Stifter des Vereins verehrt. Mit diesen trat nun auch Jansen in nähere Verbindung, namentlich durch St. Cyran bei ihnen eingeführt, welchen selbst Jansen vielleicht erst hier, in Paris, kennen lernte. Die Jesuiten, welche sich nun schon wie-

der halb in Frankreich feſtgeſetzt hatten, ſuchten, wie die älteren Orden immer thun, der neuen Brüderſchaft allerlei Hinderniſſe in den Weg zu legen, und die beiden jungen Männer konnten ſich wohl auch hier nicht außerhalb der Parteiung halten.

Indeß hatte St. Cyran nach Bayonne zurückkehren müſſen; die Huld ſeines Biſchofs machte es ihm möglich, ſeinen Freund in ſeine Nähe zu ziehen. Janſen erhielt eine Lehrerſtelle am Collegium zu Bayonne. Nun ſtudirten die beiden jungen Männer mit wetteiferndem Fleiße die Kirchenväter, beſonders Auguſtin, welchen man damals über den ſcholaſtiſchen Künſten und während der langen Kriegsjahre der Bürger- und Religionskriege ſehr wenig ſtudirt hatte, ja beinahe nicht kannte. Zu Champre, einem Dorfe am Meere, lebten ſie öfters wochenlang mit dem heiligen Kirchenvater. Seine Lehre hatte für ſie zugleich den Reiz hohen Alterthums und einer neuen Entdeckung, eines großen Geheimniſſes, welches für die Gegenwart und die Zukunft der Kirche von unſäglichem Einfluß ſein müßte. Die Mutter St. Cyrans ſoll ihm öfters den Vorwurf gemacht haben, er tödte den zarten Flamänder, indem er ihn ſo ſehr zum Arbeiten anſporne. Freilich ſchrieb Janſen ſpäter, als er ſich tiefer in den Kirchenvater eingelebt hatte, er habe ihn bisher nur wie mit blinden Augen geleſen.

Indeß wurde d'Escaux von ſeinem biſchöflichen Stuhl zu Bayonne zum Erzbisthum von Tours abberufen. Er empfahl aber St. Cyran dem Biſchofe von Poitiers, Heinrich de la Roche-Poſai, ſo ſehr, daß dieſer ihn mit großen Ehren zu ſich berief. St. Cyran mußte nun ſeinen Freund Janſen verlaſſen und regierte nun beinahe allein in des Biſchofs Namen deſſen Sprengel; der Biſchof legte ſogar die Abtei von St. Cyran nieder, ſie dem jungen Manne zu übertragen.

Es bot ſich bald eine bedeutende Gelegenheit für St. Cyran dar, dem Biſchofe von Poitiers ſeine Dankbarkeit dafür zu bezeigen. Der Biſchof hatte nämlich die Hugonotten in Poitou ſelbſt mit den Waffen in der Hand verfolgt; es waren ja die Religionskriege in Frankreich eine Zeit der Auflöſung der kirchlichen Disciplin geweſen, wie der bürgerlichen Unterthanspflichten. Bald aber mußte der Biſchof bei zurückkehrender Ruhe und Ordnung Vorwürfe darüber hören. St. Cyran erhob ſich, eine Apologie

des Bischofs und seines Benehmens zu schreiben, wie es unter gewissen Verhältnissen auch den Priestern erlaubt sei, Waffen zu tragen. Er führt als Beweis den Erzengel Michael an, welcher an der Spitze mehrerer Legionen Engel des Lichts wider Lucifer und die bösen Engel kämpfe. Das Alte Testament liefert ihm eine große Menge von Beispielen. Abrahams Hände wurden doch mehr vom Blute der Feinde, welche er bekämpfte, gefärbt, als vom Blute der Opferthiere, welche er Gott darbrachte. Moses, welcher doch eben erst das Gesetz auf Sinai empfangen hat, stellt sich an die Spitze der Diener des Altars, die Feinde des Herrn auszurotten; Samuel, welcher König Agag in Stücke haut; der heldenmüthige Mattathias und die Maccabäer, welche das Priesterthum mit dem Königthum verbinden. — Hierauf geht er zur Kirchengeschichte über, die ja eine Menge von Beispielen liefert, daß Bischöfe die Waffen getragen. Der heilige Jacob von Nesibis, Bischof von Apamea; Turpin, Erzbischof von Rheims, welcher zu den Zeiten Karl des Großen die Geißel der Saracenen genannt wurde und noch neben Roland und den anderen reisigen Genossen des großen Kaisers in den alten Sagen besungen wird; die Päbste, die Cardinäle, die Legaten an der Spitze von Truppen, ihre Kirchen zu vertheidigen. Der Cardinal Giles Albornos, Statthalter des Kirchenstaats, von Pabst Urban V gedrängt, ihm Rechenschaft abzulegen, führte einen Karren vor, ganz beladen mit den Schlüsseln der Städte, welche er den Feinden des römischen Stuhls abgenommen hatte, mit den Worten: Heiliger Vater, das ist meine Rechenschaft. — Er vergaß nicht den Cardinal Medicis, nachmals Pabst Leo X, welcher in der Schlacht bei Ravenna zum Kriegsgefangenen gemacht worden war, noch Cardinal Ximenes, den Besieger der Mauren, noch Christian, Bischof von Mainz, welcher in einer Schlacht mit eigener Hand neun Menschen durch Keulenschläge tödtete. — Indessen gesteht St. Cyran ein, daß, wenn die Kirche genug Kriegsleute zu ihrer Vertheidigung hat, die Bischöfe vielmehr Moses nachahmen sollen, welcher auf dem Berge zu Gott betete, während Josua wider Amalek stritt.

St. Cyran hatte damals wohl noch nicht die hohen Begriffe vom Priesterstande und dem Bisthum, welche ihn nachmals charakterisiren und zu einem besonderen Verehrer des heiligen Chry-

ſoſtomus machen. — Janſen konnte jetzt nichts mehr in Bayonne halten; er kehrte nach den Niederlanden zurück, nach einem zehnjährigen Aufenthalte im franzöſiſchen Lande. Dennoch war ihm, wie ſeine Briefe zeigen, die Sprache nicht ſehr geläufig geworden. Dieſer ſein Aufenthalt nebſt dem Einfluß, welchen ſein Auguſtin ſpäter auf die katholiſche Kirche Frankreichs gewann, iſt der Rechtstitel, unter welchem das moderne Frankreich ſein Bild in dem hiſtoriſchen Muſeum von Verſailles aufgeſtellt hat. Der Franzoſe hat jede große Erſcheinung von jeher ſich möglichſt angeeignet und ihr bei der großen Nation das Bürgerrecht geſchenkt. — In Löwen ſollte er nun mit den ihm anvertrauten Geldern ein Collegium, unter der Anrufung der heiligen Pulcheria, gründen und leiten, was ihm, der ſich nur für ſtilles Studium geſchaffen fühlte, oft eine Bürde wurde. Daß er zwei Neffen von St. Cyran, welche eben auf dieſer Univerſität ſtudirten, mit Vorſchüſſen aus den von ihm zu verwaltenden Geldern unterſtützte, iſt ihm von den Jeſuiten vielfach verargt worden. Wir verdanken vielleicht dieſem Umſtand die Herausgabe ſeiner Briefe durch die Jeſuiten. — Janſen lehnte es ab, ſeine Laufbahn als Lehrer der Philoſophie zu machen; dieſe ſtützte ſich ja damals unmittelbarer und gläubiger auf die Auctorität von Ariſtoteles, als die Theologie auf die Heilige Schrift. Ariſtoteles aber war ihm verhaßt, da er ihn als den Vater der todten Scholaſtik, des Formalismus, des Pelagianismus betrachtete. Er bleibt daher bei ſeinen Kirchenvätern, namentlich bei Auguſtin.

Dieſe ſeine Vorliebe für den Lehrer der unbedingt waltenden Gnade iſt durchaus keine vereinzelte Erſcheinung in dieſem Lande. Leydecker handelt in einem eigenen Abſchnitte „vom belgiſchen Glauben". Von alten Zeiten her ſoll hier eine beſſere Tradition geherrſcht haben, beſonders in der Lehre von der Gnade. Der Verkehr und Handel mit England hatte dazu beigetragen, daß das ſehr auguſtiniſch gehaltene Brevier von Anſelm von Canterbury in den Niederlanden allgemein angenommen wurde und ſich behauptete. Die Dominikaner glaubten ſich berechtigt, in der 1575 zu Venedig gedruckten Ausgabe dieſes Breviers manche zu proteſtantiſch klingende Stelle auszulaſſen. — Auch Janſenius liebte beſonders den Glauben der älteren Kirche durch Erforſchung der alten Liturgien zu ermitteln,

und sein Augustin dürfte insofern dem Sammler in diesem Fache als Fundgrube empfohlen werden. Alle kirchlichen Männer haben zu allen Zeiten der Kirche das Recht zuerkannt und die Freiheit, ihre Gebete in ihrem eigenen Glauben und Bedürfniß zu schöpfen und sich einer von Andern zusammengesetzten Liturgie nicht minder zu erwehren, als eines neuen Glaubensbekenntnisses. Katholische Landeskirchen haben sich sogar gegen Rom in diesem sowohl historischen als unmittelbar menschlichen und evangelischen Rechte zu behaupten gewußt. — Thomas a Kempis, der fromme Verein von Dewenter, die alten Verbindungen der Beguinen, das Alles hatte, im Volke besonders, einen schönen Schatz innerlicher Frömmigkeit erhalten, welche gegen das äußerliche Gesetzeswerk, gegen den Leichtsinn der Beichte, gegen die Verdünnung und Verwässerung des Glaubens Zeugniß gab und eine oft nicht verhaltene Protestation einlegte. Petrus d'Aliaco, Hadrian VI hatten diesen Samen genährt; Erasmus hatte Viele zur Heiligen Schrift angeleitet. Wollen wir dem reformirten Leydecker und Anderen Glauben schenken, so ging unter dem Volke die Sage, Karl V habe auf dem Todenbette die Wahrheit der lutherischen Rechtfertigungslehre bezeugt und sei darauf gestorben; auch soll sein Beichtvater, der Erzbischof von Toledo, dieses nachmals an den Pabst berichtet haben. — Einen Blick in diese, beim Volke und der Landgeistlichkeit sich regenden, religiösen Richtungen gewährt uns die Selbstbiographie der bekannten Schwärmerin Bourignon. Ein beinahe achtzigjähriger Bürger- und Religionskrieg hatte in den Niederlanden das Gefühl eines großen Elendes und Abfalls, zugleich Sittenlosigkeit und ein mächtiges Bedürfniß einer erneuten Erlösung geweckt. Es brach dieses wiederholt aus in Akten der Verfolgung gegen die verweltlichten Mönche, wobei man sich nicht immer auf ihre Austreibung beschränkte. So wollte denn auch Bourignon in keinen Orden treten, da hier nur Habsucht herrsche. Der Teufel habe sich ja an Gottes Statt auf den Thron, in das Heiligthum der Kirche gesetzt. Man erwartete, die Orden würden sich unter einander aufzehren, das Gericht Gottes an sich vollstrecken. Achtzehn Jahre alt entflieht sie dem väterlichen Hause und den Freiern, und wirft, Gott allein zu vertrauen, den letzten Sou von sich. Sie wollte in die Wüste, dort Gott zu dienen; wohl weiß sie keinen Weg, aber Gott wird sie führen. Auf ihrer

abenteuerlichen Wanderung trifft ſie beſonders Landgeiſtliche, welche ihren Erwartungen nicht fremd ſind, es ſtehe der Kirche eine große, ſchmerzvolle Läuterung bevor; Gott werde ſich aber dazu des heiligen Auguſtinus bedienen, als eines auserwählten Rüſtzeuges [1]). Sie wurde beſonders von den Jeſuiten verfolgt und denuncirt. Doch überlaſſen wir ſie ihrem abenteuerlichen Leben, um deswillen ſie bald als Ketzerin, bald als Heilige, bald als Hexe behandelt werden ſollte; hören wir nur noch, was ſie über eine Viſion erzählt, welche ihr 1636 geworden, alſo mehrere Jahre ehe der Auguſtin von Janſenius erſchien. Eines Abends warf ſie ſich vor ihrem kleinen Hausaltar nieder und rief: Was ſoll ich thun, o Herr, Deinen Willen zu vollbringen? Alsbald öffnete ſich der Himmel, wie von einem ſtarken Blitze; eine männliche Geſtalt ſenkte ſich herab, von einer kleinen Wolke getragen, in einen hochrothen Mantel gehüllt, welcher reich mit Gold verbrämt war, mit reichen Edelſteinen beſetzt. Es war eine ehrwürdige Geſtalt, die Haare ins Blonde ſpielend, halb gewachſen; der Bart von derſelben Farbe und halb abgeſchnitten. Sie wurde von dem Manne mit ſtarker Stimme angeredet: Du wirſt meinen Orden in der Vollkommenheit herſtellen, welche du begehrſt. Bourignon antwortet: Wer biſt du? — Ich bin Auguſtin. — Auguſtin iſt nicht wie du, erwiderte ſie, denn ich habe ihn nie anders abgemalt geſehen, als mit langem, ſchwarzem Bart. Er darauf: Wenn Du dieſen Weinberg baueſt, wird er Dir Früchte tragen. — Allenthalben ſuchte ſie nun einen Mann von dieſer Geſtalt; denn es ſollte ihr, nach einer ſpäteren Offenbarung, ein ſolcher Mann im Geiſte Auguſtins begegnen; ſie beſtrebte ſich, unſtät umherirrend, einen Bund zuſammenzubringen, welcher dieſer Verheißung entſpräche. Deshalb wandte ſie ſich auch an die Nonnen von Port-Royal; aber es ward ihr geoffenbart, ſie werde bei ihnen nicht die nothwendige Einfalt und Losſagung von allem Zeitlichen finden. — Einen Blick in die gährenden Elemente von Spaniſch-Niederlande erſchließt uns auch das ziemlich kleine Büchlein: Dialogues rustiques d'un prêstre de village, d'un berger, du censier et sa femme, geſchrieben von J. D. M. (Jean de Mou-

1) La parole de Dieu (alſo nennt ſie die Selbſtbiographie ihres inneren Lebens, wegen der ihr werdenden Zwiegeſpräche mit Gott) §. 13. 14. 150. 151.

lin), im Jahre 1608 französisch gedruckt, nachdem wenigstens schon vier Ausgaben in der flämischen Landessprache gemacht worden. Die große Verbreitung des Büchleins in beiden Sprachen veranlaßte den Verfasser, 1613 noch einen zweiten Band beizufügen. Wir haben von diesem zweibändigen Werkchen schon wieder die vierte Ausgabe vor uns, gedruckt zu Leyden 1645. Dieses mag genügen, die große Verbreitung des Schriftchens auch unter dem Volke zu beurkunden. Es beabsichtigt, der katholischen Bevölkerung Belgiens die Irrthümer des Pabstthums aufzudecken und sie zur Auswanderung nach Holland zu vermögen, wo man Gott nach seinem Gewissen dienen könne. Die Hauptperson ist der Hirte eines belgischen Pächters, welchen ein flüchtiger Christ aus Tournay, der nach England auswandert, in den evangelischen Wahrheiten unterrichtet. Sein Herr lenkt den Zorn des katholischen Pfarrers, welcher ihn dem Bischof angeben will, dadurch ab, daß er ihm einen feisten Hammel schenkt. Während des Waffenstillstandes, welcher dem Klerus um dieser reformirten Propaganda willen verhaßt ist, geht der Hirte nach Holland, besucht, wie der Priester sagt, die Versammlungen und Predigten der gueux und überredet seine Herrschaft, dahin auszuwandern. Wir sehen, es ist dies eine jener reformirten Flug- oder Volksschriften, welche später den Vorfechter der absoluten Legitimität, Louis XIV, zu seinem prunkvollen Zug gegen Holland veranlaßten, damals aber eine Hauptwaffe des protestantisch-bürgerlichen Hollands gegen das katholisch-monarchische Belgien waren. Die Jesuiten kommen besonders übel weg; sie sind vorbildlich dargestellt in den Heuschrecken der Offenbarung Johannis, welche aus dem qualmenden Brunnen aufsteigen. Von diesen heißt es, sie haben keine Gewalt zu tödten; die Jesuiten aber tödten die Gläubigen, woraus erhellt, daß sie diese Gewalt nicht von Gott, sondern vom Satan haben. — Auch in dem vom spanischen Joche befreiten Holland walteten eigenthümliche Verhältnisse, welche besonders auf die Verbreitung des Jansenismus und dessen spätere Fixirung in der Kirche von Utrecht sehr einwirkten. Über 100,000 Katholiken lebten hier unter reformirter Obrigkeit. Jansen war ja selbst aus diesem Lande gebürtig. Die Religionsübung war nichts weniger als frei für sie; besonders suchte man die Hierarchie zu brechen, und die Bisthümer konnten nimmer besetzt werden. An solchen

Punkten, wo Kühnheit mehr galt, als das Geſetz, pflegten die Reibungen der Weltgeiſtlichkeit mit den Orden beſonders ſtark ſich zu entzünden. Wohl hatte der Pabſt einen apoſtoliſchen Vicar geſetzt, allein beſonders die Jeſuiten wollten ihm nicht gehorchen; namentlich war das Recht der Beichte ſtreitig. Beide Theile brachten päbſtliche Vollmachten vor. Ganz dieſelben Verhältniſſe waren in England und veranlaßten den Aurelius von St. Cyran. Janſen, welcher am Schickſal ſeiner Landsleute lebhaft Theil nahm, war perſönlich befreundet mit einem dieſer apoſtoliſchen Vicare, Rovenius; auch ſcheint er manche Verbindungen mit den holländiſchen Weltgeiſtlichen unterhalten zu haben. Dieſe Verhältniſſe trugen ſpäter viel dazu bei, daß ſich ein eigener janſeniſtiſcher Epiſkopat in Holland conſtituirte, da die Jeſuiten in Rom Unterſtützung fanden. — Janſen intereſſirte ſich damals auch ſehr für die Angelegenheiten des Erzbiſchofs von Spalatro, Marc-Anton von Dominis, welcher aus der Gemeinſchaft der katholiſchen Kirche ausgetreten war und in England, von König Jacob I ſehr unterſtützt, ſein Werk de republica Christiana ſchrieb. Janſen redet von ihm in ſehr gemäßigten und unparteiiſchen, theilnehmenden Ausdrücken. „Seine Klagen, ſchreibt er an St. Cyran, ſind alle gegen den Pabſt gerichtet, daß er die Gerichtsbarkeit der Biſchöfe ſo ſehr beſchränkt habe. Wenn je ein richtiges Urtheil, Kenntniſſe, Beleſenheit in den Alten, wenn je Beredtſamkeit nöthig war, ſo iſt es in dieſem Falle; Du verſtehſt das Übrige.“ — Dominis kehrte ſpäter in den Schoos der katholiſchen Kirche zurück und ſtarb zu Rom im Gefängniſſe. Jacob I hatte ihn darum ſo ſehr unterſtützt, weil er, aus Überdruß über das Sektenweſen in England und Schottland, in einer katholiſchen Kirche ohne Pabſt oder mit ſehr beſchränktem Pabſte, aber ſtarkem Epiſkopate das Heil ſuchte. —

Von nun an ſind die Briefe von Janſen an St. Cyran die Hauptquelle unſerer Geſchichte, zumal ſie von beiden Theilen durchaus als ächt, wenn auch als fragmentariſch, anerkannt werden. Im erſten Briefe, vom 19. Mai 1617, welcher bald nach der Rückkehr Janſens nach Löwen geſchrieben ſcheint, betheuert er ſeinem Freunde, wie deſſen Schreiben ihn ergriffen habe. Ich war genöthigt, den Patriarchen Joſeph nachzuahmen, als dieſer durch den Jammer ſeiner Brüder ergriffen wurde, und im Leſen

des Briefes abzubrechen, um meine Thränen vor den Anwesenden zu verbergen. Als ich aber allein war, ließ ich meinem Gefühl und Thränen den Zügel, und bezeugte mir in meiner Einsamkeit, ohne irgend einen anderen Zeugen, als Gott und mich, daß meine Freundschaft nicht durch Überlegung, nicht durch einen Syllogismus aus meiner Seele gezogen ist, sondern im innersten Mark wurzelt und in mein Blut ausgegossen ist. Der Rest meines Lebens wird zeigen, daß die Veränderung des Orts nichts von dem, was ich Dir geweiht habe, wird verringern können, sondern daß meine Freundschaft immer feuriger werden wird.

So wenig er nun auch den Beruf und das Geschick in sich fühlte, „der Schul-Routine zu folgen, sein ganzes Leben den Pedanten und den Esel zu machen", für so gefährlich ihm auch die Stelle eines Universitätslehrers däuchte, da er die erkannte Wahrheit nicht verschweigen könne, so glaubt er sich doch demnächst dazu verpflichtet, bis Gott es ändern wollte. So hielt er denn bald namentlich auch Vorlesungen über die Heilige Schrift. Immer tiefer und tiefer versenkt er sich in die Lehre Augustins. Alles kommt ihm nun erst recht neu darin vor. Allein er hält damit an sich, damit es erst zur rechten Reife gedeihe und nicht durch zu frühe Entdeckung zu Rauch werde. Sind die Principien Augustins, wie man sie mir aufgedeckt hat, wahr, schreibt er am 14. October 1620, wie ich denn jetzt glaube, nachdem ich einen guten Theil von Augustin wieder durchgelesen, so wird es hinreichen, eines Tags die ganze Welt damit in Erstaunen zu setzen. Wir werden wochenweise darüber zu reden haben. — Die römisch-katholischen Schriftsteller finden, daß hier bereits sein entschiedener Abfall von der Kirche beginne; denn nur eine unwahre, ketzerische Lehre konnte innerhalb der katholischen Kirche, der stäten Bewahrerin der göttlichen Wahrheit, durch ihre Neuheit Erstaunen erregen. — Der Streit der Orden unter einander über Lehrpunkte scheint ihm durchaus eitel und leer; vielmehr werde ihr Streit nur dazu beitragen, daß sie sich weiter verirren, da sie miteinander hundert Meilen von der Wahrheit entfernt seien. Ich wage nicht, zu sagen, schreibt er ein Halbjahr später, was ich nach den Principien Augustins von einem großen Theil der Meinungen dieser Zeit halte, besonders von denen über Gnade und Prädestination, aus Furcht, man möchte mir in Rom einen Streich

spielen, wie man Anderen gethan, es sei denn, daß Alles reif geworden und die Zeit da sei. Und wenn es mir auch nie vergönnt sein sollte, so würde ich doch eine große Befriedigung haben, aus diesem Labyrinth von Meinungen mich herausgezogen zu haben, welche die Anmaßung der Schreier in den Schulen eingeführt hat, wo jeder nur darauf bedacht zu sein scheint, neue Meinungen einzuführen und sich bewundern zu lassen, indem er die Alten verwirft, welche doch durch so viele Concilien und Päbste bestätigt und vom ganzen Alterthume bewundert worden sind. — Merkwürdig ist, damit zu vergleichen, was er kurz vorher über die Beschlüsse der reformirten Synode zu Dordrecht urtheilt: Sie folgen beinahe ganz der Lehre der Katholiken (d. h. der alten Kirche, Augustins) in Betracht der Prädestination und der Verwerfung der Bösen, indem sie Alles, was an Calvins Lehre herb ist, wegschneiden; außer daß sie die Gewißheit der Prädestination beibehalten, die Unverlierbarkeit der Gerechtigkeit und einige andere Fehler. Während er die Gomaristen also sehr anerkennt, findet er, daß die Arminianer ganz die Lehre der Jesuiten haben. — Es ist merkwürdig, auch hier zu bemerken, wie auch darin Belgien das Widerspiel des holländischen Lebens und seiner Gestaltung, nur auf katholischem Grunde, uns vorhält, worauf eben die unverkennbare Anziehung und Abstoßung beider Länder gegen einander beruht. Durch das schwankende und wechselnde Überwiegen der einen dieser Kräfte über die andere bedingt sich ihr gegenseitiges Verhältniß. — Jansen folgte immer mit lebhaftem Interesse den Lehrstreitigkeiten der Reformirten unter einander.

Im Sommer 1621 besuchte St. Cyran seinen Freund in Löwen. Von nun an nehmen die Dinge eine andere Gestalt an; nunmehr liegt offenbar ein Plan darin und eine bestimmte Absicht, welche man durch Geheimniß zu decken, durch Verbindungen auszuführen hoffte. Es wurde der Faden dieses verabredeten Planes wohl durch den Tod Jansens und St. Cyrans gleichzeitige Gefangennehmung abgerissen. Allein die innere Nothwendigkeit des Geistes und der Verhältnisse trieb die Dinge auch dann noch nicht minder consequent weiter, als je menschliche Planmäßigkeit sie hätte lenken können. Jansen war noch nicht fest entschlossen, oder sein Entschluß schwankte wenigstens noch, ob er wirklich seine Entdeckungen der Welt in einem Buche vorlegen

sollte. Zwar glaubte er die Wurzeln der augustinischen Lehre aufgedeckt zu haben, aus welchen Bäume aufsprossen würden, daraus sich Häuser bauen ließen. Was ihm Bedenken machte, war nicht das, daß sein Urtheil irgend gegen diese Grundprincipien gesprochen hätte, sondern es lag darin, daß nur sein eigenes Urtheil allein, ohne eine andere äußere Garantie, dahin sich aussprach. Auch sah er voraus, daß die Jesuiten, die Molinisten ihn als einen extravaganten Träumer verschreien würden. (Molinismus nannte man die dem Pelagianismus sich nähernde Lehre der Scholastiker und der Jesuiten, nach der von dem Jesuiten Molina geschriebenen Concordia libri arbitrii cum gratiae donis 1588. Dieses Buch hatte den Jesuiten von Seiten ihrer alten Gegner, der Dominikaner, die Congregatio de auxiliis zugezogen, worin sie der Verdammung einiger ihrer Lehren sehr nahe kamen.)

Indeß hatte St. Cyran seinen Freund zu diesem Werke ermuntert. Sie sollen damals Rücksprache mit einander genommen haben, daß jeder ein Werk schreibe, Jansen über das Dogma der Kirche, St. Cyran über ihre Verfassung; doch so, daß Beide denselben Zweck hätten, die Kirche auf ihren ursprünglichen Geist und Gestalt zurückzuführen. Um diese Einheit zu beurkunden und ihrem Freundschaftsbunde das Siegel aufzudrücken, haben sie den Namen ihres großen Patrons unter sich vertheilt; St. Cyran sollte sein Werk über Kirchenverfassung Aurelius, Jansen sein dogmatisches Augustin nennen, nachdem er früher schon auf einen anderen Titel gedacht hatte. Es ist dies offenbar ein katholischer Puritanismus, besonders wenn wir die strenge Beichtlehre Arnaulds und die Moral Pascals dazu nehmen. Merkwürdig ist es, daß in dem von Frankreich nun erst seit zwei Jahrhunderten, ja erst seit Heinrich VIII völlig losgerissenen England sich zu gleicher Zeit ein reformirt-protestantischer Puritanismus bildete. Beide sind in dem innersten Grunde sich verwandt durch das Princip: Freiheit der Kirche durch Strenge in Lehre und Zucht. Das Evangelium hatten beide gemeinsam, doch so, daß die protestantischen Puritaner dem Alten Testamente dabei großen Einfluß ließen, während die gallikanisch-katholischen die Tradition der Kirche von Christo herabwärts festhielten. Was nun aber den Gallicanismus und die Verfechtung der Rechte der Nationalität in dem Aurelius betrifft, so verräth sich St. Cyran darin als

ein Zeitgenosse Richelieus, als ein Mann aus dem Jahrhundert Louis XIV. Denn wie jene die französische Nation von allem fremden Einfluß, dem spanischen, wie dem englischen, zu befreien suchten, und in Einheit stark zu machen, so wollte dieser nun im Namen der französischen Krone und Nation Europa Gesetze geben. — Der gemeine Haufen, so planlos er dahinlebt, glaubt gerne daran, daß Leute, welche man bei ihm anschwärzen will, einen geheimen Plan haben. Der Despotismus und die Unduldsamkeit lauern auf geheime Bündnisse, so nirgends bestehen. Daher hat man sich allerdings zu hüten, an heimlich gefaßte Plane und an Verbindungen zu glauben, welche zur Ausführung einer geistigen oder politischen Umwälzung gefaßt sein sollen. Jene Zeit war, wie uns die bekannte Satire der Rosenkreuzer zeigt, mit diesem Aberglauben an geheime Verbindungen behaftet. Aber es war auch, wie ebengenanntes Buch beurkundet, eine Zeit der Verknöcherung, wo das Aneinanderschließen für die Besseren, die noch Lebenden, ein dringendes Bedürfniß geworden war; zudem eine Zeit geistiger Unterdrückung. Die Unterdrückung bringt aber stets Geheimniß, Verbindung zu Schutz und Trutz hervor. So stark auch der Feind war, so glaubten sie doch nicht von ihrem Unternehmen zurücktreten zu müssen, ja auch nur zurücktreten zu dürfen, da es ja Gottes Sache war, die Sache seiner Kirche und der unterdrückten Wahrheit. Dabei wurden die geeigneten Mittel ergriffen; die Briefe sind nun in Chiffern geschrieben, die wahren Namen hinter verabredeten Wörtern verborgen. Neue Zeichen wurden bei guter Gelegenheit gegenseitig mitgetheilt. Jansen spricht von sich in der dritten Person, unter den Namen: Quinquarbre, Sulpice, Boëtius, Cudaro, welche öfters in demselben Satze wechseln. St. Cyran heißt: Celias, Solion, Rongeart, Durillon. Das Werk, an dem Jansen arbeitete, wird als eine Person behandelt, als Pilmot oder Madame de Cumar. Die Scholastiker nennt er Clabaudeurs, das heißt, Creaturen, die zur Unzeit und beständig bellen oder schreien. Dieses allein freilich würde nimmermehr die Vermuthung eines weitaussehenden, gemeinsam durchzuführenden Plans begründen, da dergleichen zu sehr im Geschmack der Zeit überhaupt war.

Die Gegner, besonders die Jesuiten, haben lange Zeit die Leichtgläubigen geschreckt durch die Fabel von einer Zusammenkunft

der Verschworenen „in den Waldungen von Valois" zu Bourg-Fontaines, wovon erst 1654, also 33 Jahre nach der angeblichen Zeit, von einem Advocaten, einem Werkzeug der Jesuiten, ein eigentlicher Bericht gegeben wurde. St. Cyran soll hier darauf angetragen haben, den Deismus einzuführen, die Selbsterniedrigung Christi in die Menschheit und im Abendmahl, alle Mysterien der Religion zu verwerfen, ja das christliche Sittengesetz umzustoßen; Jansen aber habe bewiesen, es sei unthunlich, dergleichen zu vollbringen, oder doch damit anzufangen. Daher habe man beschlossen, einstweilen das Volk von seinen Beichtvätern abwendig zu machen, die Bedingungen für den Genuß des Abendmahls aber so zu steigern, daß es beinahe unmöglich werde, sie zu erfüllen und endlich die Kirchenlehre zu verwirren. — Die ganze Erfindung würde keine Erwähnung verdienen, wenn sie nicht in vielen Büchern der Partei als Wahrheit behauptet würde. Auf jeden Fall wäre es ein großer Umweg gewesen, wenn man, um die christliche Moral umzustoßen, die Jesuiten hätte angreifen wollen. Allein diese wollten sich eben durch solche Geschichten als das Bollwerk der christkatholischen Kirche darstellen. Zum Unglück verrieth sich die täppische Leidenschaft selbst. Die Verschworenen wurden nur nach ihren Anfangsbuchstaben genannt; das A. A. sollte offenbar den Dr. Anton Arnauld bedeuten. Allein man bewies den guten Leuten, daß dieser damals nur zehn Jahr alt war, also noch nicht fähig, an einer solchen himmelstürmenden Verschwörung Theil zu nehmen. Die Jesuiten haben nachher geleugnet, daß sich diese Buchstaben auf Anton Arnauld beziehen sollten. Pascal, in seinem sechszehnten Briefe, fordert sie feierlich auf, den zu nennen, welchen sie damit gemeint; es sei ihre Pflicht, ihn den Parlamenten zur Bestrafung namhaft zu machen. Desgleichen verlangt er von ihnen, den gottesfürchtigen Mann zu nennen, welcher der Versammlung beigewohnt, nachher aber, mit Grauen erfüllt, ihnen diese Mittheilungen gemacht. Ihr Stillschweigen würde sie als Verleumder brandmarken, welche die Kette verdient hätten. — Wer soll es auch glauben? Glaubt ihr diese Beschuldigung selbst, ihr Elenden? Wie seid ihr doch aufs Äußerste getrieben, da ihr entweder beweisen müßt, daß Priester, so Gottes Wort in seiner Lauterkeit verkündigen, nicht an Christum glauben, oder ihr geltet für die gottvergessensten Verleumder, die es je

unter der Sonne gegeben? — So ſehr auch dieſe Erdichtung für den Pöbel berechnet war, darf ſie doch keineswegs die Wahrſcheinlichkeit eines verabredeten Planes umſtoßen, ſondern dient vielmehr zur Beſtätigung deſſelben. Denn die Lüge und Verleumdung pflegen doch nur die Verſtellung der Wahrheit zu ſein. —

Indeß wuchs Janſens Eifer und Fleiß; der Tag war ihm zu kurz. Er wünſchte in den Tagen Joſuas gelebt zu haben und mit den Kranichen die Klimate zu wechſeln, um in die Gegenden zu gehen, wo die Tage 19 bis 20 Stunden haben. Je weiter er vorrückte, deſto mehr bangte ihm vor der Sache; er hätte nimmermehr gewagt, den Vorhang aufzuziehen, wenn er nicht geglaubt hätte, Gott werde ſchon ſeine eigene Sache durchführen. Darum kümmerte es ihn wenig, daß keine Hoffnung vorhanden war, Roms Beipflichtung zu erhalten. Der Irländer Florens Konrius, Titular-Erzbiſchof, vom Orden der Minderen-Brüder, hatte zu eben der Zeit geglaubt, den wahren Kirchenglauben in Auguſtin, wie einen Verſchütteten, wieder ausgegraben zu haben. Er legte dieſen Fund nieder in einem Büchlein, „der Pilger nach Jeruſalem", und bedauerte ſehr, daß er damit in Rom nicht durchdringen könne, ſagte auch Janſen, dies komme daher, daß man in Rom fürchte, es möchten daraus Streitigkeiten und Unruhen entſtehen. Außerdem beherrſche noch das Gefühl die Leute am päbſtlichen Hofe, daß ſie in ſolchen Dingen unerfahrener ſeien, als in ihrem Macchiavel. Janſen konnte es nicht recht begreifen, wie es dem guten Manne ſo nahe ging, daß er in Rom keine Anerkennung fand. Derſelbe ſchrieb auch eine Abhandlung vom Zuſtand der ohne Taufe geſtorbenen Kinder, worin er, um der Erbſünde willen, ihre Verdammniß behauptet. Er konnte es aber zunächſt nicht weiter bringen, als daß ſeine Arbeiten bei ſeinen Ordensgenoſſen über Tiſch vorgeleſen wurden. Die letztgenannte Abhandlung pflegte dem Auguſtin von Janſen beigedruckt zu werden. Doch waltete zwiſchen ihm und Janſen nur halbes Zutrauen; denn es pflegt die geiſtige Unterdrückung auch den Fluch mit ſich zu führen, daß ſie Mistrauen bei Denen pflegt und hegt, welche im Weſentlichen übereinſtimmend auf eine beſſere Zukunft hinarbeiten wollen.

Indeß sollte St. Cyran für das gemeinsame Werk und namentlich für das dogmatische, dadurch thätig sein, daß er einflußreiche Leute gewänne. Dieses schien um so nothwendiger, als man ja die Hoffnung aufgegeben, zu Rom etwas auszurichten (Eo quod eredere incipiat, negotium istud finiri non posse, nisi conspiratione multorum). Vor Allem unterhielt St. Cyran seine Verbindungen mit Berülle und dem Oratorium, und zwar gerade zu einer Zeit, welche die Geschichtschreiber von Port-Royal die Periode der Väter des Oratoriums nennen, indem sie damals in diesem Kloster den größten Einfluß übten. Jansen wünschte sehr, daß eine Congregation möchte gewonnen werden, seine Entdeckungen als ihre Sache zu verfechten. Man sieht, schreibt er, was die Ordensleute doch für merkwürdige Leute sind, wenn sie eine Sache aufgenommen haben; woraus sich schließen läßt, wie es nichts Geringes wäre, würde Pilmot (sein Augustin) durch eine solche Compagnie unterstützt. Denn wenn sie einmal darauf eingegangen sind, kennen sie keine Gränzen mehr, sei es für oder wider. Zwar räth Jansen seinem Freund ab, die Stelle eines Beichtvaters in einem Frauenkloster anzunehmen. Man werde dadurch in allerlei unangenehme Dinge verwickelt; es sei schwerer zehn Nonnen zu leiten, besonders wenn sie Offenbarungen haben, als ein ganzes Bisthum zu regieren. Dagegen geschah aber alles Mögliche, das Oratorium sich fest zu verbinden. St. Cyran und Jansen approbiren eine Schrift von Berülle, des grandeurs de Jesus. Man steht der Congregation bei in ihrem Streit mit den Karmeliter-Nonnen und den Barfüßer-Karmelitern, welcher sich über Bestellung der Beichväter entsponnen hatte. Es wird der Plan gefaßt, den Oratorianern in den Niederlanden einige Niederlassungen zu verschaffen. Im Sommer 1622 wohnte Rovemius, Titularbischof von Philippi, apostolischer Vicar über Holland, bei Jansen. Er hatte so viel Noth und Streit mit den Jesuiten in seinem Gebiete, daß er bereit war, den alten anmaßlichen Orden einen neuen entgegenzustellen, welcher keine andere Stütze haben könnte gegen deren Eifersucht, als die Freundschaft des apostolischen Vicars. Doch wollte er sicher gehen und sich nicht noch eine neue Plage zuziehen. St. Cyran sollte ihm ihre Regeln, Gesetze und Statuten schicken, den besonderen Zweck der

Congregation und ihr Gelübde, wie sie es halten mit den Oberen außerhalb des Ordens, in deren Sprengel sie sich aufhalten und mit den Stellen und Gütern, welche man ihnen zu verwalten giebt; was man reichen muß, um eine Niederlassung zu gründen. Sollte Gott die Unternehmungen von Alamas gegen Steropes (des Königs von Spanien gegen Holland) segnen, so wären für sie glänzende Aussichten, schreibt Jansen. Auch hofft er, in Belgien, in Löwen könnte man leicht Stationen anlegen, wenn man nur den Staatsrath, oder die Erzherzogin dafür zu gewinnen wüßte. Es sei hier ein recht guter Boden für solche Niederlassungen; die anderen Orden haben auch angefangen, sich hier auf eigene Kosten anzusiedeln, da aber das Volk reich und fromm sei, haben alle bald einen schönen Wohlstand erlangt. Auch die holländische Weltgeistlichkeit würde sich geneigt und hülfreich bezeigen, freilich nur unter der Bedingung, daß man nicht gemeinschaftliche Sache mit den Jesuiten mache, sondern dem ordentlichen weltpriesterlichen Oberhaupt sich fügte. Gerade darüber wollte Berülle sich nicht bestimmt aussprechen, ob man demselben unbedingt gehorche, oder ob zuvor darüber vom Ordensrath entschieden werde, in wie weit zu gehorchen sei. — Andererseits hält Jansen wieder für gut, daß Berülle von St. Cyran noch nicht in ihr ganzes Geheimniß eingeweiht werde. Indeß ruhte diese ganze Niederlassung auf den Schultern der beiden Freunde, und als im Herbst 1626 drei Oratorianer nach Brüssel kommen sollten, war es St. Cyran, welcher sie, wie die Folgenden, Mann für Mann dazu auswählte. Die Oratorianer bezeigten ihm auch lebhaft ihren Dank dafür. — Aber die niederländische Regierung glaubte die Congregation nicht unbedingt zulassen zu dürfen. Spanien und Frankreich standen längst unter einander im Verhältniß geheimen Krieges, indem eine dieser legitimen Regierungen immer die Unzufriedenheit und den Bürgerkrieg im Lande der anderen schürte und anfachte. Es haben aber stets die französischen Congregationen aller Orten ihren nationalen Sinn bewahrt, und es wäre demnach bedenklich gewesen, eine Körperschaft in Belgien zu begünstigen, welche von Paris aus unbeschränkt regiert worden wäre. Daher ward zur Bedingung gemacht, daß die Colonie in Belgien zwar nicht von ihrem Mittelpunkt in Frankreich losgerissen werde, aber doch ein zum Theil selbständiges

Ganze für sich bilde. Es war offenbar nicht der Plan Jansens, wie man ihm hat aufbürden wollen, die niederländischen Oratorianer von ihrem Stamm abzureißen und sie dann durchaus zu seinen Werkzeugen zu machen. So lange Berülle lebte, welcher doch auf seinen Einfluß und sein Regiment über seine Congregation strenge hielt, so lange blieb das Verhältniß ungetrübt. Als er aber, am 2. October 1629, gestorben war, fühlte Jansen sich mehrmals durch das Oratorium wenig befriedigt. Besonders faßte er den Verdacht, als hätten einige dieser Leute Lust, zu wissen, was zwischen ihm und St. Cyran verhandelt werde, und als seien Pakete eröffnet worden, welche durch Vermittlung der Congregation an seinen Freund von ihm abgesandt worden waren. Doch blieb das Verhältniß im Ganzen immer ein gutes; was man bei dieser Congregation gesucht hatte, eine geistliche Körperschaft als Träger der wiedergefundenen Kirchenlehre, das gewährte bald das Kloster von Port-Royal.

Indeß war Jansen längst zweimal aus seinem Studirzimmer herausgenöthigt worden, den langwierigen Proceß seiner Universität gegen die Jesuiten in Madrid zu verfechten; man wollte diesen verwehren, philosophische und philologische Vorlesungen zu halten, indem die Leidenschaftlichen die Existenz der Universität daran gebunden glaubten. Calenus sagt, die Jesuiten haben Alles gewollt, die Universität aber habe ihnen gar nichts einräumen wollen. Diese Reisen fallen in die Jahre von 1623 bis 1627. Bei dieser Gelegenheit sah Jansen einigemal auf der Durchreise seinen Freund. Bei der Langsamkeit des Geschäftsgangs gewann er auch in Madrid Zeit, seinen Augustin zu studiren. Die Jesuiten aber zeigten ihn bei der Inquisition an, welche auch wirklich über seine Lehren und Glauben Erkundigungen einzog. Dieses schüchterte ihn ein wenig ein und benahm ihm nicht blos alle Lust, wieder nach Spanien zu gehen, sondern trug auch dazu bei, daß er mit einem Buche an sich hielt, worin er die Angriffe der Jesuiten auf sämmtliche Universitäten schilderte. Er hatte beabsichtigt, dadurch alle diese gelehrten Körperschaften zu überzeugen, daß es ihnen an das Leben gehe und daß sie nur durch ein festes Bündniß unter einander sich der Compagnie widersetzen können. Einmal ging er damit um, das Buch zuerst in einer französischen Übersetzung erscheinen zu lassen, damit Niemand auf ihn rathe, und dann

erst seine lateinische Arbeit, wie eine Übersetzung von jenem, herauszugeben. Am Ende unterblieb es ganz. So ließ er sich auch nicht weiter ein, als einer der Väter des Oratoriums, Gibieuf, die augustinische Lehre nicht ohne Verdienst, wenn auch mangelhaft, auseinandersetzte in seinem de libertate Dei et creaturae. Er fand, daß dergleichen gut sei als Vorbereitung auf den Hauptschlag, den er selbst ausführen wollte; diese seine Vorgänger aber versetzten sich dadurch in eine schwer zu behauptende Stellung, daß sie nicht wagten, die ganze augustinische Lehre mit allen ihren Consequenzen zu der ihrigen zu machen. — Zu Ende 1627 fing er an zur Abfassung seines Werkes zu schreiten. Allein mehrere Ereignisse unterbrachen ihn in dieser Arbeit. Er wird 1630, auf Empfehlung seines Gönners, des Erzbischofs von Mecheln, Boonen, zum königlichen Professor der Heiligen Schrift bei der Universität ernannt. Es hatte derselbe ihn für das Bisthum Brügge bestimmt, allein die Jesuiten standen ihm dabei im Wege und beriefen sich nun auf ihre eigene Denuntiation, indem sie sogar behaupteten, er sei nur mit Mühe der Zuchtruthe der Inquisition entgangen, während doch auf mehreren spanischen Universitäten von den Dominikanern beinahe dieselbe augustinische Lehre verfochten wurde. Jansen hat nun viele Zeit auf seine Vorlesungen zu verwenden, als deren Frucht exegetische Schriften über einige Bücher des Alten Testaments, namentlich den Pentateuch, auf uns gekommen sind. Er ergab sich der mystischen Erklärungsweise, sucht die Erkenntniß der Schrift durch die Liebe, welche das Herz reinigt und erleuchtet und uns selbst zu geistigen Menschen macht. Der bloße Scharfsinn des menschlichen Gehirns reiche nicht hin zum Verständniß dieser Fülle, welche vielmehr sogar in Extasen und überwältigenden Aufschlüssen überströme. — Indeß belagerten die Holländer die Stadt Boisleduc; es befanden sich viele Franzosen bei ihnen, denn Frankreich näherte sich den Freistaaten, als einem Feinde von Spanien. Die langen Bürgerkriege hatten eine große Unruhe und Kriegslust bei den Franzosen angefacht, dafür sie allenthalben Nahrung suchten, besonders gegen die Spanier; die Oranier aber waren als brave Kriegsmänner berühmt, bei denen etwas in dieser Kunst zu lernen sei. Es lag aber auf den Holländern und ihren Helfershelfern jeglicher Fluch und Bann der Kirche. Daher fragten die katholischen

Priester in Holland an, ob sie den Franzosen, welche bei den Reformirten Dienste genommen, vielleicht in Nothfällen Absolution geben dürften. Die löwener Facultät, und namentlich Jansenius, entschieden, es sei dieses nicht einmal bei augenscheinlicher Todesgefahr erlaubt. — Indeß nahmen die Holländer die Stadt ein; die katholischen Geistlichen werden vertrieben, es wird ein neuer Senat eingesetzt; dieser ladet durch eine Schrift, „Cartell" betitelt, die Katholiken ein, oder fordert sie vielmehr heraus, ein Religionsgespräch mit reformirten Theologen vor diesem Senat zu halten. Denn wie jetzt mit Proclamationen, Aktenstücken und Journalangriffen, mit parlamentarischen Demonstrationen der Krieg auch auf dem geistigen Gebiete ausgefochten wird, so damals durch Disputationen der Theologen. Die Sache wurde in Brüssel nicht gering geschätzt, es galt die Ehre der Partei; indeß wollte und konnte man sich nicht darauf einlassen, dieses Treffen auf einem so ungünstigen Boden auszufechten und die Entscheidung einem von den Holländern eingesetzten Stadtrath zu überlassen. Der päbstliche Legat zu Brüssel sprach gut römisch, es stehe überhaupt nicht dem Volke und den weltlichen Obrigkeiten zu, über den Sinn der Heiligen Schrift, über Glauben, über Religion ein Urtheil zu fällen. Das heiße das Oberste zu unterst kehren, wenn man die Schüler über die Lehrer, die Herde über die Hirten stelle, das unerfahrene Laienvolk über dunkle und schwierige Punkte der Glaubenslehre entscheiden lasse. — Indeß sollte der von den Reformirten hingeworfene Handschuh doch aufgenommen werden. Jansen wurde den feindlichen Angriffen entgegengestellt, wider den prahlerischen Feind zu fechten für das Volk Gottes, wie David gegen den reisigen Philister. Es wurden mehrere Schriften gewechselt, mit den gewöhnlichen Titeln: spongia, annotationes in etc. St. Cyran glaubte, Jansen habe seine Gegner etwas zu gröblich behandelt; allein dieser berief sich auf Seraphi (Augustin), der ja auch seine Gegner Häretiker, Wahnwitzige, Lügner und Hunde genannt. Nachher that es ihm leid, aber der Stein sei jetzt schon geworfen. Indeß gereuete es ihn nicht, die Sache überhaupt auf sich genommen zu haben, da Gottes Ehre, wie die Ehre der Universität, deren Glied er war, ihn dazu verpflichtet hatten. Auch war nicht leicht auf einem anderen Wege mehr persönliches Ansehen zu gewinnen. Manche Männer machten die Polemik so sehr

zu ihrer Lebensaufgabe, daß ſie ſogar auf einer Univerſität der feindlichen Confeſſion ſtudirten, deren ſchwache Seiten näher kennen zu lernen. Einige derſelben wurden Opfer dieſes Strebens, indem ſie über ſolche bloße Verſtandesauffaſſung alle innere Entſchiedenheit verloren und zwiſchen beiden Parteien unſtät hin- und herſchwebend wiederholt ihren Glauben abſchworen. — Janſen hatte bei ſeiner Polemik nicht verſäumt, des Cardinalminiſters von Frankreich rühmlich Erwähnung zu thun, da man es für ſehr wichtig hielt, ſich ſeiner Huld zu verſichern. — Seine Arbeit von Auguſtin, wenigſtens die Compoſition, hatte indeß geſtockt, ſo daß er erſt gegen Ende von 1632 daran kam, über den Urſtand und die dem erſten Menſchen gegebene Gnade (les affaires de Monsieur Adam) zu ſchreiben. Zugleich wurde eine neue Ausgabe von Auguſtin vorbereitet und geeignete Bücher verbreitet. Kommt Janſen auch einmal hieher, ſchreibt ein Freund aus Brüſſel, ſo hat er doch keine Ruhe, bis er ſeine geliebte Rahel wieder umarmen kann. — Indeß wurde er von neuem in einen Streit mit den Jeſuiten verwickelt, welche einen engliſchen Prieſter Champneus in Brüſſel angriffen, weil er vor dreißig Jahren der Königin Eliſabeth den Teſteid geleiſtet. Rom hatte dieſen allerdings verboten, da er die unbedingte Souverainetät der engliſchen Krone und die damit verbundene Würde eines Oberhauptes der Hochkirche anerkannte. Indeß wurde er von den meiſten engliſchen Katholiken geleiſtet, indem ſie ihn nur politiſch auszudeuten ſuchten.

Noch tiefer verwickelte ſich St. Cyran mit den Jeſuiten.

François Garaſſe, aus Angouleme gebürtig, würde nach dem Urtheil der Zeitgenoſſen und Kenner ſeiner Schriften klüglicher gehandelt haben, hätte er ſich begnügt als Prediger aufzutreten; denn hier kam ihm ſeine gute Bruſt und ſtarke Stimme, ſeine Beleſenheit, ſeine mehr feurige, als geregelte Phantaſie zu gut; ſein Geſchmack, ſeine Witze waren mehr für eine gemiſchte Menge von Zuhörern, als für die Leſewelt. Auch war ſeine Gelehrſamkeit nicht immer ſtichhaltig.

Er wird von dem Verfaſſer der (janſeniſtiſchen Satire) Imaginaires als die Helena des Kampfes zwiſchen Janſeniſten und Jeſuiten genannt. Schon ſeit 1601 Jeſuite, hatte er im Jahre 1625 eine Somme Théologique des Vérités capitales de la Religion Chrétienne erſcheinen laſſen; aber St. Cyran, auch diesmal

seinen Namen verbergend unter dem des Alexandre de l'Exclüsse, glaubte die zahlreichen, selbst die Ehre der Kirche gefährdenden Fehler rügen zu müssen. So schrieb er denn in vier Bänden die Somme des Fautes et Faussetez capitales contenues en la Somme Théologique du Père François Garasse. 1626. Der erste Band enthielt die Fehler in der Citation der Heiligen Schrift, St. Augustins und St. Basils; der zweite die Fehler in der Citation der übrigen Väter und der weltlichen Schriftsteller; der dritte die Fehler in Theologie, Philosophie, Chronologie, Kosmographie; der vierte mehrere Häresien, Irrthümer, Gottlosigkeiten, Unehrerbietigkeiten, Narrenpossen und unerträgliche Großthuereien. St. Cyran dedicirte dieses Werk Richelieu und betheuert, wie viel Hochachtung er für den Jesuitenorden habe, als für eine der tapfersten und stärksten Compagnien im Heere des Sohnes Gottes, welche, wo es darauf ankommt, sowohl die unbesiegbare Phalanx der Macedonier übertrifft, als den unüberwindlichen Schlachthaufen der Liebenden, welche zusammen für das gemeine Wohl Lacedämons (Thebens) starben. Bayle empfiehlt diese Arbeit angehenden Schriftstellern, wegen der gründlichen Gelehrsamkeit und des Scharfblicks in Entdeckung der Fehler. Der Streit wurde nicht blos in Schriften fortgeführt, sondern auch vor der Sorbonne anhängig gemacht. Diese rügte, trotz aller Thätigkeit der Jesuiten, das Buch, welches mehrere häretische, skandalöse, irrthümliche Sätze enthalte, mehrere Verfälschungen von Stellen der Schrift und der Väter, überhaupt aber eine Unzahl von Reden, welche zu unwürdig seien, als daß sie geschrieben oder von Christen und Theologen gelesen werden dürften. — Die menschliche Persönlichkeit, welche auf die Persönlichkeit des Worts eingepropft und darauf, gleichsam auf ein Pferd, gesetzt wurde, konnte sich nicht beklagen, da ihr damit mehr Ehre geschah, als sie verdiente; sie hat einen Obol verloren, um Pistolen zu gewinnen. — So sprach der populäre Prediger Garasse von Christi Menschwerdung in einem theologischen Werke. Die Jesuiten aber ließen klüglich Garasse fallen, schickten ihn von Paris fort, vergaßen aber dennoch St. Cyran ganz gewiß dieses Alles nicht.

Es war damals eine große Thätigkeit, die Werke der Alten zu censiren, sie gereinigt von allen Anzüglichkeiten und Unsittlich-

keiten herauszugeben, während eine zahlreiche Literatur in der Landessprache grobe Obscönitäten und feinere Schlüpfrigkeiten, nicht selten auf Kosten der unsittlichen Geistlichen und der Großen, aber nicht immer mit der Originalität Rabelais, unter die Menge brachte. Garasse glaubte sich berufen, an diesen Schöngeistern und Freidenkern zum Ritter zu werden, auf die Gefahr hin, mehr für einen Don Quixote, als für St. Georg zu gelten. Der kleine Krieg der Spötter wurde unbarmherzig gegen ihn geführt; seine Plumpheit, seine persönlichen Angriffe auf die Schriftsteller, seine Leidenschaftlichkeit gaben Stoff genug; man behandelte ihn als einen Menschen, der einem gebildeten Publicum mit einer Kapuzinerpredigt hatte imponiren wollen. Er griff besonders den Satz der Gegner an, daß man in Versen Manches sagen dürfe, was in Prosa ausgedrückt sträflich wäre. Er behauptet gerade das Gegentheil; denn das in Versen Vorgetragene ist durchdachter, mit mehr Sorgfalt und tiefer aufgefaßt, folglich auch in wirksameren Ausdrücken, welche in ihrer größeren Vollendung auch mehr Eindruck auf den Geist des Lesers machen. Hatte doch Kleanthes die Gewohnheit, zu sagen, der Ton einer Flöte und einer Trompete sei mächtiger, als der einfach vom Mund ausgehende; so auch die Pfeile einer guten Poesie dringen tiefer und haften fester, als eine meist kraftlosere Prosa. — St. Cyran, der einmal mit ihm angebunden hatte, zeigte dagegen auf eine unerbittlich consequente Weise, wie Garasse der Reihe nach gegen die Anforderungen sich verfehlt, welche er an andere Dichter gestellt, indem er selbst Anspruch auf dieses Talent machte; wie er die Musen als Göttinnen anrufe, gleich einem Sonnendiener dieses Gestirn preise, wie er die Natur als lebendes, höheres Wesen, als eine Göttin apostrophire, also heidnische und unzüchtige Reden führe. — Um die Gegner der Unsittlichkeit zu überführen, hatte Garasse die unsaubersten Geschichten ihnen nacherzählt; man warf ihm vor, er thue dieses mit nicht ganz zu verbergendem, innerem Wohlgefallen und Lüsternheit; er trage zugleich zur Verbreitung gerade des Schlimmsten nach Kräften bei. Ähnliches warf man später Pascal vor, er habe in seinen Lettres provinciales Unsittlichkeiten zu allgemeiner Kenntniß gebracht, welche zuvor in unleserlichen Folianten verborgen und zerstreut gelegen haben. — Es entspann sich nun ein langer Streit darüber, auf

welche Weise selbst die Väter der Kirche die Skandale der Ketzer veröffentlicht haben. Hielt man Garasse vor, er könnte auf dergleichen nicht mit solcher Sachkenntniß eingehen, hätte er es nicht selbst gründlich geübt, so berief er sich auf die Casuisten, welche ja auch alle Arten von Unsauberkeit bis ins kleinste Detail beschreiben, von dem bloßen Gedanken an, bis zum wirklichen Incest und zur Brutalität, ohne es jedoch auf einem anderen Wege, als durch die Theorie und die Mittheilungen der Sünder zu wissen. — Kurz, durch dieses Hin- und Wiederreden wurde der Unrath nur mehr aufgerührt; der blos durch grobes Gewehr angegriffene praktische Skepticismus war sich auch damals seines Vortheils bewußt, zu zeigen, wie die Leidenschaftlichkeit für Moral nicht blos pedantisch und lächerlich, sondern in ihren Mitteln auch leicht unmoralisch und gemein wird; daher es denn auch geschieht, daß in solchem Kampfe Ehrenmänner, wie St. Cyran, und zuchtlose Leute sich vorübergehend als Bundesgenossen begegnen. — Allerdings war es so oft, in den verschiedenen Zeiten, ganz und gar derselbe Gegenstand, dieselbe Frage, darum gestritten wird, und die Geschichte scheint auch hierin nur ein ewiges Einerlei darzubieten. So erscheint es aber nur bei einer allgemeinen, oberflächlichen Betrachtung der Sache; das Eigenthümliche der Zeiten, die feineren Unterschiede und Nüancen des Geistes erweisen sich um so charakteristischer eben an dieser Unveränderlichkeit des Gegenstandes; wie verschiedene Gestalten auf demselben Grunde sich bestimmter unterscheiden. Es entschuldigt sich der bedrängte Garasse mit dem Beispiel von Cochläus, welcher ja auch ein Buch von dem siebenköpfigen Luther geschrieben, das, nachher erst ins Latein übersetzt, den Deutschen in gutem Deutsch die Unsauberkeiten erzählt, die Luther ausgesäet; selbst mit Nennung der infamsten Sprüchwörter und schrecklichen Ausdrücke, welche die unzüchtigen Weiber im Munde führten, indem er sogar behaupte, man rede in allen Städten Deutschlands nur die Sprache schlechter Dirnen. Es betheuert Garasse, in diesem, zur Vertheidigung der Religion geschriebenen Buche Sachen gelesen zu haben, deren Profanität und Gemeinheit ihn vor Grausen schaudern gemacht hätte.

Er verschonte auch hohe Personen nicht mit seinen Kritiken,

ſelbſt nicht die Stickereien der Königin von Navarra, Jeanne d'Albert. Aber wohl nur Wenige, welche die Fehler der Großen und die Schlüpfrigkeiten der Schöngeiſter bekämpft, haben durch ihre Aufopferung und ihren Tod der Mit- und Nachwelt ein ſo ſchönes Pfand von der Lauterkeit ihrer Beſtrebungen gegeben. Eine anſteckende Krankheit verheerte 1631 Poitiers; er bat ſeine Oberen, ihm die Erlaubniß zu geben, dahin zu eilen, die Hunderte Verlaſſener zu pflegen und zu tröſten. Und ſo ſtarb er daſelbſt am 14. Juni 1631 im Hoſpital, durch ſein Beiſpiel und ſeine Ermahnungen die herumgelagerten Kranken erbauend.

Der ohnedies dünne, öfters nur mit Mühe zuſammengehaltene Faden der Geſchichte ſchwindet uns noch mehr. Nur der 1635 geſchriebene Mars Gallicus giebt uns ein Bruchſtück aus Janſens Leben, ohne daß wir jedoch die Veranlaſſung gewiß kennen. Die Spanier wurden von den holländiſchen Waffen immer weiter zurückgedrängt, und Frankreich erklärte endlich den Krieg. Das erſchöpfte Spanien ſchien ſeine Niederlande nicht mehr gegen den Angriff von beiden Seiten behaupten zu können. Da ſollen ſich die Großen des Landes berathen haben, was zu thun ſei, um der Zerſtücklung der Nation entgegenzuwirken. Auch Janſen ſoll von einigen derſelben, namentlich vom Grafen Arsko, um ſeine Anſicht befragt worden ſein. Da habe er gerathen, die belgiſchen Niederlande ſollen ſich von Spanien losreißen und einen Bund von Provinzen bilden, ähnlich der bataviſchen oder der helvetiſchen Republik. Man ſolle aber die nationale und kirchliche Eigenthümlichkeit des Volkes, namentlich auch gegen Holland, zu behaupten ſuchen. Dieſer Rath hat an ſich inſofern keine innere Unwahrſcheinlichkeit, als Belgien bis auf unſere Tage dieſe eigenthümliche Tendenz verfolgt hat. Der Gedanke Janſens ſoll nun aber der ſpaniſchen Regierung in Brüſſel hinterbracht worden ſein, und ein ihm befreundetes Mitglied derſelben habe ihn in Kenntniß geſetzt von der Gefahr, in welcher er ſchwebe; nur ein öffentlicher Akt zu Gunſten der ſpaniſchen Regierung könne die Gefahr von ſeinem Haupte abwenden. Derſelbe Mann ſoll ihm den Gedanken, ja die Grundzüge zu dem fulminanten Pamphlet gegen den König von Frankreich an die Hand gegeben haben. Janſen konnte um ſo eher darauf eingehen, als er ſich mit voller

Überzeugung gegen die französische Politik aussprechen mochte und auf jeden Fall dabei seine sonstigen Ansichten und Wünsche nur zu verschweigen, nicht zu verleugnen brauchte. Ein Anknüpfungspunkt war schon von außen gegeben. Leydecker glaubt sich verpflichtet, diese Geschichte näher zu erzählen, da zu seiner Zeit Louis XIV abermals besonders Holland durch seine Universalmonarchie bedrohte.

Ein lyoner Theologe hatte mit königlichem Privilegium eine Apologie des Bündnisses zwischen Frankreich und Schweden geschrieben. Er hatte darin bewiesen, wie das Erbe Karls des Großen von Erbrechts wegen den französischen Königen zugehöre, also das Land vom Ebro bis Weißrußland und Apulien. Dieses Recht geltend zu machen, sei die Absicht des gegenwärtigen Krieges, das Bündniß mit Schweden aber nur ein vorübergehendes Mittel, dieses Ziel zu erreichen. Das Ganze war eine krasse Ungeschicklichkeit, da es Frankreichs Vortheil war, zu behaupten, es wolle die Völker Europas vor einer spanisch-östreichischen Universalmonarchie beschützen, wie dies schon Franz I gegen Karl V gethan. Dergleichen Prahlereien nannten die Franzosen sonst spanischen Wind. Außer auf das salische Gesetz, auf den Titel des allerchristlichsten Königs berief sich die französische Staatsschrift auf die angestammte Wunderkraft der französischen Könige, Kröpfe durch Berührung zu heilen, und auf die vom Himmel gesandte Ölflasche. Jansen glaubte dergleichen in seinem Mars nicht blos durch Witz widerlegen zu müssen, sondern durch ähnliche wunderthätige Reliquien unter den Reichskleinodien anderer Nationen. Nach Sueton und Tacitus habe ja selbst der Heide Vespasian einen Blinden und andere Gebrechen geheilt. Es zeigte Jansen weiter die Laster der verschiedenen französischen Dynastien, auch wie der unnatürliche Tod mehrerer Könige nach einander auf göttliche Strafen deute, und daß das Bündniß mit einer ketzerischen Macht gegen die Verfechter der Kirche ein schweres Vergehen sei. — Wie die Kinder der Welt nicht selten die Kinder des göttlichen Reiches beschämen, so geschieht mancher Schritt der Versöhnung und Billigkeit, welche man von dem waltenden evangelischen Geiste hätte erwarten sollen, er geschieht zuerst von Seiten des Unglaubens, daher sich denn oft ein Theil der Gläubigen selbst gegen eine solche an sich gute Sache erhebt. Richelieu

hatte ſich auf dem Standpunkte eines großen Politikers über die ſich bekämpfenden kirchlichen Gegenſätze erhaben gefühlt; er brachte den Katholicismus alſo dem Proteſtantismus wenigſtens äußerlich näher und nahm dem Kampfe den Charakter eines Religionskrieges. Es iſt eine merkwürdige Thatſache, daß der Mann, welcher mehr als irgend ein anderer beide Kirchen ſich innerlich nahe gebracht hat, den Cardinal-Miniſter darüber ſo hart rügt, daß er daſſelbe auf eine blos äußerliche Weiſe gethan. — Der gewaltige Herrſchergeiſt Richelieus, welcher alle politiſchen und ſocialen Gewalten vor ſich gebeugt hatte, ſtieß ſich nur noch an die Schranken der katholiſchen Kirche. Haßte er den reformirten Glauben mit ſeinem demokratiſchen Element ſyſtematiſch, ſo konnte ihm nicht entgehen, wie die Reformation in Deutſchland und das Hochkirchenthum die Macht der Fürſten verdoppelt und der unbeſchränkten Gewalt nahe gebracht hatte. Daher iſt es wohl glaublich, daß er zuletzt, auf die Weigerung des Pabſtes, ihm die Legation zu übertragen, darauf ausging, eine Art von Patriarchat zu errichten und die gallikaniſche Kirche ſich vollends zu unterwerfen, wie es Louis XIV zum Theil gethan, natürlich unter dem Vorwande, ſie zu befreien. Die feilen Hofbiſchöfe hätten ihn wohl der Mühe überhoben, ſelbſt dabei hervorzutreten. Hierbei iſt nun abermals merkwürdig, daß während Jeſuiten ihm dazu ihre Dienſte anboten, ein Janſeniſt, Herſent, in ſeinem Optatus Gallus mit Feinheit und Kühnheit entgegentrat, daß man St. Cyran deshalb in Verdacht hatte, ihn, der doch das nationale Kirchenthum verfochten. Selbſt ſpäter boten die Janſeniſten dem gegen ſie ſo harten Heiligen Vater ihre Hülfe an, da er von Louis XIV mishandelt wurde.

Die Jeſuiten haben nachher großen Nutzen aus dem Mars Gallicus gezogen, den franzöſiſchen Hof gegen Janſens Lehre zu ſtimmen. Richelieu mußte ſich perſönlich dadurch verletzt fühlen; da er ſich nicht an dem Verfaſſer rächen konnte, ſo büßte vielleicht auch darum St. Cyran zu Vincennes. Es waren Janſens Vorwürfe allerdings ungerecht, ſofern auch Spanien mit den reformirten Unterthanen Frankreichs 1629 einen Vertrag geſchloſſen hatte, welcher freilich geheim war. Man ſagt, es ſei der Mars Richelieu zu Augen gekommen, und darum habe er, ſobald der Auguſtinus erſchienen, den Theologal Habert aufgefordert, dagegen

zu schreiben und zu predigen. Diese Schrift Jansens scheint einiges Aufsehen gemacht zu haben; nicht sehr glaublich ist, daß der spanische Gesandte in Rom für ihn sich um einen Cardinalshut beworben. — Aber nicht ohne Grund bringt man damit in Zusammenhang, daß er sofort zum Bisthum Ypers befördert wurde. Es war dieses eines der Bisthümer, deren Einführung in den Niederlanden so großes Misvergnügen erregt hatte. Er war der siebente auf diesem Stuhle. Die päbstliche Bestätigungsbulle erhielt er unentgeltlich, wegen „seiner großen Gelehrsamkeit und seiner Verdienste um Verfechtung der Kirche gegen die Ketzer". Im Jahre 1636, an seinem Geburtstage, dem 28. October, wurde er von seinem Gönner, dem Primas von Belgien, dem Erzbischof von Mecheln, consecrirt; am 30. November ward er, nach der scherzhaft bedeutsamen und traulichen Sitte der katholischen Kirche, der bischöflichen Kirche von Ypers angetraut. — Er wurde sich bei Antritt dieses neuen Amtes deutlicher bewußt, daß bei seinem Streite mit den Jesuiten außer dem Recht und dem Eifer für die reine Kirchenlehre noch etwas von seinem Professorenstand bestimmend mituntergelaufen war. So fühlte er sich in diesem Momente versöhnlich gestimmt und kam den Jesuiten auf halbem Wege entgegen, indem er ihnen für ihr Collegium in seiner bischöflichen Stadt allen billigen Schutz versprach. Er sprach diese seine Gesinnung auch gegen einen Schulgenossen aus, welchen die Jesuiten an ihn abgesandt hatten, ihn zu beglückwünschen, und gab demselben den Auftrag, sie den Jesuiten zu erklären. So erschien denn auch beim Fest- und Hochzeitmahle des 30. Novembers eine Abtheilung der in dieser Jesuitenanstalt studirenden Jugend. Einer der Jünglinge stellte die Kirche von Ypers dar, welche ihren Bischof liebt nach der Analogie der mystischen Liebe des Hohenliedes. Die Kirche also sendet zwei Gesandte an ihn ab, welche die Sinnbilder ihrer Augen sein sollten, die ihren Geliebten suchen. Beide trugen auf der Stirne die Inschrift: Oculi sunt in amore duces. Sie sprachen nun eine Lobrede in gereimten lateinischen Distichen, mit mancherlei witzigen und witzelnden Wortspielen: O decus! o pastor! tu Pollux, tu mihi Castor! — Die Kirche, Ypra genannt, singt nun ihrem Verlobten, mit Begleitung von Instrumenten, ein Hochzeitlied. Aber Worte genügen ihr bald nimmer, sie will ihm sich selbst und

alles das Ihrige widmen. Acht Jünglinge bringen ihm auf ihr Geheiß, in taktmäßiger Bewegung vorſchreitend, Augen und Hände, zum Zeichen, daß ſie ſeines Winkes gewärtig, ihm dienſtbar ſeien, und hängen es an einem Biſchofsſtabe auf. Es war der Verſe, der Anagramme, der Anſpielungen auf das Hohelied, der Amorbilder kein Ende. Jeder Gelehrte hatte damals ſeinen Wahlſpruch, ſein Loſungswort; Janſens Spruch war: Der Schild der Wahrheit wird Dich beſchützen. Auch darauf fanden ſich Anſpielungen, als allerlei Früchte aufgetragen wurden, bei deren Eröffnung ſinnbildliche Figuren herausfielen. In einer Citrone war eine Magnetnadel, mit der Inſchrift: Veritas, und mit den Worten:

Te duce per Scyllas curram, per saxa, favillas;
Nam quocunque vagor, te duce tutus agor.

(Wenn Du mich führſt, laufe ich durch Scyllen, über Felſen und lodernde Aſche; denn wohin ich auch ſchweife, ich gehe ſicher an Deiner Hand.)

Später machten die Jeſuiten aus Cornelius Jansenius das Anagramm: Calvini sensus in ore.

Über ſeine Amtsführung iſt uns nichts aufbehalten. Janſen ſoll in der letzten Zeit ſehr heiter geſtimmt geweſen ſein, nachdem er ſein ungeheures Werk vollendet hatte. Auguſtins ſämmtliche Werke hatte er zehnmal dazu geleſen; die gegen die Pelagianer dreißigmal. Auch glaubte er von dieſem Heiligen beſonders unterſtützt zu werden. Lancelot hat ihn in ſeinem, mit einer Schreibtafel verſehenen Lehnſtuhl geſehen, in welchem er oft einige Stunden der Nacht ſchlief, ſtatt zu Bette zu gehen. Er ſtarb am 6. Mai 1638 an einer Krankheit, Peſt genannt, ſeinen Freunden das Werk ſeines Lebens empfehlend. Es herrſchte damals keine anſteckende Krankheit in ſeinem Bisthum. Die Einen ſeiner Freunde laſſen ihn indeß durch Krankenbeſuch angeſteckt werden, Andere, indem er alte Papiere aus der Zeit der Peſt durchſah. Seine Gegner finden es ſehr bedeutſam, daß er, die Peſt der Kirche, an der Peſt geſtorben; nach ihnen wäre er in einer Sitzung des Domherrn-Capitels ſo in Jähzorn gerathen, daß er unpäßlich ſogleich hätte abtreten müſſen. Janſen war allerdings raſchen Aufwallungen ausgeſetzt; er verglich ſich daher ſelbſt mit dem Schwefel, der ſich ſchnell entzünde, aber auch ſofort keine Spur des Brandes zurücklaſſe. Jeſuitiſche Geſchicht-

schreiber lassen ihn nicht ganz ohne die Hoffnung sterben, daß ihm Gott habe Gnade widerfahren lassen, indem sie behaupten, er habe auf dem Todtenbette halb widerrufen, da er seine Arbeit dem Urtheil des römischen Stuhls unterstellt habe.

Seine Freunde ließen ihm, nachdem sein Werk erschienen, ein Grabmonument setzen:

Ut fulgur luxit et statim exstinctus est;
Sic humana omnia
etiam brevia cum longa sunt.
Funeri tamen suo superstes
Vivet in Augustino;
Arcanarum cogitationum ejus
Si quis unquam fidelissimus interpres.
Ingenium divinum, studium acre, vitam totam
huic operi arduo et pio dederat,
et cum eo finitus est.
Ecclesia in terris fructum capiet,
Ipse in coelis jam mercedem.
Sic vove et apprecare, lector.

(Er leuchtete wie ein Blitz und erlosch plötzlich; so sind alle menschlichen Dinge kurz, auch die langwierigen. Er aber wird überleben seine Leiche in dem Augustinus; er, der allertreuste Ausleger seiner geheimen Gedanken. Seinen göttlichen Geist, scharfen Fleiß, sein ganzes Leben hatte er diesem harten und frommen Werke gewidmet; so hat er auch mit ihm sein Ziel erreicht. Die Kirche auf Erden wird die Frucht davon nehmen, er jetzt schon im Himmel den Lohn. Dafür bringe Gelübde und Gebete, o Leser.)

Nachdem der päbstliche Stuhl Jansens Schrift verboten, verstand es sich von selbst, daß diese Grabschrift nicht mehr lange in der bischöflichen Kirche würde geduldet werden. Von Rom und Paris ergingen Aufforderungen an Jansens Nachfolger; La-Chaise soll sich besonders dafür interessirt haben. Trotz des Widerstandes, welchen der Antrag im Collegium der Domherren fand, ward der Stein bei Nacht weggenommen und in einen Winkel der Kirche gestellt. Die Gebeine blieben unangetastet. Der Bischof vollstreckte die Befehle, aber so schonend wie möglich. Leydecker aber ruft dem Todten zu: So hast Du denn noch nach Deinem Tode den verdienten Lohn für Deinen Gehorsam und Deine Verehrung gegen den römischen Stuhl, ja für Deine Heuchelei und Deinen Haß gegen den offenbaren reformirten Glauben, die gerechte Belohnung oder, soll ich sagen, Verdammung! — Während 1672 der bischöfliche Stuhl von Ypres

erledigt war, ließ der Domherr Maes auf Janſens Grab die Inſchrift ſetzen: Hier ruht C. Janſen, ſiebenter Biſchof von Ypres: dies genügt. Er wurde alt 53 Jahre. Wanderer, bitte Gott, daß er in Frieden ruhe. — Aber noch ehe ein Monat verging, mußte auch dies weggenommen werden; nur ein Kreuz und die Jahrzahl ſeines Todes blieben auf der Grabſtätte. Sechszig Jahre ſpäter verſchwand auch dieſes, als die ganze Kirche neu gepflaſtert wurde; nur Janſens Wappen war noch an einem Pfeiler zu ſehen.

St. Cyran haben wir ſeit längerer Zeit beinahe aus dem Geſichte verloren; wir erkennen ſeine Spur beinahe nur an den Wunden, welche er ſeinen Gegnern ſchlägt. Ungleich wichtiger, als ſein Streit mit dem guten Pater Garaſſe iſt ſein Aurelius, deſſen Name auch jetzt noch bekannt iſt. Bruchſtücke ſeiner früheren Briefe zeigen ein etwas unklares Weſen. Erſt dieſer Kampf für die Freiheit der katholiſchen Landeskirchen ſcheint ihn ſelbſt freier gemacht und gehoben zu haben. Es charakteriſirt ihn eine eigenthümliche Gabe, die Geiſter zu bannen, eine Magie der mächtigeren Seele über die ihr ſich nahenden Perſönlichkeiten. Balzac klagt, daß er ſeiner Umgebung die Freiheit der Überzeugung benehme, welche doch die Geſetze des Landes Jedem geſtatte. Allein noch mehr iſt er zu bewundern um der Gewalt willen, welche er über ſich ſelbſt übte. Die ascetiſchen Traditionen und Ordnungen ſind unſerem Geſchlechte zu fremd geworden, als daß wir uns wirklich in eine ſolche Lebensordnung hineinverſetzen könnten. Die verſchiedenen Zeiten des Tages führten ihm der Reihe nach, der Morgen die Auferſtehung Chriſti, der Abend ſeine Grablegung, die Ausgießung des Heiligen Geiſtes und beſonders die Stationen der Paſſion vor. Den Freitag, als Todestag Chriſti, hielt er ſehr hoch und beachtete es beſonders, daß er an dieſem Tage in das Gefängniß gebracht und wieder freigelaſſen wurde. Durch die kirchlichen Zeiten, den Namen und Charakter der Wochen erhielt das Leben ſtets einen beſtimmten Ton und Farbe; der Heilige des Tages wurde von ihm und den Seinigen mit den bedeutenderen Ereigniſſen gerne in eine Beziehung gebracht, wodurch dieſe oft eine beſondere Bedeutſamkeit gewannen, gleichſam eine thatſächliche, oft die Feinde bitter rügende Beredtſamkeit. — Ob er nun gleich die Sitte Derer tadelte,

welche mehrere Gebete auf einmal abzumachen pflegten, da ja das Gebet keine Last, sondern eine Freude sei, so herrschte doch kein peinliches Passen auf Stunde und Minute in seinem Wesen und seiner Umgebung. Einer seiner Beichtbefohlenen, früher Soldat, bat ihn, er möchte ihn beten lehren. St. Cyran legte ihm die Hände zusammen und sagte, nun solle er Gottes Geist wirken lassen. Menschliche Anstrengungen, glaubte er, thun wenig dazu, sondern verwirren oft nur. Während die anderen Eiferer oft durch die angestrengte Gewalt der Stimme Bekehrungen erzwingen wollten, glaubte er, das habe Alles bei Gott seine Stunde. Man habe nur die Hemmungen aus dem Wege zu räumen. Als die ihn am meisten charakterisirende Eigenschaft nennt Lancelot das Gesammeltsein in Gott, das innerliche, wortlose Gebet, dessen Faden er nicht leicht verlor. Gott nähre seine Auserwählten durch dreierlei Brot, sagte er: durch seinen Leib im Abendmahl, durch sein Wort in der Schrift, durch seinen Geist, welchen er in den wahrhaft Gläubigen wohnen läßt. So glaubte er denn, daß einfach fromme Leute mehr von dem Kern der Mysterien wissen, als Manche, welche Visionen haben. Über letztere sprach er nicht gerne und brach meist kurz ab, wenn man ihn darauf zu sprechen bringen wollte. Er hielt sich an das Wort von St. Therese: es sei in solchen Fällen schwer, Eine Wahrheit von hundert Lügen zu unterscheiden. — Einige erwarteten, Gott werde für die augustinische Lehre durch Wunder zeugen; St. Cyran aber antwortete: Solche außerordentliche Wege sind eigentlich nur im Anfange der Dinge nöthig, welche Gott erst gründen will; unsere Lehre aber ist nur dasselbe, was Gott schon in alten Zeiten festgestellt hat; es kommen ihr also noch alle Wunder zu gute, welche um ihrer ersten Offenbarung willen geschehen sind. Überhaupt hat Gott den Vätern, welche er zu Vertheidigern der Wahrheit gemacht hat, die Wunder nicht als ihren Theil gegeben; denn die Wahrheit hält sich schon durch sich selbst, wenn sie sich stützt auf Schrift und Tradition. Wir finden auch nicht, daß Augustin viele Wunder gethan hätte. Johannes, der Vorläufer des, der die Wahrheit selbst ist, hat keine Wunder gethan (Joh. 10, 41.), da er der schon durch sich selbst hinreichend beglaubigten Wahrheit das Siegel aufdrücken sollte. Die Wunder sind eigentlich der Theil, den die Mönche in der Kirche

erhalten haben. Daher sehen wir, daß unter den Männern der bischöflichen Ordnung diejenigen am meisten Wunder gethan haben, welche damit das Mönchsleben verbanden. Die Anderen haben eine andere Gabe, die des Wortes, welche vielleicht nicht geringer ist als die der Ersteren, wenn ihnen Gott die Gnade giebt, sie recht zu üben. — Wenn wir noch in Betracht ziehen, wie St. Cyran sonst die bischöfliche Ordnung als die wesentlichere hervorhebt, so wird man auch seine verschwiegene Ansicht darüber zuversichtlich vollends ermitteln können.

Das erbauliche Wort war ihm nicht menschliches Machwerk, noch bloßes Überquellen frommer Gefühle, sondern wesentlich göttliches Wort. Daher war es ihm auch stets ein durchaus Objectives; wenn er es auch selbst ausgesprochen, beugte er sich doch davor, als vor einem Fremden, lobte seine Fülle, oder vielmehr er lobte Gott um des Reichthums und der Kraft willen, welche er hineingelegt. Gleichermaßen betrachtete er auch das Gute in seinem Wandel als Gottes Werk, also, daß er Andere selbst ermunterte, ihm darin nachzufolgen. Er glaubte, dergleichen Segnungen mittheilen zu müssen, wie er sie empfangen. — All diese Gewalt über sich und Andere, diese innere Sammlung und dieses Überströmen, diese besonnene Klarheit und diese Wärme hatten bei ihm ihren Hauptgrund in dem vertrauten Umgang mit der Heiligen Schrift. Es wird von Vielen bezeugt, daß dieselbe, selbst von geistlichen Personen, zu Anfang des Jahrhunderts selten gelesen worden; aber auch nicht Wenige bekennen, er sei es, welcher sie zum Fleiß darin angeleitet habe; und wenn das Bibellesen für Viele eine Sitte geworden, so habe er den ersten Anstoß dazu gegeben.

Angelica fiel an ihm besonders auf, daß er Ausflüchte und halbe Wahrheiten mit den Worten abzulehnen pflegte: ich würde mich vor Gott zerbrechen, wenn ich dies sagen oder thun würde. Sie fand darin ein Zeugniß, wie unmittelbar und unwandelbar die Heiligkeit Gottes vor seinem Geiste gestanden.

Zweites Kapitel.

Janſenius und St. Cyrans Werke.

Janſens Auguſtinus.

Nichts iſt ſo geeignet, unſere Zuverſicht, wie wir es in der Geſchichte doch endlich ſo weit gebracht, zu ſtören, als die Betrachtung der ſelbſt bei den beſten Schriftſtellern herrſchenden Unkenntniß in gar manchen der geleſenſten und einflußreichſten Werke des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts. Die Schrift von Anton Eskobar y Mendoza, worin er die Ausſprüche von 24 jeſuitiſchen Moraliſten zuſammenfaßte, von Männern „denen das Lamm Gottes ſonder Zweifel Aufſchlüſſe gemacht", dieſe Schrift hatte ſchon am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, als Perrault deſſen ausgezeichnete Männer und ihre Biographien zuſammenfaßte, 35, ſage fünf und dreißig Auflagen erlebt. Im Verhältniß geſchah es mit den Schriften, beſonders der Plejade, des Siebengeſtirns am jeſuitiſchen Himmel, namentlich mit Sanchez, Suarez, Eskobar, Molina und Le-Moine. Von dem in dieſer Literatur aufgehäuften Stoffe findet man hin und wieder gar Manches beigebracht, allein es fehlt uns die aus der Kenntniß des Einzelnen hindurchbrechende Überſicht, die Wiſſenſchaft des Ganzen im Einzelnen und des Einzelnen im Ganzen [1]); wir fürchten, daß vorerſt der Schlüſſel dazu verloren oder verlegt ſei. Das Meiſte darüber wiſſen wir ja doch nur aus den Gegnern, aus den Widerlegungen. Auch die vorzüglicheren unter den neueren franzöſiſchen Geſchichtſchreibern ſprechen mit einer Leichtigkeit und Zuverſicht darüber, als von einer Sache, welche ſie früher wohl ſtudirt, nun aber bei Seite gelegt hätten. Wir bezweifeln aber, ob ſie in dieſem Stücke viel zu vergeſſen hatten. Dafür hat ſich eine Anzahl von Citaten fortgepflanzt (per manus traditum), welche einen ſcharfſinnigen Kenner der Literatur einladen könnte, eine Geſchichte dieſer Citate zu

1) Stäudlin gehört zu Denjenigen, welche, ſo viel uns bekannt iſt, am meiſten Stoff dazu vorräthig hatten, ob ihm dieſer gleich zum Theil aus den Anmerkungen Wendroks zu Pascal zugewachſen zu ſein ſcheint.

ſchreiben, was vielleicht nicht ohne Intereſſe wäre. Wir ſelbſt ſahen uns genöthigt, beſonders für das jeſuitiſche Syſtem, uns zum Theil in die Reihen dieſer Erben zu ſtellen; wir haben nur für das einzuſtehen, was unmittelbar zu unſerem Gegenſtande gehört. Eine ſolche Ergründung macht ſich nicht nur im Vorbeiſtreifen; es iſt eine Arbeit würdig der vereinten Anſtrengung Mehrerer. Denn dieſe Literatur, obgleich durch ihre Sprache zunächſt nur für den gelehrten Stand zugänglich, übte durch Seelſorge, Predigt, Beichtſtuhl, im alltäglichſten Verkehr des Lebens, in den Rathſchlägen der Großen und auf die Entſchlüſſe des Niederſten im Volke den größten, regelnden und anregenden, bindenden und löſenden Einfluß aus. Ein eigenthümliches Moment des Einfluſſes dieſer Folianten-Literatur liegt ſchon in ihrem Format. In einen Folianten lieſt man ſich ſchwer hinein; hat man ſich aber einmal gleichſam feſtgeleſen, ſo iſt man wie an ſeine Lehre gebannt. Wie die Taſchenausgaben-Fluth unſerer Zeit ſtäte, aber nicht leicht ſtarke Bewegung hervorbringt, aufklärt, aber die Charaktereigenthümlichkeit verſchwemmt und den Willen entnervt, ſo wurde eine gewiſſe ſtarre Einſeitigkeit, unbiegſamer Disputationsgeiſt, aber auch eine achtbare Feſtigkeit ſchon durch die Foliantenliteratur als ſolche genährt. Peter, der große Ruſſe, wußte recht wohl, daß die Länge oder Kürze der Röcke und Bärte nicht gleichgültig ſei. Damit ſtimmt überein die ſyſtematiſche, techniſche Sprache, die unumgängliche Kenntniß der Definitionen von vielen in eigenem Sinne gebrauchten Begriffen, um deren willen man ſich eben ſo ſchwer hinein- als herausfinden mochte. Gilt dieſes ſchon von der ſkeptiſch-dogmatiſchen Literatur der Jeſuiten, ſo iſt es in noch höherem Maaſe bei der dem geſunden Menſchenverſtande ſo anſtößigen Prädeſtinationslehre der Fall. Hat jene die Neigungen des Menſchen, die Regeln oder vielmehr die Gewohnheiten, darnach die Welt handelt, zum Bundesgenoſſen, ſo kann dieſe nur durch Umſturz alles deſſen über den Menſchen ſeine Macht begründen. Da ihm dadurch Alles eine andere Bedeutung gewinnt, ja eine entgegengeſetzte, ſo wird dieſe ſtrenge, herbe Doctrin Wenige ſich unterwerfen; wie denn ja auch die Auserwählten die Wenigeren ſind; aber dieſe einmal von ihr Ergriffenen ſind auch mit unzerbrechlichen Banden an ſie gebunden (wie die Auserwählten unmöglich das ihnen geſetzte Ziel verfehlen

können). In dieses Mysterium aber und in sein ernstes Wort, welches des Menschen Sinn und Herz also von Grund aus umwandelt, daß er durchaus ein Anderer wird, soll uns der Meister selbst einführen. Nehmen wir das Buch selbst zur Hand, das Vermächtniß des sterbenden Bischofs, die Frucht eines mühseligen Lebens, eines ehernen Fleißes, das Werk, von Vielen genannt, von Wenigeren gekannt. Es ist dieses uns unumgänglich nothwendig für die ganze folgende Geschichte, auf daß wir nicht die leere Luft streichen. Aus diesem Stamme wuchsen, großentheils unmittelbar, Erscheinungen, Werke hervor, welche zu den bedeutendsten des Jahrhunderts zu zählen sind, und, was noch mehr ist, eine Bewegung der Geister, ein Kampf, der durch bald zwei Jahrhunderte hinunter fortgefochten, obgleich jetzt die eine Partei gleichsam nicht mehr sichtbar ist, noch nicht als beigelegt betrachtet werden darf. Wir werden uns aber wiederholt darauf zurückgeführt sehen, wie z. B. die berühmte Schrift Dr. Arnaulds über die häufige Communion gerade nur die Ausführung und Durchfechtung eines Kapitels in unserem Buche war. Auch ist die Sprache des Buches ungemein einfach, klar und verständlich, in einem siegreichen Kampfe mit der öfteren Dunkelheit des Gedankens; wie denn die wirksamsten Bücher immer die waren, welche tiefe Gedanken in klarer oder durch vielfache Darstellungen nach dem rechten Ausdruck ringender Sprache aufstellten, nicht die durch vornehme Orakelsprache die Alltäglichkeit des Gehaltes verbergenden, den Leser äffenden. Nur dem Pöbel mochte der Pythia abgebrochenes Stöhnen frommen Glauben abgewinnen, die Dunkelheit der Rede nur der großen Menge, die wirklich darein gelegte Weisheit den Weisen, den Lenkern der Staaten und den Jahrhunderten.

Ist der Inhalt dieses Werkes bedeutend, die Sprache klar, nicht selten schön und gewaltig, so darf uns auch die Masse des Inhalts nicht zu sehr erschrecken. — Der Titel der vor uns liegenden Ausgabe lautet: Cornelii Jansenii, episcopi Iprensis Augustinus seu doctrina sancti Augustini de humanae naturae sanitate, aegritudine, medicina adversus Pelagianos et Masilienses, tribus tomis comprehensa. Accessit huic editioni tractatus F. Florentii

Conrii archiepiscopi Thuamensis de statu parvulorum sine baptismo decedentium juxta sensum B. Augustini. Rothomagi sumptibus Joannis Berthelin 1643. Cum approbatione. — Die letztgenannte Abhandlung von Conrius fällt für uns weg. Daß auch die unmündigen Kinder in die Prädeſtination mit eingeſchloſſen ſind, ſteht für Janſen feſt. Den Auserwählten ſchenkt Gott Taufe und das Leben bis dahin. Der Beweis für die durchaus freie Gnadenwahl Gottes unter den Erwachſenen wird von ihm namentlich auch auf die ſcheinbar noch anſtößigere, aber unbeſtreitbar feſtſtehende, freie Gnadenwahl und Verwerfung der Kinder gegründet. Suchten vielleicht die Freunde von Janſenius durch Einſchaltung obiger Abhandlung eines Anderen den hier beſonders ſchweren Vorwurf der Härte von ſich abzuwehren? Wir glauben es kaum.

Aber, fragen wir, und Janſen fragt mit uns: zu was ſollte es denn frommen, dieſe alten Ketzereien wieder auszugraben? — Um einen Lehrer, eine Schule der Irrlehre zu überführen, ſucht man innerhalb der proteſtantiſchen Kirche zu beweiſen, daß ſie wider die Schrift laufen und damit in Irrthum und in ihr Gericht fallen; innerhalb der katholiſchen Kirche aber wird man ſich befleißigen, nachzuweiſen, daß die in Frage ſtehende Lehre ſchon einmal von der Kirche als Irrlehre verdammt worden iſt. Es liegt dabei die ſtillſchweigende Vorausſetzung zu Grunde, daß, wie der Glaube der Kirche unwandelbar beſteht, auch die Häreſie, bei aller Unordnung und Subjectivität, etwas ſich gleich Bleibendes habe, daher auch von ihr gelte, daß nichts Neues unter der Sonne geſchehe. So hat man denn ja auch in unſeren Tagen ihre Regungen und Symptome nach feſtſtehenden Geſetzen ihrer Entſtehung zu ordnen geſucht, wie man nicht blos die Sonnenſyſteme und ihre Bewegung berechnet, ſondern auch die Geſetze, nach welchen der unſtäte Irrſtern durch die Räume des Himmels fliegt. Janſenius ſagt [1]): Da die Kenntniß der Häreſien ihre Widerlegung iſt, wie ſchon St. Hieronymus ſehr wahr geſagt hat, haben wir den ganzen ſemipelagianiſchen Irrthum, wie er von maſſiliſchen Presbytern behauptet worden iſt, Glied für Glied, gleichſam anatomiſch, zugeſchnitten, vor den Augen

1) Tom. III, Pag. 444.

der Leser auseinander gesetzt. Auch haben wir schwerere Abschnitte, aus welchen das Gewebe der Nerven, der Venen und übrigen Glieder zusammengesetzt ist, woraus der Lebenssaft in den ganzen Körper ausströmt, besonders entwickelt, so daß ein verständiger Leser daraus weiter schließen mag, was von den einzelnen Lehren zu halten sei. Es möchte uns aber daraus noch der andere Vortheil erwachsen, daß wir über einige verwandte Ansichten des Jahrhunderts ein um so sichereres Urtheil werden fällen können. Es pflegt ja auch für die Ärzte die Kenntniß älterer Krankheiten nicht nur darum nützlich zu sein, weil sie dadurch mit dem Wesen alter Verhältnisse vertraut werden, sondern auch weil sie durch eine Reihe ähnlicher und unähnlicher Symptome, welche auch in unseren Tagen sich an den Körpern offenbaren, zu einer zuverlässigen Kenntniß ihrer Gesundheit und Krankheit und der anzuwendenden und der nicht anzuwendenden Heilmittel gelangen können. Der Leser möge aber die Massilienser also fürchten lernen, daß er nie unter dem Schein einer subtileren Lehre, auf Umwegen dahin zurückkehre, von wannen er ausgegangen. — Es hatte aber diese kritische, dogmengeschichtliche Arbeit Jansens noch dadurch eine besondere Bedeutung, daß die Jesuiten den Semipelagianismus pelagianischer darstellten, als billig war, um ihren eigenen Semipelagianismus zu verbergen, wie später die Jansenisten die Lehre der Reformirten verstellten, um die augustinische und die ihrige doch noch davon zu unterscheiden. Jansen vergleicht nun durch parallele Stellen die Doctrinen der Massilienser und der Jesuiten, mit dem Vorsatz, nie zu vergessen, daß diese mit ihm Söhne Einer Mutter, der Kirche, sind. Auch macht er darauf aufmerksam, daß nicht alle Jesuiten ohne Unterschied die semipelagianische Lehre aufgestellt, Suarez namentlich einen vermittelnden Weg einschlug, wobei sie aber stets mit den Irrlehren ihrer Genossen sehr glimpflich verfuhren, die bessere Lehre nur gleichsam neben die schlechtere stellten, auch hierin Dogmatismus und Probabilismus, starres Halten an alten Formen mit wesentlichen Veränderungen der Grundlehren verbindend, oft des wahren Ernstes und Eifers für die Eine Wahrheit ermangelnd.

Schlagen wir nun den Anfang des zweiten Bandes auf, und zwar zunächst De ratione et auctoritate in rebus theologicis liber prooemialis. In quo limites humanae ra-

tionis in rebus theologicis indagantur et auctoritas Sti Augustini in tradendo mysterio praedestinationis et gratiae declaratur.

Wir werden von nun an der Hauptſache nach dem Gedankengang und den Eintheilungen, der Anordnung von Janſenius folgen. Auch kann es uns nur angenehm ſein, wenn die Monotonie des theologiſchen Syſtems durch eingeflochtene anderweitige Fragen unterbrochen und belebt wird, welche ohnedies der Nichttheologe als Oaſen begrüßen dürfte. Die ganze ſyſtematiſche Structur glauben wir aber dabei gewiſſenhaft beibehalten zu müſſen, um ſo mehr, da wir uns überzeugt haben, daß dieſe mit dem Syſteme ganz weſentlich zuſammenhängt, als aus ihm hervorgegangen; beide bedingen ſich gegenſeitig, wie die Seele und die Glieder des Leibes. Jeder Organismus aber iſt zu ehren, nur Unorganiſches darf zerbrochen und durcheinander geworfen werden.

Der Trieb, das Leben, die Einheit des Organismus zu erhalten, ſagt Janſenius, iſt allen Thieren, den zahmſten und den reißenden, wie ins Mark gelegt; ſie vertheidigen es mit Zähnen, Hufen, Klauen und Schnäbeln, oder wenigſtens, wie der ſchwache Vogel zwiſchen den Krallen des Raubvogels, durch den Angſtſchrei; das ſchüchterne Hündchen ſetzt ſich wider den Löwen zur Wehr; durch Feuer und Waſſer ſtürzen ſie ſich, nur ihr Leben zu retten. Aber mit welcher Sorge, mit welchem Ungeſtüm, mit welcher Anſtrengung der Seele und der Nerven, mit welchem Überſtrömen von Seufzern, Klagen und Thränen wird der wahrhaft chriſtliche Menſch ringen müſſen, wenn jenes Leben in Gefahr ſteht, welches er mit den übrigen Geſchöpfen in dieſem trüben Gefängniß (des Leibes) elendiglich, in Erwartung des Todes verlebt, ſondern jenes wahre, ewige Leben, welches ihn von allem Jammer und Tode erlöſt. Das Leben unſerer Seele aber iſt Gott und Chriſtus, der für uns in die Welt gekommen und geſtorben iſt; durch die Gnade lebt er in uns. Jeder aber, der uns dieſen Chriſtus nehmen will, uns ſtatt des Erlöſers nur ein Phantaſiegebilde oder einen bloßen Menſchen oder eine Miſchung [1])

1) Indem z. B. das Göttliche in Chriſto ſtatt des menſchlichen Geiſtes geſetzt wird.

(temperatura quaedam confusa) von Gott und Menschen [1]) unterschieben will, immer sucht ein solcher männiglich (pro suo quisque marte) uns das Leben zu rauben. Aber nie wurde eine feindseligere Verschwörung zu seinem Untergang gemacht, als von Denjenigen, welche dem verdorbenen und verdammten Menschen so große Kräfte beilegten, daß er durch die Macht des freien Willens entweder an Gott glauben oder sich vom Bösen abwenden und Gutes thun könnte, ohne daß Gott dazu zum Wollen und zum Vollbringen seine Gnade geben müßte. Denn ihre Absicht war die Ursache, um welcher willen der Sohn Gottes vom Himmel herabgestiegen, aus dem Glauben und dem Herzen der Christen mit der Wurzel auszureißen und so der göttlichen Gnade, durch welche wir der Ewigkeit leben werden und jetzt schon leben, von Grund aus die letzten Fibern abzuschneiden. Denn sowie die Nothwendigkeit oder Wahrheit der göttlichen Hülfe aufgehoben wird, so ist Christus umsonst gestorben, er wird umsonst unser Heiland genannt, der Mensch selbst genügt sich ja zu seinem Heile.

Wohl ist über Gottes heilende Gnade (gratia medicinalis, das ist nach Jansenius der wesentlichste Begriff von der wahren Gnade, aus dessen Miskennung die Irrthümer entstehen) viel geschrieben, viel gestritten worden. Allein dieser unauslöschliche Streit selbst verbürgt uns die Wichtigkeit dieser Lehre. Es gehört aber zu unserem Glauben, daß wir von der Möglichkeit einer Entscheidung, von der Möglichkeit der Ausscheidung der Wahrheit überzeugt seien. Ein gedoppeltes Interesse, die Liebe zur Wahrheit und die Theilnahme am Heil so Vieler, bewegt uns, dieser Arbeit uns zu unterwinden. Die Kirche in ihren Gebeten bezeugt die Wahrheit und die Möglichkeit, sie zu ermitteln, und wir dürfen hoffen, Gott werde unsere Mühe und unser Gebet segnen und uns erleuchten; wie ja auch Augustin durch Offenbarung (revelatione) von seinem Irrthum geheit wurde und, ohne vorher Theologie studirt zu haben, die schwersten Fragen derselben löste [2]).

1) Vergleiche damit die eigentlich mangelhafte Eintheilung der Ketzereien bei Schleiermacher. Jansenius kennt wohl den Zusammenhang zwischen Pelagianismus und Nazaräismus.

2) Tom. III, Pag. 255.

Steht denn nun alſo das Ziel feſt, iſt es erreichbar, ſo muß die Schuld an Denen liegen, welche davon abirren, und an den falſchen Wegen, welche ſie einſchlagen. Dem iſt auch in Wirklichkeit alſo; was ſo Viele auf Irrwege bringt, liegt am Tage. Man hält beinahe allgemein nur Diejenigen für befähigt und berufen, im Gebiete der Theologie aufzutreten, welche zuvor einen guten Theil ihres Lebens in dialektiſchen und metaphyſiſchen Speculationen ſich umgetrieben haben. Es kann dieſe Sitte allerdings ihren Nutzen haben, indem der Geiſt durch die Schwierigkeiten und die Arbeit geübt und geregelt werden mag. Allein indem darauf unverhältnißmäßig viel Zeit verwandt wird, bleibt den Meiſten nur wenige übrig, die Schrift und die Väter zu ſtudiren; daher ſie denn, ſobald ſich eine Schwierigkeit erhebt, ſchon aus Gewohnheit, nur gleich zu dem ſcholaſtiſchen Rüſthauſe ihre Zuflucht nehmen, durch ſolche Handgriffe alle Myſterien aufzulöſen. Dieſe Philoſophie iſt es, welche die „menſchliche Freiheit" als eine durch nichts gebundene, als „Willkür" aufgefaßt und eingeführt hat, indem man behauptet, daß durch jeden anderen Begriff von Freiheit alles Verdienſt, alle Zurechnungsfähigkeit aufgehoben würde [1]). Die Tugenden, der Glaube, die Liebe, die Hoffnung aus blos menſchlichen Kräften ſind für ſolche Leute durchaus nur philoſophiſchen Urſprungs. Daher kommt es, daß die wahre, freie Prädeſtination Gottes aufgegeben worden iſt. Leute, in den Grundſätzen von Ariſtoteles unterrichtet, disputiren mit aller Zuverſicht, als wären ſie die Meiſter über theologiſche Gegenſtände, oft über die dunkelſten Geheimniſſe; da ſie aber in ihren Schulen mit Hülfe der Dialektik ohne große Schwierigkeit alles Mögliche gegen Jeden vertheidigen, ſo geſchieht es wohl, daß ſie das, was ſie im Anfang nur ſchüchtern zu vertheidigen wagten, bald entweder für wahr halten oder gar als ausgemachte Wahrheit ihren Schülern mittheilen, indem ihnen die Kühnheit den Sieg, der Sieg die Zuverſicht giebt. Ohne eine große Demuth iſt Jeder in großer Verſuchung, die einmal von ihm aufgeſtellte Behauptung, welche durch Vertheidigung zu der unſrigen geworden iſt, als Wahrheit gegen Jeden zu behaupten.

Begegnen wir auch bei Janſen einigemal der Behauptung,

1) Tom. II, Pag. 3.

Origenes habe besonders den Samen der mannigfaltigsten Häresie ausgestreut, und zwar um so mehr, als sein Geistesreichthum die Väter der griechischen Kirche blendete, so ist doch die stehende Klage, daß die heidnischen Philosophen die Erzväter der Häresie seien. Der Stoicismus mit seinem Stolze, Epikur und seine sinnlich-lüsternen und weichlichen Schüler, Zeno, ganz besonders aber Aristoteles, sind die Urheber namentlich des Pelagianismus, darum weil sie der Lehre von dem der menschlichen Natur jetzt anhaftenden Verderben fremd oder vielmehr feindselig sind. Ihre Auctorität hat in der Kirche die Auctorität der Kirche selbst, der Concilien, der Schrift, der Väter verdunkelt und verdrängt. Den Lehrern der Gottesgelahrtheit haben die Ohren gejuckt nach den Aussprüchen der Weltweisen, während sie das wahre Orakel gering achteten. (Valde praeposterum mihi visum est, ex Aristotelis vel commentatorum ejus principiis, quae de concursu primae causae, de indifferentia voluntatis liberae et ejus in actum secundum extractione et determinatione, de habituum naturis, de potestate voluntatis in affectus animorum et similibus, vel insinuarunt, vel tradiderunt, ad istam litem dirimendam tanta pugnacitate contendere.) [1] — Wie verschieden aber Philosophie und Theologie von einander sind, erhellt besonders daraus, daß sie auf ganz verschiedenen Geisteskräften, gleichsam verschiedenen Sinnen, beruhen, jene auf den intellectuellen Vermögen, diese auf Gehör und Gedächtniß, welche die göttliche Offenbarung aufbewahren. Denn ihr Element ist ja eigentlich nicht die Demonstration, sondern die Tradition, aus unmittelbarer, mündlicher Überlieferung. Wie wesentlich dieses ist, erhellt besonders daraus, daß Christus weder etwas Schriftliches hinterlassen hat, noch seinen Jüngern in dieser Beziehung einen ausdrücklichen Auftrag gegeben. Auch haben diese das Schreiben gar nicht für ihren Beruf (officii scopum) angesehen; nicht in Schriften, sondern in die Herzen ihrer Schüler wollten sie durch urmittelbare Mittheilung die Wahrheit niederlegen. Nur wo diese ihnen unmöglich wurde, bedienten

1) Tom. II, Pag. 10. b. E. Jede dieser Folioseiten zerfällt in zwei Colonnen, deren erste wir durch a, die zweite durch b anzeigen; A. B. C. D. E sind die im Buche zwischen beiden Colonnen, zum Behuf der Citation, gesetzten Buchstaben.

ſie ſich des Surrogats, der Schrift. Es war zugleich Herablaſſung zu menſchlicher Schwachheit, da es ja auch um dieſer willen in anderen Angelegenheiten zur vollſtändigen Gewißheit gehört, daß man etwas Schriftliches habe. Es gehört zu dem unterſcheidenden Charakter des neuen Bundes und Geſetzes, daß es keineswegs nothwendig in ſteinerne Tafeln brauchte eingetragen zu werden. — Janſenius tritt nicht leicht der proteſtantiſchen Lehre ſo entſchieden entgegen, wie hier; freilich hat auch die neuere proteſtantiſche Theologie ſiegreich behauptet, daß nicht der Buchſtabe, ſondern der in die Gemeinde ausgegoſſene Geiſt das Urſprüngliche iſt, was die proteſtantiſch-orthodoxe Scholaſtik freilich ziemlich vergeſſen zu haben ſchien. Zugleich lernen wir hier, daß die Hochhaltung der lebendigen Tradition ſich mit dem Ernſt und der inneren Solidität der Lehre recht wohl vertragen kann. Die Schrift, die Concilien und die Väter ſind ihm die Zeugniſſe, worin die Wahrheit niedergelegt iſt, die Quellen der wahren, oder was gleichbedeutend iſt, der kirchlichen Theologie. Freilich iſt hinwiederum nicht zu verkennen, daß das Schwankende, das innerlich Unſichere und zum Theil Unwahre in der Stellung der Janſeniſten, beſonders der Kirche gegenüber, großentheils ſeinen Grund hatte in dieſem vielköpfigen, ſich oft ſelbſt widerſprechenden Erkenntniß- und Wahrheitsprincip. Unter den Vätern und über ſie aber ragt Auguſtin allerdings bei weitem hervor. —

Die katholiſche Kirche iſt dadurch die katholiſche, die allgemeine Mutter geworden, daß ſie beſonders während der erſten Jahrhunderte, ſeit der römiſche Erdkreis chriſtlich geworden, alles wahrhaft aus dem chriſtlichen Geiſte Hervorgegangene, oder davon Ergriffene, wenn es ſich oft auch widerſprach, anzuerkennen, in ſich ſelbſt aufzunehmen wußte. Es gelang ihr, durch dieſen chriſtlichen Sinn und Takt geleitet, hinwiederum einen ſchönen Theil des chriſtlichen Erdkreiſes römiſch zu machen, beſonders die altrömiſchen Provinzen, während der Welttheil, welchem Alexanders Eroberung ſein Siegel aufgedrückt, das griechiſche Morgenland, in deſſen Sprache urſprünglich die Heilige Schrift geſchrieben war, ſchon darum durch das evangeliſche Wort anders angeregt werden mußte. Beide Hälften der alten Welt waren gleichſam durch die allmächtige Hand Gottes für eine Zeit, wie gegen ihre Natur, zuſammengehalten worden, wie auch der Sturm Pflanzen zur

Befruchtung sich annähert. Sobald dieses erfüllt war, rissen sie sich wieder um so unwiderstehlicher von einander los, je mehr ihnen durch die Vereinigung Zwang angethan worden war. Die Elemente, der Boden, auf welchen derselbe Samen fiel, waren sehr verschieden; das römisch-gesetzliche Abendland, dem Geiste Petri mehr verwandt, ging ein Jahrtausend seinen Weg, bis der einseitigen Entwicklung dieser Persönlichkeit der Geist Gottes in der Gestalt des paulinischen Christenthums entgegentrat, Alles in das rechte Maas zu setzen und durch den Gegensatz, welcher einer Versöhnung entgegenharrt, ein Gleichgewicht herzustellen. Das ist die im kirchlichen Sinne welthistorische Bedeutung des Protestantismus und des Jansenismus. In Letzterem, ob er gleich vom Katholicismus nach einigem Schwanken niedergetreten wurde, ist der paulinische Geist der katholischen Kirche doch schon näher getreten; es stellt sich uns diese Erscheinung als eine Entwicklung dar, wodurch die Versöhnung der sowohl im Katholicismus, als in dem Protestantismus niedergelegten Wahrheit mit sich selbst angebahnt wird. Das Verhältniß des paulinischen Geistes zur katholischen Kirche, welches bald, besonders durch die Schuld der Jesuiten, der Inquisition, weltlicher Despoten und der Kurie, durch Herbheit von Seiten der Protestanten, ein blos äußeres, mechanisch, also feindselig sich berührendes wurde, dieses Verhältniß fängt im Jansenismus schon an, ein inneres, ein dynamisch durchdringendes zu werden. Denn wir rühmen uns wohl die Wahrheit zu haben, aber noch nicht die ganze Wahrheit und Fülle der göttlichen Segnungen über seine Kirche; es ist noch Stückwerk. Der Geist Gottes aber in seiner Gemeinde kann nicht rasten, so lange Christus also zertheilt ist, bis daß die zerstreuten Glieder eins ins andere gefügt, an dem Einen Haupte leben und wachsen in Einem Glauben zum vollkommenen Mannesalter Christi. Indeß kann es uns nicht verborgen sein, wie schon im starrsten Gegensatz die Ähnlichkeit und Annäherung liegt. So ist die reformirte Kirche von der paulinischen Bewegung am weitesten fortgetrieben worden, aber sie trägt vermöge ihrer Gesetzlichkeit, ihres starken Kirchenregimentes, in dem großen Gewicht, welches sie auf das liturgische Element legt, der römischen Kirche sehr verwandte Eigenthümlichkeiten in ihrem Schooße. Selbst die Übertreibungen der ihr charakteristischen Tendenzen, die den Staat verachtenden

Anmaßungen des ſouverainen chriſtlichen Volkes (wie unter Knors Nachfolgern), erinnern an Gregor VII und Innocenz III. So liegt innerhalb der vom Geiſt Chriſti geleiteten Weltordnung die Verſöhnung in jeder Trennung, in jeder Übertreibung verborgen. Die reformirte Kirche iſt uns in ihren genferiſchen und ſüdfranzöſiſchen Anfängen zugleich ein Beweis, daß die heilende Kraft der in der Reformation durchbrechenden Wahrheit nicht an Einen Stamm, etwa an den deutſchen, gebunden war, daß der Geiſt nicht gebunden ſein will, ſondern wehet wo er will. Andererſeits iſt von uns früher ſchon das Problem geſtellt worden, daß das nordöſtliche Frankreich und Belgien zwar vorherrſchend germaniſchen Stammes iſt, die Reformation aber hier ſich dennoch nicht feſtſetzen konnte, ſelbſt weniger als in dem ungleich mehr romaniſirten Südfrankreich. Dafür iſt eben von jenen Gegenden der Janſenismus ausgegangen und hat ſich darin einige ſeiner Hauptſitze erkoren.

Das Abendland, römiſch, lateiniſch von Alters her, ſah ſich in den Zeiten der Unwiſſenheit an die Tradition gewieſen, die Schrift ſelbſt war durch die Vulgata zu einer halben Tradition geworden. Hier tritt uns nun die Bedeutung der wiedererweckten claſſiſchen Studien und ihr Zuſammenhang mit der Schrifterkenntniß, mit der Reformation entgegen. In dieſem Punkte nun ſteht der Janſenismus, allerdings mehr ſeinen Urgrundſätzen, als ſeiner ſpäteren Praxis [1]) nach, auf Seite der katholiſchen gegen die proteſtantiſche Kirche.

Einen merkwürdigen Gegenſatz, aber eben dadurch das Bisherige ſtützend, bildet der Orient. Der zarteſte Samen des johanneiſchen Chriſtenthums fiel hier auf einen ungleich ungünſtigeren Boden, vorherrſchend auf den Verſtand, unter die Dornen ſpitzfindiger Sophiſtik und Scholaſtik; daher verdorrte die edle Pflanze auch nach raſcher, mehr prangender, als geſunder Blüthe; ſie brachten mehr Fragen auf, als Beſſerung durch den Glauben zu Gott. Es ſcheint weſentlich das Geſchäft des Chriſtenthums zu ſein, unter gewaltig ſich abſtoßende Gegenſätze einzutreten, wie es

1) Eine der Hauptaufgaben des zweiten Bandes wird es ſein, die janſeniſtiſche Bibelüberſetzung (von Mons, durch Sacy) und Bibelerklärung (Quesnel) zu charakteriſiren.

in den Gemüthern eines Paulus, eines Augustin war. Diese Gegensätze bildeten sich auch gleichzeitig mit der Verbreitung des Christenthums im Abendlande durch das Einbrechen des germanischen Elements in das römische. Noch tausend Jahre später bediente sich der Geist Gottes desselben, sein Werk zu fördern, indem die Völker germanischer Zunge zu Organen der Reformation, des paulinischen Dogma geweiht wurden. Auch diese beiden geistigen Welttheile, der romanische und der germanische, waren durch Roms Gesetz an einander gekettet gewesen, Rom hatte seine im Osten verlorenen Provinzen hier durch das geistige Schwert wieder erobert, wie einst sein Adler, der Genosse des Donnerers, so waren die Blitze des Vaticans der Schrecken der Völker geworden; aber der innere Gegensatz war so tief, daß nach beinahe einem Jahrtausende das Band zerrissen werden konnte und die Scheidung sich festsetzen. Im Morgenlande aber hatten sich die Gegensätze des alten Orients und Griechenlands gleichsam überlebt; die Sonne des Christenthums, welche dem Abendland eine Morgensonne aufging, war zu gleicher Zeit dem Morgenlande wie eine scheidende Abendsonne, in jenem erweckte sie einen befruchtenden Frühling, hier wärmte sie nur wie ein schöner Spätsommer, welcher die verspäteten Früchte noch zur Reife bringt. Es liegt darin keine Naturnothwendigkeit, aber ein Gesetz des Lebens und des Todes, das über alle Creatur, über die Geister, wie über die Körperwelt waltet, vor dessen verborgenem Heiligthum wir uns in Ehrfurcht beugen. Es ist, möchten wir aus Augustins Lehre herausssprechen, hier wohl innere Nothwendigkeit, aber kein äußerer Zwang, darum auch Schuld und Strafe. Darum kam auch das Schwert, ein Glaube durch das Schwert gepredigt, über diese Geschlechter, der Halbmond war das Licht, das ihnen leuchtete in ihrer Nacht. Mohameds Glaube aber ist nicht ein wesentlich neuer; eine neue Religion zu gebären, dazu konnte nach Christus der Schoos der natürlichen Menschheit sich nicht mehr befruchten; er ist eine halb christliche, halb jüdische Häresie, deren Vorläufer und Gegensatz der Manichäismus gewesen, welcher selbst eine Vermengung des Christenthums ist mit dem Glauben der Araber des Nordens, der alten Parsen Die Beimischung der jüdischen Elemente giebt dem Islam wesentlich einen gesetzlichen Charakter, da-

her er dem eigentlich chriſtlichen Geſetzthum, der katholiſchen und der anglikaniſchen Kirche, als Erbfeind gegenüberſteht. Die griechiſche Kirche aber, einſt die unruhige, nicht zu befriedigende Fragerin, welche durch die ſpeculativſten Formeln das Volk erregte, iſt nun in den Händen des roheſten Klerus, des Popenthums, welches ſogar im Kampfe mit Bonzen und mohamedaniſchen Miſſionären kraft ſeiner Gemeinheit, ſelbſt in unſern Tagen, an mehreren Orten zurückweichen mußte. Es iſt vielleicht die größte Hemmung für Rußlands Entwicklung, daß dieſe Orthodoxie, nebſt der Autokratie und Nationalität, als mitconſtituirendes Princip aufgenommen und beſonders der römiſch-katholiſchen Kirche gegenüber geltend gemacht wird. Freilich iſt es ein Werk der Geſchichte, daß die Czare ſich zur griechiſchen Kirche verhalten, wie Karls M. Nachfolger zur römiſchen. — Was iſt aber das Hauptreſultat des Bisherigen? Das Chriſtenthum iſt nicht ein fertiges Syſtem, noch ein Buch, wie viele Suprarationaliſten ſowohl, als Rationaliſten es gefaßt; es iſt Leben und Geiſt. Als ſolches geht es in andere Geiſter und Leben ein, ſie durch die lebendige Wahrheit zu läutern, zu befruchten, ſie wahrhaft zu beleben und zu vergeiſtigen. In Chriſto iſt die lautere Einheit des Göttlichen mit dem wahrhaft Menſchlichen, welches in ihm durchaus rein wie von aller Sünde, ſo von aller beſchränkenden Einſeitigkeit der Perſönlichkeit (z. B. der Temperamente), wie der Nationalität war, worauf auch der lautere Kosmopolitismus des Chriſtenthums beruht. In den Jüngern hat ſich dieſe Einheit ſchon individualiſirt, und es ſcheint, als liege in den petriniſchen, pauliniſchen und johanneiſchen Auffaſſungen eine Art gegenſeitiger und vollſtändiger Ergänzung, daß denſelben drei Grundformen, drei Grundcharaktere entſprechen, worauf ſich alle nationale und individuelle Verſchiedenheiten reduciren. Sie wären die Vorbilder, die Engel der ſämmtlichen moraliſchen Perſönlichkeiten, der kirchlichen Eigenthümlichkeiten, der confeſſionellen Charaktere, welche ſich in der großen Kirche Chriſti, während ihrer ganzen Geſchichte, irgend entwickeln können. — Der Geiſt ſtärkt ſich am anderen Geiſte; aber die größtmögliche Stärkung und Stählung und Bereicherung liegt in dem Wechſelverkehr bedeutender Männer mit einer gewaltigen moraliſchen Perſönlichkeit, in dem Wechſelverkehr Einzelner und eines großen hiſtoriſchen Mittelpunktes geiſtigen, ſocialen,

religiösen Lebens. So ist es schwer zu sagen, ob von Rom, als dem Mittelpunkt der römisch-christlichen Welt, auf die ihm verbundenen Männer mehr Stärke ausgegangen ist, oder ob mehr Kraft und Leben von diesen auf die Herrscherin abgeströmt ist. Auf jeden Fall bleibt Rom das ungemeine Verdienst, gebend und nehmend mit ihnen in einem Verkehr gestanden zu haben, bei dem lange nur beide Theile gewinnen konnten, einen gemeinsamen Schatz geistiger Güter sammelnd. Der größten einer unter diesen Männern ist Augustin, der Vater der Prädestination. Hat man andere Väter der Kirche Lichter genannt, so ragt er weithin wie ein Leuchtthurm über den Ocean der christlichen Weisheit. Aber ein Leuchtthurm ist nicht blos ein Ziel, er ist auch die äußerste warnende Gränze für den Schiffer, der nicht auf Klippen, noch an das drohende Ufer anlaufen will. Hält er doch selbst seine Lehre für eine starke Speise, welche nicht Jeder vertragen könne. Wir möchten sie vielmehr einer Arznei vergleichen, einer Lebensessenz, welche gleichsam nicht für den alltäglichen Gebrauch ist, sondern für Fälle der Schwachheit und Krankheit aufzubewahren. Ein solches Bedürfniß aber war zur Zeit von Jansenius eingetreten.

Hatte die Reformation der katholischen Kirche in mancher Beziehung wieder aufgeholfen, sie wie durch einen Gegenstoß aufgerichtet, sich zu constituiren, so konnte dieses hinwiederum auch nur dadurch geschehen, daß die Kirche Vieles vollends aufgab, das sie bisher allerdings nicht mehr lebendig besessen hatte. Wurde ihre Lehre bestimmter, durch den Gegensatz einseitig, so mußte Manches ausgeschieden werden, das man bisher mit dem Anderen, als das Erbe verschiedener Jahrhunderte und Geistesrichtungen zusammengehalten hatte, es mußte im Sturme über Bord geworfen werden, sobald man entschlossen war, nicht nachzugeben, sondern sich zu verstocken, wie die Protestanten sagten. Augustin ist der strenge, extreme Ausdruck des pauliniſchen Dogma, schon darum, weil, was hier Lehre und Ermahnung war, dort System ist. Luther aber wurde nebst der Heiligen Schrift von Augustins Geist ergriffen und in die Bahn der Reform geschleudert; Calvin fand noch bestimmter die evangelische Lehre gerade in Augustin. So war denn die tridentiner Kirchenversammlung dazu verdammt, Augustins Lehre zu verdammen, sich selbst das eine Auge auszureißen,

um der unverſöhnlichen Politik nicht zum Ärgerniß zu werden; die letzte Kirchenverſammlung der katholiſchen Kirche mußte eines der größten, leuchtendſten Geſtirne am Himmel der Kirche auslöſchen, wornach ſo lange die frömmſten Lehrer ihre Fahrt zuverſichtlich gelenkt. Das iſt ein großes Zeichen, ein Zeichen, daß die katholiſche Kirche nicht mehr die katholiſche, die freie, die auf Gottes freier Gnade ruhende war; indem ſie aufhörte, „überall" zu herrſchen, gab ſie auch das „zu allen Zeiten" Gelehrte auf, ihr Wittthum ſich durch die Aufopferung eines Theils nicht blos der Gegenwart und Zukunft, ſondern ſelbſt der Vergangenheit, ſicher zu ſtellen. Daher wird es uns auch nicht ſehr befremden, daß Janſenius zur Erörterung der katholiſchen Lehre das tridentiner Concil äußerſt ſelten citirt.

Mußte man aber Auguſtins Lehre aufgeben, ſo war man nicht gemeint, ſeinen Namen zugleich preiszugeben, ja ſein Anſehen war ſo mit der Kirche unauflöslich verwachſen, daß ein kühner Verſuch nicht ausbleiben konnte, durch eine ſcheinbare Darſtellung die auguſtiniſche Lehre mit der zu Trient feſtgeſetzten Kirchenlehre in Harmonie zu ſtellen. Es war aber gerade die Geſellſchaft, welche, in ihrem Haß gegen die Reformation, die katholiſche Kirche und Lehre am weiteſten von Auguſtin entfernte, die Compagnie Jeſu, ſie war es, welche dieſe ſpitzfindige Aufgabe übernahm. Dazu fand ſich noch eine beſondere Veranlaſſung.

Molina ſpricht in ſeiner Harmonie der Gnade und Freiheit mit der größten Zuverſicht; wäre dieſe ſeine Löſung der Kirche früher bekannt geweſen, ſo hätte kein Misverſtändniß allerlei Schismata, beſonders das große der Reformation, veranlaſſen mögen. Janſenius ſagt, er habe die Leichtigkeit ſeiner Anſicht fälſchlich für eine Bürgſchaft ihrer Wahrheit gehalten und mit derſelben verwechſelt. Die vor uns liegende Ausgabe dieſer Concordia (Liberi arbitrii concordia cum gratiae donis, divina praescientia, providentia, praedestinatione et reprobatione, auctore Ludovico Molina, S. th. doctore e societate Jesu. Tertia editio, auctior et emendatior. Antverpiae, 1609. Unſere Ausgabe iſt dem Prinzen Albert von Öſtreich, Gouverneur von Portugal, gewidmet, deſſen theologiſche Kenntniſſe, deſſen Harmonie göttlicher und menſchlicher Tugenden ſehr gerühmt werden) — dieſe unſere Ausgabe alſo trägt auf dem Titelblatt eine jener bezeichnenden Vignetten; ein Holz-

stoß brennt lustig auf, die Funken flackern gen Himmel, aus den Wolken bläst der Wind mit vollen Backen. Darunter steht: augetur. Darin liegt offenbar das ganze System der Concordia. Molina sagt nun auf der einen Seite, Augustins System sei hart, führe zur Verzweiflung, aber auf der anderen weiß er die Ungleichheiten in Augustin, besonders durch seinen Kampf nach zwei entgegengesetzten Seiten hin bedingt (gegen Manichäismus und Pelagianismus), sich zu Nutz zu machen. Er hält sich namentlich an den Ausspruch Augustins: Wenn die Gnade nicht wäre, wie sollte die Welt gerettet werden? wenn die Freiheit nicht wäre, wie sollte sie gerichtet werden? — Auch kam Jansenius selbst nicht nur mit manchen Stellen der Schrift, sondern auch von Augustin ins Gedränge, sie in die Prädestination hineinzuzwängen; äußerst merkwürdig aber ist der Ausweg, welchen er wiederholt angiebt, und ganz bezeichnend für das Verhältniß seiner Schrift zu St. Cyran, Aurelius und dem Gallicanismus. Allerdings, sagt er, hat auch Augustin sich früher Irrthümer zu Schulden kommen lassen, allein seine Lehre wurde lautere Wahrheit, seit er Bischof geworden. Die Schüler Molinas stießen sich vor Allem an der Neuheit seiner Lehre; während er selbst sich dessen rühmt, daß er zuerst den wahren Ausweg, die Alles zurechtlegende Formel gefunden. Seine Schüler aber suchten vielmehr dieselbe dadurch zu vertheidigen, daß sie dafür eine alte, gewichtige Auctorität suchten. Dazu wurde von ihnen nun Augustin ausersehen; waren dabei große Schwierigkeiten, so war nicht zu verkennen, daß die Dunkelheit seiner Sprache für ein solches Unternehmen vortheilhaft ist; hatte man aber erst ihn, den Herold der freien göttlichen Gnade, für die neue Versöhnung derselben mit der menschlichen Freiheit gewonnen, wer wollte es dann wagen, gegen dieselbe sich zu erheben, ohne das Anathema auf sich zu laden! Diese Verhüllung der Wunde, dieser bloße Schein des Friedens, mit dem man sich begnügen wollte, ist wieder ein auffallendes Symptom der jesuitischen Tendenz; auf eine ähnliche Weise suchten gar manche ihrer Casuisten und Beichtväter den beunruhigten Gewissen den Frieden zu schenken. Tiefere Männer, von scharfem Geist und starkem Herzen, von einem mächtigen Gefühl des Abfalls niedergebeugt, von einem gewaltigen Verlangen nach Wahrheit und Versöhnung durchdrungen, mußten von

doppelt ſtarker Trauer erfüllt werden, wenn ſie ſahen, daß nicht blos der große Lehrer der Kirche durch einen heidniſchen Philoſophen verdrängt war, ſondern daß ihm der Irrthum, welchen er mit allen Waffen ſeines großen Geiſtes bekämpft hatte, in den Mund gelegt, ſein beinahe heiliger Name für Viele ein irreleitendes Truglicht, eine Lockſpeiſe der Lüge und des Todes wurde. Dieſen Wahn, dieſen gleichſam dämoniſchen Zauber, dieſen lügenhaften Pſeudo-Auguſtin zu brechen und zu ſtürzen und die Wahrheit des wahren der Kirche zurückzubringen, das betrachtete Janſenius als die Aufgabe ſeines Lebens. Es iſt rührend, aus Janſenius eigenem Munde zu vernehmen, wie er zweiundzwanzig Jahre lang es ſich zum heiligſten, unermüdetſten Geſchäft machte, ſich in Auguſtin hineinzuleben (ut genuinam doctrinam ejus, quantum Inminis mihi Deus daret, radicitus intelligerem et medullitus imbiberem) [1]; die zerſtreuten Glieder deſſelben wieder zu einem lebendigen, organiſchen Ganzen zuſammenzuleſen. Er habe nicht, wie die Scholaſtiker, ſeine Lehren in den Auguſtin hineinzuleſen geſucht, ſondern Gott mit vielen Thränen und anhaltendem Gebet angerufen, ihm deſſen rechten Sinn aufzuſchließen und mitzutheilen; er wollte nur, wie das Kind an der Mutter Bruſt, von ihm nehmen, in der Ähnlichkeit ſeines Bildes wachſen, während Andere ihm Gewalt anthaten und in ihre Meinungen einzwängten. (Quanta absurditate gravissima doctrinae capita in sensus alienissimos a recentioribus quibusdam obtorto collo traherentur.) Viele liegen auch in der ſchmählichſten Unwiſſenheit über ſeine Lehre. (Dum eos tam graviter in rebus capitalibus ex hoc auctore indagandis, asserendis, vel negandis, hallucinari video, ut pro Augustini assertionibus nonnunquam Pelagii pronuntiata capiant, pro decisionibus disputationes Augustini, pro placitis dubitationes ejus — [2]). Und wie groß, was für ein Zeuge der Wahrheit iſt dieſer ungekannte, dieſer misverſtandene Kirchenvater! — Zahllos iſt das Heer der Sternen gleich leuchtenden Lehrer am Himmel der Kirche; ſie ſtrahlen in verſchiedenem Farbenſpiel und Lichte, Auguſtin aber überſtrahlt ſie alle, ſagt unſer Janſenius. Schon an natürlichen Gaben übertraf er die anderen Kirchenväter;

1) Tom. II, Pag. 11. a.

2) Tom. II, Pag. 55. a. D.

er schätzte nicht aus Unwissenheit die aristotelische Lehre gering, sondern er hatte sie leicht und gründlich kennen gelernt. Er und die Kirche tragen sich gegenseitig; sie entlehnen von einander gegenseitig Auctorität in reichem Maase. — Vier Flüsse entströmten dem Paradiese; vier Hauptlehren, welche die Gläubigen mit Wahrheit tränken, sind von Augustin in der Kirche festgestellt worden; er hieb die Wurzel des Arianismus ab, indem er die Gottheit Christi über allen Zweifel erhob; er hat die Lehre von der Wahrheit der katholischen Kirche, auf was sie beruht, an was sie erkannt wird, durch was sie sich erweist, für immer festgestellt und selbst Optatus und Cyprian darin bei weitem hinter sich zurückgelassen (quanto prima embrionis lineamenta, jam editus in lucem foetus); er hat die Wahrheit, Einheit, Nothwendigkeit und Kraft der Taufe zuerst auf eine vor ihm unbekannte Weise über alle Frage erhoben; endlich aber hat er namentlich die Gnade Gottes in Christo, den Grund der ganzen christlichen Lehre, zuerst in der Erkenntniß der Christen festgegründet. Was Johannes durch sein Evangelium für die Erkenntniß der Gottheit Christi gethan, das er für die Gnade; das Wesen des Neuen Bundes aber besteht wesentlich eben in der Gnade. Er zuerst unter den Vätern hat die Erkenntniß des Neuen Bundes den Christen offen vorgelegt, nicht blos in einfachen Aussprüchen, wie der Apostel, sondern im Zusammenhang und mit Begründung.[1]) Zu diesem Werke war er von Gottes Geist inspirirt, von Gottes Gnade dazu prädestinirt. Dieses Alles, ob es gleich an die katholische Lehre von der lebendigen Tradition sich anschließt, konnte wohl nicht ermangeln, manchem Katholiken anstößig zu sein, noch mehr aber dem Protestanten, obgleich bezweckt wird, dadurch die Lehre vom tiefen Abfall und von der allein heilenden Gnade festzustellen. Warum aber, fragen wir, wird nicht dieser Ruhm, die Lehre von der Gnade ins hellste Licht gestellt und überhaupt alle Anderen neben sich bei weitem überstrahlt zu haben, zu demselben Endzweck Paulus ertheilt, warum überhaupt nicht die ganze Entscheidung auf ihn zurückgeführt? Einer der Gründe liegt wohl darin, daß der Primat Petri einem Katholiken hierin zu sehr im Wege stand, außerdem daß es Jansenius um ein eigentliches System zu thun war,

1) Tom. II, Pag. 15. a. D. E.

daß ſeine Theorie von der Tradition ihn zu Auguſtins Füßen führte. Auch macht Janſenius nicht blos auf ſeine Ähnlichkeit mit St. Magdalena aufmerkſam, welche von einem Einbruch göttlicher Liebe erfüllt und entzündet, alles Weltliche in ſich vernichtete, ſondern auch auf den vielfachen Parallelismus zwiſchen Paulus und Auguſtin, den beiden Herolden der göttlichen Gnade. Wie die Myſtiker in Saulus bei aller Verfolgungswuth gegen die Chriſten die geheimen Züge und Merkmale der Erwählung bewundern, ſo findet Janſenius dieſelben auch in Auguſtin und in der Unruhe, welche ihn vor ſeiner Bekehrung umhertrieb, in dem ihn lange irreleitenden feurigen Verlangen nach Wahrheit. Die ihnen gemeinſchaftliche Hauptaufgabe für ihr ganzes Leben, die Gnade Gottes zu offenbaren und zu begründen, beruht darauf, daß ſie in ihrem Leben, in ihrer Bekehrungsweiſe ſich ſo ſehr gleichen; beide wurden durch einen ſchroffen Übergang von der Sünde zur Gnade Gottes geleitet. (Nec vero incongruum, si ista duo lumina pleniorem gratiae sensum hauserint, qui amplioribus infirmitatibus, in quibus virtus perficitur, fuerant agitati [1].) Verkündigt ja doch nichts lauter, daß die Gnade ein bloßes Geſchenk und immer ſiegreich ſei, als die ungeheure Größe der Sünden, nichts beweiſt mehr die Kraft des Heilmittels, als das ſchwere Gewicht einer für unheilbar gehaltenen Geſundheit. So iſt auch Keiner zu finden, der geſchickter wäre, die wunderbaren, verborgenen Myſterien der göttlichen Gnade zu erkennen und auszuſprechen, als der Menſch, welcher es ſich durch eine lange Erfahrung ſeines Elends tiefer in ſeine Seele eingegraben hat, was es heiße, unter der Knechtſchaft der Verbrechen und der böſen Luſt gefangen liegen, was es heißt, mit ſeinen Begierden ringen, was, zum Siege der göttlichen Hülfe bedürfen, was endlich, aus den Banden ſeiner Schwachheiten befreit, die göttliche Freiheit einzuathmen. Denn wem Viel geſchenkt iſt, der liebt viel. — Alle großen Lehrer der Kirche, vor Allem Thomas, haben aus ihm, als der rechten Quelle göttlicher Weisheit, geſchöpft, mit ihm iſt die Theologie ſo gut als abgeſchloſſen. Daher iſt auch Jeder, der weiter gehen will, über ihn hinaus, in großer Gefahr, in Irrthum zu verfallen, wie dies denn das Beiſpiel der von unruhigem Wiſſens-

1) Tom. II, Pag. 19. b. E.

triebe geleiteten oder vielmehr verleiteten Scholastiker sattsam beweist. — Aber hat nicht die Kirche die Meinungen derselben durch ihr die Zustimmung einschließendes Stillschweigen versiegelt? verbürgt ihnen nicht ihr Alter die Wahrheit? — Nimmermehr; auf jeden Fall hätte die wahrhaftige Wahrheit noch ältere Rechte auf Anerkennung; die Kirche hat zunächst die Wahrheit nur in der Form des unmittelbaren Glaubens (fides implicita) lauter fortzupflanzen und vor Verfälschungen zu bewahren, und so mögen oft Irrthümer in der Theologie lange sich forterben, ohne daß die ihnen gegebene Frist ihnen ein Recht verliehen hätte, gegen die sich beurkundende Wahrheit, sich als Wahrheit fortzubehaupten.

Hier beginnt nun das eigentliche System von Jansenius, oder vielmehr von Augustin. Wollte man es aus seiner systematischen Natur und Sprache in die gewöhnliche übersetzen, würde es offenbar einen Theil seiner Wesenheit verlieren. Daher mag hier nur im Allgemeinen der Standpunkt angedeutet werden. (Siehe Beilage VII.)

Das Verhältniß des Absoluten zum Endlichen, Gottes zu seinem Geschöpf, hatte von Anfang an die Forscher und Philosophen als das Grundproblem in Anspruch genommen. Noch während der ersten Jahrhunderte nach Christo waren die dahin einschlagenden Fragen auch von christlichen und christianisirenden Männern, von den Gnostikern, aufgenommen und mit lebhaftem Interesse behandelt worden. Die Aufgabe erhielt nun eine ungleich mehr moralische Richtung, im edleren Sinne des Wortes, während sonst elementarische, theogonische Hypothesen die eigentliche Grundfrage verhüllten; das speculative Interesse erhielt eine höhere Weihe, indem es sich selbst einem höheren Princip unterordnete. Es handelt sich nun bald besonders darum, wie das Gute im Menschen geschieht. Es sind zwei Factoren dabei, welche um so schwerer von der Forschung in das nothwendige, dynamische Verhältniß gestellt werden, als es ungleichartige Größen sind: der Mensch und Gott, deren jeder nur unbeschränkt handeln zu müssen scheint, damit weder die göttliche, noch die menschliche Freiheit und Autonomie leide.

Auch bei Jansen ist das speculative nicht das ursprüngliche,

nicht das bewegende Princip; daß die Prädeſtination z. B. nicht einem aprioriſchen Begriff von abſolut beſtimmendem Vorherwiſſen zu Liebe angenommen wird, erhellt daraus, daß das Vorherwiſſen Gottes dem Urſtande des Menſchen gegenüber kein abſolut beſtimmendes, ſondern ein ſelbſt wieder beſtimmtes genannt wird. Selbſt die Theodicee am Schluſſe des ganzen Syſtems, der anziehendſte und gemeinverſtändlichſte Theil deſſelben, iſt aus dem mehr moraliſchen Bedürfniß einer Löſung ſo mancher Härten hervorgegangen.

Das Syſtem der Prädeſtination überhaupt iſt nicht blos kein Rationalismus, ſondern es ſteht auf einem anderen Grund und Boden, als der iſt, auf welchem Rationalismus und Superrationalismus ihren Kampf ausfechten. Dieſe Gegenſätze ſind eine mehr deutſche Erſcheinung, denn dem Deutſchen ſind die ſpeculativen, die philoſophirenden, die Erkenntnißkräfte die höchſten natürlichen Kräfte der menſchlichen Natur. Er ſucht unmittelbar die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen; ihm iſt daher die Frage, ob eine Offenbarung möglich, nothwendig und wirklich iſt, die Hauptfrage. Janſenius aber und Calvin werfen dem jeſuitiſchen Katholicismus vor und würden vielen Suprarationaliſten unſerer Zeit vorwerfen, daß von ihnen das ganze Elend der menſchlichen Natur nicht erkannt ſei, indem ſie das Heil von einer bloßen außerordentlichen Offenbarung der Wahrheit erwarten. Man vergeſſe damit, daß vor Allem der Wille durch die Sünde gebunden ſei. Der Wille iſt dieſen beiden Apoſteln Frankreichs die Grundkraft des Menſchen. Die franzöſiſchen, wie die deutſchen Theologen verlangen eine völlige Wiedergeburt des Menſchen durch die Gnade, jene aber faſſen den Willen als die Grundkraft des Menſchen, dieſe die höheren Erkenntnißkräfte, daher iſt die franzöſiſch-reformirte und die janſeniſtiſche Orthodoxie weſentlich Prädeſtinationslehre, nach welcher der unbedingte göttliche Wille, blos weil er will, den Auserwählten ſich ſelbſt mittheilt, während die lutheriſch-deutſche Orthodoxie weſentlich Suprarationalismus iſt.

So nahe denn alſo auch der Janſenismus der einen Entwicklung des Proteſtantismus ſteht und zwar in einem weſentlichen Unterſcheidungsdogma des Proteſtantismus, ſo verleugnete er doch andererſeits ſeinen katholiſchen Urſprung nicht, noch ſeinen Wunſch

katholisch zu bleiben. Die protestantische Rechtfertigungstheorie als eines momentanen, forensischen, declarativen Akts, blieb Jansenius fremd; der Mensch wird nach ihm gerechtfertigt, allein durch die sich mittheilende Gnade, aber nicht blos auf dem Wege des Christi Verdienst ergreifenden Glaubens.

Das Dogma von der Liebe ist der Schwerpunkt der katholischen Lehre; denn die Liebe ist das einigende, organisirende Princip, also das Princip der katholischen Kirche. So lange dieser Schwerpunkt unverrückt war und ungeschwächt, so lange konnte, ohne wesentliche Gefahr für die Kirche, selbst manches ihr Halbfremde sich an sie anschließen. Als aber die Liebe schwach wurde, als das Fremde, als das Äußere überwog, da wurde der Kern des Lebens von dem äußeren, todten Werk bedroht; die Kirche mußte Buße thun und sich zurückwenden zur ersten Liebe und ihrem innerlichern Kern, dem göttlichen Glauben. Da sie dieses aber nicht that, erhob sich, von ihr sich lossagend der Protestantismus im Amte des Dräuers und pries Gottes alleinige Gnade weit über alles Menschenwerk. Diese Predigt aber hatte St. Paulus zuerst gethan, als jüdisches Gesetzthum die junge Kirche bedrohte, welche noch nicht völlig gelöst war von der Hülle, darin sie geboren wurde. Als sodann das Heidenthum mit seinen Tugenden, wie mit seinen Lastern in der Kirche weitgeöffnete Thore eingegangen war, heidnische Begriffe von des Menschen Freiheit und Tugend und Verdienst, im Pelagianismus mit christlichen Elementen vereint, das eigenthümliche Wesen und Leben des Christenthums bedrohten, da kam Augustin, dasselbe Zeugniß abzulegen mit der Gluth des Puniers. Als aber die Kirche des Abendlandes in langer, befruchtender Arbeit die Völker seiner Zonen urbar gemacht und gebaut hatte, da keimte das Unkraut aus dem verborgenen bösen Samen des menschlichen Herzens empor und umwucherte den himmelragenden Bau der Kirche selbst. Umsonst ward sie gewarnt; sie verstockte die Ohren gegen die Stimmen der Beschwörer. Da nun aber das in Kunst und Wissenschaft neu erstandene heidnische Alterthum sich auf den Stuhl Petri gesetzt und solchergestalt der Eroberergeist des alten Roms, noch als Schatten umgehend, sich das neue Rom hinwiederum unterworfen hatte, da geschah ein neues Zeichen, und aller Orten standen Zeugen auf, Zeugen

von derſelben freien Gnade Gottes in allerlei Zungen. Als aber die katholiſche Kirche im Kampfe wider dieſes Zeugniß eines Ausgeſtoßenen und darum Abtrünnigen und Fremden auf die Gerechtigkeit ihrer äußeren Beſſerung pochte, als ſie nur durch Unterwerfung der neuentdeckten Welttheile den Schaden Israels zu bedecken ſuchte und ſich mehr nur befliß, die äußere Majorität, als die innere Einheit herzuſtellen, ſiehe da erhob ſich innerhalb ihres eigenen Schooſes ein Zeuge von Gottes alleiniger Gnade. Das aber waren Janſenius und die Seinigen. — Wer aber wollte noch ſagen, daß eine Kirche, welcher der Geiſt Gottes ſich alſo bezeuget, von Gott verlaſſen ſei, verlaſſen ſeit Jahrhunderten?

Es iſt aber der Unterſchied zwiſchen Janſenius und den Reformatoren nicht zu überſehen. Nach jenem beſteht die Rechtfertigung darin, daß Gott ſich uns weſentlich mittheilt, daß er ſelbſt, uns heiligend, in uns mitgeht, während nach der proteſtantiſchen, beſonders der lutheriſchen Lehre, der uns geſchenkte Glaube die Rechtfertigung, das Verdienſt Jeſu erfaßt und ſich daran feſthält. Wie das gute Werk, ſo ſind auch die äußeren Ordnungen der Kirche dem Janſenismus mit der Gnade unmittelbar verbunden, darum aber nicht blos todtes Werk. Die guten Werke, ſo wir durch Gottes Gnade vollbringen, erfüllen uns mit gedoppelter Freude, wir haben Gott um ſo mehr dafür zu danken, als ſie ein Zeichen unſerer Erwählung oder doch der göttlichen Gnade ſind. Denn Gott führt den Erwählten zur Seligkeit nur vermittelſt der Heiligung und der guten Werke, und wer in dieſen feſtbleibt, dem wird Gott den überſchwenglichen Lohn auch nicht vorenthalten. — Die Reformation war ein großes Gericht über die Kirche und ihre Kinder, über die Welt und jeden Einzelnen; die Seelen ergriff eine Furcht und Zittern um das Heil der Seelen. Der Herr hatte ſich geſetzt zu richten in dieſen letzten Zeiten des Verderbens, da der Gräuel der Verwüſtung an heiliger Stätte ſaß. Der Herr war nahe, gleichſam äußerlich nahe. Daher das Sich-Anklammern an das dargebotene Heil im Glauben, die forenſiſche Rechtfertigungslehre, eine momentane; die Stunde des Herrn konnte jeden Augenblick ſchlagen. Dieſe Rechtfertigungslehre iſt evangeliſch, aber um dieſes Bedürfniſſes willen wurde ſie der Mittelpunkt des Syſtems. — Der Glaube aber iſt das unmittelbare Erfaſſen des

Unsichtbaren, während die katholische Kirche an ihren sichtbaren äußeren Ordnungen hing, deren Princip die Liebe, deren Frucht die guten Werke sind. — Lebendig Historisches und Organisches sind synonyme Begriffe; mit dem Historischen schien auch das organisirende Princip von der protestantischen Kirche aufgegeben zu sein. Jeder Einzelne stand Gott unmittelbar gegenüber; dies und das Harren des nahen Gerichts bedingt sich gegenseitig; Beides löst sich im Glauben, kommt in ihm zur Versöhnung. — Mit der Geschichte, mit der Vergangenheit hatte die Reformation zum Theil auch den Glauben an eine Zukunft verloren; der Glaube an eine ihr bevorstehende Entwicklung war ihr namentlich in Deutschland nicht so bald wieder aufgegangen. Daher hier auch die Sorglosigkeit und Resignation, die Nachlässigkeit in Betreff der Verfassung der Kirche, während die Reformirten in Frankreich und England, der Gemeinde das Gericht über ihre Glieder übertragend, sich und der Geschichte Gewalt anthaten, die ursprüngliche Gestalt der Gemeinde, wie sie vor 1500 Jahren gewesen, an sich zu reißen. — Hat die lutherische Kirche in Folge dieses psychologischen Ganges der Dinge an einer gewissen Schwachheit des Organismus zu leiden, entspricht gleichsam die Kraft ihrer Knochen und Gelenke nicht ihrem in Gott reichen Geiste und Gemüthe, so ist ihr ein reicher Schatz, ihrem Bekenntniß ein großer Vorzug vor dem Dogma von Jansenius geworden. Diesem fehlt, eben um seiner Starrheit willen, und weil es sich andererseits an die äußeren Traditionen der Kirche dahingiebt, ihm fehlt der historische, Mensch gewordene Christus; er verleugnet gleichsam Christi Persönlichkeit, nur die absolute göttliche Gnade ist stets auf dem ersten Plan. Darin nun liegt der wesentliche Unterschied des jansenschen Augustinismus von der Lehre Pauli, welche durch die unmittelbare Beziehung auf den persönlichen Christus ungleich lebendiger und belebender ist, wie den auserwählten Schülern Jansens selbst, je mehr sie sich in die Schrift einlebten. — Das Lutherthum, indem es eigentlich auf allen bestimmten Antheil an der Geschichte der Gemeinde verzichtet, welche freilich der Leib des Herrn ist, sieht sich ausschließlich und durchaus unmittelbar an diesen persönlichen, historischen Christus gewiesen. In diesem unmittelbaren Verkehr mit dem persönlichen Christus liegt das reiche Mysterium ihrer Innerlichkeit. Diese würde freilich mancher

Gefahr enthoben, ſie würde den unter ihrer Knechtsgeſtalt verborgenen Reichthum an göttlichen Gaben mehr offenbaren, ſelbſt beſſer erkennen und verwalten, wenn ſie das organiſirend thätige Element mehr entwickelte, ſich zugleich die Geſchichte der Kirche Chriſti lebendiger aneignend, wozu ſie gerade vielleicht noch am meiſten die innere Freiheit und Tiefe des Geiſtes beſitzt. — Was ſollen wir aber weiter ſagen von Janſens Lehre? Nimmer mag man eine höhere Idee faſſen von dem Adel der menſchlichen Natur, als durch ihn geſchieht. Während die Prädeſtinationslehre den Menſchen Gottes Willkür rechtlos hinzugeben ſcheint, wird von ihm gelehrt: Gott konnte den Menſchen nicht anders ſchaffen als gottſelig; er iſt als Gottes Geſchöpf nothwendig poſitiv gut und ſelig. Deſto tiefer freilich iſt denn der ſündige Menſch geſunken, deſto unwiederbringlicher iſt er nunmehr ohne Gottes Gnade in der unüberwindlichſten Knechtſchaft der Sünde. Denn die Sünde iſt für den Menſchen nicht blos ein Abfall von Gott, ſondern von ſich ſelbſt, vom Adel ſeiner Natur. Alles, was der gefallene Menſch thut, iſt Sünde. Denn es giebt nichts Drittes, ſondern nur entweder abſolut Gutes oder Gottloſigkeit, Böſes. Darin tritt Janſen eben den Jeſuiten entgegen, daß er alle Übergänge, alle vermittelnden Stufen zwiſchen gut und böſe zerbricht. Darum iſt uns in der neuen Kraft zum Guten, in der Gnade, nicht blos im Allgemeinen etwas Überirdiſches gegeben, ſondern Gott ſelbſt; die Rechtfertigung iſt Einwohnung Gottes. Somit iſt Janſen auch im ſtrengſten Gegenſatz gegen die unter uns herrſchende Anſicht, die Frömmigkeit ſei etwas Subjectives, eine gewiſſe Temperatur unſeres Gefühls. Ihm iſt ſie vielmehr etwas Objectives, oder beſſer, die rechte Frömmigkeit iſt ihm das Objective, das allein Poſitive und Reelle, denn ſie iſt der ſich uns mittheilende einige Gott. — Einen wirklich feinen und freien Geiſt beurkunden die Mémoires pour servir à l'histoire des controverses nées dans l'église romaine sur la prédestination et la grace, depuis le concile de Trente. A Cologne, chez Pierre Marteau. 1689. Es charakteriſirt ſich das Büchlein durch ſeltene Objectivität und alſo auch durch Unparteilichkeit, wie durch einen beinahe geheimen, ſkeptiſchen Zug. Aber der Zweifel dieſes Unbekannten ſucht wirklich nur die tiefer liegende Wahrheit. Er zeigt, wie die äußeren Auctoritäten ſich widerſprechen, beſonders Trient und

Augustin, wie daraus unehrliche Subtilitäten und absichtliche Verheimlichung des wahren Sinnes entspringen. Augustin selbst aber ist er denn untrüglich? hat nicht die griechische Kirche, haben nicht die ältesten Lehrer der Kirche von der Gnade anders gelehrt? Giebt es nicht eine über solche Vergleichungen, über diese Auctoritäten und über solchen Widerstreit erhabene Quelle unerschütterlicher Wahrheit? Diese hofft er in der, nach ihrem eigenen Sinn erklärten, Heiligen Schrift, wie in der Vernunft zu finden, ohne Weiteres zu bestimmen, oder ohne zu fürchten, daß diese sich selbst widersprechen möchten. Es ist das Büchlein uns besonders dadurch merkwürdig, weil wir daran sehen, wie die Skepsis zum Theil durch Jansenius und die Seinigen selbst gereizt und genährt wurde. Rief die unbedingte Auctorität der Heiligen Schrift den Gegensatz des Zweifels nothwendig hervor, wie viel mehr die unbedingte Auctorität Augustins? Denn warum sollte gerade er die personificirte Wahrheit sein? Und was konnte den Verstand, das Selbstgefühl, die Eigenliebe mehr zum Kampf herausfordern, als die Prädestination?

Keine Lehre hat so viele Streitigkeiten veranlaßt, als die Lehre von der Gnade. Der Gründe davon sind mehrere, sagt unser Ungenannter. Die Sache ist an sich äußerst dunkel; wir haben weder von Gottes Rathschlüssen, noch von ihrer Art auf uns zu wirken einen deutlichen Begriff. Ob wir etwas Gutes nur mit der Gnade thun können, oder ob es natürliche Kräfte sind, darüber kann auch die Erfahrung uns nicht den verlangten Aufschluß geben, da es uns an einem Criterium fehlt, diese beiden Kräfte in uns zu unterscheiden. Selbst die Offenbarung führt uns nicht zur verlangten Bestimmtheit des Begriffs. Da sich uns sonst nichts diesen Fragen Entsprechendes im Leben darbietet, so ist auch nicht zu erörtern, in welchem Sinne die Ausdrücke dabei gebraucht werden. Denn diesen Sinn können wir immer nur erörtern, indem wir die Ausdrücke mit dem Object vergleichen oder mit ihrem Gebrauch bei ähnlichen Gelegenheiten. In diesem Falle aber ist das Eine eben so unmöglich, als das Andere.

Dazu kommt nun, indem sich die Frage auf das Verständniß von Augustin concentrirt, daß er manche Ausdrücke, z. B. „Freiheit" oder „Wollen", in einem ganz anderen Sinne nimmt, als es der alltägliche Sprachgebrauch thut. Zum Theil wollte

er dadurch dem Vorwurf der Menge entgehen, er hebe Freiheit und Willen auf. Die Kirche überſah dieſe in ihm liegenden Difficultäten und die Einwendungen, welche man gegen ſeine Lehre erheben konnte; ſie beſtätigt dieſelbe, wodurch ſie jedoch um nichts verſtändlicher geworden. So bildeten ſich denn in der Kirche, bei ſeinem großen Anſehen, zwei Parteien, indem die Einen ſeine Lehre mit all ihren Schwierigkeiten annahmen, Andere aber, daran ſich ſtoßend, haben nach den wahrſcheinlichſten Gründen Syſteme auf ihre eigene Weiſe gemacht. Durch dieſe wurde die Sache aber noch mehr verwirrt, indem ſie, um nicht gegen Auguſtin anzulaufen, ſeinen Ausdrücken ihren eigenen Sinn unterſchoben. Dazu kam, daß oft die auguſtiniſchen Katholiken, beſonders Dominikaner, ihren Auguſtinismus unter ſemipelagianiſchen Formeln zu maskiren ſuchten.

Die ausbrechende Reformation vermochte einige katholiſche Schriftſteller, namentlich Erasmus und Albert Pighius, ſich gerade für eine Art von Semipelagianismus auszuſprechen. Jener wirft Auguſtin eine Leidenſchaft für die Gnade vor, ſo daß er der Freiheit nicht ſowohl in Wirklichkeit, als nur mit leeren Worten etwas zugeſtehe. Desgleichen thaten die meiſten ſpäteren Jeſuiten, indem ſie darin ehrlicher handelten als die Janſeniſten, welche der Lehre der Reformatoren und Auguſtins Gewalt anthun, um eine Verſchiedenheit jener von dieſem hineinzulegen. (Beſonders weit in dieſen Geſtändniſſen ſind die Jeſuiten Petav und Adam gegangen. Es iſt ihnen freilich nicht zu ſehr zum Verdienſt anzurechnen, wie denn ein janſeniſtiſches Spottlied ſingt:

Qui peut donc souffrir ces excès,
Qui frappant le ciel de leur traits
Pour faire un party Janseniste
Font même Augustin Calviniste?)

Luther (die Katholiken halten ſich bei dieſer Frage durchaus an ſein de servo arbitrio) und Calvin hatten allerdings die Lehre von Auguſtin und jener war durch Thomas weſentlich beſtimmt worden; doch mäßigte er ſich in ſeinen Ausdrücken weniger und zog das ganze Myſterium ans Licht, vor Jedermanns Augen. — Dieſes wird uns noch näher erklärt; das tridentiner Concil verdammte als Satz von Luther: Gott iſt die vollkommene Urſache unſerer guten und böſen Handlungen. Die Thomiſten lehrten

offenbar daſſelbe in ihrer Lehre von der phyſiſchen Prädeſtination, aber in dunkleren, daher auch minder anſtößigen Ausdrücken. „Es war dies eine Folge der Schul-Philoſophie und Theologie, wodurch Diejenigen, welche ſich damit befaſſen, ſich ſo ſehr an gewiſſe Ausdrücke gewöhnen, daß ſie nicht ſonderlich die damit verbundenen Ideen beachten. So kommt es, daß ſie über der Verſchiedenheit des Ausdrucks die Identität der Idee verkennen und dieſelbe Idee, mag ſie klar oder dunkel ausgeſprochen ſein, wenn ſie ihnen bei Anderen begegnet, für eine ganz andere Idee nehmen, als bei ſich ſelbſt.“ (Daſſelbe iſt es offenbar auch, was die Dominikaner als Feinde der Janſeniſten auftreten ließ, obgleich Beide weſentlich dieſelbe Lehre hatten; den Dominikanern war das Dogma von Gnade und Prädeſtination eine todte Reliquie, den Janſeniſten ein lebendiger, organiſcher Leib. Es gehören hieher die erſten Briefe von Pascal.)

Die verſchiedenen Rückſichten, welche das Concil zu nehmen hatte, veranlaßten eine gar unbeſtimmte, ſchwankende Faſſung der Sätze über dieſe Lehre. Bald erſcheinen die Auslegungen von Soto und Vega. Man hätte ſich wundern müſſen, daß zwei Theologen, welche an den Conferenzen auf dem Concil ſo viel Antheil gehabt, die in ihrem Beiſein und mit ihrer Mitwirkung gefaßten Decrete und Anathemate ſo verſchieden erklärten, wüßte man nicht, daß die Abſicht des Mannes, welcher die Abfaſſung beſorgte, die geweſen, daß jeder dabei ſeine Rechnung finde. Da jedoch die Abſicht des Concils war, Luther zu verdammen, wollte es offenbar mehr die Freiheit des Willens, als die Auguſtinianer begünſtigen. So wären denn, die Ausdrücke des Concils in ihrem natürlichen und gewöhnlichen Sinn genommen, Auguſtin und Thomas verdammt. Freilich hatte man dieſe Abſicht nicht. Die Väter, erſchreckt durch die von Luther zu deutlich ausgedrückten Dogmen ihrer eigenen berühmteſten Kirchenlehrer, verdammten mehr die Ausdrücke, als die Dogmen. — Unſer Verfaſſer giebt nicht undeutlich zu verſtehen, daß jede Partei ſich auf die Unwandelbarkeit und Wahrheit der Kirche beruft, um ihre Parteianſicht durchzubringen (échapper). Die Auguſtinianer berufen ſich darauf, um die Lehre des Concils ſo auszudeuten, daß ſie endlich der ihrigen gleich ſieht, während die Anderen Auguſtin in das Prokruſtesbette des Concils hineinzwängen. So glauben ſie ſich

zu verständigen, während die wirklich Übereinstimmenden, über den zweideutigen und sich selbst widersprechenden Bestimmungen, dahinter jeder sich zu verbergen sucht, unter sich in bitteren Streit gerathen.

Die weiteste Abweichung von der uralt kirchlichen Lehre von der Gnade finden wir offenbar in Molina, welcher Jesuite sich auch in der ersten Ausgabe seiner Concordia aus dieser Neuheit ein Verdienst macht. Dies drückt sich besonders in seinem, selbst in Rom bei der Congregation de auxiliis sehr beanstandeten Satze aus: Der Mensch kann aus eigenen Kräften sich den Glauben an die christlichen Religionsmysterien geben, wobei nicht minder der äußerliche Begriff von Glauben, als die Übersehung der Erbsünde in Betracht zu ziehen ist. — So weit unser Unbenannter. Die Grundursachen ihrer pelagianisirenden Richtung liegen offenbar für die Jesuiten ebensowohl in ihrer Eifersucht gegen die Dominikaner, als in ihrer Feindschaft wider die Protestanten, ganz besonders aber in dem Umstande, daß gerade zur Zeit ihrer Gestaltung die römische Kirche mehr als je sich in den Semipelagianismus geworfen hatte. „Sollen denn die Dominikaner allein den Schlüssel der theologischen Weisheit haben?" Man sprach es bald aus, die Ehre der Compagnie verlange, daß man sich nicht an den Lehrer eines fremden Ordens, an den Dominikaner Thomas, als Meister halte. Während sich nun diese Abweichung bei den Jesuiten immer stärker aussprach, fühlte die katholische Kirche, daß sie durch die Absicht, die Reformatoren zu verdammen, sich zu weit von ihrem ursprünglichen Glaubensgrund entfernt hatte. Daher die Geneigtheit von Clemens VIII und Paul V, sich laut, gegen den jesuitischen Semipelagianismus, zur Lehre Augustins und Thomä zu bekennen [1]). Die Jesuiten waren um so übler daran, als sie noch nicht wagten, diese Auctoritäten anzugreifen, daher sie in Salamanca, in Löwen, in Rom sehr in das Gedränge kamen. Denn ein gewisser Leichtsinn gegen den Glaubenskern der uraltesten Tradition, verbunden mit einer mehr äußerlichen Scheu gegen die einzelnen Auctoritäten, charakterisirte

1) Die Jesuiten distinguirten fein, daß beide genannte Päbste nicht als solche, sondern als Privattheologen dieser Ansicht gewesen. Auf den Fall, daß öffentlich gegen sie entschieden worden wäre, sollen sie schon darauf gedacht haben, den Pabst des Irrthums zu verdächtigen und an einen folgenden, besser zu unterrichtenden Pabst zu appelliren.

lange diesen Orden. Allein der Kurie erstarb das augustinische Bekenntniß auf der Zunge, die gefertigten Bullen blieben auf dem Stapel, obgleich dem neugewählten Pabste das eidliche Versprechen abgenommen war, die Sache zur Entscheidung zu bringen; nicht der Tod des Pabstes, nicht der Krieg mit Venedig, das die Jesuiten vertrieb, waren es, was Rom schweigen machte, sondern das Gefühl, daß man gegen sich selbst zeugen würde. Indem man zu Trient in Wahrheit Augustins Lehre verdammt hatte, war man in Gefahr, wenn man nun auch den modernisirten Semipelagianismus verdammen wollte, beinahe nichts mehr übrig zu behalten, als Worte und scholastische Distinctionen, deren eigentlicher Sinn mit dem Bann belegt gewesen wäre. Darum hielt sich nunmehr die Kurie daran, Stillschweigen über diese Materien durchaus zu verlangen; allein das war um so schwerer zu erreichen, als gerade in diesem Punkt die Leidenschaft des Streits entbrannt war, als sich hier ein Gefühl des Mangels, das Bedürfniß einer Befriedigung fühlbar machte, da man doch gegen die Protestanten, denen dieses Alles nicht verborgen geblieben war, auch Rechenschaft seines Glaubens mußte ablegen können. — Die Universität Löwen war von jeher ein Träger des Augustinismus gewesen; einige ihrer bedeutendsten Männer, gereizt durch den Widerspruch des Jesuiten Lessius, wollten nun die Bewegung der römischen Kirche nach dem Augustinismus hin fortpflanzen und unwiderbringlich machen. Das ist die Bewegung, von welcher Jansenius sich selbst ergriffen fand; allein die katholische Kirche konnte und durfte dies nicht thun, ohne ihren Unterschied von dem Protestantismus, und also ihr eigenes Wesen, aufzugeben, wenn sie römisch-katholische bleiben wollte. Daher verlangte sie von den Augustinianern Stillschweigen, zunächst aber auch nur Stillschweigen. Die Erneuerung dieser delicaten Fragen, wobei man sich in die größten Verlegenheiten versetzt sehen mußte, verdiente zuerst als Indiscretion und sofort als Ungehorsam gegen den römischen Stuhl gerügt zu werden. Wie von Anfang an die katholisch-socialen und die Verfassungsprincipien in Jansenius und St. Cyran mit ihrem Dogma Eins waren, indem gleichsam jene den Leib für dieses bildeten, so war auch bei der Verwerfung des augustinischen Dogma die päbstliche Gewalt und ihr Interesse allerdings nicht minder in Anschlag ge-

bracht worden, als die dogmatiſche Natur der katholiſchen Kirche. Zumal in Frankreich gab die Leidenſchaftlichkeit der mehreren Biſchöfe, die unſichere Stellung des Hofs und ſeine Feindſeligkeit gegen Alles, was dem reformirten Syſtem ähnlich ſah, die Macht der Jeſuiten, dieſes Alles gab dem Pabſte Hoffnung, ohne großen Widerſtand ſich einmal wieder als den erſten und letzten Schiedsrichter in den inneren Streitigkeiten, ſelbſt der gallikaniſchen Kirche, geltend zu machen.

Um aber zu unſerem unbekannten Geſchichtſchreiber der Streitigkeiten über die Gnade zurückzukehren, ſo verbirgt er ſich nicht, daß der wahre Geiſt der evangeliſchen, wie der natürlichen und bürgerlichen Freiheit dabei unterdrückt blieb, und daß darin der Hauptgrund liege, warum durch den Streit die Wahrheit mehr verwickelt als verdeutlicht worden; er ſchließt mit Worten, welchen wir bereits hier ihre Stelle anweiſen, ob ſie gleich noch mehr Anwendung auf Späteres finden. So wahr ſeine Bemerkungen ſind, bleibt er doch etwas bei dem Secundären, bei dem Äußeren ſtehen:

Die verſchiedenen Intereſſen des römiſchen Hofs oder die Parteien an demſelben, welche ſich ſtärker oder ſchwächer gefunden haben, ließen ihn dieſelbe Lehre zugleich freiſprechen und verdammen. Jede Partei hat ſeine Auctorität gerühmt oder verachtet, je nachdem dieſe ihr günſtig war, und hat ſich geſtellt, Grauen zu hegen vor den Grundſätzen, welchen man in der Kirche gehäſſige Namen gegeben hat, aus Furcht, genannten Hof zu beleidigen, während man doch eben dieſe Grundſätze in Wirklichkeit behauptete, freilich in anderen Ausdrücken und unter anderen Namen. Man hat St. Auguſtin und St. Thomas verdammt, ohne es zu wollen; man hat die Lehre der Semipelagianer (die Jeſuiten) und der Reformirten (die Janſeniſten) vertheidigt, ohne daß man es geſagt haben wollte. Die Doctoren, durch zweideutige Ausdrücke verwickelt, haben ſich untereinander nicht mehr zurecht zu finden gewußt, ſo daß ſie weder ihre Freunde, noch ihre Feinde zu unterſcheiden vermochten. Die Völker, betäubt durch dieſe Streitigkeiten, haben ſich geſpalten, ohne zu wiſſen, warum; die Gewalten ſind eingeſchritten, wie gewöhnlich, nicht kraft eigener Einſicht, welche nicht weit reicht, ſondern aus Intereſſe und auf Anſtiften Derer, welchen man das

Vertrauen schenkte, ohne daß man weder ihrer Aufrichtigkeit, noch ihrer Orthodoxie versichert gewesen wäre. Man hat sich der souverainen Macht bedient, seine Feinde zu unterdrücken, ohne sich um die Wahrheit zu kümmern, welche durch die mit der höchsten Gewalt bekleideten Versammlungen nur zufällig verfochten, wie bei anderen Gelegenheiten angegriffen wurde, ohne daß sie dieselbe gekannt hätten. Man hat ihre zweideutigen Entscheidungen eludirt durch Distinctionen, auf welche Jene nicht einzugehen wagten. Man hat Gewalt gebraucht, Leute zu verderben, von welchen man gestürzt zu werden fürchtete, wenn sie Meister würden. Alle diese, theils blinden, theils gewaltsamen Schritte sind von dem schönen Vorwande, die reine Lehre aufrecht zu halten, bedeckt worden. Diese aber brauchte nur frei zu sein, um durch ihr eigenes Licht sich zu vertheidigen und die Geister zu beruhigen. So wünschenswerth auch diese Freiheit und der christliche Friede sein mögen, so scheint es, die Menschen werden sich immer darüber streiten, was die Tugend hervorbringt — ohne sie je selbst zu üben.

Wir haben Unparteiische, wir haben die Sache selbst reden lassen; der Begriff Jansens von Freiheit und Gnade ist im Wesentlichen derselbe mit dem der Reformatoren. Die Unterschiede dürfen freilich nicht verkannt werden, und sie liegen nicht blos im Formellen, im System, sondern schon in der Wurzel und dem Wesen. Dieses ließe sich in Betreff Calvins noch weiter zeigen bei dem Artikel von der verlierbaren Gnade, welche er nicht, wie Jansenius, für wirkliche Gnade gelten läßt. Allein wenn wir die Sachen im Großen messen, den Protestantismus und Katholicismus in seiner tridentiner Fassung unter sich und mit dem Jansenismus, so treten diese Unterschiede doch sehr zurück. Die Gegner der Jansenisten aber sahen bald ihren Vortheil ab und suchten seit Dechamps vor Allem zu beweisen, Jansens Lehre komme mit der der Reformatoren überein, sei also ketzerisch; die Jansenisten dagegen hielten vor Allem fest, ihre Lehre sei die von Augustin. So weit hatten beide Theile die Wahrheit; da aber innerhalb der katholischen Lehre selbst der Zwiespalt lag, so konnten sie sich doch nicht vereinigen, und die Jansenisten, um weder der Kurie und dem Concil, noch Augustin zu nahe zu treten, behaupteten, Calvin habe nicht die Lehre Augustins, womit sie

mehr sich selbst, als ihre Gegner täuschten. Dieser von ihnen hervorgehobene Unterschied besteht mehr nur in den Ausdrücken, als in der Sache. Calvin lehrt eine Nothwendigkeit des Willens, wogegen Augustin wiederholt sich ausspricht, aber nur gegen eine äußere, nicht gegen die innere Nothwendigkeit, wie Calvin sie verstand und welche Augustin selbst lehrte. Calvin leugnete die Freiheit, aber nur in dem Sinn, welchen dieses Wort bei den Scholastikern hatte; Augustin gebraucht das Wort Freiheit in seinem System, aber nur in der Bedeutung von Spontaneität, welche auch Calvin lehrte. Es ließe sich eben so leicht beweisen, Augustin stimme nicht mit Calvin überein; Calvin ist allerdings systematischer; aber er ist der durchgebildete Augustin. Durch die Lutheraner und Remonstranten gedrängt, gebrauchten die späteren reformirten Orthodoxen wieder den Ausdruck Freiheit, ohne darum ihr System zu verändern, wie die dadurch in neue Verlegenheiten gebrachten Jansenisten behaupteten. Diesen that es freilich großen Schaden, daß, während ihre Sache in Rom der Entscheidung sich nahte, die Jesuiten die eben erschienene Schrift eines reformirten Theologen dahin schickten, welcher die große Übereinstimmung Jansens mit seiner Kirchenlehre nachwies. In Holland verbreitete sich die Schrift von Samuel Desmarais, welcher den jansenistischen Katechismus ins Latein übersetzt hatte, zum Zeugniß, daß die Jansenisten nicht weit vom Himmelreich seien. Der züricher Theologe Ottius behauptet, Jansen habe seine Lehre aus den Akten der dordrechter Synode geschöpft. Labadie, bei den Jesuiten erzogen, dann mit Port-Royal in Verbindung, ein eindringlicher Missionsprediger, wurde in Montauban reformirt. Er erklärte, daß ihm der Jansenismus zur Brücke seiner Bekehrung gedient; später blieb er freilich wieder nicht dabei, suchte sich einen eigenen Weg und starb in Altona an der Elbe, wohin sich damals mehrere solche gährende Köpfe gezogen hatten. Die reformirten Geistlichen redeten laut davon auf den Kanzeln, wie die an ihnen verfolgte Wahrheit im feindlichen Lager Eroberungen mache. Leydecker erzählt von einem zur Ausgleichung der noch übrigen Verschiedenheiten veranstalteten Religionsgespräche zwischen Jansenisten und Reformirten. Je mehr aber die Jansenisten von den Reformirten und den Jesuiten getrieben wurden, sich öffentlich zur reformirten Lehre zu bekennen, desto eifrigere

Anbetung erwiesen sie dem Meßsacrament, desto strenger hielten sie an den ascetischen Traditionen der katholischen Kirche, denn sie wollten einmal katholisch sein, und sie waren es, nur nicht katholisch im Sinne der der Reformation durchaus entgegentretenden römischen Kirche.

So sagt denn auch Berault-Bercastel, der Jansenismus sei nicht sowohl ein gemilderter, als ein verstümmelter Calvinismus; umsonst gebe sich Jansen die Mühe, seine Lehre, als eine seit langer Zeit verborgene, von neuem wieder an das Licht gezogen zu haben. Er verhalte sich zu Calvin, wie der Copist zum Heresiarchen. Jansen habe ganz dieselbe Beweisführung; er, der novateur plagiaire der Heresiarchen Wiklef, Huß, Luther, Calvin, habe auf dieselbe Weise wie sie dieselben Stellen Augustins verfälscht und verdreht. Mit den Schriften dieser Hauptketzer habe sich Jansen noch in Acht genommen, dafür habe er Vieles aus Scharp, noch Mehreres aus dem Calvinisten Zach, und zwar auf eine knechtische Weise sich angeeignet. Nicht blos die Gedanken, auch die Worte und Wendungen kommen überein. Die Kapitel in den beiderseitigen Schriften werden namhaft gemacht. Das kurz vor Jansens Schrift gedruckte Buch von dû Moulin, einem holländischen Calvinisten, welches vom freien Willen und der Gnade handelt, erscheine hinwiederum wie ein Auszug aus jener. Dieser dû Moulin aber ist derselbe, dessen populäre Dialogen in Jansens Vaterland und in Belgien so verbreitet waren.

Dieses mag genügen, zu zeigen, daß die Stellung der Jansenisten unhaltbar war; sie war im Rücken umgangen. Sie hatten die Aufgabe, Gegensätze zu vereinigen, welche ihnen zu starr waren; sie selbst lagen noch in den Banden äußerer Auctoritäten, diese aber widersprachen sich. Es fehlte diesen Männern die volle Freiheit des Geistes, die vollkommene Wahrheit aber hätte sie frei machen müssen. Dieser Selbstbetrug, diese der Wahrheit beigemischten Irrthümer, Halbheiten, Unschlüssigkeiten konnten nicht verfehlen, sie von einem Misgriff zum anderen zu verleiten, sie in immer tiefere Widersprüche zu verwirren, sie unter sich selbst uneinig zu machen, sie in den Augen Unparteiischer in ein zweideutiges Licht zu stellen. Aber auch Rom konnte dabei nur

den eigenen inneren Widerſpruch aufdecken, ſelbſt indem ſeine Machtſprüche äußerlich ſiegten. Der Kampf konnte alſo nicht innerlich beigelegt, noch die eine Partei überwunden werden; er konnte ausſterben, er konnte erlöſchen, aber nicht die Funken der Wahrheit.

Der Vorwurf des Calvinismus war in der Hand der Jeſuiten ein zweiſchneidiges Schwert, und ſie waren die Leute, dem Gegner damit tiefe Wunden zu ſchlagen. Nicht nur in Rom, auch am franzöſiſchen Hofe war der Janſenismus ſo gut wie verdammt, wenn man die Machthaber von dieſer Identität überzeugen konnte. Richelieu hatte der franzöſiſchen Regierung in der inneren wie in der äußeren Politik auf lange hin eine beinahe nothwendig zu verfolgende Richtung gegeben; die Unterdrückung der reformirten Gemeinde, die Ausrottung ihres demokratiſchen Geiſtes mußte dem abſoluten Throne nicht blos Ehrenſache ſein; ſein Kampf in den Sevennen, Louis XIV Zug gegen Holland, die Untergrabung des Anglicanismus und der Sekten, wie der Parlamente in England, die Unterdrückung der Janſeniſten ſtehen untereinander in einem eigentlich logiſchen Zuſammenhang. Es war der Widerſtand des abſolut-monarchiſchen Willens gegen eine gut bürgerliche Reform von Kirche und Staat. — Was half es aber, Rochelle genommen zu haben, wenn nahe vor den Thoren von Paris ſich ein neues geiſtiges Rochelle erhob?

Und wie Rom und der Hof, ſo war mit dem Vorwurf des Calvinismus auch der katholiſche Bürgerſtand miſtrauiſch gemacht. Er war einmal eingenommen gegen den genfer Geiſt und ſeinen Rigorismus, er wollte einmal bei ſeinen Genüſſen, bei ſeinen Gewohnheiten, bei ſeinem Katholicismus bleiben; ſo war ihm auch die Asceſe von Port-Royal zu hart, wie ſeine Lehre. Verkannte das Volk dieſe Verwandtſchaft nicht und wandte ſich darum die Mehrzahl von Port-Royal ab, ſo ſah es doch das Netz nicht, welches vom Abſolutismus enger und enger gezogen wurde, ohne zunächſt in ſeine Genüſſe einzugreifen. Während es nun galt, ſich aufzuraffen und den Geiſt innerlich zum Kampfe für das Recht und die Freiheit zu ſtählen oder die wahrhaft guten, alten Gewohnheiten gegen den Despotismus zu verlieren, glaubte der Bürgerſtand, er dürfe nur unbeweglich bei ſei-

nem Herkommen bleiben. Seine Waffe, oder vielmehr sein Schild, ist, und oft nicht ohne Erfolg, die Kraft der Trägheit; wo aber eine stärkere active Kraft sich dagegen erhebt, kann sie nicht genügen. Er verlor am meisten dabei, und doch war es gerade auf diesen besseren Bürgerstand, auf Hebung seiner moralischen Kraft, worauf es St. Cyran, nebst einer Reform des Klerus, abgesehen hatte.

St. Cyrans Aurelius.

Die Väter des Gallicanismus sind St. Louis, welcher dem Pabste zwar die Füsse küßte, aber die Hände zu binden wußte, und Philipp der Schöne, der Stifter des Parlaments, unter dem die Universität sich zu so hoher Blüthe hob, der den Pabst nach Avignon führte. Diese waren seine Bundesgenossen im Kampfe gegen die päbstliche Gewalt. So sammelte er die Früchte von dem Titanenkampf der Hohenstaufen wider die Blitze des Vaticans, wie Karl von Anjou ihr Erbe in Neapel war. Indeß bewahrte Frankreich namentlich zu Constanz dem Pabst und Deutschland gegenüber eine gewisse mittlere Stellung; es wollte nicht, wie dieses, eine völlige Reformation der Kirche erzwingen; es glaubte seinen Vortheil besser bei Beschränkungen und besonderen Verträgen zu finden. Thron, Episkopat, Sorbonne, Parlament waren gleichermaßen in diesem Systeme erstarkt und hatten sich darein und untereinander festgewachsen.

Vor Franz I. waren die Verhältnisse durch die pragmatische Sanction bestimmt. Das Recht, die Bischöfe zu ernennen, hatte der König durch das Concordat von 1516 (zwischen Leo X und Franz I) erhalten. Die Jansenisten verriethen ihre Abneigung gegen diese Ordnung, welche der unmittelbaren Abhängigkeit der Bischöfe von Gott so wenig entsprach, besonders durch ihre Feindseligkeit gegen das Gedächtniß von Antoine dû Prat [1]), welcher diesen Vertrag vermittelt hatte. (Kanzler Franz I, Cardinal, starb am 9. Juli 1535; die einzige kirchliche Thätigkeit

1) Talleyrand in seiner Gedächtnißrede zu Ehren des Grafen Reinhard nennt dû Prat neben den bedeutendsten in der Diplomatie ausgezeichneten Zöglingen theologischer Seminare, neben d'Ossat, Lyonne, Polignac, Reinhard, ja neben sich selbst.

deſſelben ſoll ſein Präſidium in einer Verſammlung von Biſchöfen in Paris 1528 geweſen ſein. Es waren dieſes lauter Biſchöfe „im Gefolge des Hofs", aus ſeiner Diöceſe, dem Erzbisthum von Sens. Er ließ in dieſer Verſammlung ſeine Ordonnanzen gegen die Irrlehren von Luther, Ökolampadius, Melanchthon, Zwingli vorleſen.) Dieſer Mann war Erzbiſchof von Sens, Biſchof von Alby, Valence, Die, Gap, Abbé von Fleury, ſoll aber nie in einer ſeiner Kirchen reſidirt haben. Er verordnete ſterbend, daß er in ſeiner erzbiſchöflichen Kirche in Sens begraben würde, zum Erſatz dafür, daß er nie bei Lebzeiten ſeinen Fuß hineingeſetzt. Dieſen Mann betrachteten alſo nicht blos Janſeniſten als lebendige Darſtellung des Concordats von 1516 mit ſeinem königlichen Epiſkopat [1]).

Brantoma ſagt in ſeinen Mémoires: Dieſer große König (Franz I), in Betracht der großen Dienſte, welche ihm ſein Adel leiſtete, aber außer Stand, ſie mit den Geldmitteln ſeiner Krongüter zu belohnen, oder mit dem Ertrag der Steuern, welches Alles für die Koſten der langen, großen Kriege aufging, fand für beſſer, Diejenigen, welche ihm gut gedient hatten, mit einigen Abteien und Kirchengütern zu belohnen, als dieſe Kloſtermönchen zu überlaſſen; unnützen Leuten, wie er ſagte, welche zu nichts gut wären, als zu eſſen und zu trinken, in Schenken zu liegen und zu ſpielen, oder Armbruſtſehnen zu drehen, welche überhaupt ein ausſchweifendes Leben führen, wozu ihre Trägheit ſie verleitete. Man ſagte damals ſprüchwörtlich: er thut nicht mehr, als ein Prieſter oder als ein Mönch; auch ſagte man: geizig und liederlich wie ein Prieſter oder Mönch, wie der Italiener ſagt: Pretri, fratri monachi et pulli, mai non son satulli.

In den Parlamenten verſtummen lange die Aufforderungen nicht, die alte Wahlfreiheit der Kirche wieder herzuſtellen, noch in den Generalſtaaten des Königreichs (1561 Quintin); in den Kirchen wurden feierliche Gebete angeſtellt. Die Formulare derſelben finden ſich in dem zu Lyon gedruckten Ritual von Vannes und in dem zu Clermont (in der Auvergne) 1608 auf Befehl des Cardinals de la Rochefoucault gedruckten. Die allgemeine

1) Belcarius, Biſchof von Metz, nennt ihn bipedum nequissimum; Theodor Beza ſetzte ihm die Grabſchrift: Inter obesos obesissimo. Er wurde ſo dick, daß man ihm ein Loch in ſeine Tafel ſchnitt.

Versammlung des Klerus in Paris 1599 machte bei Heinrich IV eine starke Vorstellung, worin die Prälaten ihn baten, sein Gewissen nicht zu beschweren durch die Ernennung zu Bisthümern, Abteien und anderen Beneficien, womit Seelsorge verbunden sei. Heinrich antwortete, er sehe die Richtigkeit dieser Vorstellung wohl ein, allein er sei nicht der Erste, welcher es also gehalten. — Die 1560 zu Orleans versammelten drei Stände des Königreichs [1]) machten eine nachdrückliche Vorstellung, und wirklich wurde ein neues Reglement darüber gegeben: Sämmtliche Erzbischöfe und Bischöfe werden fürder, sobald eine Erledigung eintritt, gewählt und ernannt, die Erzbischöfe durch die Bischöfe der Provinz und das Kapitel der bischöflichen Kirche; die Bischöfe aber durch den Erzbischof, durch die Bischöfe der Provinz, durch die Domherren der bischöflichen Kirche, wozu noch berufen werden zwölf notable Edelleute, vom Adel der Diöcese gewählt, und zwölf notable Bürger, so auf dem Stadthause der erzbischöflichen oder bischöflichen-Städte erwählt worden sind. Diese Alle auf einen bestimmten Tag durch das Kapitel des erledigten Stuhls berufen und versammelt, wie eben gemeldet, sollen über drei Personen übereinkommen, welche die nöthigen Bedingungen und Eigenschaften haben, die von den heiligen Decreten und Concilien verlangt werden; Männer von wenigstens dreißig Jahren; sie sollen uns diese präsentiren, auf daß wir Den von diesen Dreien zum Erzbisthum oder Bisthum ernennen, welchen wir für gut finden. Diesem Gesetze aber fehlte nichts, als daß es nicht gehalten wurde.

Die großen Übelstände, welchen man durch diese neue Verordnung hatte abhelfen wollen, erörtert uns Joachim du Chalard, Advocat im Großen Rath, in seiner Erklärung der Ordonnanzen Karls IX, von 1568. Göttliche und menschliche Gesetze, die Verordnungen der Kirche darüber seien gebrochen, und so sei aus Übel stets Ärger geworden. Das Elend der Zeit, die menschliche Frechheit, Habsucht, Gunst der höchsten Personen hatten Alles verdorben und umgestürzt, hätte nicht das gute, reifliche Erwägen unseres Fürsten oder seiner Beistände den Lauf der Sachen auf-

1) Es wurde hier auch verordnet, daß bei jeder bischöflichen oder Collegialkirche ein Doctor der Theologie alle Sonntage und Feiertage predigen und dreimal die Woche die Schrift erklären sollte. Den Domherren und Kanonicis ward befohlen, bei Strafe an ihren Einkünften, diesem Unterricht beizuwohnen. Ein solcher Doctor hieß Theologal.

gehalten. Durch Gunſt, Freundſchaft und Geld erhielten und beſaßen Idioten und unwiſſende Eſelstreiber die großen Beneficien, die hohen Würden und die großen Prälaturen. Und wie ſie denn nicht die Fähigkeit, noch die Erfahrung hatten, Gutes und Böſes zu unterſcheiden, und keinen Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter kannten; ſo lebten ſie denn auch ganz wie ſie es verſtanden. Gar oft wurden zu Biſchöfen ernannt, die noch gar nicht im Mutterleibe gebildet waren. Dies Übel fühlte denn auch die Chriſtenheit wohl in ſeinem ganzen Umfang. Es konnten ſich die preisgegebenen Völker nicht enthalten, bitter zu murren, indem ſie ſich geleitet ſahen durch ſolche Leute, oder durch ihre Suffragane, Stellvertreter und Vicare, die von demſelben Teige waren, wie ihre Meiſter; welche den Völkern Gottes frecher Weiſe Laſten und Bürden auflegten, welche ſie ſelbſt nicht mit der Fingerſpitze anrühren wollten, bis der Herr dem armen, verzweifelnden Volke Augen, Herzen und den Mund geöffnet hat, um zu ſehen, zu hören und zu klagen, den Fürſten aber, um zu hören, dem Könige, um mit Billigkeit und Rechtſchaffenheit zu richten. Ich glaube aber, daß wir Grund haben, von unſerem Könige Karl IX (unter welchem die Bartholomäusnacht abgehalten wurde) zu hoffen, was die Auguren, Magier und menſchliche Propheten von Cäſar Auguſtus ſagten. — Er hofft, ein Wetteifer im Guten werde nunmehr erweckt werden, indem die Würdigen zu den Ämtern berufen würden, nicht mehr Kinder von der Mutter Bruſt, für deren Schulter und Magen dergleichen Pflichten zu ſchwer und zu hart ſeien; ſondern auserleſene Männer, von großer Redlichkeit, Keuſchheit und Heiligkeit, abgetödtet, ſo ihre alte Haut abgelegt und die ſtachelnde Luſt des Fleiſches gedämpft haben, entweder durch das Alter, oder aus Liebe zu Chriſto.

Tauſend, bald mehr perſönliche, bald mehr auf den ganzen Stand gerichtete Pasquille, Flugſchriften, Volkslieder gingen im Schwange; auch darin wird dieſe Form der Ernennung als Quelle des Übels angefochten:

Au temps passé l'Esprit Saint eslisait
Ceux, dont souloit l'Eglise estre servie.
En ce temps-là, vertu fruit produisoit;
Car les eleuz estoyent de sainte vie.
Mais maintenant, les mondains par envie
Ont usurpé la sainte eslection,

Dont s'en ensuy humaine affection:
Et par ainsi tous vices procedez
Sont des pasteurs: qui nous sont concedez
Par les chevaux, par la poste, et par dons.
Trop mieux vauldroit les elire à trois dez:
Car à l'hazard ils pourroyent être bons.

Allein offenbar hätte der Kirche durch Rückgabe der Wahl an den Klerus nicht geholfen werden können; hatte doch der Misbrauch, den Kapitel und Mönchscongregationen von diesem Rechte gemacht, Leo X und Franz I wenigstens einen sehr scheinbaren Grund geliehen, ihnen die Wahl abzusprechen. Was Franz darüber sagte, ist schon erwähnt worden. Louis XII spottete, die Esel haben bessere Zeiten in seinem Königreiche, als die Pferde, denn diese müssen an den Postwagen nach Italien laufen, für jene Beneficien (Bestätigung, auch in vielen reservirten Fällen Ernennungen) zu holen. Der Erzbischof von Ambrun hat uns noch eine Erklärung Franz I aufbewahrt, welche ihm eine vornehme Dame verbürgte; der König behauptet, die Mönche haben gewöhnlich Den zum Abt gewählt, der als der beste Zecher, als Liebhaber von Jagdhunden und Falken berühmt war und durch seine Ausschweifungen ihnen dafür bürgte, daß er seinen Wählern und Untergebenen alle Zucht erlassen würde, wie ihm oft auch die Hände zum voraus durch auferlegte Bedingungen gebunden waren. Oft soll es bei diesen Wahlen zu großen Schlägereien gekommen sein, also, daß sogar Todte auf der Wahlstätte blieben. Nicht besser ging es bei den Bischofswahlen her; wie die Päbste durch Bestechung der Cardinäle ihre Würde erreichten, so war auch hier Simonie gar Manchem Mittel und Weg zu dieser kirchlichen Würde. Viele lebten auf eine nicht minder ärgerliche Weise in den also erworbenen Ämtern, mit Hunden und Huren [1]).

Daß den Königen die Folgen des früheren Wahlsystems von ihren Umgebungen und selbst von vielen Bischöfen als schlimmer dargestellt wurden, als sie wirklich waren, ist natürlich. Allein

1) J'ay ouï parler d'un de ce vieux temps, qui faisait rechercher les jeunes, belles, petites filles de l'âge de dix ans, qui promettaient quelque chose de leur beauté à l'avenir, et les donnait à nourrir et élever qui çà qui là parmy leurs paroisses et villages, comme les gentils-hommes de petits-chiens, et pour s'en servir lorsqu'elles seroient grandes.

die Wurzel des Übels lag tiefer, in der Verweltlichung der Kirche und in ihrem Reichthum, welcher die Kleriker zur Trägheit und Üppigkeit verleitete und die Laien darnach lüſtern machte. Wäre es nicht ein Glück für die Kirche geweſen, wenn der Staat ihr dieſe Bürde abgenommen hätte und der Kirche dafür mehr Freiheit geſchenkt. Solches Verfahren wäre dieſer Zeit aber als Sacrilegium erſchienen, während man ſich doch nicht ſcheute, eben dieſer Kirche ihren größten Schmuck, würdige Geiſtliche und Biſchöfe, zu verſagen; der Kirche und dem Klerus ſelbſt aber wurde durch ſolche unterſchobene Glieder und Häupter Willen und Kraft genommen, ſich innerlich wie äußerlich zu befreien. — Wenn Glieder der katholiſchen Kirche alſo redeten, wenn ganze Gemeinden und Bisthümer regelmäßig den Herrn der Kirche anriefen, ſeine Magd, ſeine Braut von ſolcher weltlichen Knechtſchaft zu befreien, war es nicht nothwendig, daß die eben damals erſtehende reformirte Gemeinde nur die auf ſich ſelbſt ruhende, ſich ſelbſt regierende Kirche für die wahre hielt, alles Heil derſelben in ihrer radicalen Trennung vom Staate ſuchte? Sie entſagte allem Glanz, ja aller äußeren Würde; denn eine Kirche, die nach äußerem Schmuck und Reichthum trachtet, verkauft ihren Heiland, wie Judas. Hinwiederum aber die Ordonnanz in Folge des Reichstags zu Orleans, iſt ſie nicht ein großes Zeichen der Zeit? Die Freiheit der Kirche iſt nicht (wie beinahe immer, und nicht blos ausſchließlich in der katholiſchen Kirche geſchieht) mit der Freiheit des Klerus und mit ſeiner Souverainetät über die Kirche verwechſelt; der König und der Laienſtand, nach ſeinen zwei Hauptklaſſen und Intereſſen, haben auch ihre Stimme dabei abzugeben. Zwar war Ähnliches beinahe in allen Jahrhunderten hier oder dort geſchehen, nur war es nicht leicht mit ſolcher Billigkeit vertheilt worden. Die Zeiten aber waren zu wild und kriegeriſch, die katholiſche Kirche bedurfte der Einheit, die Kirche ſah Biſchöfe gewappnet gegen die reformirten Rebellen und Ketzer ziehen; der König, welcher ſein ſchönes Reich zum Beſten der römiſchen Kirche verwüſtete, durfte doch wohl ſeine Getreuen mit den Schätzen der Kirche belohnen. Die reformirte Kirche erklärte alle Gläubige für Krieger Chriſti zugleich und für Prieſter; ſo wurden denn auch in der katholiſchen Kirche ihre Bisthümer und Pfründen als Lehen an die Kämpfer der Kirche vergeben; wenn

die Reformirten besonders im Südwesten der katholischen Kirchengüter sich bemächtigten und damit die Lasten des Kriegs gegen den Götzendienst einer katholischen Staatsreligion führten, so mußte wohl ein Gleiches dem allerchristlichsten Könige selbst nicht minder zustehen. — Das kriegerische Gefolge des Königs und seines Hofs wurde nun aber ein friedliches; zahlreiche Bischöfe gehören stets zum Train der Majestät in Paris und auf den Wanderungen durch das Reich; hier wurden die hohen Kirchenwürden vergeben; wer in der Nähe war, mochte die gute Gelegenheit viel eher wahrnehmen; keine Gesetze, nicht Alter, noch Verdienst um die Gemeinde, sondern mehr um den Staat, Verbindungen, persönliche Gunst, Intriguen entschieden und gaben den Bisthümern ihre Oberhirten. Die große Thätigkeit, welche unter Louis XIII die Reformatoren des Klerus besonders den Seminaren widmeten, kämpfte gegen diese weltliche Lebensweise an; Richelieu, als Bischof in die Staatsgeschäfte eingedrungen, giebt dieser Zeit Charakter und Namen. Marca wurde vom König, zur Belohnung für die dem Staate geleisteten Dienste, 1642 zum Bischof ernannt; 1647 erhält er die päbstliche Bestätigung, im April 1648 wird er in Barcelona zum Priester geweiht (54 Jahre alt), im October empfängt er die bischöfliche Weihe.

Eins schien allerdings die Anwesenheit von Bischöfen am Hofe wünschenswerth zu machen: das Bestreben der Regierung, durch Bekehrung der Reformirten die Einheit des Staats und der Kirche wieder herzustellen. Wie der Zweck ein zugleich kirchlicher und politischer war, so auch die Mittel; Kirche und Staat hatten stets nöthig, Rücksprache mit einander zu nehmen.

So geschah es denn, daß die katholische Kirche, indem sie die reformirten Gemeinden zu unterdrücken suchte, ihre eigene Freiheit, ihre moralische Würde und Kraft, ihre leiblichen und geistigen Güter verpfändete und veräußerte; während sie mit offener Gewalt die Schwesterkirche niederzutreten suchte, wurden die höchsten geistlichen Ämter den Reisigen zum Raub; als sie durch Künste des Hofs die Gemeinde der Reformirten zu schwächen und zu untergraben suchte und endlich auszurotten, wurden viele Seelenhirten ihren Gemeinden entfremdet; sie kannten, Hirte und Heerde, Einer die Stimme des Anderen nicht; am Hofe Louis XIV vergaßen sie,

daß ſie dem ohnedies gedrückten Volke Diener und Tröſter zu ſein berufen waren. Sie blieben aber nicht blos ihren geiſtigen Familien das Brot des Lebens ſchuldig, ſie nahmen es auch Denen, ſo, wenn auch in anderer Geſtalt, ſich und die Brüder damit laben wollten, und lernten dadurch zugleich die unmittelbarer auf das göttliche Wort gegründeten Regungen, Bedürfniſſe und Zeichen der Zeit innerhalb der Kirche ſelbſt [1]) aus Menſchengefälligkeit und Bequemlichkeit richten und verdammen. Die Wünſche des hohen Klerus, der Hof möge ſie von den Ketzern befreien, waren um ſo gewichtiger, als jener dem König aus dem Kirchengut Subſidien zu verwilligen hatte. So belohnte denn Louis XIV den Klerus dafür, daß er ihm durch die vier Artikel ſeinen Patron, den Pabſt, zum Opfer gebracht, indem er nun ſofort den Herzog von Noailles mit harten Inſtructionen in das zum Theil reformirte Languedoc ſchickte. (Mémoires du duc de Noailles. Pétitot, Tom. LXXI, Pag. 231 etc.) Zu gleicher Zeit wurde der Intendant von Paris, Menars, in die reformirte Kirche von Charenton geſchickt, um eine Erklärung zu verlangen, zu welcher Confeſſion man ſich halte. Man beabſichtigte damit, die Reformirten zu veruneinigen, indem man erklärte, nur Calvins Lehre werde vom Staat geduldet. Drei Jahre darauf ward endlich das Edict von Nantes widerrufen. — Nur in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, als die Bürgerkriege ruhten, die Reformirten mehr nur ihrer politiſchen Bedeutung beraubt wurden und von ihren gefährlichen Verbindungen mit dem Ausland abgeſchnitten, ſo lange der Kampf der Kirchen unter dem Schutz der Duldung ein geiſtiger war, da erwuchs eine Fülle wahrhaft katholiſcher Männer und Vereine dem Schooſe der katholiſchen Kirche, wetteifernd mit der neuen Gemeinde der Abgefallenen in Erweiſung der überwindenden Kraft des Evangeliums. So wurden die Männer groß gezogen, welche der Kirche unter Louis XIV einen ſo großen Glanz gaben, den Greuel der ſchnödeſten Verfolgung, geiſtlicher und fürſtlicher Despotie ein wenig vergeſſen zu machen.

Wir ſehen, es wohnte dem Epiſkopat eine große, lange nicht zu verwüſtende Kraft ein; zwar waren die Biſchöfe nicht welt-

1) Gerade 1662, als die Verfolgung ſo hart über Port-Royal erging, wurde den Reformirten die Nationalſynode verweigert.

liche Fürsten, wie manche in Deutschland; aber sie hatten so viel Gewalt und Ansehen, auch weltliches, als sie brauchten, ihren Gemeinden Horte und Anwälte zu sein. Das Gelüsten nach größerem weltlichen Einfluß brach ihre Kraft; sie suchten jene beim Hofe, während ihre Kraft eine locale und provinziale war. Der Despotismus der Könige und Minister und andererseits die Revolution und Napoleon, mit ihren Departementsbischöfen, haben den angestammten, provinzialen und darum nationalen Episkopat vernichtet und den Romanismus in Frankreich eingeführt. Der gegenwärtige Klerus in Frankreich und die Organe des Katholicismus haben den ächten Gallicanismus so sehr vergessen über dem späteren, von diesem gedoppelten Despotismus zur Maschine gemachten Aftergallicanismus, daß sie nur immer von den vier Artikeln Bossuets und Louis XIV reden. Nichts macht ein Aufkommen oder auch nur eine Würdigung des wahren Gallicanismus, des Bundesgenossen einer gemischten Staatsverfassung, wie einst der Parlamente, für den Augenblick so unmöglich, als die erzwungene Unterschrift dieser vier Artikel. — Gerade während der Zeit, daß der Gallicanismus, seine Institute, Organe und Bundesgenossen durch den politischen Despotismus und die Jesuiten untergraben wurden, die Bischöfe und ihre jährlichen Versammlungen, die General- und Provinzialstaaten, die großen adeligen Familien, die Parlamente, wurde die Theorie des Gallicanismus sehr ausgearbeitet und von Richer und Aurelius verfochten; wie eben damals der Adel durch Ahnenprobe sich zu einem stabilen und scheinbar vornehmeren Stande machte und das Parlament sich mit dem römischen Senat verglich. Wie es ja so oft geschieht, daß man für Institute, welchen die reelle Basis gewichen ist, nun eine künstliche, ideelle sucht, dadurch sie selbst gehoben und verklärt zu werden scheinen. So verklären sich oft die Züge des Sterbenden. Die Veranlassung aber zu einer dieser wesentlichsten Erörterungen, zu den Schriften von Aurelius, kam von außen, von jenseits des Meeres.

Während zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die Mächte der alten katholischen Weltordnung sich anschickten, mit Gewalt die protestantische Welt der alten, das ganze Leben bestimmenden Gewalt zu unterwerfen, schien eine Nation, welche bisher der Reformation als Bollwerk gedient, auf friedlichem

Wege unter die Botmäßigkeit des römiſchen Vaters zurückkehren zu wollen. England hatte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts das Unglück gehabt, einen Scholaſtiker zum König zu bekommen; wie er nun eine Reformation nach ſeinem Gutdünken dem Volke aufgedrungen, ſo ſchien es, gerade ein Jahrhundert ſpäter, als könnte der theologiſche Jakob, der Sohn der unglücklichen Märtyrerin Maria Stuart, des Rigorismus und Puritanismus überdrüſſig, ſein Volk wiederum mit ſich zum alten Glauben zurückführen. Denn wie die Reformation die große Kraftentwicklung des deutſchen Volkes war, nach welcher es auf lange zerſplittert, entmuthigt und erſchöpft zurückſank, die Zeit ſeines Ruhms, da es alle anderen Völker durch ſeinen gewaltigen Geiſt mit ſich fortzureißen drohte, ſo war die Reformation für England die Epoche ſeiner Schmach und Entwürdigung; ſie iſt ihm aber ſpäter das Palladium ſeiner Freiheit und ſeiner Kraft geworden. — So unterliegen wohl auch Perſönlichkeiten, welche die erſten Empfänger und Träger großer Ideen ſind, ſchwache, irdiſche Gefäße himmliſcher Schätze, mit Ruhm gekrönt, unter ihrer edeln Bürde; dieſe ihre Schwachheit aber wird Späteren, wird ihren Erben eine Quelle der Kraft. Auch diesmal ſchien eine Heirath die Baſis der Rückkehr zum katholiſchen Glauben werden zu wollen, wie durch eine Königin das Chriſtenthum in England zuerſt feſten Fuß gefaßt und Heinrich zu gleicher Zeit die Köpfe ſeiner Weiber und das Pabſtthum gefällt hatte. Der Thronfolger Jakobs, der nachmalige Karl I, eilte mit Buckingham, welcher lange Jahre über den König Alles vermochte, nach Spanien, mit ritterlicher Kühnheit den Knoten zu löſen, welchen diplomatiſche Künſte längſt mit ſpitzen Fingern ohne viel Erfolg angefaßt. Der Prinz von Wales hoffte, bald die ſpaniſche Infantin als Gattin nach England zurückzuführen. Buckingham bewahrte getreulich die Liebe zu einer anderen Infantin, zu Anna, Königin von Frankreich, als die Aufgabe und den Stolz ſeines Lebens. Wie er bald darauf ſeinen Herrn dazu vermochte, Rochelle zu unterſtützen und Frankreich zu bekriegen (die Damen in der nächſten Umgebung der Königin waren wenigſtens davon überzeugt), um bald als Friedensſtifter nach Paris, zu den Füßen ſeiner Gebieterin zu eilen, ſo betrieb er jetzt, gewiß nicht ohne Hoffnung, ihr zu ge-

fallen und nahe zu kommen, diese Verbindung des englischen Königshauses mit dem katholischen Stamme.

So war denn die Hoffnung wohl begründet, in England dem Katholicismus Duldung, Einfluß und endlich die Herrschaft durch die katholisch zu erziehenden Kinder des Thronerben zu verschaffen. Fragen wir aber die strengen Gallikaner, die alte Sorbonne, das Parlament von Paris, die Jansenisten, warum dieses nicht geschehen, so antworten sie uns zuversichtlich, es sei dieses durchaus nur die Schuld der Jesuiten; diese haben durch ihre Feindseligkeit gegen den katholischen Episkopat die Einheit und Kraft der selbst numerisch noch starken katholischen Bevölkerung zersplittert, durch böse Ränke und Streitigkeiten dem Volke Ärgerniß gegeben, durch Verschwörungen die Regierungen erbittert, durch falsche Berichte den römischen Stuhl zu schädlichen Maßregeln verleitet. Auf der Jesuiten Haupt falle die Schuld davon, daß das Blut der Märtyrer Englands Boden getränkt, ohne Frucht zu bringen, daß die ganze katholische Kirche durch diesen Kampf nicht erbaut und ihr Glaube gestärkt, sondern auch in anderen Ländern die tragenden Gewalten und Pfeiler der Kirche erschüttert worden seien und die Sacramente verlästert.

Dieses von den Jesuiten gegebene Ärgerniß aber waren die dem Episkopat, seiner Würde und Gewalt und damit der Kirche selbst nachtheiligen und verletzenden Lehren, welche sie in England und von dort aus verbreiteten. Dreißig Jahre beinahe war die katholische Kirche Englands ohne Bischof. Der Erzpriester Blackwell hatte längere Zeit ihr vorgestanden, in genauer Verbindung mit den Jesuiten, bis er dem Könige den Eid leistete. Diesem glaubten die Jesuiten sich nicht unterziehen zu dürfen, da er den König zugleich als geistliche wie als weltliche Auctorität anerkannte. Gregor XV entsandte 1622 den Doctor der Sorbonne, Wilhelm Bishop, als Bischof nach England; allein er starb nach zwei Monaten. In seinem Breve vom 4. Februar 1624 sagt der Pabst: er fühle sein Herz (ses entrailles) von Mitleiden bewegt von dem langen Witthum der englischen Kirche, die aller der Hülfe und der Gnaden entbehren müsse, welche den anderen Landeskirchen ihre Bischöfe gewähren. Darum setzte er Richard Smith als Bischof von England ein. Da er sich aber anschickte, seine bischöfliche Gerichtsbarkeit und Gewalt zu handha-

ben und jede Vollmacht in der Kirche nur als eine von ihm emanirte oder beſtätigte wollte gelten laſſen, ſtieß er auf einen gewaltigen Widerſtand bei einem Theil der Orden, welche ſchon im verjährten Beſitz großer Rechte waren. Sie hatten ſich dieſe unter harten Verfolgungen errungen. Beſonders ſtellten ihm die Jeſuiten ihre päbſtlichen Privilegien, wodurch ſie in dem geiſtlichen Reiche gleichſam reichsunmittelbar waren, mit Nachdruck entgegen. So ſpaltete ſich denn die katholiſche Kirche in England und Irland, als beſtände ſie in der größten Sicherheit, in zwei feindſelige Parteien: in die biſchöfliche und die jeſuitiſche, welche ihren Streit in Schriften verfochten. Dieſes mußte um ſo mehr Anſtoß geben, als die Schriften in der Volksſprache geſchrieben waren. Das jetzige Geſchlecht kümmert ſich wohl wenig um dieſe nicht unbedeutende Literatur. Die wichtigſten dieſer Schriften ſind von den Jeſuiten Eduard Knok, Viceprovinzial der Jeſuiten in England, und von Johann Floyd, auch einem engliſchen Jeſuiten, Profeſſor in St. Omer. Verbarg ſich dieſer unter dem Namen Daniel of Jeſu, ſo glaubte man, Knok habe ſeiner Schrift einen Nicolaus Smith zum Verfaſſer gegeben, um den Biſchof dadurch in Verlegenheit zu bringen, daß man dieſe Grundſätze ſeinem kürzlich verſtorbenen Verwandten in den Mund legte. Die franzöſiſchen Jeſuiten verleugneten zuerſt dieſe Autorſchaft des Ordens, Alegambe aber in ſeinem Werk über die Schriftſteller ſeiner Compagnie legte dieſe Bücher dieſen ſeinen Ordensgenoſſen unverhohlen bei. Beſonders wurde ihnen vorgeworfen, daß ſich unter den empfehlenden Gutachten, welche einem dieſer Bücher beigedruckt waren, eins von dem berüchtigten Liguiſten Boucher fand.

In Belgien waren damals zahlreiche Niederlaſſungen von katholiſchen Irländern und Engländern; ſie nahmen ſpäter auch lebhafteren Antheil an den janſeniſtiſchen Streitigkeiten. Mehrere dieſer Leute ſtanden auf Seiten des Janſenismus. Janſen ſelbſt nahm großen Antheil an den Schickſalen und geiſtigen Arbeiten engliſcher und irländiſcher Prieſter in Belgien. Bei dieſer gegenwärtigen Streitigkeit nun aber mußten ſie ſich ganz beſonders berufen fühlen, einzugreifen, zumal da die Verſchiedenheit der Sprachen die franzöſiſchen Theologen großentheils kampfunfähig machte, bis einige dieſer Schriften ins Latein überſetzt waren.

So war denn auch der Engländer Kelisson, Präsident des englischen Collegiums zu Douay, der Erste, welcher über die „kirchliche Hierarchie" zur Vertheidigung des Episkopats gegen die Jesuiten schrieb. Douay aber vertheidigte bis dahin die Lehre Augustins gegen das pelagianisirende Dogma der Jesuiten; es war ja diese Universität eine Tochter der von Löwen. Wie sich aber die Jesuiten auf den Ultramontanismus stützten, so suchten die katholischen Episkopalen in England einen Rückhalt an Frankreich; sie wandten sich an die Sorbonne, an die Generalversammlung des gallikanischen Klerus und an die Universität Löwen (1630). Die Jesuiten wirkten zwar in Rom einen Befehl an die Löwener aus, sich der Berathungen über diese Gegenstände zu enthalten; die römische Inquisition verbot auch beiden Parteien, fürder darüber zu schreiben. Allein die gallikanische Kirche kam dem zuvor und erkannte ohnedies keine Inquisition an. Die Sorbonne verdammte diese neuen hybernischen Irrthümer; die Versammlung des Klerus lud die Vorsteher der Jesuiten vor und erklärte, jedoch ohne Nennung der Compagnie, die in genannten Schriften aufgestellten Sätze für gottlos, gotteslästerlich und aufrührerisch. Das von 34 Erzbischöfen und Bischöfen unterschriebene Rundschreiben vom 31. Februar 1631 wurde an alle Bischöfe des Reichs gesandt. Zur Vertheidigung dieser Censuren der Sorbonne und des Klerus ist Petrus Aurelius geschrieben, zur Verfechtung der Würde und der Gewalt des Episkopats und der damit zusammenhängenden Doctrinen.

Es ist, wie schon bemerkt worden, nicht ganz gewiß, ob das Werk von St. Cyran selbst oder nur, unter seinem Einfluß, von seinem Neffen Barkes, geschrieben ist, seinem Nachfolger in der Abtei St. Cyran, dem Lehrer von d'Andillys Kindern. Dieser schreibt den Petrus Aurelius bestimmt St. Cyran zu, wie überhaupt die Zeitgenossen. Später wurde man anderer Meinung; es ist uns nicht näher bekannt, auf welche Gründe gestützt. Die Jansenisten waren in einiger Verlegenheit durch einige ableugnende Äußerungen St. Cyrans, welcher sich aber überhaupt mit seinem Werk, seinen Grundsätzen, Ansichten und Prophezeihungen zu verhüllen und zu verleugnen liebte. Indeß ist leicht einzusehen, daß auch die Bischöfe Frankreichs, welche dieses Buch und seine Grundsätze als eine classische Apologie ihrer Gewalt

anſahen, jenes daher möglichſt zu ſchonen ſuchten, mit der Zeit dadurch in Verlegenheit kommen mußten, daß ſein Verfaſſer der Stifter des Janſenismus ſein ſollte. Es war natürlich, daß ſie einem Anderen die Autorſchaft beizulegen ſuchten. Die Jeſuiten, gewiß auch hier gut unterrichtet, warfen ihren Haß dafür doch ganz beſonders auf St. Cyran. Die Vorrede zu der Ausgabe von 1646, welche auf Koſten des Klerus beſorgt war, wie ſchon zur erſten Ausgabe 1633 der Klerus eine Summe beiſchoß, bedauert ſehr, daß der Verfaſſer ſich verborgen gehalten, paßt jedoch am beſten auf St. Cyran, der einige Jahre zuvor geſtorben war. Es enthält dieſelbe auch eine, auf Befehl der Verſammlung des gallikaniſchen Klerus von Godeau, Biſchof von Graſſe, verfaßte Lobrede, was ihm von Seiten der Jeſuiten eine Flugſchrift: Godellus an orator vel poëta? zuzog. Es iſt freilich beinahe unmöglich, daß ein und derſelbe Mann neben ſo vielen anderen Geſchäften ein ſo großes Werk in ſo kurzer Zeit geſchrieben hätte, und ſo glauben wir, daß unter St. Cyrans Inſpiration Mehrere, nicht blos ſein Neffe, daran gearbeitet. Es hat dieſes auch die Analogie anderer Arbeiten von Port-Royal für ſich.

Die Jeſuiten ſetzten jeder neuen Ausgabe große Hinderniſſe in den Weg. Die von 1646 in Folio, mitunter durch die Schrift eines Jeſuiten, Cellot, veranlaßt, iſt die bekannteſte nnd ſchönſte: Petri Aurelii theologi opera, jussu et impensis cleri gallicani denuo in lucem edita, Parisiis, excudebat Antonius Vitré, regis, reginae regentis et cleri gallicani typographus. Als Vignette ſteht Herkules mit der Keule neben einem erſchlagenen Feinde, im Hintergrund derſelbe, den Löwen und die Hydra tödtend, und die Umſchrift: Virtus non territa monstris (Die Tugend läßt ſich nicht ſchrecken durch Ungeheuer). — Stillingfleet ſagt: es ſei das Buch von vielen Franzoſen ſo hoch gerühmt worden, als die abenteuerlichen Thaten des Mädchens von Orleans. Uns liegt zunächſt nur ob, die in dieſem Buche enthaltenen weſentlichſten Grund- und Gegenſätze hervorzuheben, wie ſich dadurch die Theorie des Gallicanismus und des Epiſkopats, dem Jeſuitenthum gegenüber, entwickelt hat. Ob uns nun aber gleich die Schriften der Jeſuiten ſelbſt abgehen und nur wenige ſonſtige Quellen für die Geſchichte dieſer Streitigkeiten zugänglich

sind [1]), so können wir uns doch hier einiger Betrachtungen nicht enthalten.

Wir haben gesehen, wie die vom Parlament unter Louis XIII, als die Rechte des Königs kränkend, verdammten Schriften und Grundsätze der Jesuiten sich im Streit mit der englischen Monarchie und ihrem weltlichen Pabstthum entwickelt hatten. Während die Reformation in Deutschland, der Schweiz und Frankreich in ihren kräftigen Zeiten vor Allem auf das Wort Gottes sich gründete, aller äußeren Legitimität und Auctorität sich zu entschlagen wagte, suchte sie in England, bei vielfacher Kränkung des sittlichen und frommen Gefühls, die äußeren Formen und Traditionen der Gewalt beizubehalten. Man kann sagen, Heinrich VIII habe sich zum Pabst erklären lassen durch die schnöden Organe seiner Lüste und Launen vielmehr, als der Kirche und des Volks; zum Pabst, sagen wir, obgleich nie ein Pabst so mit der Kirche hätte schalten und walten können. Zugleich hatte durch die sich fortpflanzende Weihe der alte Episkopat sich erhalten. Je näher, wenigstens äußerlich näher, diese bischöfliche Kirche sich der katholischen in vielen Stücken fühlen mußte, desto bitterer haßten sich beide mit einem tödtlichen Schwesterhasse, wie die Töchter Heinrichs, Maria und Elisabeth, in welchen sich das Verhältniß dieser beiden moralischen oder religiösen Persönlichkeiten individualisirt hatte. Dieser in den Augen der Katholiken lügnerische Episkopat mußte besonders in den alten Gegnern jedes unmittelbaren, autonomischen Episkopats, in den Jesuiten extreme Grundsätze zur Reife bringen, welche sich vielleicht ohne dieses nie in der Compagnie mit solcher Bestimmtheit entwickelt hätten. Der anglikanische After-Episkopat zeigte also, wohin der Gallicanismus führen konnte; die Kirche wurde zu einer in Knechtschaft weltlicher Herren, von deren Hand sie ihren eiteln Flitter erhält, ruhmlos von einem Tag zum andern lebenden Magd, gebannt in die Gränzen, welche leibliche Abstammung, Sprache oder Politik gesteckt. Die Kirche des Herrn aber ist eine Freie; sie nimmt von seiner Hand Gnade um Gnade, Leben und volle Genüge; sie ist

1) Histoire générale de la compagnie de Jésus 1762. Zweiter Band, vierundzwanzigster Artikel. — Argumentum operum Petri A. vor obgenannter Ausgabe — Bayle, Artikel: Eduard Knok. A. — Die Aktenstücke dazu finden sich im zweiten Bande von Collectio judiciorum de novis erroribus von Duplessis Argentré. 1736.

eine einige und katholische, wirft ihr Loos über alle Völker des Erdkreises, die alle ihr Erbtheil sind; sie redet alle Zungen, wie die erste Gemeinde am Pfingstfeste. Haben wir nun oben schon gesehen, wie das Königthum des Anglicanismus, indem es ein Schisma in der Kirche begründete, von den Jesuiten auf Tod und Leben angegriffen wurde, so mußte ihnen der anglikanische Episkopat, als ein bei diesem Königthum zu Lehen gehender, noch mehr ein Greuel sein.

Dazu kam nun aber ganz besonders, daß der katholische Episkopat im Kampfe wider ein also gestaltetes Schisma, welches sich auf die Autonomie des Episkopats und die selbständige Übertragung seiner Weihen stützte, durchaus sein Gewicht und seine Stütze verloren hatte. Die katholische Kirche mußte dagegen eine ganz andere Seite, eine andere Waffengattung geltend machen. Denn Alles, was der katholische Episkopat für sich sagen konnte, war eine Apologie und Befestigung des englischen. So mußte denn das Pabstthum gleichsam unmittelbar und durch die nur von seiner Hand geschaffenen, nur von seinem Hauch belebten Organe auf den Plan treten. Das waren aber die Orden, besonders die Orden neuerer Stiftung, welche ohnedies auch dem niederen Volke sich gerne anschlossen; dieses aber war, bei einem von Thron und Episkopat eingeführten Schisma, der unterdrückte Theil gewesen. So finden wir denn also während mehrerer Jahrzehnde in einem Lande, wo noch Myriaden von Katholiken lebten, keinen Bischof. Wenn die Orden hier behaupteten, der Episkopat sei kein wesentliches, nothwendiges Glied der Kirche, so hatten sie eine Erfahrung längerer Jahre für sich und untergruben zugleich das Bollwerk der feindlichen Macht. Gleichermaßen finden wir, daß in Schweden, wo allerdings auch noch ein Episkopat, wenn auch ein vom englischen verschiedener, bestand, bei den wiederholten Versuchen, den Katholicismus wieder zurückzuführen, es gerade die Orden, besonders die Jesuiten, waren, nicht der katholische Episkopat, worauf die katholische Kirche ihr Vertrauen und ihren Sieg stützte. Der Episkopat war für den Katholicismus überhaupt vielmehr eine Waffe zur Vertheidigung als zum Angriff; die katholische Kirche machte ihn dem Protestantismus gegenüber besonders in den Ländern geltend, wo dieser, wie in der Schweiz und Frankreich, auch in Deutschland, der Tra-

dition der hierarchischen Ordnungen entsagt hatte und jeder Geistliche seine Berufung und Verordnung zunächst auf das Wort Gottes und das allen Christen gemeinsame Priesterthum, vermittelt durch die Wahl der Gemeinde oder des Fürsten, gründete. Auf der anderen Seite konnte auch nichts den anglikanischen Episkopat so sehr reizen und selbst die Regierung herausfordern, als wenn ein katholischer Bischof im Lande erschien, den römischen Episkopat, als den rechten, dem ihrigen, dem schismatischen, entgegenstellend. — So mußte denn, man sagte von den Jesuiten verdrängt, der Bischof Smith, Titularbischof von Chalcedon, England wieder verlassen. Es wird gemeldet, ein englischer Jesuite, Pearson, habe in Rom darauf angetragen, man solle England durchaus den Orden übergeben, gar keinen Bischof dahin senden; er war denn aber klug genug, einzusehen, die Orden, ohne eine vermittelnde und richtende Obergewalt, wie der Episkopat, im Lande selbst, fern von Rom, würden, von Eifersucht entzündet, einander alle mögliche Hindernisse in den Weg legen und mannichfaltiges Ärgerniß geben. Er rieth daher, man solle England nur Einem Orden, als Mission, übergeben, und daß er, selbst Jesuite, den Jesuitenorden für den dazu tauglichsten hielt, ist ganz natürlich. Die Compagnie hoffte also England eben so ausschließlich zu beherrschen, wie sie in China sich der Herrschaft zu bemeistern suchte, indem sie alle anderen Orden und Bischöfe ausschlossen. Es warfen ihr die Gegner in beiden Fällen vor, sie schütze die päbstliche Hoheit nur vor, um ihr zu gehorchen, so weit es mit den Interessen der Compagnie übereinstimme. Ist der Katholicismus die Einheit verschiedener Ordnungen und Organe und Traditionen, welche von demselben Geiste zu Einem Leibe zusammengefaßt werden, so daß Eins dem Anderen Handreichung thut, so ist hier offenbar der Papismus im Streit mit dem Katholicismus. Diesen gegen jenen in Schutz zu nehmen, war aber der Beruf besonders der Sorbonne, der gallikanischen Kirche, ihres Episkopats, durch welchen hier alle Glieder der Kirche in einander gefügt und alle Bewegungen geregelt waren. Darum stützte sich die episkopale Partei in England und Irland auch auf Frankreich und Belgien, wo auch ein Theil ihrer Glieder gebildet war und die episkopalen Grundsätze eingesogen hatte. Zugleich aber sehen wir auch hier, wie solche Körperschaften, die

Garantien der beſtehenden Ordnungen und Nationalität, den feineren Combinationen der Politik, dem Geiſte des Eroberers durch ſcheinbar unzeitige Erörterungen und Fragen, indem ſie das Maas ihres Rechts an Alles legen, hemmend in den Weg treten.

Das Gewicht, welches die Jeſuiten auf die Einheit ihrer Glieder legten, hatte ſie vermocht, auf die Annahme von Bisthümern zu verzichten. Dieſes Herkommen aber allein ſchon hätte ſie hinwiederum mit der Zeit zu Gegnern des Epiſkopats machen müſſen. — Die Jeſuiten, wenigſtens behauptet Aurelius, es ſei ihr gemeinſames Machwerk, hatten auf die Verdammung der Schriften Floyds und Knoks durch die franzöſiſchen Biſchöfe in einer Quaerimonia geantwortet. Die engliſche Kirche, dieſe heilige Märtyrerin, wird darin redend, über ihre vielfachen Verfolgungen klagend, eingeführt. Nichts trägt aber bei ſolchen Streitigkeiten mehr zur Verſchlimmerung des Übels, zur Erbitterung der Leidenſchaft bei, als wenn jeder von beiden Theilen behauptet, er vertrete das ganze Volk, die ganze Kirche. So gaben ſich gerade auch die epiſkopalen Katholiken für die wahren Organe der katholiſchen Kirche in England und Irland aus. Aurelius aber rügt beſonders an den Jeſuiten, daß ſie aus dieſer leidenden Kirche eine Schauſpielerin machen, indem ſie dieſelbe mit jeſuitiſcher Maske declamirend auftreten laſſen. Es iſt dabei ein Seitenhieb auf die Sitte der Jeſuiten nicht zu verkennen, durch theatraliſche Aufzüge und durch Pomp die Menge zu beſtechen. Du vergißt, was für eine Kirche Du zu ſchildern unternommen, eine traurige, betrübte, von beiſpielloſer Verfolgung zerſchlagene. Du ſtellſt ſie aber dar, als hätte ſie die größte Muße, hochfahrend, kurz eine poetiſche, ſatyriſche Kirche, welche beinahe zu den Satyrn herabgeſunken. Kommt dieſer Ton, dieſe Leichtfertigkeit mit der vorgeblichen Trauer überein? Du führſt Dein Schauſpiel ſchlecht durch, deckſt die Kunſtſtücke der Deinigen ungeſchickt auf; man merkt wohl, daß euch vielmehr die Ruhe in England zu Narren macht, daß ihr mehr an Spiel und Scherz, als an Trauer, Seufzer und Thränen denkt. Du beſtätigſt ganz die Erklärung der engliſchen Katholiken (der epiſkopalen Katholiken), welche ſagen: Wir danken Gott, daß der König uns jetzt nicht weniger Gelegenheit giebt, ihn für ſein Erbarmen zu loben, als einſt ſeinem Vater; denn die Geſetze werden von Tag zu Tag milder. — Aber würdet ihr

auch noch verfolgt, so wäre das für euch eine Verpflichtung weiter, nach dem Muster der alten Märtyrer, nicht übermüthig, sondern um so demüthiger zu sein; die Schminke aber steht den Wangen einer Märtyrerin übel. — Nach dieser und einigen anderen Stellen und sonstigen Verhältnissen scheint es, als haben die Jesuiten den Nothstand und die Verfolgung der katholischen Kirche in England übertrieben, um den Pabst zu bestimmen, diese Kirche in solcher außerordentlichen Verfassung, ohne Bischof, gleichsam in einer jesuitischen Dictatur zu lassen. Die bischöflichen Katholiken waren zugleich diejenigen, welche dem Könige den Eid leisten wollten, wie denn auch Jansen einen englischen Priester, welcher ihn Elisabeth vor Jahren geleistet, gegen die Jesuiten in Schutz nahm.

Dem bisherigen Vorwurfe schließt sich eine Rüge an, welcher wir auch sonst begegnen: Die Jesuiten antworten den Bischöfen, der feierlichen, vermahnenden Sprache der Kirche durch Stellen aus Juvenal, Persius, Horaz, Ovid; sie suchen durch dieses fremde und fremdartige Salz ihre eigene Fadheit etwas genießbarer und schmackhafter zu machen. — Da siehst Du also, Jesuite, wohin Dich Deine Träumereien, Deine Hyperbeln, die schön stilisirten Reden Deiner seufzenden Kirche führen! Wie wenig fördert es Dich doch, von Plinius die Tinte des Blackfisches, von Horaz den Saft des schwarzen Tintenfisches zu entlehnen! (Quam casso labore sepiarum atramentum a Plinio, nigrae succum loliginis ab Horatio mutueris). Auch Boileau spottete später über die Jesuiten, daß sie, um doch auch satyrisch zu sein und dem Feind den Vortheil dieser leichten Waffengattung nicht allein zu lassen, alle mögliche Dichter des Alterthums lesen, durch diese künstliche Mittel ihren prosaischen Geist in einigen Schwung zu versetzen. Selbst das Heiligste verschone diese poetische Pedanterei nicht. Der Cardinal La-Rochefoucault mit zwei Bischöfen war gegen die Censur der hybernischen Sätze gewesen. Die „Klage der englischen Kirche" nennt jenen nicht blos den Fürsten der Gerechtigkeit, einen wahrhaften Melchisedek, einen Edelstein von saphiriniſcher Ächtheit, sie erkühnt sich auch zu dem Vergleich: diese drei Personen, welche das Bild der ewigen Trinität vorstellen, sind unter sich gleich, so jedoch, daß der erste hervorragt durch seine Auctorität, der andere durch Weisheit, der dritte durch Heiligkeit.

Der Probabilismus und der dahinter ſich verbergende Skepticismus der Jeſuiten gab bekanntlich in der Moral ſehr großen Anſtoß. Nicht minder anwendbar iſt dieſes problematiſche Verfahren auf die Politik. Wie hier Parteien oder minder befeſtigte Regierungen bisweilen mit Maßregeln nicht geradezu hervorzutreten wagen, ſondern zuvor nur das Gerücht ausſtreuen, es ſtehe dergleichen bevor, um die Stimmung zu ſondiren und zu bearbeiten, ſo ſtellten auch die Jeſuiten zweideutige Möglichkeiten, Denkbarkeiten auf, von welchen man ſich immerhin einigen Erfolg verſprach. Daniel of Jeſu (Floyd) wirft ſo die Frage auf: Geſetztenfalls die Ordination der Geiſtlichen wäre in der Kirche nicht weſentlich, ſo folgte daraus, die allgemeine Kirche bedürfte keiner den Prieſtern unmittelbar vorgeſetzten Biſchöfe. Er verwahrt ſich aber ſofort, es wolle dieſes durchaus keine Anwendung auf die Praxis haben, dieſer Satz ſei rein ſpeculativ, imaginär und chimäriſch. — Es erinnert uns dieſes an den Streit der Scholaſtiker, ob etwas philoſophiſch wahr ſei, ob etwas im Allgemeinen behauptet werden könne, auch wenn es der Lehre der Kirche widerſtreitet. Auch hinter dieſem verbargen Viele ihre ſkeptiſchen Tendenzen, indem ſie die Eine Wahrheit zertheilten und zerſetzten. — Aurelius behauptet dagegen, in jedem geſunden Syſtem ſtehen Theorie und Praxis auch in lebendiger Wechſelwirkung; man beabſichtige aber, durch alſo hingeworfene Gedanken nur die Gemüther zu verwirren und die Wahrheit zu verſchleiern. — Es erhellt ſchon aus dem Bisherigen, daß Aurelius nicht gar glimpflich mit den Jeſuiten verfährt, er nennt ſie geradezu Gotteslåſterer, ſataniſche Geſchöpfe, Betrüger. Hatte doch auch ſchon die Quaerimonia den Biſchöfen Frankreichs vorgeworfen, ihre Klagen und Seufzer ſeien erheuchelt, es würde ihnen vielmehr eine rechte Schadenfreude machen, wenn Mönche offenbar ketzeriſche und gotteslåſterliche Behauptungen aufſtellten. Wie denn Aurelius bei Allem einen großen Aufwand von Gelehrſamkeit macht, ſo beweiſt er nicht blos, daß die Kirche von jeher ihre Rügen mit Seufzern begleitet habe, ſondern erſchöpft ſich in Beiſpielen, daß die Kirchenväter nicht glimpflicher mit anderen Irrlehrern verfahren ſeien, als man es derzeit mit den Jeſuiten halte. Denn es iſt kein Fehler weniger ſündlich, als ſich durch zu großen Eifer für die Wahrheit zu weit führen zu laſſen. Hätten ſich aber die gallika-

nischen Bischöfe der Wahrheit und des unterdrückten Episkopats nicht angenommen, so wären sie Hunden gleich, welche, auf die Wache gestellt, nicht einmal bellen können; die Jesuiten mit ihren schönen Redensarten aber, womit sie den gallikanischen Episkopat und die Sorbonne gefangen nehmen möchten, seien einer Spinne zu vergleichen, welche mit ihrem dünnen Netze zwei gewaltige Löwen fangen möchte.

Die Frage geht aber nicht blos auf den Bischof von Chalcedon (Smith), noch auf die englische Kirche allein, sagt Aurelius, sondern es handelt sich überhaupt um die bischöfliche Gewalt. Kann ohne sie eine besondere Kirche bestehen? Ist man jeder besonderen Kirche nach göttlichem Rechte einen Bischof schuldig? wäre es auch nur des Einen Sacraments der Confirmation wegen? Bedarf die Kirche eines Bischofs in der Verfolgung? auch wenn um seinethalben eine stärkere Verfolgung zu befürchten ist? Ist der Stand der Bischöfe in jeder Beziehung vollkommener, als der der Mönche? Sind die Orden, bei allen Privilegien, den Bischöfen kraft des göttlichen Gesetzes untergeordnet? — Der dogmatische Streitpunkt ist auch hier, wie es sich bei einer englisch-französischen Controverse, noch dazu innerhalb der katholischen Kirche zum voraus erwarten läßt, der secundäre, der sociale und hierarchische der ursprüngliche. Die Jesuiten hatten nichts gegen die Confirmation, allein sie machte den Bischof nothwendig, da ihm ausschließlich diese Weihe zustand. Da ohnedies die meisten katholischen Priester im Ausland studirten, daselbst also auch die Weihen empfangen konnten, so concentrirte sich die Frage wegen Nothwendigkeit eines inländischen Bischofs durchaus auf den Artikel von der Confirmation. Die Jesuiten behaupten, die alte Kirche habe Diejenigen für vollkommene Christen angesehen, welche bei der Taufe das Chrisma empfangen; in diesem sei nicht nur die Bedeutung, sondern auch die Kraft des Confirmationssacraments enthalten; es sei dasselbe nicht durchaus nöthig zum Heil (neque necessitate medii, neque necessitate praecepti). Nur wenn es ohne Schaden empfangen werden könne, sei es nachzusuchen. Andere Sacramente, selbst die gewöhnlichen Gnadenmittel, können es ersetzen. Es seien allerdings Einige gefallen und haben ihren Glauben verleugnet, allein es sei nicht zu beweisen, daß dieses vom Mangel dieses Sacraments herrühre. Während

die Gallikaner aus der Verfolgung für die Nothwendigkeit eines Sacraments folgerten, wodurch der Chriſt zum Kampfe wehrbar gemacht werden, bewieſen die Jeſuiten, die Verfolgung dispenſire unter obwaltenden Verhältniſſen davon. — Wir können nicht umhin, hier auf eine ſehr naheliegende Parallele hinzuweiſen. Ein Jahrzehnd ſpäter machte die Schrift Dr. Arnaulds großes Aufſehen und wurde von den Jeſuiten lebhaft bekämpft. Auch er rieth, ein Sacrament, das des Abendmahls, nicht in dem Glauben an eine gleichſam mechaniſche Wirkſamkeit zu misbrauchen, es ſei oft räthlicher, ſich deſſelben zu enthalten, gerade wie die Jeſuiten in dieſem Falle darauf aufmerkſam machten, es könne ein falſches Vertrauen auf die Kraft des Confirmationsſacraments auch ſchädlich, eine Urſache des Falles werden. Der Unterſchied aber iſt, daß die Jeſuiten hier aus nicht zu verachtenden politiſchen Rückſichten handelten, während Arnauld, getrieben von der Ehrfurcht vor dem, durch Leichtſinn und mechaniſchen Glauben oft aus einem Segen in Fluch verwandelten Sacramente, kühn die Stimme der Rüge und Belehrung erhob.

Die Jeſuiten treffen hier im Reſultat mit dem proteſtantiſchen Dogma zuſammen. Während ſie in der Autonomie des Epiſkopats eine Gefahr, ein Element des Proteſtantismus ſahen und bekämpften, beweiſt ihnen Aurelius, ihre Grundſätze über den Epiſkopat, ſtatt den Pabſt zu erhöhen, führen conſequent zur Aufhebung ſeiner Gewalt, ſetzen an die Stelle einer ſichtbaren Hierarchie und Kirche eine unſichtbare. Es hatten die Jeſuiten gezeigt, wie es nach dem Tode des Pabſtes der Kirche keinen weſentlichen Schaden thue, eine Zeit lang keinen Pabſt zu haben, die Hauptſache ſei, daß ſie daran glaube und bereit ſei, ihn anzuerkennen, ſobald er ihr auf dem rechten Wege dargeboten wird. So könne auch eine Landeskirche unter beſonderen obwaltenden Verhältniſſen längere Zeit ohne Biſchof ſein. Aurelius behauptet, man könne daraus conſequent folgern, wenn den Landeskirchen gleichſam unſichtbare Biſchöfe genügen, ſo entſpreche auch ſchon ein unſichtbares Haupt, Chriſtus, dem Bedürfniß der Kirche; ſie brauche keinen Pabſt mehr. Er iſt aber weit davon entfernt, dieſes als annehmbar anzuerkennen. — Die Jeſuiten erinnern auch dadurch an einige Vorläufer der Reformation, daß ſie an einigen Orten andeuten, die Würde des Biſchofs, ſeine Stellung in der

Hierarchie, sei abhängig von seinem Wandel, von seiner persönlichen Heiligkeit. Sobald man an der objectiven Gewalt eines Instituts irre geworden ist oder dieselbe aufgegeben hat, zieht man sich auf ihre moralisch-persönliche Gültigkeit zurück. — Der Pabst ist nach den Jesuiten von Rechtswegen allgemeiner Bischof, die Gewalt der Bischöfe emanirt von ihm, während ihre Gegner dieses eine eigennützige Schmeichelei nennen, wodurch die Compagnie die den Anderen geraubte Gewalt an sich zu reißen gedenke. Nach Aurelius sind die Päbste die Ersten unter Ihresgleichen; dadurch werde nicht sowohl der Pabst erniedrigt, als die Bischöfe geehrt und folglich die Gewalt und Majestät des Pabstes selbst befestigt und gehoben. Die Herrlichkeit eines Reichs ist um so glänzender, je mehrere und größere Fürsten und Herzoge es in sich befaßt, um so geringer und verächtlicher, je geringer und niedriger seine Großen sind. Daher wird auch das Reich Christi im Himmel eben so viele Könige zählen, als Unterthanen, welche, nach dem Zeugniß der Schrift, in Ewigkeit mit ihm regieren werden. — Dabei kamen freilich wesentliche Vorrechte des Pabstes zur Sprache, welche sich nicht mit schönen Reden auf die Seite schieben ließen. Die ganze Sache liege zur Entscheidung bei dem römischen Stuhl vor, klagten die Jesuiten, die Bischöfe haben die Prärogative des päbstlichen Stuhls dadurch verletzt, daß sie dennoch einen vorlauten und unberufenen Ausspruch gethan. Der römische Stuhl, erwidert Aurelius, verfahre auch hierin mit seiner gewöhnlichen Besonnenheit und übereile sich nicht, denn er handle nicht blos nach menschlichen Rücksichten. Allein eben daher komme es auch, daß die meisten Ketzereien, besonders des vierten und fünften Jahrhunderts, zuerst von anderen Bischöfen gerügt worden seien, da oft etwas geschehen müsse, ehe der päbstliche Stuhl die letzte Entscheidung gebe. Es wird dieses später noch abgehandelt in einer eigenen, von den durch Moses bestellten Richtern ausholenden Abhandlung, mit näherer Bestimmung der dem Pabste reservirten Fälle; worauf einzugehen uns aber nicht erlaubt ist [1]). Die gallikanische Kirche habe zu einem solchen Spruch einen besonderen Beruf, da sie von der englischen Kirche zu Hülfe gerufen worden, da diese verwittwet sei; die Irrlehre sei ihr selbst so nahe gekom-

1) Band I, Seite 186 bis 215.

men, daß ſie nicht blos als eine ferne Staubwolke den Kampf geſehen, die Fluthen haben die falſchen Lehren auch auf ihr Ufer herübergetragen. Die gallikaniſche Kirche habe in dem letzten Jahrhundert ſelbſt durch ſchwere Prüfungen an Weisheit zugenommen; der Pabſt Gregor IX ſelbſt ſage von der gallikaniſchen Kirche, Gott habe ſie ſtets durch Erkenntniß der Wahrheit ausgezeichnet und nie erlaubt, daß ihre Füße ſich vom Pfad der Gerechtigkeit verlieren; und wie Gottes offenbare Macht Alle geſtürzt hat, welche der tolle Neid ihrer Wuth zur Unterdrückung des römiſchen Stuhls verleitete, ſo hat die gallikaniſche Kirche (devotio Gallicana) Allen, die ſie aufgenommen, Sieg und Triumph ertheilt. Die Jeſuiten ſchützen wohl vor, die gallikaniſche Kirche habe keine Gerichtsbarkeit über England; aber war es ſchon eine alte Sitte der Kirche, daß die Biſchöfe eines Landes in den Wirren der Nachbarkirche ſchiedsgerichtlich entſchieden, ſo fand dieſes Verhältniß ganz beſonders zwiſchen dieſen beiden Nationalkirchen ſtatt, wie viele Beiſpiele erweiſen. — Hier kam nun eine ſehr weitläufig abgehandelte Frage in Betracht, auf welche von beiden Seiten ſehr viel Gewicht gelegt wurde. Die Jeſuiten beriefen ſich darauf, daß das Chriſtenthum ja unter Gregor von Mönchen in England eingeführt worden, dieſe ſeien alſo eigentlich die Väter dieſes Volkes, die Anderen, beſonders die Biſchöfe, vergleichungsweiſe nur die beſtellten Zuchtmeiſter. Die Anwendung auf die gegenwärtigen Verhältniſſe lag nahe. Dieſes Zurückgehen auf die Zeiten der Verbreitung des römiſchen Chriſtenthums in den angelſächſiſchen Reichen konnte und mußte bei den Jeſuiten noch allerlei weitere Gedanken, Analogien und Plane erwecken. Die Mönche Auguſtins hatten durch ihre Miſſion in England die Grundlagen der päbſtlichen Macht dieſſeits der Alpen, wenn nicht zuerſt gelegt, doch bedeutend erweitert; von hier aus ſetzte ſie ſich, unter mancherlei Kampf wider die frühere chriſtliche Kirchenordnung in Deutſchland und Frankreich feſt. Gelang es den Orden, nun noch einmal in England, einem Hauptbollwerke der Reformation, beſonders in politiſcher Beziehung, die katholiſche Kirche aufzurichten und den unabhängigen Epiſkopat, die Urſache dieſes Schismas vielmehr, als einer Häreſie, zu ſtürzen, ſo konnte der nur halbkatholiſche, das heißt halbrömiſche, Epiſkopat der gallikaniſchen Kirche und die deutſche Reformation von einer neuen Baſis

aus angegriffen werden. Es waren gerade tausend Jahre, daß Rom in England sich festgesetzt und von dort aus in den genannten Ländern seine Gewalt befestigt hatte. — Daher komme es auch, daß die Äbte in England sehr große Privilegien, einige selbst über die Bischöfe, gehabt; auch in den Domkapiteln seien deshalb sehr viele Mönche gewesen. So haben also die Orden in England alte, längst anerkannte, ausgezeichnet große Vorrechte. Den französischen Bischöfen aber sei es nie beigefallen, das benachbarte England aus den Banden des Satans und des Götzendienstes zu erlösen, während die Orden es zweimal für den römischen Stuhl erobert haben.

Dagegen trat nun Aurelius in die Schranken durch die Auctorität Bedas und anderer Geschichtschreiber für die uralten Verdienste der gallikanischen Bischöfe zu kämpfen, welche auch für Augustin den Acker schon urbar gemacht, ihn unterstützt, ihm eine Zuflucht gewesen, von denen er seine Weihe empfangen. Ihre Genossen und Boten, St. Patrik und St. Germanus, haben das Werk vollendet. Durch der französischen Bischöfe Beihülfe, durch ihr Ansehen, wurde der Pelagianismus in England bekämpft; sollten sie nicht berufen sein, demselben, der jetzt unter dem Namen des Molinismus dieselbe Kirche bedroht, durch die Gewalt ihres Wortes entgegenzutreten? Wohl haben wir mehr Recht dazu, als die Jesuiten für sich, die Verdienste der alten Orden für uns geltend zu machen, sie, die alle alten Traditionen des Mönchthums umgestoßen, nirgends das historische Princip, die bestgegründeten Rechte anerkennen. — Diese genaue Verbindung der französischen und englischen Kirche durch gegenseitige Handreichung hat durch alle Jahrhunderte hindurch sich fortgepflanzt und befestigt. Frankreich war für England ein Muster, eine Schule für die Zucht, Ordnung und Gesetzgebung der Kirche, eine Pflanzschule seiner geehrtesten Lehrer, daher Lanfranc, daher Anselm ihm kamen. Aurelius ist es sich recht deutlich bewußt, daß England und Frankreich ursprünglich nur Ein Volk, nach denselben Grundgesetzen regiert, daß schon darum die beiden Kirchen eigentlich Eine waren. — Und waren denn wirklich nicht die Kriege der englischen Heinriche in Frankreich vielmehr Bürgerkriege gewesen, als Kriege zwischen sich fremden Mächten? Sie behielten diesen Charakter bis gegen das Ende des funf-

zehnten Jahrhunderts; es war der Kampf der Krone wider ihren mächtigsten Vasallen, dessen Demüthigung die Bedingung der Gründung einer Monarchie in modernerem Sinne. Ist es aber nicht die Reformation vor Allem, was dieses Band zerriß? Die Provinzen des Südwestens, besonders Guienne, welche lange englisch gewesen, schlossen sich an das reformirte Navarra an, und England unterstützte sie, während das Centrum Altfrankreichs katholisch blieb. — Dieser Abfall aber der englischen Episkopalkirche von der katholischen, war sie nicht selbst eine consequente oder extreme Fortführung der Lehren, welche die Sorbonne, besonders zur Zeit des Schismas und des constanzer Concils aufgestellt hatte? Philipp, der Schöne, von Frankreich war der Vorläufer Heinrichs VIII. — Die Kirche besonders war es also, welche in früheren Zeiten beide Völker verband, das Schisma zerriß das Band; Frankreich unter Louis XIII und XIV, als der katholische Staat sich constituirend, hatte den Katholicismus in England begünstigt, die ihnen verschwägerten Stuarts dadurch mit der englischen Nation verfeindet, durch ihre und der katholischen Irländer Unterstützung das englische Volk, und die neue protestantische Dynastie selbst, aufs tiefste gereizt. — Sollte es wirklich möglich sein, daß diese also zerfallenen, einst sich so nahe stehenden Völker in unseren Tagen durch bloße materielle Maßregeln sich wieder wirklich nahe gebracht würden und wirklich sich versöhnt zu Einem System zusammenwüchsen? Wenn aber gegenwärtig dieses die Tendenz beider Völker zu sein scheint, wenn es einer religiösen Vermittlung und Versöhnung bedarf, in welcher Form, in welchem Geiste liegt die Einheit? welcher ist der stärkere? Gewinnen nicht dadurch die freilich noch beschränkten religiösen Bewegungen, die durch Vereine getriebene reformirte Predigt in Frankreich, wie das Wachsthum der katholischen Bevölkerung in England eine größere nationale und sociale Bedeutung? — Was bis jetzt im Großen geschehen, ist die von Frankreich völlig, von England theilweise durchgeführte Rechtsgleichheit der Confessionen. Wir haben sonst schon bemerkt, wie die Jesuiten mit den beiden Extremen der bürgerlichen Gesellschaft sich am meisten befreundeten, mit den Höfen, dem hohen Adel und andererseits dem niederen Volke, wie sie sich den von ihnen repräsentirten Principien am liebsten anschließen mochten, dem souveränen Willen Eines oder der Masse, was auch

mit der Geringschätzung gegen das historisch Bestehende übereinstimmt, welche der Orden zuvörderst an den Tag legte. So ist es auch in der Kirche; einerseits sind sie die Verfechter des Pabstthums und seiner absoluten Gewalt, andererseits wirft ihnen Aurelius vor, sie verachten die mittleren Gewalten der Kirche, den Episkopat, die ihm unterstellte ordentliche Hierarchie, die Rechte der Pfarrer, indem sie die Laien zur Unbotmäßigkeit gegen dieselben anhalten. Während sie früher mehr die großen Massen in ihr Interesse zu ziehen gesucht, seien es jetzt mehr die vornehmen Laien, der Hofadel, mit welchem sie gemeinschaftliche Sache machen. Wenn sie nur diesen haben, so glauben sie schon, das sei nun die ganze, die rechte Gemeinde. Allein ohne die an den Episkopat geknüpfte Hierarchie, ohne daß jede Gemeinde ihren Geistlichen hat, ist keine wahre Ordnung, keine Kirche, kein organisches Ganze, es ist eine ungeordnete Masse (turba), es mögen so viel Mönche, so viel Adelige sein, als nur immer wollen [1]). Cyprian sagt: episcopus in ecclesia et ecclesia in episcopo. Bischof und Kirche bestehen und leben nur durch und in einander. — Es muß uns aber ohnedies auffallen, daß Aurelius Cyprian, auch Tertullian, zu citiren liebt. Cyprian aber, der Verfechter der bischöflichen Würde, war und ist der Liebling der anglikanischen Bischöfe; die Hochkirche hat ihn durch kostbare Prachtausgaben geehrt. Bestätigt uns dieses aber die Verwandtschaft des Gallicanismus und Anglicanismus, so können wir nicht umhin, aus dem Obigen einen weiteren Beweis zu ziehen, wie der Episkopat und die gemischte, bürgerliche Staatsverfassung, eine Verbindung von Unterthänigkeit und Freiheiten, Verbündete, der Ausdruck desselben Systems sind, nach den beiden Seiten der socialen Organisation, dem Staat und der Kirche. Eigen ist es aber, daß die beiden constituirenden Elemente des Jansenismus, Prädestination und Autonomie des Episkopats, ihre gewichtigsten Vorkämpfer in derselben katholischen Kirche Afrikas, in Augustin und Cyprian, finden. Wie die Weltherrschaft des alten Roms an Karthagos Macht einen gefährlichen Widerpart fand, so die des neuen Roms an

1) Fictitia illa ecclesia et Utopiana, prosopopoeis et insultis schematibus tuis deformata Anglicana, e solis laïcis, imo ex solis, ut ais, nobilibus constans, adjunctis nimirum regularibus Jesuitis, ne tam nobile corpus nobiliorum capitum gloria careat. Pag. 126.

den Lehren, den Dogmen und Verfaſſungsbegriffen, welche im Vaterlande Hannibals ihre Heimath hatten. — Wie wenig die Jeſuiten es über ſich gewinnen konnten, einen ſolchen kirchlichen Streit auszufechten, ohne auf Politik, wenigſtens im Vorbeigehen, zu kommen, zeigt auch die Quaerimonia der engliſchen Kirche. Sie ſagt den Biſchöfen Frankreichs, es ſtehe um die Angelegenheiten ihres Landes nicht ſo gut, daß ſie nöthig hätten, für die fremder Länder zu ſorgen, und citirt zugleich eine Stelle aus Plutarch, wo von der Flucht Olympias und von Alexanders Zerwürfniß mit ſeinem Vater die Rede iſt. Es geht dieſes offenbar auf den Bruch zwiſchen Louis XIII, oder vielmehr Richelieu und Gaſton d'Orleans, namentlich auf die Flucht Marias von Medici nach Holland und England, wo ihre Tochter thronte. Bei dieſen mußte ein ſolcher Seitenhieb ihnen zugleich zur Empfehlung gereichen. — Aurelius erwiederte darauf, die Jeſuiten ſeien Dionys zu vergleichen, nur habe dieſer ſich nach den Regierungsgeſchäften im Unterricht der Jugend erholt, während ſie zwar mit Unterricht angefangen, jetzt aber in alle Staatsgeſchäfte ſich miſchen möchten.

Wir erſtaunen über Aurelius ſchwerfällige und umſtändliche Gelehrſamkeit beſonders, wo er den Vorwurf der Jeſuiten beantwortet, die Biſchöfe verſtehen das Engliſche nicht, haben alſo nicht über Sätze urtheilen können, welche in engliſch geſchriebenen Büchern enthalten ſeien. Darob redet Aurelius weitläufig über die geringen Sprachkenntniſſe der Kirchenväter; wie die abendländiſchen Biſchöfe ſo wenig Griechiſch verſtanden und doch in den dogmatiſchen Streitigkeiten meiſt den Ausſchlag gegeben. Es haben aber die heiligſten Männer und die zuverläſſigſten Exegeten den Werth der Sprachkenntniß für das Verſtändniß der Schrift nicht ſo hoch angeſchlagen, als jetzt Einige glauben es thun zu müſſen. Sie glaubten, die Tiefe der Schrift und des göttlichen Verſtändniſſes laſſe ſich durch das Licht und die Leitung des Heiligen Geiſtes, durch beſtändigen Verkehr mit dem kirchlichen Glauben, der Schrift ſelbſt, durch Übung eines heiligen Wandels und des Gebets zuverläſſiger erlangen, als durch irgend eine Hülfe menſchlicher Sprachen und Wiſſenſchaften. — Daß dieſe Anſicht wenigſtens mit dem Grundſatze, die Bibel ſei unter das Volk zu verbreiten, ſich leicht vertrug, liegt am Tage. — Für den Theologen möchte auch nicht ohne Intereſſe ſein, was Aurelius über den

Unterschied der eigentlichen Häresie und des bloßen Irrthums sagt (erster Band, Seite 76 und 77). Die Schrift ist dabei der unterscheidende Prüfstein; was in ihr klar ausgesprochen wird, ist häretisch, wie wenn Jemand behaupten wollte, Johannes sei nicht der Sohn von Zacharias [1]). Die Jesuiten bestritten diese ausschließliche Geltung der Schrift und dieses Princip, aus ihr allein die Glaubensartikel zu bestimmen, da man bei Ausschließung jedes anderen, subjectiven oder kirchlichen Princips zur Ausscheidung, Schätzung und Aushebung des Wesentlichen, Alles in der Schrift, die heterogensten Sachen, den Esel Bileams selbst, zum Glaubensartikel machen müßte. —

In der Spongia aber (Schwamm; ein damals bei Streitschriften nicht selten vorkommender Titel), einer Widerlegungsschrift der Jesuiten gegen die Censur ihrer Sätze durch die Sorbonne, wird namentlich der Einwurf dagegen erhoben, daß die Facultät eine lange Reihe von Sätzen verwerfe, ohne den Grund dieser Censur in der Heiligen Schrift anzugeben. Es sei dieses von jeher eine fromme Sitte der Kirche gewesen, die Censuren aus dieser höchsten Quelle abzuleiten. Wer ihnen das pythagorische Recht gebe, aus eigener Auctorität zu richten? — Diese Einwendung, wenn auch an sich richtig, doch vielleicht nicht streng katholisch, erinnert an die Einwürfe, an die Polemik der Protestanten. Daran mahnt auch Aurelius, wie dieses denn mehr ein Vorwurf gegen die ganze katholische Kirche sei, welchen die Ketzer so oft gegen sie erhoben. Mit Anziehung welcher Beweisstellen haben die Concilien die Albigenser, die Beguinen, die Begarden verdammt? oder was für Gründe hat die Kirchenversammlung gegen Huß und Hieronymus angeführt? So hat auch Luther mit Pabst Leo sein Spiel getrieben, Calvin denselben Vorwurf wider dieselbe Sorbonne erhoben. — Der Katholicismus mit seinem dem Glauben eine zwingende Norm vorhaltenden Systeme erscheint uns als die Herrschaft, als die Despotie der Majorität, der numerischen Übermacht über die geistige, die religiöse Freiheit des Menschen. Die Jesuiten aber verwahren sich gegen die Sorbonne,

1) Von einiger dogmatischer Bedeutung möchte ein anderes Beispiel sein: Ut de hujus temporis opinionibus aliquid interseramus, satis patet eos, qui existimant Christum venturum fuisse, quamvis Adam non peccasset, Dei verbum non satis intueri, nec tamen haereses inducere aut olere.

als könnte eine bloße Abſtimmung, wobei die Stimmen nur gezählt, nicht gewogen werden, die Quelle der Wahrheit ſein; da kann Eine Stimme, vielleicht die eines einfältigen, eines ruchloſen Menſchen entſcheiden. Das heißt die Wahrheit zu einem Looſen, zu einem Glücksſpiel machen. — Die beſte Antwort auf dieſen Einwurf wäre, wenn man einen ſolchen als geiſteskrank dem Arzt übergäbe, antwortet Aurelius; denn beruht nicht auf dieſer Tradition, die Wahrheit zu ermitteln, die Kirche? entſcheiden nicht die ökumeniſchen und die Provinzialconcilien nach dieſem Geſetz, das Collegium der Cardinäle und alle Ordensconvente? Freilich, die Jeſuiten haben dieſe Sitte zuerſt und allein zerſtört, indem ſie alle Rechte der Provinzialen und Convente durch den Despotismus des Einen Generals vernichteten. Sagt doch Mariana von dieſem Despotismus, er ſei ein wilder Eber, welcher Alles durchbreche und niedertrete. Dieſe Tyrannei innerhalb ihrer Geſellſchaft macht, daß ſie ſich an dieſer Sitte der Kirche ſtoßen.

Die Spongia hatte mit Anderen behauptet, die Sorbonne ſpalte ſich in zwei Parteien [1]), davon die eine von der Gewalt des Pabſtes katholiſch lehre, die andere, durch ihre größere Menge herrſchend, die Richeriſten, ſei gehörig bekannt. Ihre Häreſie beſtehe aber darin, daß ſie das Regiment der Kirche ariſtokratiſch machen, und behaupten, es ſei dieſes die beſte und naturgemäßeſte Verfaſſung. Der Pabſt könnte, nach dieſer Theorie, nichts von Bedeutung aus eigener Bewegung thun oder nur mit dem Beirathe einer oligarchiſchen Verſammlung, ſondern er müſſe die zahlreiche Ariſtokratie der Kirche zu einer Verſammlung berufen. Der natürliche Senat und die Verſammlung der Kirche, wie ſie von dem Herrn eingerichtet, ſeien nicht blos die Biſchöfe, ſondern auch alle Presbyter, welche die Seelſorge üben. Es haben ja einſt die Presbyter auch allgemein die Kirche mit regiert, wie St. Hieronymus bezeuge. Das erklären die Jeſuiten für die Grundſätze des Gallicanismus. — Wir ſehen damit, daß die gallikaniſche Kirche ſo demokratiſch war, als nur die katholiſchen Ideen und Traditionen es zuließen; denn das eigentliche Volk

1) Die Spongia behauptet, es ſei die Cenſur der hyberniſchen Lehren in der Sorbonne nur mit 29 gegen 27 Stimmen, mit Ausſchließung mancher für die Jeſuiten geſtimmten Mitglieder, durchgeſetzt worden. Es iſt dies gewiß übertrieben, allein wahrſcheinlicher, als die Behauptung von Aurelius, der Beſchluß ſei einſtimmig gefaßt.

Gottes, die eigentliche Kirche ist dem Katholicismus doch die Priesterschaft. Dieser Gallicanismus und frühere Anglicanismus ist im Katholicismus durchaus das, was innerhalb des protestantischen Systems die reformirte Kirche ist, mit ihren demokratischen socialen Principien, welche diese zuerst in den Gemeinden französischer, dann englischer Zunge, bei den Dissenter, entwickelt hat. Es ist aber eine Wechselwirkung, vor Allem eine diesen Erscheinungen zu Grunde liegende Stammeseigenthümlichkeit, eine Fortentwicklung vom monarchischen zum demokratischen Princip in den Kirchen dieser Länder nicht zu verkennen. Die sonderbare Stellung der englischen Hochkirche fällt auch dabei in die Augen. Die gegenwärtige katholische Kirche Frankreichs, ist sie durch Louis XIV Despotie untergraben, durch den verwüstenden Ausbruch der demokratischen Elemente in der Revolution für das historische Recht bange gemacht von ihrer Tradition abgewichen, hat sie darum ihre eigene Geschichte aufgegeben? oder glaubt sie, den Despotismus der Majoritäten nun selbst fürchtend, derzeit bei dem Pabste größere Freiheit zu finden? — Der Gallikaner Johannes Major hatte diese katholische Demokratie in ihrer adäquatesten Formel ausgedrückt, indem er erklärt, die ordentlichen Geistlichen (curati, curés) alle seien von Christus eingesetzt, wesentliche Glieder der Kirche, sie seien von göttlichem Rechte. Der von den Jesuiten hochgehaltene Turrecremata, der Herold der Einheit der Kirche, lehrte um dieser willen könne alle Gewalt, auch die der Bischöfe, nur von Einem, dem Pabste emaniren; nur von der seinigen allein kann gesagt werden, sie sei der Kirche wesentlich, ihr unbedingt nothwendig. Noch weiter trieb das Princip der Einheit der von der Sorbonne gerügte Paludanus. Die Bischöfe hatten in den anderen Aposteln ihre Vorgänger, wie der Pabst Petri Nachfolger ist. Daher konnte ihnen keine besondere Gewalt von Christus übertragen sein, sondern nur allgemeine Verheißungen, indem Alles ihnen von Petrus mitgetheilt werden sollte. So predigten sie am Pfingstfeste nicht sowohl durch die Kraft des Heiligen Geistes allein, sondern kraft einer ihnen von Petrus gegebenen Vollmacht. So haben denn also auch die Bischöfe nicht nur keine Gerichtsbarkeit von ihnen selbst, als Bischöfe, als Nachfolger der Apostel, sondern sie sind auch zum Lehr- und Predigtamte

durch den Pabſt bevollmächtigt. Biſchöfe und Geiſtliche ſind nur päbſtliche Procuratoren, ſie haben auf eigene Würden kein Recht, als wären ſie ihnen übertragen und damit zu eigen geworden. Dieſes beweiſt ſich daraus, daß der Pabſt ſie abſetzen kann, nicht um eines Fehlers willen, ſondern nur wenn er es für gut findet. — Der Gallicanismus glich dem Feudalismus, welcher den König auch mit hoher Glorie verherrlichte, aber den Großen und dem ganzen freien Volke, das heißt dem weltlichen Klerus, dem Adel, den privilegirten Städten die meiſte Gewalt überließ. Dagegen verwahrt ſich aber gerade Paludanus, denn ein König könne nur um Treubruch einem Vaſallen ſein Lehen nehmen, der Pabſt aber das Bisthum, blos um an die Stelle des Guten einen Beſſeren zu ſetzen. — Dieſe Sätze erklärte die Sorbonne für häretiſch in der Glaubenslehre und des Feuers würdig.

Als die größte Auctorität der Univerſität Paris ward ſtets Gerſon von Beiden angeführt; nur möchten gerne die Jeſuiten die glorreiche Zeit derſelben auf die Zeit vor dem Concil von Conſtanz beſchränken, wogegen Aurelius ſich auf die Auszeichnungen beruft, die ihr damals vom Pabſt ſelbſt geworden. So habe Johann XXIII, ſeine Flucht zu entſchuldigen, an den Kaiſer, an die Cardinäle, an die Geſandten des franzöſiſchen Königs und außerdem nur noch an die Abgeordneten der Univerſität geſchrieben. Bei dieſen Angriffen auf die Sorbonne war es für die Jeſuiten nur ein Übelſtand, daß die Stifter der Compagnie deren Zöglinge waren und ſich jene alſo über die verletzte Pietät mit Recht beklagte; ſie ſollten vielmehr die geſegneten, als den verfluchten Sohn Noahs nachahmen. Selbſt die Reformatoren haben mehr Scheu gegen die von der ganzen Chriſtenheit geehrte Univerſität bezeugt, auch Calvin habe aus ſeinem Cerberusrachen keine ſolche Läſterungen ausgeſtoßen, ſie nie mit einer alten, verbuhlten Dirne [1]) verglichen, welche ſich noch von der falſchen engliſchen Kirche ſchön thun laſſe. Aurelius gemahnt die Jeſuiten des Auges, welches die Raben am Bache aushacken ſollen und der Worte der Kirche an die Häretiker bei Hieronymus: Meretrix sum, sed tamen mater tua sum. Non servo unius thori castitatem, talis eram quando

1) Scribit Plutarchus Phrynem nescio quam, quae olim propter insignem formam in pretio fuerat, aetate jam graviore dicere solitam, se faecem, propter nobilitatem suam, pluris vendere.

conceptus es. — Es entgeht ihm aber nicht, wie durch diesen der Universität gemachten Vorwurf des Alterthums der Jesuite den alle Traditionen des geistlichen Lebens geringschätzenden, revolutionären Charakter seines Ordens verräth, welcher in einer, auf die Reihe ihrer Jahrhunderte sich stützenden, Kirche sich allein seiner Neuheit rühmt. Denn wie die Compagnie sich jetzt als die stärkste Stütze des historisch Bestehenden giebt, so war sie ja in ihren Anfängen eine auf durchaus neuen, selbstgeschaffenen, zum Theil revolutionären Principien erstehende Erscheinung. — Der berühmte auvergnische Jesuite Sirmond hatte gegen Aurelius einen Antirrheticus geschrieben; worauf dieser mit einem Anäreticus antwortete. Dieser bildet die zweite Hälfte des zweiten Bandes von Aurelius: Adversus errores et haereses quibus canonem Aransicanum et sacramentum confirmationis aspersit Jacobi Sirmondi Antirrheticus. In wie fern veränderte Lesearten, neugefundene Handschriften, auf die Glaubenslehre der Kirche influiren können, ist von jeher eine der subtilsten Fragen gewesen, welche Manchen zum Skepticismus geführt. Einer der hier von Aurelius gerügten Irrthümer ist die Behauptung, die Confirmation sei lange auch durch die Presbyter ertheilt worden. Die Absicht und praktische Anwendung auf die englische Kirche liegt am Tage; wie wenig damit der Stand der gewöhnlichen Laienpriester erhoben werden wollte, erhellt deutlich aus der Polemik der Spongia Loemelii gegen die Sorbonne. Denn während die Mönche ursprünglich sich durchaus als Laien betrachteten, lange Laienpriester die geistlichen Verrichtungen unter ihnen übten, während besonders die Jesuiten ursprünglich dem Laienthum in ihrer Compagnie ganz besondere Rechte eingeräumt, sahen sich doch diese Gemeinschaften durch die hohe Würde des Priesterthums innerhalb der katholischen Kirche und ihren geistlichen Stolz getrieben, in diese Aristokratie sich einzudrängen. So wollte nun behauptet werden, es sei ein Glaubensartikel, daß jedes Ordensglied Glied der Hierarchie sei, ja man wagte auszusprechen, ein solches stehe in derselben noch eine Stufe höher, als die ordentlichen Geistlichen. Sie bewiesen dieses aus 1. Korinther 12, 28. Dabei berief man sich besonders auf das strengere Gelübde der Keuschheit und der Armuth; während die Geistlichen für Seelsorge von den Gemeinden bezahlt werden, thun die Mönche dasselbe nur um Gottes-

willen. Ob die Biſchöfe den Rang über den Mönchen, oder dieſe über jenen haben, darüber laſſen ſich, aus verſchiedenen Rückſichten, entgegengeſetzte Behauptungen aufſtellen; allein es ſtehe doch feſt, daß ein Biſchof, welcher zugleich Mönch ſei, höher ſtehe als ein anderer. — Es waren dieſes gar keine müßige Fragen; der Gehorſam, welchen die Mönche in jeder Diöceſe ihrem Biſchof zu leiſten hatten, und der die unbedingte Einheit ihres Ordens und ihre unmittelbare Verbindung mit dem Pabſt durchkreuzte, hing damit zuſammen. Es war eben ſo wenig eine müßige Frage, als der Streit zwiſchen Frankreich und Spanien um den Vorrang der Geſandten. Wie dieſe beiden Mächte um die erſte Stelle und Macht in dem katholiſchen Syſtem ſich ſtritten, ſo die Biſchöfe und Weltgeiſtlichen um die höhere Gewalt in der katholiſchen Kirche. Spanien aber und die neueren Orden, beſonders die Jeſuiten ſtellten den Abſolutismus des Einen Willens dar, der Epiſkopat mit ſeinen Concilien und Frankreich bis Richelieu aber eine gemiſchte Verfaſſung mit verſchiedenen Ständen und Rechten. Erſt nachdem Louis XIII und XIV und die Jeſuiten Frankreichs Eigenthümlichkeit zerſtört, konnte Spanien bourboniſch werden [1]).

1) Die katholiſche Kirche in Deutſchland und den germaniſch-ſkandinaviſchen Staaten findet in dieſem ganzen Syſtem von Verwandtſchaften und Gegenſätzen, welches die katholiſchen Kirchen der romaniſchen Staaten umfaßt, keinen Raum. Sie verhielt ſich ſchon vor der Reformation ganz anders zu Rom, als dieſe letzteren; die Sprache der Kirche und der Meſſe war ihr fremd, fremd die ſtumme Sprache durch Ceremonien, zum größten Theil von der alten römiſchen Welt erborgt. Damit hängt auch die Eigenthümlichkeit der reformirten Kirche, der lutheriſchen gegenüber zuſammen; jene war in ihren Urſprüngen weſentlich romaniſch; jetzt aber iſt ſie die Kirche des alles Alterthums entbehrenden Nordamerikas geworden!

Sechstes Buch.

St. Cyran gründet Port-Royal von neuem.

Erstes Kapitel.

St. Cyrans Feinde; er stiftet den Einsiedlerverein in Port-Royal des Champs. Seine Gefangenschaft.

Das Kloster zur Anbetung des allerheiligsten Sacraments, welches mit Port-Royal und dem Kloster in Dijon nach dem Plane Zamets, Bischofs von Langres, der Mittelpunkt eines neuen Ordens werden sollte, war unter verschiedenen Mishelligkeiten gestiftet worden. Der Erzbischof von Paris, der schwache Oheim des Cardinal Retz, seines Coadjutors, von welchem er geleitet wurde, wollte seine Auctorität als die höchste anerkannt wissen. Daher er den Jungfrauen drei Jahre die Erlaubniß vorenthalten, das Kleid des neuen Ordens anzulegen oder in der Kirche predigen zu lassen, damit man ihn allein zum Superior machte. Zamet hoffte, in Verbindung mit der Herzogin von Longueville, seine höfische Frömmigkeit mit Glanz und Eclat einzuführen und einen überwiegenden persönlichen Einfluß zu üben; der Erzbischof von Sens hielt es insgeheim mehr mit den auf den neuen Orden eifersüchtigen Karmeliterinnen und suchte eine Gelegenheit, sich für den geringeren Einfluß an dem Sacramentshause zu rächen. Das waren aber die drei Superiores, die Patrone des Hauses. — Jeder Orden sucht sich nicht blos von den anderen Gläubigen, sondern als ausgeprägter Charakter, als bestimmte moralische Person, auch von den anderen Orden äußerlich und innerlich zu unterscheiden. Dies geschieht denn durch Kleidung, Speiseordnung, Verordnungen über Clausur, Kasteiungen, oft durch große Kleinig-

keiten. Während eine solche Gesellschaft sich durch derlei Besonderheiten über die übrige Christenheit zu erheben, sich von anderen verwandten Vereinen zu unterscheiden, aus allen Kräften ringt, jedes Glied sich verpflichtet, nach bestimmten Gesetzen und durch vorgeschriebene Übungen sich abzutödten, steht sie doch wesentlich noch auf dem Standpunkt des Gesetzes. Jede Persönlichkeit verliert sich nicht sowohl in Christo, in evangelischer Freiheit ihm als Organ dienend, sondern sie geht unmittelbar auf in eine menschliche, durch menschliche Gesetze bestimmte Gesellschaft. — Allein nicht einmal diese könnte durch blos äußere Satzungen und Handgriffe zusammengehalten werden; denn sie sind nicht stark genug, die Persönlichkeit des Menschen zu brechen. Das Band muß ein inneres sein, muß den Menschen in der tiefsten Wurzel seines Wesens erfassen und binden. So lang ihm dieses innere Geheimniß nicht entlockt wird, zerbricht er die äußeren Bande wie Simson die Stricke der Philister, wie der Faden am Feuer versengt. So stellt sich denn der Orden, wie zwischen die Laienschaft und Gott, so auch zwischen das einzelne Ordensglied und Gott, er wird ihr Mittler, das Glied ist nichts mehr ohne diesen in ihm und über ihn waltenden, ihn, sein ganzes Leben beherrschenden Organismus. Diese innerlichste Herrschaft des Ordens aber und Bewältigung der Persönlichkeit geschieht durch das Gebet, durch das gesetzlich vorgeschriebene und innerhalb eines solchen abgeschlossenen Vereins von Herz zu Herz überströmende und sich mittheilende, eigenthümlich bestimmte Gebet. Haben doch lange zwei Nationalitäten, die schottische und englische, ihre kirchlichen Gebetbücher als die Palladien, als die Summen ihrer Eigenthümlichkeiten gegeneinander verfochten und einander aufzudringen gesucht. So muß auch das innerste, unmittelbare Leben die mystische Wurzel, welche das organische Gewächs eines Ordens treibt, sich in einem eigenthümlichen Inbegriff von Gebeten gestalten, wie im sinnlichen Leben unsichtbare Theile und Gährungen in einer eigenthümlichen, das innerste Leben jener darstellenden Krystallisation sich niederschlagen und feste Gestaltung annehmen. Ohne dieses müßten, sobald das unmittelbare innere Bedürfniß, der halbbewußte Trieb, welcher solche Orden und Congregationen gebiert, von seiner Gluthhöhe sänke, es müßten die Theile, die Glieder unter sich spröde und fremd werden und

auseinanderfallen. — Seit Angelica sich dem Cisterzienserorden entzog (1627) und dem ordentlichen Oberen, dem Erzbischof von Paris sich unterstellte, ward das pariser Brevier an die Stelle des bisherigen Ordensgebetbuchs gesetzt. Diese innere Veränderung und die äußere deckte sich. Zamet hatte es eben so wenig verkannt, daß für den neuen, von ihm zu stiftenden Orden, außer den äußeren unterscheidenden Ordnungen, auch ein inneres Band nothwendig sei. Nach Gedanken, welche ihm die Schwester Genevieve mittheilte, schrieb er einen Rosenkranz (chapelet). Auch Agnes theilte dem Vater vom Oratorium, Condren, Nachfolger Berülles in der Leitung dieser Congregation, im Vertrauen mit, daß sie darüber vielmehr Gefühle, als Gedanken habe, wie das Sacrament würdig anzubeten sei. Indeß sei sie nicht recht im Stande, sie auszusprechen. Er fordert sie auf, dieselben niederzuschreiben und ihm mitzutheilen. Das junge Oratorium hoffte damals den neuen Sacramentsorden sich zu verbinden, als geistige Zwillingsschwester, wie denn, namentlich in Frankreich, nicht leicht eine Männer-Congregation oder Orden recht gedeihen konnte, ohne sich an eine entsprechende weibliche anzuschließen und die Geschichte dieser Institute von sehr innigen, eigenthümlich sentimentalen Verhältnissen zwischen den Stiftern und Stifterinnen, wie zwischen deren Congregationen, meldet. Das sicherste Mittel, ein solches Band fest zu schließen, die Leitung der inneren Angelegenheiten und den untrüglichen Schlüssel dazu zu erhalten, war, an der Abfassung des Gebetcyklus für einen solchen Verein Theil zu nehmen. — Es ist aber bezeichnend, daß es die sanfte, dienende, von Natur schwärmerisch-weiche und dahingebende Agnes, nicht die thatkräftige Angelica war, welche diesen schwärmerischen Erguß ihrer Gefühle also niederlegte. Sie erzählte später, sie habe beim Niederschreiben keine Art von Reflexion geübt, es sei ihr nur gewesen, als liehe sie blos einem anderen Geiste, sei es nun dem der Wahrheit oder der Illusion, ihre Hand. Condren theilte das Papier den Prälaten von Langres und von Sens mit; beide, und namentsich der letztere, bezeigten sich höchst zufrieden damit.

Dieser Chapelet secret du St. Sacrement [1]) ist eine

1) Der Chapelet ist mitgetheilt als das erste Aktenstück im dritten Bande der Collectio judiciorum de novis erroribus, qui ab initio duodecimi seculi post incarnationem verbi, usque ad annum 1735 in ecclesia pro-

Reihe von feurigen Gebeten an Christum, den im Sacrament der Transsubstantiation sich mittheilenden; es sind 16 Abschnitte nach den 16 Attributen, welche Christo in dieser Gestalt zukommen. — Ein von wonnigem Verlangen überquellendes Gefühl findet sich zu unwürdig, als daß Christus aus seiner Gottheit abermals herabsteigen sollte, unter dieser Gestalt die Menschen sich zu gewinnen. Solch übergroße Liebe wird gleichsam abgewehrt, daß sie sich nicht noch einmal für uns binde; sein Wort, seine Verheißung wird Christo zurückgegeben. Sein Wesen, seine Ruhe ist in Gott, nicht unter uns. Wohl wäre es unsere Seligkeit, wenn er unter uns wohnte; aber dürfen wir wünschen, ihn seiner Seligkeit zu berauben? Müßte er nicht darum seine Heiligkeit brechen? Oder wenn der Sohn Gottes, der Verklärte, dennoch sich herniederlassen will, so vernichte er uns, um in uns zu wohnen. „Sei du in uns, laß uns nicht mehr da sein, laß unser Wesen für immer aufgehoben und vernichtet sein in dem deinigen, welches allein zu sein verdient. Sei allein in uns, das einzige Wesen in uns; das Ziel deiner Niederlassung sei für dich selbst, nicht zum Vortheil der Seelen, in welche du dich niederläßst. — Sollte es Liebe zu uns sein können, darum Christus sich herabläßt? Nein, wir sind zu unwürdig! Also muß er etwas, einen Nutzen für sich selbst suchen; aber wie gering ist die Anbetung, welche wir ihm zollen, indem er unter dieser Form sich darstellt? Kommst du nicht, um diese Anbetung zu empfahen, so thue nicht diese Ungerechtigkeit gegen dich selbst, blos um solches Erbarmen an uns zu üben. Erlaube, daß wir nach dir seufzen, als nach unserem Alles, aber kümmere dich nicht um uns; wir sind nicht werth, daß du nur unserer gedenkst, geschweige, daß du dich zu uns herablassen solltest." — Was sollte er, das lebendige Brot, bei uns finden, bei uns, den Hungernden? Es ist eine Leere in der Creatur, welche

scripti sunt et notati, opera et studio Duplessis d'Argentre, illustrissimi et reverendissimi episcopi et Vice-comitis Tutelensis. Lutetiae Parisiorum 1736. Allein die Jansenisten, welche überhaupt diese Sammlung für ein gegen sie gerichtetes Machwerk einiger Doctoren der modernen Sorbonne (nach dem Eindringen der Jesuiten) ansehen, versichern, es sei nicht unser Chapelet secret, sondern ein Schriftchen des Pater Seguenot, vom Oratorium. (Mém. de 1742. Tom. I, Pag. 462 Anm.) Diese Behauptung der Jansenisten scheint indeß nicht ganz zuverlässig, während diese Akten es doch sonst in hohem Grade sind. Wahrscheinlich sind hier nur zwei Redactionen desselben Grundtextes.

nur durch dich ausgefüllt werden kann; aber nimmermehr sollst du dich zu ihr, für sie also erniedrigen. Mache es nicht, o Heiland, wie das zu volle, überströmende Gefäß, laß deinen Reichthum sich nach innen, in deine eigene Fülle ergießen. Wäre es eine Beleidigung, die Wirkungen deines Reichthums hemmen zu wollen, so sei wenigstens eigennützig, laß sie in Wonne untergehen im Mittelpunkte deines Wesens. — Die Einheit alles Guten ist in Christo. Ob er gleich kein Ding werden kann, sollen wir doch in ihm, an ihm Alles, alle Dinge haben. Dazu giebt er sich im Sacrament dahin; wenn aber seine Liebe ihn dazu vermag, so läßt es meine Liebe nicht zu, daß er sich also weggebe. — Dir gehört alle Creatur, im Sacrament erwirbst du dir ein neues Recht auf sie; darum nimm uns uns selbst, damit wir selbst nicht mehr seien. Aber du Göttlicher, der du göttliches Wesen besitzest, wie solltest du auch Menschliches als dein Eigenthum an dir haben wollen. Was auf der Welt ist würdig, ein solches Vorrecht mit dem Göttlichen zu theilen, das Vorrecht, von dir besessen zu werden? Nein; die Seelen haben nur das an dir anzubeten, daß du dir selbst gehörst, ohne Rücksicht darauf, ob es dir gefällt, auch sie zu besitzen oder nicht. Und wenn deine Liebe dich in dieser Absicht zu ihnen erniedrigt, so muß unsere Liebe sich mit demüthigem Widerstand ihr widersetzen, es muß ihnen genügen, daß du dir selbst gehörst. — Glücklich sind alle Seelen, daß dein Reich in ihnen gegründet werden soll. Aber Manche fühlen sich nicht würdig. O, ich kann nicht tragen deine Herrschaft über mich; erlaube mir in dem Übermaß meiner Liebe frei davon zu sein! Du bist ja unser König, ehe du unser König bist; dein Thron steht nicht in der Creatur, sondern im Schoos der Ewigkeit, im Schoos Gottes. Dort herrsche, wo in dir mitherrschend die Creatur Gott ist. Aber dein Reich ist nicht von dieser Welt, die Seelen deiner nicht würdig. Sie werden ewig dein Scepter segnen, ohne daß es nöthig wäre, daß sie zu deiner Regierung beistimmen, um dich zum König zu machen. — Aller Glanz des Besitzes, des Hofes, des Palasts, die Zahl der unterthanen Völker bedeckt nur die Armuth, den Mangel der irdischen Könige; aber eben darum bedarfst du keines Reiches. — Du bist unnahbar, o Herr! Ich wollte, es wäre um dich eine so dichte Nacht gelagert, eine so ungeheuere Einsamkeit, ein so tiefer Abgrund,

daß keine Creatur dir sich nahen könnte, nicht einmal die Engel, welche dir dienen (qui vous font la cour) in unseren Kirchen, nicht einmal Diejenigen, welche unwandelbar vor dir stehen. Es kommt dir nicht zu, uns solchen Zutritt zu dir zu gestatten; deine Majestät wird verachtet um der Freiheit dieser Mittheilung willen. Wenn ich dich so auf dem Altar in den Händen eines Sterblichen sehe, muß ich glauben, wir seien entweder des Unglaubens oder des Mangels an Ehrerbietung schuldig. Was soll ich aber sagen, wenn du sogar in die Einheit des Geistes und des Leibes mit uns eingehst, dich in unsere Herzen einschmeichelst, uns leben machst von deinem Leben und uns in deiner erfinderischen Liebe durch Liebe in dich übergehen zu lassen weißt. Unnahbarer! wie kannst du kommen, in unserem Busen zu ruhen, dir zu gefallen in unseren Umarmungen? Nein, um deines unnahbaren Wesens willen, wir sollen ewig geschieden sein! und wenn wir ohne Unterlaß nach dir streben, uns auf dich beziehen, so geschehe es, ohne daß wir dich je erreichen, wie der Abendstern der Sonne nachgeht, ohne sie je zu erreichen. Und wenn es so vermessene Seelen gäbe, dein Begegnen zu begehren, so möge die meinige sich vielmehr von dir wenden, sich demüthig deiner erwehrend. — Aber die Gesetze deiner Liebe sind andere, und deine Plane und deine Gedanken! Sollen wir zur Liebe sagen: sei nicht Liebe, und zu Gott: sei nicht Gott. Herr, du bist unbegreiflich in deinem Wesen, in deinen Gedanken und Führungen über mich! Ja, Herr, verbirg sie mir, daß ich im Dunkel sei, und wenn du mir einen Antheil an deiner Unbegreiflichkeit geben willst, so gieb ihn mir auf eine unbegreifliche Weise.

Deine Güte, o Jesu, hat dich an gewisse Zwecke gebunden, welche du dir selbst gesteckt hast in unserer Leitung. Aber bist du dadurch nicht in einer Abhängigkeit und Gebundenheit, du, der Freie, Ungebundene? Du bist das Ziel und der Zweck, daher sollst du ohne Ziel und Zweck handeln mit uns, die Gesetze, so du gegeben, durchbrechend zeige deine Majestät! Laß die Kräfte ihr Gegentheil wirken; das Leben setze in den Tod, ins Nichts; die Ehre in Schmach und Kreuz; die Sünde diene zur Heiligung der Seelen; dein Mahl, darin du dich selbst mittheilst, zum Gericht, zum Fluch und zur Verdammniß. Du versprichst den Seelen, welche sich ihm würdig nahen, das ewige Leben;

gieb es ihnen nicht, wenn du nicht willst, auf daß die Seelen darauf ihre Hoffnungen nicht gründen, sondern in einer glücklichen Ungewißheit bleiben, wodurch deine Ungebundenheit geehrt werde. — Du verschwendest dein unmittheilbares Wesen an uns, und so du solches thust, können wir uns nicht wundern, daß du uns alle Güter schenkst. Du hast nicht genug, am Kreuz dich für uns geopfert zu haben, du thust es auch auf dem Altar; du hast nicht genug, dein Fleisch und Blut, deine menschliche Natur uns mitzutheilen, du schenkst uns auch deinen Geist, deine Gottheit. Herr, halte ein mit deiner Güte, verhülle sie, wie du im Sacrament deine Herrlichkeit verbirgst, ich möchte sonst unterliegen. Ich fliehe vor dir in mein Nichts und überlasse mein Wesen deinen Händen. Meine Vernichtung und deine Verherrlichung steht darin, daß ich ohne dich, du ohne mich seist. Darum bietest du dich umsonst mir an, du suchst mich, gehst mir nach, ich fliehe und verberge mich. — O Heiland! wende dein Auge von mir, daß ich in das Nichts zurücksinke; ich bin deiner Blicke nicht werth, mein Mangel an Ehrfurcht kränkt deine Ehre. Ich will dich preisen, daß du mich vergißt, denn du, der Alles ist, kannst dich nicht dahingeben in das Nichts; du allein bist, nur du bist deiner würdig. Daher ruhe nur in dir allein.

Diese schwärmerischen Ergüsse einer überquellenden Liebe tragen die innere Bürgschaft in sich, daß sie einer Jungfrau entströmten, welche ihren Heiland und Seelenbräutigam in wonniger Anbetung feierte. Oder es ist dieses vielmehr der Erguß jener gemeinsamen, gegenseitigen Andacht, als die Dreißig von Maubuisson mit den älteren Schwestern von Port-Royal sich mit eifersüchtigem Verlangen entzündeten und steigerten. Die stumme, gestaltlose, beinahe gegenstandslose Schwärmerei hat nun im Sacrament des Abendmahls einen Gegenstand gefunden, welcher sie aus ihren Tiefen über die Pforten der Lippen hervorruft. Es ist eine überschwengliche Liebe, welche mit der Liebe Gottes in Großmuth, in Uneigennützigkeit wetteifern will, jungfräulich sich in ihre Armuth, in ihr Nichts hüllt und sich weigert, dem Sohne des Himmelskönigs anzugehören, mit ihm seinen Himmel, seinen Thron zu theilen. Mindere Liebe, ahnt ihr, schließe sich auf, empfange und gebe sich hin, aber die gränzenlose Liebe legt sich das Schwerste auf, sich zu verschließen, jede Mittheilung zu ver-

sagen. Zugleich liegt eine Ahnung darin, wie des Menschen Werk und Anbetung in keinem Verhältniß stehe zu dem, was wir Gott schuldig sind; wie es thöricht ist, darauf bauen zu wollen. Manches Wort, manches Gefühl findet seinen vollen Ausdruck, seine Begründung in der Prädestinationslehre. — Einerseits sehen wir in diesen Ergüssen dieselben Regungen, welche nachmals im Quietismus hervorbrachen, wie dieses denn auch die Jansenisten unverhüllt anerkennen, es habe eine gefährliche Geistigkeit darin sich verrathen, welche um so weniger von ihnen in Schutz genommen werden wolle, als die Kirche sich bald nachher bestimmter darüber ausgesprochen, früher aber schuldloser gewesen sei. Andererseits waltet im Ganzen so tiefe Ehrfurcht vor der Gegenwart Christi im Abendmahl, solches Gefühl, wie der Sünder von dem Heiligen geschieden sein müsse, daß St. Cyrans und Dr. Arnaulds strafender Eifer gegen das leichtsinnige, frevelhafte Empfangen des zum täglichen Brot werdenden Sacraments sich unmittelbar daran anknüpfen.

Es blieb aber der Rosenkranz von Agnes lange Zeit (von 1628 bis 1633) nur in den Händen Weniger. Als er zur Sprache gebracht wurde, soll nicht einmal ein Exemplar davon in Port-Royal vorhanden gewesen sein; man mußte eine Abschrift von Maubuisson kommen lassen. Der die Sache aber zur Sprache brachte, war Bellegarde, der Erzbischof von Sens. Er wußte sich eine Abschrift zu verschaffen, denn man hatte ihm den Versuch nur zu lesen gegeben; diese Abschrift legte er nun mehreren Doctoren der Theologie zur Begutachtung vor. Zugleich wurde die Sache bei Hof verbreitet, und Manche waren nicht weit davon, die Nonnen für Hexen zu erklären. Alles fiel nun auf das Sacramentshaus, wohin das Schriftchen gar nie soll gekommen sein, und auf den Bischof von Langres, welcher als der Verfasser verschrien wurde. Dieser wendet sich in dieser Noth an St. Cyran, dessen Bekanntschaft er schon seit einiger Zeit gepflegt. St. Cyran findet nichts daran auszusetzen, sendet es aber auch an seinen Freund Jansenius. Beide geben dem Büchlein ihre Approbation, wie einige andere Doctoren von Paris und Löwen. So war denn auch äußerlich die Verbindung zwischen Port-Royal und Jansenius geschlossen.

Die Censur des Schriftchens von der Sorbonne ist vom 18.

Juni 1633. Sie war nur von acht Theologen unterschrieben, darunter mehrere, welche nachher in dem Streite gegen den Augustin von Jansenius sich auszeichneten, namentlich Hallier und Cornet und Dûval, Superior der Karmeliterinnen. Der römische Stuhl billigte zwar das Werkchen nicht, verfuhr jedoch noch ziemlich glimpflich. Trotz seiner Entscheidung spann sich der Kampf noch länger in Schriften fort, und St. Cyran hatte besonders darüber Arbeit mit den Jesuiten. Auch ein Oratorianer, welcher über Buße, Beichte und Abendmahl sehr strenge lehrte, verfocht diese geheimen Liebesworte einer schwärmerischen Seele, welche sich kaum über ihre Lippen gewagt, nun aber als corpus delicti von den streitenden Theologen hin- und hergerissen wurden. — Zamet fühlte sich gegen St. Cyran sehr zum Dank verpflichtet und schenkte ihm sein ganzes Zutrauen; er wollte ihn zu seinem Coadjutor machen, wie derselbe ja schon einigen Bischöfen beigestanden, ihre Diöcesen in Ordnung zu bringen. Besonders aber empfahl er ihm das Sacramentshaus, was St. Cyran um so weniger ablehnen zu dürfen glaubte, als die Bewohnerinnen desselben in Verfolgung und Anfechtung lebten. Man predigte nicht in der Kirche, sondern nur im Sprachzimmer. Ohne dieses wäre wohl das Haus von Leuten überlaufen worden, welche vor der großen Welt sich hätten wollen hören lassen. Desto mehr konnte dagegen St. Cyran seine Worte für das Bedürfniß der kleinen Gemeinde einrichten; es waren meist einige Geistliche zugegen, namentlich der Jesuite Amelote, später ein heftiger Gegner von Port-Royal. — Nicht so bald konnte St. Cyran sich entschließen, die Nonnen auch zu beichten, wie er dieses denn nur bei wenigen Personen übernahm. Angelica besonders nahm es ungemein schwer, sich ihm in der Beichte aufzuschließen. Sie war sich bewußt, daß es bei diesem Manne eine andere Bedeutung habe. Denn ich fürchtete, sagt sie [1]), was ich doch in Wahrheit liebte und verlangte, die kräftige, heilige, rechte und erleuchtete Weise des Dieners Gottes. Ich betrachtete es als den Tod meines eigenen Willens, meines eigenen Urtheils und Gefühls, welche ich bis dahin größtentheils erhalten. Und doch wollte ich ihn auch nicht betrügen, noch die Gnade misbrauchen, welche Gott mir erwies,

1) Mém. de 1741. Tom. I, Pag. 245.

nachdem ich so sehr verlangt hatte, einen Menschen zu finden, dessen in der Wahrheit wurzelnde Geistesstärke meinen Geist niederstürzen möchte. Sie empfahl sich seinem Gebet, daß Gott ihr Stärke geben möge zu diesem wichtigen Schritt; und sie ward ihr gegeben. Sie fühlte sich wie neu geboren und fand in den Thränen der Reue eine Wonne, welche sie im Scherz und Freude nie gekannt habe. — Beinahe alle Schwestern waren mit diesem Geist der Buße und der Freude im inwendigen Menschen erfüllt. Man fand später ein Blatt Papier, darauf Angelica ihre Vorsätze zu dieser Zeit sich niedergeschrieben. Unter Anderem macht sie es sich zum Gesetz, nie eine Schwester wegen eines Fehlers zu rügen zur Stunde selbst, oder wenn sie den Fehler zum ersten Mal begehe; jedesmal wolle sie aber zuvor Gottes Gnade anrufen, daß ihr möge gegeben werden, es zu rügen in seinem Geiste, und daß ihrer Schwester gegeben werde, es in demselben Geiste anzunehmen. Oft unterhielten sich die Schwestern über ihr gegenwärtiges Glück, über den Dank, den sie Gott schuldig seien. Die Einigung unserer Herzen aber war so groß, daß auch das strenge Stillschweigen eine gegenseitige Sprache der Ermunterung schien. Es war, als wären sie taub geworden für das sonst so störende Getöse der anliegenden Straße. Freilich wurde dieses Glück oft gestört oder in ihre Herzen zurückgebannt durch eine oder zwei Widerwärtige in der geistlichen Familie selbst. Die ganze Zahl derselben betrug zwölf bis vierzehn.

Angelica sagt [1]: Dieser heilige Mann trieb durch keine Art von Gewalt, noch Zwang zu dem Geist der Buße; auch legte er keine strengen Kasteiungen auf. Aber Gott gab ihm die Gnade, durch die Kraft starker (solide) Wahrheiten die Herzen so mit der Gott schuldigen Liebe und Ehrfurcht zu rühren, daß er dadurch den Schmerz darüber erweckte, ihn beleidigt zu haben, und ein so starkes Verlangen, ihm Genüge zu thun, daß man immer mehr zu thun Willens war, als er selbst wollte. Er ließ es sich ungemein angelegen sein, alle Gelegenheiten zur Sünde abzuschneiden, und achtete im Beichtstuhl auf die kleinsten Umstände, um die Neigungen und den Hang des Herzens kennen zu lernen. Und doch war seine Genauigkeit den Seelen nicht lästig;

1) Mém. Tom. I, Pag. 349.

vielmehr gab sie, da man ihn nicht mit strengem, kleinlichem Geiste, sondern mit der wahren Liebe und Geschick verfahren sah, sie gab seinen Beichtkindern einen großen Trost und Hoffnung, Gott wolle sie heilen, da er sie in die Hände eines so guten Arztes gegeben habe.

Indeß fing Zamet an, auf den Einfluß St. Cyrans eifersüchtig zu werden. Auch verhielt es dieser weder ihm, noch den Nonnen, das Gebäude müsse auf einen anderen Grund aufgeführt werden, nicht auf Menschen, sondern auf Gott. Zamet, voll guten, aber schwachen Willens, that gerne das Rechte, wenn es ihm keine Anstrengung, keine Überwindung kostete. Er scheint in seinem Gewissen darüber beunruhigt gewesen zu sein, daß er sein Bisthum nicht ohne Simonie erhalten; er fragte St. Cyran um Rath, ob er seine Würde nicht niederlegen solle, war ungehalten darüber, daß dieser ihm nicht darauf antwortete; der Sinn dieses Schweigens war doch leicht zu deuten. Indeß fand er nicht einmal die Kraft, der Erinnerung St. Cyrans Folge zu leisten, sich vom Hofe, von Paris loszureißen und die erste Pflicht des Bischofs, die Bedingung der Erfüllung jeder anderen Pflicht, die Residenz bei seiner Gemeinde zu halten. St. Cyran war für den schwachen Mann ein dräuendes, mahnendes Gewissen geworden. — Eines Tags sagte Zamet von ihm zu Angelica: Gott hat mir diesen Mann gegeben, daß er mich foltere (pour être mon bourreau); denn er thut mir durch ihn die Wahrheit zu wissen, aber ich habe nicht die Kraft, ihm zu folgen. Das tödtet mich. — War Zamet krank oder leidend, so nahm er Alles dankbar von St. Cyran hin; war er wieder zu Kräften gekommen, so trutzte er mit ihm. — Es konnte ihm nicht entgehen, daß die starke Angelica in seiner Schwäche ihre Stütze nicht mehr finde; je mehr er sie St. Cyran zugethan fand, desto mehr schloß Zamet sich an eine der Schwestern im Hause an. Dieses war das Fräulein von Chamesson, aus der Champagne, ihm von deren Mutter auf dem Todtenbette vermacht. Sie hatte nach dem einstimmigen Zeugnisse der Schwestern, viele gute Eigenschaften, nur keinen Beruf zum geistlichen, zum Klosterleben, was sie denn gegen ihre Schwestern, selbst gegen Angelica, oft sehr auffahrend und unfreundlich machte. Bald übte sie die strengsten Bußübungen, bald pflegte sie weichlich ihrer Gesundheit. Zamet selbst mußte

viel von ihrer übeln Laune leiden. Allein er und die Longueville fanden, daß sie einen großen Vorzug vor Angelica habe, welche immer, wenn es nicht ihr Tag war, das Sprachzimmer mied; „daß sie alle Anlage zeige, eine Nonne zu werden, geschickt, Prinzessinnen zu unterhalten." — Eine solche bedurfte man um so mehr, als die Finanzen des Hauses sehr übel standen. So ward sie denn zur künftigen Superiorin bestimmt; Zamet setzte sie, ohne daß sie selbst gebührend durch das Noviziat geprüft worden wäre, als Oberin der Novizen ein. Sie aber beklagte sich bei St. Cyran und Angelica, daß man sie nicht wie jede andere behandele, sie nicht die Stufen von unten durchmachen lasse. Als diese sie aber wirklich dieses ihres Amtes entbinden, so ist sie vollends aufgebracht und macht — Zamet die bittersten Vorwürfe, er wolle sie ganz von sich auf St. Cyran abladen.

Dieser Auftritt und eine dreistündige Unterredung hatte ein noch ausschließlicheres Vertrauen und ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen dem Bischofe und der Chamesson zur Folge. Man fing mehrere Briefe derselben an ihn auf, worin sie als Partei, als Spionin im Kloster erschien. Die Sache konnte offenbar nicht länger ohne Ärgerniß und Störung des inneren Haus- und Seelenfriedens so fortgehen. Auf der einen Seite Angelica mit dem größten Theil der Nonnen und St. Cyran, auf der anderen eine oder zwei Nonnen, dieser Superior und, wenn auch nicht so entschieden, die Herzogin. Es war beinahe unmöglich, den Knoten zu lösen; er mußte zerhauen werden; dazu wußte Angelica Rath, und die Thatkraft ermangelte ihr nicht.

Längst war der Termin abgelaufen, auf welchen hin man dem Erzbischof von Paris eine neue Bulle versprochen hatte, durch die er als der erste unter den drei Superioren anerkannt werden sollte. Er war demgemäß, was man ihm versprochen hatte, nunmehr allein Superior geworden. Angelica entsandte den Kanzler von Notre-Dame und lud den Erzbischof ein, kraft der ihm zugefallenen Gewalt, sie, Angelica, vom Sacramenthause abzurufen und die Mutter Genevieve, Äbtissin von Port-Royal, als Oberin nach dem Sacramenthause zu setzen. Diese, ohne alle Verpflichtung gegen Zamet, werde den Erzbischof als einzigen Superior anerkennen und Angelica bleibe frei von dem Vorwurf der Unbeständigkeit gegen Zamet. Sie hatte sich nur mit St. Cyran und

einigen Nonnen darüber besprochen, und ohne daß Diejenigen, welchen der Schlag galt, sich dessen versahen, erschien der Großvicar von Paris (10. Februar 1636), brachte Genevieve, setzte sie ein und führte in derselben Stunde Angelica nach Port-Royal zurück. — Bei solchen Auftritten hat gewöhnlich Derjenige den Vortheil, welcher sich das Ansehen und die Miene zu geben weiß, als hätte er dadurch gewonnen. So bezeigten sich denn auch die Herzogin und Zamet gegen Genevieve sehr erfreut über diese Veränderung. Diese schien denn anfangs eine mittlere Stellung einnehmen zu wollen, so sehr Angelica geglaubt hatte, sich auf sie ganz verlassen zu können. Fräulein von Chamesson fügte sich in die Nothwendigkeit, sich unterzuordnen; allein man schenkte ihr dennoch nicht das volle Vertrauen. Vielmehr bemerkte sie bald, daß Genevieve sie nie allein im Sprachzimmer ließ, um ihr die Möglichkeit abzuschneiden, Intriguen und Mittheilungen nach außen zu pflegen. Sie verlangte nachdrücklich ihren Austritt, und Zamet holte sie mit großem Leidwesen ab. Seit diesem Tage hat er das Sacramenthaus nie wieder betreten. Dafür erwies nun der Erzbischof demselben um so mehr Gnade; es wurde eine sehr rühmliche Visitation des Hauses gehalten (Juli 1636) und fünf Nonnen eingekleidet. So gesegnet denn aber auch ihr Zusammenleben war, fand sich doch eigentlich kein Grund, es als ein besonderes Institut weiter zu behaupten; man hatte ja die Plane auf den Hof und seine Unterstützung aufgegeben; es verlangte sie nach Port-Royal, zu Angelica, zurück.

Wir haben Port-Royal schon seit einigen Jahren verlassen. Seit dem Austritt Angelicas hatten mehrere Tendenzen und Parteien sich darum gestritten. Zamet glaubte, es sei ihm nun eine schöne Gelegenheit dargeboten, seinen Einfluß hier wenigstens besonders dadurch festzugründen, daß er, nach Ablauf der dreijährigen Abtei Genevieves, die ihm ganz ergebene, frühere Äbtissin von Dijon zur Abtei förderte. Allein der Erzbischof von Paris, welchem dieses nicht entging, bestand darauf, daß diese, mit den sämmtlichen fünf, aus Dijon nach Port-Royal übergesiedelten Nonnen, von hier, noch vor der neuen Wahl der Äbtissin, nach Dijon zurückgeschickt würden. So wurde Genevieve (10. September 1633) wieder als Äbtissin von Port-Royal gewählt, und blieb es, bis sie an Angelicas Statt nach dem Sacramenthause

abging. Für die nach Dijon Abgegangenen erbat sich Angelica von Zamet ihre Schwester Agnes zurück, welche seit einiger Zeit daselbst sich aufgehalten. Diese stieg zuerst bei Angelica ab, welche noch im Sacramenthause war (November 1635), bezeigte sich aber sehr eingenommen für Zamet, welchem sie mit Thränen ihr Leid bezeugte, aus seiner Diöcese entfernt zu sein, während sie St. Cyran und Angelica unfreundlich ansah. Angelica sagte ihr nur, sie würde die Sache in sechs Monaten anders ansehen; das geschah aber schon nach sechs Tagen. Indeß blieben noch mehrere Nonnen in Port-Royal, besonders die, so in Dijon längere Zeit gewesen, von der Partei des Bischofs, darunter auch eine Arnauld, Maria Clara. Der Mittelpunkt dieser révoltées aber war Madame de Pontcarré, mit welcher Zamet, stets einer galanten Devotion ergeben, sehr vertraut stand. Als er noch strenger gesinnt gewesen, hatte sie ihm zu Liebe selbst das Lautenspiel aufgegeben. Um diesem Schisma zu steuern, bittet Agnes, welche indeß Äbtissin geworden (September 1636), den Bischof, um des gemeinen Friedens willen, seine Besuche im Kloster einzustellen. Die Pontcarre hatte sich im Kloster nur als Wittwe eingekauft und, um sich selbst zu binden, die Bedingung gestellt, daß sie die ganze Summe (8000 Thaler) verlieren sollte, wenn sie selbst aufkündigen würde. Da sie nun immer größere Ansprüche macht und das Feuer der Zwietracht anschürt, wird sie von allem Verkehr mit dem Kloster selbst abgeschnitten. Als St. Cyran verhaftet wurde, legte sie einen gedruckten Zettel an die Pforte, worin die kleine Gemeinde höhnend aufgefordert wurde, für den verzagten Gefangenen zu beten. Dieses konnten seine Freundinnen nicht überwinden; man zahlte ihr, worauf sie es seit einiger Zeit angelegt zu haben schien, die 8000 Thaler aus und befreite sich damit von diesem Ärgerniß.

Noch von einer anderen Seite suchte man aus der Abwesenheit Angelicas Nutzen zu ziehen und auf Port-Royal einen neuen Einfluß zu üben. Es waren dies die Cisterzienser, namentlich der Abbe Prieres, welcher nachmals Äußerungen St. Cyrans, ihm in vertraulichem Gespräche über theologische und disciplinarisch-ascetische Punkte gemachte Mittheilungen als schwere Anklage vor Gericht niederlegte. Ja er suchte schon jetzt das Zutrauen der Nonnen gegen St. Cyran, ohne daß er ihn jedoch

noch namentlich bezeichnet hätte, zu untergraben. St. Cyran erklärte sich indeß gar nicht so bestimmt gegen das Wiederanschließen an den Cisterzienserorden, wie Angelica, indem er die Observanzen, die Lebensordnung desselben, zulassen wollte und sich nur dagegen aussprach, daß man sich wieder unter die Jurisdiction des Ordens stelle. Der Austritt Angelicas aus dem Sacramenthause war vielleicht zum Theil durch diese Versuche beschleunigt. Die Priorin indessen war so von den Cisterzienern eingenommen, daß sie, als ihre Plane an dem Felsenwillen Angelicas gescheitert waren, unter einem guten Vorwande sich aus Port-Royal in eine Cisterzienser-Abtei verpflanzen ließ.

Indeß fiel der Haß des Bischofs, der Herzogin, der Cisterzienser vorzüglich auf St. Cyran. Auch ein Theil der Oratorianer wurde gegen ihn aufgeregt; denn auch einige dieser Väter hatten dem König und Richelieu zu Gefallen die Ehe des Herzogs von Orleans mit der lothringischen Prinzessin für ungültig erklärt, während man überzeugt war, St. Cyran, auf den Grund der kirchlichen Gesetze hin, erkenne diese Ehe als vollgültig und unauflöslich an. Durch diese Verbindung aber war der Herzog, der wahrscheinliche Thronfolger, an die mit Richelieu persönlich verfeindete Macht gekettet. Dieser ließ die Ehe daher für ungültig erklären, da sie ohne Zustimmung des Königs geschlossen worden, was gegen die Haus- und Reichsgesetze laufe. Gondren, General des Oratoriums, St. Vincent und die Versammlung des Klerus hatten zu Gunsten des Ministers gesprochen. — Bis jetzt hatten sich diese verschiedenen feindlichen Absichten noch nicht gegen St. Cyran vereinigt. Allein man sprengte in Stadt und bei Hofe, besonders bei bigotten Leuten, aus, St. Cyran halte das tridentiner Concil nicht für ein rechtes, ökumenisches Concil, er weiche von den Gewohnheiten und Ansichten der Kirche in Betreff des Abendmahls und der Buße ab, indem nach ihm der Priester nicht absolvire, sondern nur eine schon von Gott gegebene Absolution erkläre. Da St. Cyran, im Zusammenhange mit der hohen Bedeutung des Episkopats, die Confirmation sehr hoch gestellt hatte, sagte man ihm nun nach, er lehre, dieses Sacrament thue Alles; es lösche die Schuld und die Strafe aus. Ja man soll ihm bei manchen Leuten einen Vorwurf daraus gemacht haben, daß er gesagt, es sei besser, einen Kirchenvater zu lesen, als

Plutarch. „Denn zu dieser Zeit war die Lectüre des Neuen Testaments und der Väter beinahe unbekannt; St. Cyran war es, welcher dieses Studium wieder belebte. Es ist überflüssig bekannt, daß die Prediger damals die Profan-Autoren citirten, die Advocaten aber die Kirchenväter" [1]). — Angelica und noch eine andere Nonne hatten sich an Ostern nicht in der Verfassung gefunden, zu communiciren, und thaten es erst am folgenden Sonntag; davon nahm Madame de Pontcarre Gelegenheit, in den Gesellschaften zu sagen, die Jungfrauen unter seiner Leitung beichten das ganze Jahr nicht, selbst nicht an Ostern. Zamet ließ (1637 oder 1638) einen Aufsatz gegen ihn drucken, darin er ihm vorwirft, daß er mit den Nonnen über die Kanones der Kirche, über die Prädestination von Paulus und Augustin rede. Indeß hatte St. Cyran vor diesem mysterium tremendum der göttlichen Rathschlüsse so tiefe Ehrfurcht, daß er bei jeder Gelegenheit auswich, darüber sich in Erörterungen einzulassen. Angelica hatte, schon ehe sie in nähere Verbindung mit ihm getreten (1632), für die kleinen Mädchen, deren Erziehung sie vorstand, ein kurzes Gebet abgefaßt und ihre Zöglinge auswendig lernen lassen, welches für sie alles Wesentliche von der augustinischen Gnadenlehre enthielt und von allen unbefangenen, im Gebet geübten Personen als ihr eigenes Bewußtsein anerkannt werden mußte. In der Praxis aber seien diese Gefühle noch wahrer, als in der Theorie. Sie ruft darin Gott, ihren Quell und ihr Ziel, an, daß er sie in ihm selbst die ihr mangelnde Kraft finden lasse, ihm zu geben, was ihm gebühre. Denn ohne seine Gnade sind wir elend. Gieb mir deine Gnade um des Verdienstes meines Heilandes, deines Sohnes, willen; einige meinen Geist mit dem seinigen, damit ich Adams Sünde sühne (reparer), indem ich gegen dich die Pflichten erfülle, welche er nicht erfüllen wollte; damit ich dich liebe in dieser göttlichen Einigung, dich anbete, stets deinen heiligen Willen erfülle. Trenne mich von Adam, von seinem Leben, von seinem Wege, und laß mich unzertrennlich vereint sein mit meinem Heiland, welchen du mir als Weg und als Leben gegeben.

Nichts desto weniger bediente sich aber der Satan gerade de-

1) Recueil de plusieurs pièces pour servir à l'histoire de Port-Royal Utrecht 1740. (Supplément.) Pag. 48. Anm.

voter, frommer Personen und der Glieder von Orden, als der Leichtgläubigsten, welche sich stets durch falschen Lärm am ehesten betrügen lassen; wie sie denn am leichtesten böse Eindrücke von Denen fassen, welche nicht blos durch ein verändertes Gewand der Welt entsagt haben. Sie sind stets am meisten aufgelegt, sagt Fontaine weiter, den Unschuldigen zu schaden, wenn man Jemand anklagt, er habe böse Absichten gegen den Glauben und die Gelübde. Dieselben (die Ordensglieder) pflegen ja überhaupt am wenigsten ihren Glauben und ihr Urtheil zu suspendiren, um sich nicht durch falschen Schein betrügen zu lassen, um die geheimen Ursachen einer öffentlichen Verlästerung zu suchen, um auch bei diesen Gelegenheiten den Lehren der Sanftmuth und der christlichen Liebe zu folgen, welche in allen anderen Angelegenheiten zu befolgen sie als die Pflicht ihres Standes ansehen [1]). — Und doch wußte man, daß St. Cyran eben damals beschäftigt war, die Kirche, das Heerlager Christi, welches nicht erst seit vierzig Tagen, wie einst vom dreisten Philister, sondern seit fünf oder sechs Jahren von dem Übermuth der Ungläubigen gehöhnt wurde, das Heerlager Christi und seine Ehre zu retten. Aber eben darum hatte es der Arge auf ihn abgesehen, während er einige schwächere Geister gewähren und für Gottes Sache in die Schranken treten ließ. — Es waren nämlich vier reformirte Geistliche, gegen welche der neue David die Schleudersteine des gerechten Zornes schon gerüstet hatte. Der nachmalige Präsident des Parlaments, Mole, hatte sich gegen ihn bereit erklärt, zur Herausgabe des Streitwerkes die Geldmittel zu schaffen. Dieser Mole, auch sonst St. Cyran sehr befreundet, war einer der wackersten, ehrenfestesten Männer des Parlaments. Er hielt, auch während des Kampfes zwischen Parlament und Königin, sich zu den Freunden dieser, meinte es immer gut mit der Krone und sagte daher auch den höchsten Personen die Wahrheit ohne Rückhalt. Selbst Retz, sein Gegner, gesteht, er wäre der muthigste Mann des Jahrhunderts zu nennen, ob er gleich sich nicht in Schlachten erprobt, wenn er nicht Zeitgenosse Gustav Adolfs und Condes gewesen wäre. Als er am Tage der Barricaden vom Palais-Royal zurückkehrte, rannte ihn ein Bratenwender an der

1) Mém. de Fontaine. Tom. I, Pag. 60.

Spitze eines wilden Haufens an, hielt ihm seine Waffe mit der Drohung vor: Gieb uns Broussel heraus oder ich drehe dich um! Beinahe er allein behielt festen Muth, während die meisten Deputirten des Parlaments ihre Mäntel abwarfen und sich in den benachbarten Häusern zu verbergen suchten.

Dagegen war ein anderer bedeutender Staatsmann entschiedener Gegner und Feind St. Cyrans geworden, der Kanzler Seguier. Seine Schwester war bei den Karmeliterinnen und von Anfang dem Sacramenthause sehr entgegen; auch St. Cyran zog sich bald nach dem Abgang Angelicas daraus zurück, da Seguier erklärte, wenn St. Cyran bei diesem Institut als Beichtvater bleibe, werde er seine Niece aus demselben zurücknehmen. Nun störte St. Cyran ihn vollends in seinen persönlichen Neigungen und Planen, wofür die Rache des bigotten Mannes nicht ausbleiben konnte.

Seguier nämlich war Anton Le-Maitren ganz besonders gewogen. Le-Maitre war der älteste Sohn von Catharina Arnauld, der ältesten Schwester von Angelica, also Neffe d'Andillys, in dessen Hause er auch mit seinen Brüdern erzogen wurde. Seine Mutter lebte nicht glücklich mit dem königlichen Rath und maître des comptes Isak Le-Maitre, welchen sie 1605 geheirathet hatte, so daß sie seit 1615 von ihm geschieden war. Der junge Anton erwies aber auf eine so auffallende Weise die frühreife Kraft, welche mehreren Gliedern seiner Familie eigen war, und die hinreißende Gewalt des Wortes mit dem Scharfblick des Rechtsgelehrten, daß Viele seinen Großvater Anton, den Bekämpfer der Jesuiten, dem Parlamente wiedergeschenkt zu sehen glaubten. Seit seinem zwanzigsten Jahre [1]) trat er mit ungemeinem Glanze und Erfolge als Anwalt und Redner in den Gerichtshöfen auf. Man rühmt ihm von vielen Seiten nach, er habe die Beredtsamkeit des classischen Alterthums lebendig, frisch und kräftig in sein Jahrhundert eingeführt; die Macht Derer schien auf ihm zu ruhen, welche Cäsaren durch das Gewicht ihrer Worte zum Weichen brachten. Man drängte sich in die Sitzungen, in welchen er auftreten sollte; Prediger verlegten ihre Vor-

1) D'Andilly bittet, in einem Briefe vom 10. Juni 1629, den Generaladvocaten Bignon, Le-Maitren bei seinem ersten Auftreten, in Verfechtung einer Rechtssache, Beistand zu leisten.

träge, um bei ihm in die Schule der Beredtsamkeit zu gehen [1]). Seguier gab ihm den ehrenvollen Auftrag bei seiner Vorstellung im Parlament, in dem großen Rath und im Cour des aides die Willkommrede zu halten; die mannichfaltige Weise, womit er den Einen Gegenstand zu fassen wußte, ließ diese Arbeiten für Meisterstücke gelten. Er war erst 28 Jahre alt, als dieser sein Gönner ihm das Brevet des königlichen Staatsraths verschaffte, und es schien sich der gewaltige Kanzler zur Aufgabe gemacht zu haben, ihn zu einem bedeutenden Manne im Staate zu erheben. — Andere boten sich an, ihm zur Verbindung mit Töchtern der ersten Familien als Vermittler zu dienen. Er war auch geneigt, durch die eheliche Verbindung sein Glück zu befestigen und zu verschönern. Es entspann sich darüber zwischen ihm und seinen beiden Tanten, Angelica und Agnes, welche ihn dadurch unwiderbringlich an die Welt gebunden glaubten, ein Briefwechsel, welcher nicht wenig zur Auffassung der Charaktere beiträgt [2]).

Le-Maitre schrieb am 10. Juni 1634 an seine Tante Agnes, welche ihm zur Ehelosigkeit gerathen hatte, während er eben damals im Begriff war, sich zu versprechen. Auf ihre Entschuldigungen darüber sagt er [3]): Sollte man etwas Anderes von einer gottgeweihten Jungfrau erwarten? Klagte man doch einst eine vestalische Jungfrau der Zügellosigkeit an, weil sie das Glück der Verehelichung in Versen besungen. Wer weiß nicht, daß die Ehe die Erde bevölkert, die Ehelosigkeit den Himmel! Sollte es ge-

1) Wie jetzt die Studenten der Rechtsschule, die jungen Advocaten in Paris, Notre-Dame erfüllen, wenn Lacordaire predigt. Diese in Frankreich hergebrachte gerichtliche Beredtsamkeit trug offenbar dazu bei, den kirchlichen Gallicanismus und das parlamentarische System aneinander zu binden. Auch erklärt sich daraus, „wie damals die Advocaten die Kirchenväter citiren konnten".

2) Diese ganze Discussion erinnert uns an einen Aufsatz des englischen Gentleman Magazin, welcher eine Schilderung des jetzigen Port-Royal, aus dem Semeur, mittheilt, und das, was diesen Verein gestürzt, auf zwei Punkte zurückführt; erstlich haben sich diese Männer und Frauen nicht bestimmt genug vom Katholicismus losgesagt und zum Evangelium gewandt, sodann haben sie nicht weislich gehandelt, daß sie nicht — geheirathet. Denn auf diese Weise hätten sie Muster christlichen Familienlebens aufstellen und die Wahrheit durch ihre Kinder fortpflanzen können. — Dann wäre nur Port-Royal nimmer Port-Royal gewesen.

3) Mémoires pour servir à l'histoire de Port-Royal. Utrecht 1742. Pag. 472.

gen die christliche Liebe sein, dem Nächsten den heiligsten, vollkommensten Stand zu wünschen, welcher dem der Engel so nahe kommt. Die Frevler suchen Andere zu Genossen ihrer Ehrlosigkeit zu machen, die Verheiratheten zu Genossen ihres Elendes, sollte es allein Denen, welche mit ihrem Leibe und ihrem Willen die Welt verlassen haben, verboten sein, Andere zur Nachahmung und zu ihrer Seligkeit einzuladen?

Möchte es Gott gefallen, meine theure Tante, daß Ihre Ermahnungen mir eben so nützlich würden, als sie vortrefflich sind; daß ich der Sohn Ihrer Gelübde und Gebete würde, wie Augustin der Sohn der Gebete von St. Monica. Möge es Gott gefallen, daß diese Stimme des Herrn, welche der Feuerflamme still zu stehen befahl, die Flamme auslösche, welche uns verzehrt; daß sie die Bande abbrenne, welche ich nicht lösen kann! Wie gerne wollte ich mich ihm darbringen als ein Lobopfer (Lobhostie)! Wie überglücklich wäre ich, für immer auf den Trümmern der Weltliebe das unvergleichliche Gebäude der göttlichen Liebe aufzuführen! Was können aber diese himmlischen Samenkörner, welche Sie in ein dornenvolles Land werfen? Welche Hand kann so tief gewurzeltes Unkraut ausreißen, als Gottes Hand allein?

So erkennen Sie denn, daß es verschiedene Arten von Berufungen giebt, daß sie alle heilig sind, wenn sie von Gott kommen. Danken Sie Gott für Ihre Kraft und haben Sie Mitleiden mit unserer Schwachheit. Und wenn heilige Bischöfe einst der Hochzeit von Nebride und Olympiade beiwohnten und St. Gregor von Nazianz ihnen ein Hochzeitgedicht schickte, so bitte ich Sie, mir die Gegenwart Ihres Geistes durch Ihre Zustimmung und Beipflichtung nicht zu verweigern. Wo nicht, so erkläre ich Ihnen feierlich, daß ich mich wegen der neuen Erleuchtungen als Ankläger gegen Sie erheben werde, daß ich Ihren Brief durch die bewußten acht Doctoren werde censiren lassen, daß ich den Credit der Nuntien und Erzbischöfe in Bewegung setzen werde, um Ihren Brief in das Expurgatoire [1]) setzen zu lassen.

In demselben Briefe vergleicht Le-Maitre den Verfechter seiner Tante und ihres geheimen Rosenkranzes mit dem Engel, welcher, nach der Meinung einiger Väter, die keusche Susanna be-

1) Index, liber expurgatorius ist das Verzeichniß, worein die verbotenen Bücher in Rom vor ihrer Correction eingeschrieben werden.

wahrte, wie St. Cyran selbst die beiden Schreiber und Pharisäer (Jesuiten), welche die Ehre der frommen Agnes antasten wollten, mit den beiden Greisen vergleicht, welche sich zu Susannas Verderben verschworen hatten.

Ganz anders ist der Ton in dem Schreiben an Angelica; hier waren zwei feurige Naturen, gewohnt, Andere zu bewältigen, miteinander im Kampfe. Wiederholt hatte er seine Tante zum voraus um ihre Zustimmung zu einem bevorstehenden Verlöbniß gebeten; er war ihr ja wie ein jüngerer Bruder zugleich und wie ein Sohn. Allein sie erklärte stets bestimmt, sie werde nie ihre Einwilligung dazu geben, und als er denn in sie drang, antwortete sie ihm, sie werde ihn, von der Stunde seiner Verlobung an, mit großer Gleichgültigkeit ansehen. Dieser Brief kränkte sein Selbstgefühl bis ins innerste Leben, „denn Gott hatte in ihm die Cedern Libanons noch nicht gebrochen". Er antwortet ihr sofort:

Meine theuerste Tante!

Hätte ich nicht gegen Ihre Worte Appellation eingelegt, Sie hätten keine Antwort von mir erhalten. Die erste Seite Ihres Briefs hat mich so lebhaft geschmerzt, daß ich über 14 Tage daran las; denn ich fand auch nicht Eine Linie, die mich nicht aufgehalten und mir nicht beleidigend geschienen hätte. Ich gestehe Ihnen, daß die Furcht, auf den folgenden Seiten neuen Stoff des Misvergnügens zu finden, mich zu dem Beschluß vermocht hat, sie nicht zu lesen. Ich werde auch den übrigen Theil des Briefs nicht lesen, es sei denn, daß Sie mich zuvor versichert haben, daß er nicht so scharf ist, als der Anfang. Indeß erlauben Sie mir, nicht sowohl Ihr Schreiben zu prüfen, als Ihre Invective gegen meinen Plan, mich zu verheirathen. — Fürs erste sagen Sie mir, es sei das letzte Mal, daß Sie mir mit dem Titel: Theuerster Neffe! schreiben; ich werde Ihnen eben so gleichgültig sein, als ich Ihnen lieb und werth gewesen, da Sie weiter keinen Erbantheil an mir haben, um eine sonderliche Freundschaft darauf zu gründen. Wie, meine theuerste Tante (denn ich werde nicht aufhören, Ihnen mit diesem Titel zu schreiben), ich würde Ihnen also gleichgültig sein, weil ich verheirathet sein werde? Ist die Ehe denn ein Verbrechen? Und werde ich denn fürder weder Ihr Neffe, noch ein Christ, noch ein Ehren-

mann mehr sein, sobald ich Ehegatte geworden bin? Wenn ich jetzt einige Rechtschaffenheit habe, bin ich denn so gewiß, sie zu verlieren? Und das Sacrament, welches mich der göttlichen Gnaden würdig macht, sollte es mich der Ihrigen unwürdig machen? — Sie sagen, Sie werden mich nur mit der christlichen Nächstenliebe lieben, aber mit der allgemeinen; ich werde daher in einer sehr gewöhnlichen Ordnung sein. — Ich habe Mühe, zu glauben, meine theuerste Tante, daß Sie sich sollten überzeugen können, daß die Gelübde, welche eine Nonne ablegt, sie von den Verpflichtungen des Bluts lossprechen. Der Haß, welchen Sie gegen die Welt zu hegen verpflichtet sind, darf Ihnen nicht Gleichgültigkeit gegen Ihre Verwandte einflößen, und es ist im Christenthum eben so wahr, als es vor seiner Geburt wahr gewesen, daß man seine Verwandte mehr lieben soll als die Fremden. Wollten Sie mir Ihr bisher erwiesenes Wohlwollen verweigern, weil ich mich einem Laster ergeben wollte, so müßte ich Ihren Eifer billigen. Es ist wahr, daß der Ehestand nicht eben so vorzüglich ist, als der Stand der Jungfrauschaft und des Priesterthums; aber Sie wissen wohl, meine theuerste Tante, daß es mehr werth ist, wie es denn auch bisweilen geschieht, eine außerordentliche Tugend in einer an sich selbst sehr gewöhnlichen Lage zu behaupten, als nur eine gewöhnliche Ehrbarkeit in einer an sich sehr erhabenen Lage. Die Ehelosigkeit allein macht Niemanden selig, wie die Ehe an und für sich Niemanden verdammt. Es ist nicht unser Stand, sondern unser Leben, was uns Himmel und Hölle öffnet.

So wehrt sich ein Vogel, sagt Fontaine[1]), um nicht gefangen zu werden. So lökte Der wider den Stachel, dessen Herz bald davon durchbohrt werden sollte. Wie oft hat Le-Maitre den Widerstand Angelicas gegen seine Verheirathung gesegnet? Wie hat er sein großes Talent beklagt, welches ihn gegen seine eigene Sache so beredt machte? — Uns aber tritt das Wesen, die Natur Le-Maitres in diesem Kampf kindlicher Liebe eines sein, in der Wahrheit gegründetes, Recht behauptenden Neffen so kräftig, so männlich und zugleich so mild und herzlich entgegen, daß vielleicht Mancher sich der Trauer nicht er-

1) Mém. Tom. I, Pag. 72.

wehren kann, daß ein solcher Charakter gebrochen und zu den Füßen einer unerbittlichen Gewalt sein Leben beschließen sollte. — Auf seine Mutter und gewiß auf alle ihre Kinder hatte das ärgerliche Leben des Vaters einen tiefen Eindruck gemacht. „Diese bewundernswürdige Frau brachte sich Gott ohne Unterlaß als Opfer dar für die Besserung ihres Mannes. Seine Unordnungen schienen sie nur darum von ihm getrennt zu haben, damit sie mehr um das Heil Dessen weinen könnte, von welchem ihr Herz sich nicht trennen mochte. Das Haus ertönte von Seufzern. Aber nichts konnte Gottes schreckliche Urtheile aufhalten" [1]). — Dieser Mutter allein war der Ruhm, der Weihrauch, welchen man ihrem Sohne allenthalben streute, eine große Anfechtung. Der Stand der Parlamentäre schien manche Sünden unmittelbar mit sich zu führen; er hatte sich an ihrem Vater selbst nicht ungerächt gelassen. Es war ihr, als sähe sie ihren geliebten Sohn mit goldenen Fesseln gebunden. — Er selbst sagte später von den Schlingen, in welche der Rechtsanwalt am leichtesten falle: Es ist sehr schwer in diesem Stande, gewissenhaft genug zu sein, um einem Freunde seinen Beistand zu verweigern. Hat man sich aber erst einmal entschlossen, ihm zu dienen, läßt man als unschuldig erscheinen, was es nicht ist, durch Kunstgriffe oder durch den Zauber der Worte macht man das Schwarze weiß. Man wirft den Richtern Staub in die Augen und gewinnt es über sie, daß sie ungerechte Urtheile fällen. — Und Fontaine fügt noch die gleichsam Le-Maitres Bild entsprechenden Worte von St. Hieronymus hinzu: Quis hoc nolente noxius? Quem criminosum non hujus servasset oratio, de cujus ore tot veneres fluunt? Nam si applaudisset pede, intendisset oculos, jactasset manum, verbo tonasset, tenebras illico ob oculos intendisset judicibus. (Wer ist schuldig, wenn es nicht sein Wille ist? Welchen Schuldigen hätte nicht seine Rede geschützt, aus dessen Munde so viel Anmuth fließt? Denn sobald er nur mit dem Fuße gestampft, mit den Augen gezielt, die Hand geschwungen, mit dem Worte gedonnert hätte, würde er im Augenblick den Richtern Finsterniß vor die Augen geführt haben.)

Ich wunderte mich, sagt Fontaine, welcher als junger Mensch

1) Fontaine Tom. I, Pag. 112.

den noch vor Kurzem unter den glänzendsten Talenten genannten Mann in seiner demüthigen Einsiedlerkleidung mit Erstaunen anschaute, ich wunderte mich, daß dieser heilige Büßer seinem Glück auf demselben Wege zugeführt worden war, wie ich, nämlich durch die Frömmigkeit einer guten Mutter. Oft bewunderte ich die göttliche Vorsehung, daß sie die Männer, welche zu dieser Zeit von der Lehre der heiligen Väter Zeugniß ablegen sollten, sich gleichgemacht hat in der Frömmigkeit ihrer Mütter. Wenn man die Frömmigkeit der Mutter von St. Augustin und St. Bernhard und Anderen verehrt, wie ehrwürdig ist sie nicht auch in der Mutter von Arnauld, von Sacy, von Le-Maitre. Auch hast du dich gegen sie erwiesen, mein Gott, wie du es einst gethan hast an den Müttern dieser heiligen Lehrer, du hast ihnen für ihre vergossenen Thränen mehr gegeben, als sie zu bitten wagten. Sacy bezeugt: Ich kann die Gnaden, welche Gott mir und mehreren meiner Brüder erwiesen hat, die Sorge, welche er für uns gehegt hat, nur der christlichen Liebe meiner seligen Mutter zuschreiben; denn durch ihre so große liebevolle Sorge für die Armen, welche der Sohn Gottes ansieht, als wäre er es selbst, hat sie es von seiner Güte erlangt, daß er dieselbe Sorge für ihre Kinder trug. — Ja zu Gunsten dieser Mütter hat Gott die Ordnung der Natur umgekehrt. Die Mütter sind die Töchter Derjenigen geworden, welche doch von ihnen geboren waren. Die Mutter Arnauld gab, indem sie Nonne zu Port-Royal wurde, Angelica, welche doch der Natur nach ihre Tochter war, den Namen Mutter. Indem sie Angelica als ihre Äbtissin ansah, war sie derselben in ihrer geistigen Kindheit mehr unterthan und gehorsam, als diese ihre Tochter es während ihrer leiblichen Kindheit hatte sein können. Und die Mutter Le-Maitre, hat sie nicht de Sacy, ihren Sohn, angesehen, als wäre er ihr Vater? Hat sie nicht in seinen Armen sterbend von ihm das Zeugniß abgelegt, wie glücklich sie sich schätze, daß, wie Gott sich ihrer bedient, demselben ein elendes und hinfälliges Leben zu geben, derselbe Gott sich dieses ihres Sohnes bediene, ihr, seiner Mutter, ein seliges, ein ewiges zu geben? Mein Gott! welche Wettkämpfe der Gottseligkeit! Die Eltern segnen die Kinder, die Kinder ihre Eltern als die Quelle nicht blos ihres zeitlichen, nein, ihres ewigen Glücks. Auch Le-Maitren machte Sacy zuerst begierig nach der himmlischen Gnade.

Jener schrieb bald darauf, da er noch in der Welt gewesen, habe sein frommer Bruder ihm so reich an innerer Seligkeit geschienen, daß er dennoch zu beneiden gewesen wäre, würde man ihm auch die Augen ausgebohrt haben. Gott, fügt er bei, gab mir Verlangen nach dem, was er mir schenken wollte. Aber er giebt nicht Allen das, wornach sie ein Verlangen tragen. Denn non est volentis, sed miserentis Dei (es liegt nicht an unserem Willen, sondern an Gottes Erbarmen).

Die Gattin d'Andillys war Le-Maitres zweite Mutter, da ihm und den Seinigen das Haus dieses Oheims das Vaterhaus geworden. Das Ende ihres zeitlichen Lebens war auch für ihn der Anfang dazu, der Zeitlichkeit noch bei Leibesleben durch eigenen, freien Willen und durch Gottes Kraft abzusterben. St. Cyran, als wahrer Freund der Familie, stand an dem Sterbelager wie ein Bote mit Worten, mit Kräften einer anderen Welt, die Sterbende zu trösten, die Umstehenden zu erschüttern. Le-Maitre war erstaunt, war bestürzt, daß ein zu einer Kranken so sanft redender Mann, ohne allen Aufwand von Redefiguren, die Herzen umstürzte, ohne daß sie Widerstand entgegensetzten. Es schien ihm ein Triumph eines mächtigeren Wortes über die Herzen und ganz besonders über die Macht seiner Rede. Er war verstummt und schwere Thränen entfielen seinen Augen; es war ihm, als hätte Gott durch diesen Menschen geredet. — Madame d'Andilly starb am 23. August 1637. Le-Maitre theilt sofort St. Cyran seinen festen Vorsatz mit, die Welt, seinen Beruf, alle Hoffnungen aufzugeben und sich selbst in Gott abzusterben durch brünstige Buße. Er bittet den Mann Gottes, ihm dazu seinen Beistand, seinen Rath nicht zu versagen. — Aber St. Cyran kennt das kochende Blut des feurigen Redners, seine innere Erregsamkeit, womit er Hunderte zu erregen, zu entzünden, mit sich fortzureißen wußte; er mistraute auch diesem Feuer, ob es nicht nach raschem Auflodern in sich selbst zusammensinken und bald die innere Unbefriedigung einer mehr ausgebrannten, als geläuterten Seele zurücklassen würde. Legte Le-Maitre den Mantel des Redners nieder, so mußte ein solcher Akt, gleichsam eine Herausforderung an Alle, welche nach hoher bürgerlicher, nach magistratlicher Ehre rangen, ein solcher Akt mußte so großes Aufsehen in Paris und in allen Parlamentsstädten Frankreichs erregen, daß jede Möglichkeit eines

Rücktritts, ja auch nur der Gedanke daran, abgeschnitten sein mußte, und der Vorwurf, die Selbstanklage, ein reiches Leben, eine ehrenvolle Wirksamkeit leichtsinnig verscherzt und von sich gewiesen zu haben, die eintönige Einsamkeit und ihr, die inneren Vorwürfe stets erhorchendes Stillschweigen, das Alles mußte wie ein schweres Joch, wie ein nie zu lösender Fluch zeitlicher Verdammniß erdrückend auf dem Bereuenden lasten. Ein Rücktritt hätte nicht blos Le-Maitren persönlich lächerlich gemacht, sondern auch die Wahrheit von dem höheren Werth und der größeren Macht der himmlischen Güter und Kräfte manchem frevelnden Spott bloßgestellt. Pflicht und Weisheit gebot St. Cyran, den zum entscheidenden Schritt Eilenden zu dämpfen und zurückzuhalten. Er räth ihm nachdrücklich, um alles unnöthige Aufsehen zu vermeiden und sich selbst zu prüfen, möge er die nächste Zeit noch seine öffentlichen Geschäfte fort verwalten, bis die Parlamentsferien einen schicklichen Abschnitt von selbst gewähren würden. Diese begannen im October, wie denn auch jetzt noch in Frankreich die Gerichte in diesem Monate ihre Ferien halten.

So fuhr also Le-Maitre fort als Redner aufzutreten; allein es war ihm unmöglich, sich wieder von demselben Feuer für diese Gegenstände zu entzünden, in sich und Anderen ein lebhaftes Interesse dafür zu erwecken. Seine Blicke hingen an einem ihm gegenüberstehenden staubigen Kruzifix, welches er bisher nie bemerkt. Dies gab ihm auch mehr die Stimmung zu weinen, als zu reden. Es fiel selbst seinen Zuhörern auf, und der berühmte Generaladvocat Omer-Talon, sein Nebenbuhler, spottete, Le-Maitre habe diesmal nicht sowohl seine Sache durchgefochten, als eingeschläfert. Dieses Le-Maitren hinterbrachte Wort stachelte ihn so, daß er acht Tage darauf mit einem Feuer und einer Gewalt sprach, wie er noch nie gethan. Sein Blick war unverwandt auf Talon geheftet, er glaubte nur zu diesem allein zu reden, immer den ganzen Leib wie gespannt, den Arm ausgereckt, stets auf der Spitze des Fußes, riß er Alles mit sich in Bewunderung fort. Er setzte seine ganze Ehre darein, die Gabe, welche er Gott zum Opfer zu bringen entschlossen war, vor Frankreich noch einmal in seiner ganzen Größe zu erweisen. So hatte ihn denn offenbar nicht sein Genius verlassen, sondern er entsagte ihm, einem anderen Geiste in Demuth fürder zu dienen.

Sobald die Ferien anfingen, zog Le-Maitre sich nun in eine entlegene Wohnung in Paris zurück, dort in Werken der Buße sich zu üben; erst den Abend vor Pfingsten 1638 ließ er sich in dem von den Nonnen verlassenen Port-Royal des Champs nieder. Seine Mutter, glücklich, ihn aus den Gefahren der Welt und seines Genies in diesen Hafen einlaufen und hier den Anker auswerfen zu sehen, hatte die nöthigen Bauten zuvor bestellt. — Der auf der Familie ruhende Jammer über einen in Sünden dahinlebenden Vater hatte gewiß nicht wenig zu so schroffem Entschlusse beigetragen. Schon früher einmal hatte er sich mit ähnlichen Entschlüssen getragen. Er setzte seinen Vater davon in Kenntniß, als von einem glücklichen Ereigniß, und drückte die Hoffnung aus, daß auch der Vater sich zu Ähnlichem entschließen möge. Es dürfe nichts von uns für unmöglich gehalten werden; denn noch vor Kurzem hätte er selbst diesen seinen Rücktritt für nicht minder unwahrscheinlich gehalten, als daß ein jugendlicher König Purpur, Scepter und Krone freiwillig niederlege. Er warnt seinen Vater liebevoll, diesen Entschluß, statt Staatsrath des Königs, Christi Knecht zu sein, nicht der Geistesschwäche zuzuschreiben, welche man ihm doch sonst nie zum Vorwurf gemacht. Vielmehr sei es Gottes allgewaltiger Wille, welcher dieses in ihm vermocht, zwar ohne besondere Offenbarung, ohne außerordentliche Vision, sondern indem er ihn stark gemacht, einer ehrenvollen Stellung und den glänzendsten Hoffnungen ruhig zu entsagen. — Sein Oheim, Abbe Heinrich Arnauld, rieth ihm, seine Kräfte und Talente dem Dienste der Kirche zu widmen; allein Le-Maitre erklärte bestimmt, er habe nicht darum den Lockungen des Ehrgeizes in seiner bisherigen Laufbahn entsagt, um in einer anderen in ihre Gewalt zu fallen. Dieses erklärte er auch Seguier, welchem er in einem besonderen Schreiben für seine bisherige Güte dankte und seine Beweggründe auseinandersetzte. — Er wohnte noch in Paris, als nach Ablauf der Ferien im Parlament Nachfrage nach ihm entstand, die Blicke ihn suchten, die Kunde seiner unglaublichen Veränderung sich von Mund zu Mund verbreitete und allenthalben das größte Aufsehen, die verschiedensten Urtheile hervorrief. Er hörte indeß das Geräusch der Stadt nur noch von weitem, in seinem Hause am Ende der Vorstadt St. Jacques. Ich hatte, sagt er später in Port-Royal, diese

Zurückgezogenheit gewählt, um (gleichsam am Strande der unruhigen Hauptstadt) die große Zahl Derer zu betrachten, welche an dem Orte verloren gehen, aus welchem wir gerettet sind; wie das Volk Israel bei seinem Auszug aus Egypten sich nahe am rothen Meer lagerte, worüber es so eben durch ein Wunder gegangen war, um Zeuge zu sein vom Schiffbruch der Egypter. Wir waren damals auch nur am Eingang der Wüste, welche wir uns zu betreten anschickten. Nun wir aber darin angelangt, ist unsere Lage um so mehr der Lage der Israeliten zu vergleichen, als Gott in dieser tiefen Einsamkeit angefangen hat, sein heiliges Manna über uns zu ergießen und uns zu nähren mit Himmelsbrot. Also schrieb Le-Maitre an Singlin.

Indeß fühlte sich Seguier persönlich gekränkt und in seinen Planen durchkreuzt und zwar nicht sowohl von Le-Maitre selbst, als von St. Cyran. Denn dieser wurde dafür angesehen, als wisse er über die Geister eine Gewalt auszuüben, welche dieselben zu seinen willenlosen Sklaven mache. Man glaubte zu jener Zeit, es hänge solche Gewalt geborener Herrscher mit dem Gestirn, unter dem sie stehen, mit der Constellation zusammen, unter welcher sie geboren seien. — So waren denn also der mächtige Kanzler, die Herzogin von Longueville, der Bischof von Langres, die Cisterzienser, namentlich Abbe Brieres, mehrere Oratorianer, viele Klosterfrauen und Mönche gegen St. Cyran feindselig gestimmt; laut wußten sie seine Lehre anzuschwärzen, laut verlangten sie Untersuchung und Bestrafung. Es muß uns auffallen, daß bei der Entwicklung der gegen ihn sich sammelnden feindseligen Elemente nirgends seines Aurelius gedacht wird, obgleich dieselben Schriftsteller an anderen Stellen deutlich St. Cyran für den Verfasser dieser Schutzschrift für den Episkopat, dieser Streitschrift gegen die Bettelmönche und Jesuiten erklären. St. Cyran selbst sagt in seinem Verhöre, Niemand habe zugleich so verborgen und so nachdrücklich und mit Erfolg gegen ihn gearbeitet, als die Jesuiten. Wir können uns hierbei nicht erwehren, an die Weise vieler Exegeten zu erinnern, welche sich ihrer historischen Kritik erheben, wenn sie das Schweigen eines Augenzeugen über einen Zug, einen Theil eines Ereignisses als Beweis gebrauchen, daß das von ihm Verschwiegene nicht wahr sein könne. Die evangelische Geschichte, namentlich die Synoptik,

wartet noch einer Rechtfertigung und Ehrenrettung, eines in lebendiger Anschauung der Geschichte erstarkten und in Erforschung ihrer Quellen taktfest gewordenen Geistes.

Indeß konnten alle diese Feinde St. Cyran nichts anhaben, so lange es der Mann nicht wollte, welcher damals Frankreich als ein irdischer Gott regierte. Richelieu aber, mit seinem Scharfblick die Geister zu durchschauen, um ihre Kräfte in seinen Dienst, wo es sein konnte, in seinen Sold zu nehmen, hatte sein Auge auch auf St. Cyran geworfen. Zwar hatte er früher mit ihm eine kleine theologische Fehde gehabt. Aber den Verfasser des Aurelius zu gewinnen, war immerhin einiger Mühe werth. Man zeigte St. Cyran die Aussicht auf ein Bisthum; allein es war offenbar, daß er um diesen Preis nicht zu kaufen war. Richelieu aber, überzeugt, daß jeder Mensch vom Weibe geboren seinen Kaufpreis habe, war bereit, ihm den höchsten zu bieten, seine persönliche Gnade und Vertraulichkeit. Er liebte mit Einem bedeutenden Manne Abends seine Tafel zu halten, und wußte damit in seiner verrätherischen Vertraulichkeit Geheimnisse zu entlocken oder zu ahnen, welche seine noch so gut bezahlten Spione nicht auszukundschaften vermochten. Öfters war dieser Blick der Gnade dem der Schlange ähnlich, womit sie ihre Beute wie mit einem Pfeile trifft. D'Andilly, dessen Ehrenfestigkeit sonst unbestechlich war, hatte er durch diese Vertraulichkeit in sein Interesse zu bannen und zum Anwalt seiner Interessen, beinahe zum unbewußten Kundschafter bei dem Herzog von Orleans zu machen gewußt. Der reisige Montmorenci verlebte manchen Abend mit dem Cardinal allein an vertraulicher Abendtafel und starb auf dem Blutgerüste. — Der Stifter der Akademie kannte die Gewalt des Wortes wohl, eine gute Feder zu gewinnen, war eben so wichtig, als sich eines guten Degens zu versichern. Man glaubte, er habe damals die Absicht gehabt, seine Niece, die Herzogin von Aiguillon, mit dem muthmaßlichen Thronfolger zu verheirathen, wie Mazarin ähnliche Absichten auf Louis XIV gehegt haben soll. Auf jeden Fall war es für ihn wichtig, die Ehe des Herzogs von Orleans mit der lothringischen Prinzessin für ungültig zu erklären, da sie von dem Prinzen geheirathet worden war, während er vor dem Cardinal-Minister floh, und da Richelieu das Haus Lothringen zu seinem persönlicher Erzfeind gemacht hatte, indem er es Frankreich als Pro-

vinz einzuverleiben alle Kraft und Kunst aufbot. Des Ministers Absicht soll gewesen sein, St. Cyran zu bewegen, gegen die Gültigkeit der vom Herzog vollzogenen Ehe zu schreiben. Die Sache war einfach; kirchlich war die Ehe durchaus unerschütterlich, die Kinder aus derselben aber waren nicht thronfähig, so lange der König seine Zustimmung nicht gab, und der legitime bourbonische Stamm war in Gefahr auszusterben. Also auch in so fern sollte St. Cyran das Opfer einer Vermengung der kirchlichen und politischen Gesetze und Gewalten werden. Für je unbestechlicher St. Cyran galt, von desto größerem Werthe war es, ihn auf irgend eine Weise zu bestechen; denn das Wort eines Solchen hat gedoppeltes Gewicht, und zwar nicht blos bei der Menge. Dazu kam, daß Richelieu nun auch die einzige noch unabhängige, an einen äußeren Schirmvogt sich lehnende Macht in Frankreich, die Kirche, vielleicht nach dem Vorgang Heinrichs VIII oder Elisabeths, zu brechen oder vielmehr unter sein Joch zu beugen gedachte. Damit stand in Verbindung, daß er sich selbst fleißig vorbereitete, persönlich die Reformirten durch Religionsgespräche zu gewinnen, da die Orden es dabei immer verderben. Damit er die Gegner um so empfänglicher fände, seinen Gründen Gehör zu schenken, wollte er die reformirten Geistlichen besolden. — Es ist leicht einzusehen, wie wichtig es für ihn sein mußte, sich bei solchen Umständen eines der bedeutendsten Theologen zu versichern. — Die Politik, der Staat ist immer der schlimmste Bekehrer mit seinen Verführungen und Zwangsmitteln. Aus diesem Bekehrungseifer Richelieus, welcher auch darin auf lange Zeit dem Staate seine Richtung gab, gingen Bedrückungen hervor, diese wurden Verfolgungen, daraus entstanden die Auswanderungen und darauf mußten deren Verbote und die grimmige Gewaltthat folgen. Zuerst kamen die Missionare, dann die königlichen legati a latere, die Adjutanten und Marschälle, die Engel mit dem feurigen Schwert, die Verblendeten in die Galeeren oder in das Paradies hinein zu nöthigen. — So soll denn der Cardinal-Minister eines Tags St. Cyran zu sich geladen haben; sobald er erschien, wurde er vorgelassen, der Cardinal redete mit ihm allein vor vielen Männern, welche bisher in den Vorzimmern gewartet hatten, sehr freundlich und soll vor denselben von St. Cyran gesagt haben: er ist der größte Geist und der erste Mann von Frankreich. Von diesem

Tage an soll St. Cyran nie wieder über die Schwelle des Gewaltigen gekommen sein, über welche die Schritte mehrerer Ehrenmänner hinein, als heraus gingen. Er war beleidigt durch diesen offenbaren Angriff auf seine Rechtschaffenheit und Unbestechlichkeit. Dies schon hätte genügt, den Zorn des Cardinals zu reizen; er war an Dergleichen nicht gewöhnt. Zugleich verbreitete sich die Kunde, St. Cyran sei im Begriff, die Vollgültigkeit der Ehe des Herzogs in einer Schrift zu beweisen. Auch der Kapuziner Joseph war im Interesse seines Ordens feindselig gegen St. Cyran gesinnt; für seine übrigen Feinde bedurfte es kaum der Nachricht, daß Klagen gegen ihn eine Empfehlung beim Cardinal seien. — St. Cyran konnte die nahende Gefahr nicht entgehen; schon als ihm Le-Maitre seinen Entschluß mittheilte, soll er gesagt haben: Ich sehe schon, wohin Gott mich führen will, indem er mir seine Leitung aufträgt; aber das ist nicht zu erwägen. Man muß ihm folgen bis ins Gefängniß und in den Tod — So wollte er auch jetzt der Gefahr nicht ausweichen; denn sein Grundsatz war, Jeder solle ruhig an seinem Platze bleiben, bis Gottes Stimme ihn eben so deutlich davon abrufe, als den jungen Samuel im Tempel; er bestellte seine Abtei, verbrannte einen Theil seiner Papiere, besonders Briefe. Die Gefahr, worein Paris durch das herannahende spanische Heer gebracht wurde, machte den Cardinal einige Zeit zahmer. Allein den 14. Mai 1638 wurde er verhaftet. Lanzelot berichtet uns die Umstände seiner Verhaftung genauer. Am letzten Abend hatte er mit ihnen noch viel über die Schrift verkehrt, was sie der Abschiedsreden Jesu gemahnte. Als sie an die Worte Jeremias 26, 14 kamen: Siehe ich bin in euern Händen; handelt mit mir wie es gut und recht ist in euern Augen; so sprach St. Cyran: Das gilt mir. Zwei Stunden nach Mitternacht umstellten 22 Mann sein Haus, um 6 Uhr trat der Befehlshaber bei St. Cyran ein, welcher eben in Augustin las. Er folgte augenblicklich, nachdem er seinem Neffen Lebewohl gesagt; Niemand wußte, wohin man ihn führen würde. — D'Andilly war eben unterwegs nach Pomponne, begegnet dem Zug und redet St. Cyran an: Wohin führen Sie diese Leute alle? — Ich bin der Geführte, antwortet St. Cyran; aber ich sehe mich viel mehr wie Gottes, als wie der Menschen Gefangenen an. Sie haben so große Eile, daß ich nicht einmal ein Buch mit mir nehmen

konnte. D'Andilly reichte ihm die Confessionen Augustins, sie umarmten sich und schieden. Es war Freitag, den 14. Mai. — Den 6. Mai war sein Freund Jansenius gestorben. Er erfuhr die Trauerbotschaft erst im Gefängniß, noch in den ersten Tagen. Man hatte jedoch nicht gewagt, ihm die Todesnachricht mitzutheilen, bis man ihm zugleich auch die von der Vollendung des Augustin mit Gewißheit geben konnte. Diesen las er im Gefängniß und nannte ihn das Andachtsbuch dieser letzten Zeiten. Man brachte ihn also nach Vincennes, eine nahe bei Paris gelegene Feste, wo einst der heilige Ludwig unter den Ästen einer noch lange Zeit nachher gezeigten Eiche zu Gericht gesessen. Der Donjon von Vincennes ziert jetzt noch durch seine alterthümliche Bauart die Gegend; in diesem thurmähnlichen, oder vielmehr aus einigen aneinander gebauten Thürmen bestehenden Gebäude wurde der Gefangene bewacht. — Die Anklagen gegen ihn wurden zunächst aus den ihm von Zamet gemachten Vorwürfen hergenommen, besonders betrafen sie das Bußsacrament und die damit zusammenhängenden ascetischen Lehren vom Abendmahl. — Es giebt keinen besseren, keinen berufeneren, keinen stärkeren Schirmvogt, keinen unparteiischeren Schiedsrichter der Kirche als den christlichen Staat. Ob dieser Ausdruck „christlicher Staat" mehr zur Verbreitung der wahrhaft christlichen Elemente oder zu deren Vermengung, Entkräftigung und Verwässerung beigetragen hat, ist freilich schwer zu entscheiden. Zu verkennen ist jedoch nicht, daß das Wort „christlich" besonders von Denen an alle mögliche Objecte angehängt zu werden pflegt, welchen der innerste Gehalt des Christenthums, sein innerstes Mysterium fremd ist. Offenbar verhält sich das „christlich" zum Begriffe Staat nicht, wie in „christliche Kirche". Andererseits allerdings ist die Kirche, jede wirkliche Kirche nicht blos im Allgemeinen christlich, sondern katholisch, lutherisch, reformirt; eine blos christliche Kirche ist nur ein Schemen und Schatten, und der christliche Staat selbst als solcher bekennt, daß er in allen diesen Kirchen das Christenthum ehre und schütze. Die lutherische Kirche hat sich ganz besonders vor der Häresie zu hüten, daß Staat und Kirche nicht durchaus in einander fallen. Sonst werden die Organe der Kirche, sobald dem Oberhaupt des Staats christlicher Sinn fehlt, wozu die Regierenden doch nicht verpflichtet werden können, leicht gemeinhin als

zum Polizeipersonale gehörig angesehen. Eigentlich ist nicht der Staat selbst christlich, sondern er ehrt, schirmt nur alles Christliche, er ist Gesetz, wirkt durch gesetzliche Mittel, durch Strafe und Belohnung; sondern der christliche Staat beruht darauf, daß er eine wenigstens dynamische Majorität von christlichen Personen in sich faßt, daß das Volk zum Theil von christlichen Elementen getrieben wird. Volk und Staat zu identificiren ist wiederum eine Häresie, und zwar eine sociale Häresie. Das Wesen des christlichen Staats besteht in der den christlichen, und überhaupt allen menschlichen Elementen gewährten, nicht blos Duldung, sondern Freiheit. Diese Achtung vor der innersten Freiheit des Menschen, dem Heiligsten im Menschen, wird der Staat freilich nur zeigen, wenn das Volk selbst durch christliche Kräfte angefangen hat, innerlich frei zu werden. Dieses christlichen Staates wahres Interesse also ist, daß der Geist nicht gedämpft, daß kein christlicher Glaube, keine christliche Sitte oder Thätigkeit, keine christliche Gemeinschaft im Genuß nicht blos einer höhnischen Gewissensfreiheit, sondern auch nie in dem Genuß und der Ausübung der evangelischen Freiheit gestört werde. Ja er ist überhaupt allen menschlichen Tendenzen Raum schuldig, also auch den Gemeinschaften von Nichtchristen. Auch die Trennung von Kirche und Staat, auch die gründlichste Scheidung, wie wir sie in Amerika sehen, kann nimmermehr selbst dieser Freiheit die rechte Bürgschaft gewähren, indem eine überwiegende Majorität gerade hier Denen, die eines anderen Glaubens sind, Gesetze und Sitten aufdringen wird. Denn die bloße Herrschaft der Majoritäten ist nichts weniger als Freiheit. Der wahrhaft christliche Staat aber giebt jedem christlichen Keime Bürgerrecht, Boden in seinem Lande, schützt den Schwachen, ehrt den Starken; er giebt Gott was Gottes ist, auf daß auch seine Kinder von Herzen dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Er schützt den Christen bei seinem Rechte, wie den Bürger, erweist seine Gewalt, indem er zuerst sich selbst und dann Jeden beschränkt, der Andere bedrücken will. Ja selbst die uns Allen so schwere Pflicht, auch gegen Unduldsame duldsam zu sein, weiß er zu üben und vergißt nie, daß ihm wohl das Schwert zusteht, den thätlichen Frevel zu strafen, aber daß ihm die Gabe versagt ist, die Geister zu prüfen. — Wo aber der Staat zu Einem Glaubensbekenntniß sagt: du bist allein Wahrheit, oder wo er die Norm des Glaubens feststellen will,

wie Münze, Maas und Gewicht, oder wo er sich zum Wächter und Richter macht, ob die Glieder der Kirche auch wandeln in dem anerkannten Glauben, oder wo der Staat verschiedene Bekenntnisse in den Tiegel werfen will, sie mit politischen Zaubersprüchen in eine wohlklingende Einheit zusammenzuschmelzen durch Bewältigung der spröden Elemente und in gefällige Formen umzugießen; wo die Polizei als letzte Mittlerin und Ordnerin auftritt zwischen dem Christen und seinem Erlöser, auch im Asyl der Freiheit, im Tempel des Herrn und am Altare: da ist nicht der christliche Staat, da ist nicht Versöhnung von Kirche und Staat, nicht freie Einheit beider, sondern Eins ist des Andern Magd und das Leben, wenn es nicht erloschen ist, droht sich in beiden kundzuthun, indem die einmal nicht ganz in einander auflösbaren Elemente sich abstoßen und sich völlig von einander zu trennen streben. — Auch bringt es die Natur dieser inneren Unwahrheit nothwendig mit sich, daß auch der herrschenden Staatskirche dasselbe Loos der Knechtschaft fällt, welches sie anderen Vereinen von Gläubigen bereitet. Das ist aber ein Gericht vom Herrn. Das bessere Leben, das sich in ihr regt, wird abgehauen durch dasselbe Beil der ungeistigen Gewalt, welche die anderen Keime trifft. Und so bleibt denn todter Kirchenglaube allein auf dem weiten Plan, und hochmüthige, vornehm dünkelhafte Weltweisheit und schönklingende Redner. Der warme, innige Glauben aber hält sich im Verborgenen, aus Mangel an frischer Lebensluft, freudiger Thätigkeit, an Raum für Entfaltung seiner Zweige treibt er nur um so mächtiger seine Wurzeln in die mystischen Tiefen, so unter ihm liegen. Oft drängt es ihn aber auch zu gefährlichen Auswüchsen. Und die stolzen, schlankgewachsenen Pappelbäume, die mit ihren unersättlichen Wurzeln rings alles Land ausgesogen, nicken sich mit den vornehmen Wipfeln zu, was doch da unten in seinem dunkeln Winkel für ein jämmerlich und verkrüppelt Gewächs stehe, unwürdig, daß ihr Schatten darauf falle. Denn von jeher hat der Unterdrücker nicht blos an dem Recht des Stärkeren sich genügen lassen, sondern er hat auch noch den Stachel des Spottes und des Hohns gebraucht und durch seine Herolde nach den vier Winden verkündigen lassen die Verirrungen des von ihm gekränkten Gefühls, als wäre das seine Rechtfertigung. Also

that Louis XIV nicht blos mit den bis zur Wuth des Fanatismus gehetzten Reformirten der Sevennen.

Wie in Gustav Adolf das Lutherthum, in Elisabeth die Hochkirche, in Heinrich IV der Gallicanismus sich personificirt hat, so in Louis XIV die jesuitisch-katholische Einheit der menschlichen Kräfte. Die Sprache und Literatur, noch zu Montaignes Zeiten klangvoll und gewichtig, mehr der stammverwandten englischen ähnlich, lernte mit höfischer Feinheit nur seine Thaten erzählen; auch die Kunst fiel ihm zu, wie eine saftige Frucht, welche man auspreßt, ihres Duftes sich freuend, und die sofort vertrocknet. Aber ganz besonders charakterisirt die Einheit des Staats, das heißt des völlig autokratischen Königs und der Kirche, der alleinigen katholischen, seine Zeit. Sie hat nicht minderen Glanz und nicht minderen Jammer auf seine Regierung geworfen, auf seinen Namen gewälzt, als alle seine Siege und Eroberungen und seine Niederlagen. Dieser sogenannte christ-katholische Staat von Louis XIV war aber der Kirche in seinen Folgen nicht minder verderblich als dem Volk und der Krone. Und gerade die begünstigte katholische Kirche hat bei allem Glanz, bei aller Bildung, bei aller Wohlredenheit und Hoffähigkeit darüber ihr Palladium, ihren Grund, ihren Schwerpunkt verloren; es gab bald keine Bischöfe mehr im wahren, im alten Sinne des Worts, noch einen Vater der Kirche, und die Gemeinde und das Volk waren, als solche, doppelt verkauft. Und so wurde denn nach demselben Princip und mit der stufenweisen Entwicklung desselben ganz gleichmäßig die reformirte Kirche und die tiefste Lebensregung der herrschenden katholischen, der Jansenismus, bedrängt, abgeschnitten und niedergetreten. Darauf die Blicke zu richten, lohnt der Mühe wohl. Richelieu war auch darin der Vorarbeiter von Louis, oder vielmehr dieser kam in die Blüthe dessen, was jener mit saurer Mühe vorbereitet und gepflanzt hatte, und die Nachkommen sollten die bitteren Früchte davon sammeln.

St. Cyran aber saß in seinem Kerker zu Vincennes. Wie streng seine Haft war, ist schwer zu bestimmen. Alle Parteien drücken ihren Märtyrern ihre Theilnahme und Begeisterung dadurch aus, daß sie dieselben besonders schwere Leiden und Prüfungen durchmachen lassen. Die Liebe ist auch hierin noch erfinderischer,

als der Haß. Die Behandlung, welche St. Cyran wurde, blieb sich offenbar nicht gleich, sie hing von seinen höheren und niederen Wächtern ab. Namentlich gehörte es zu den Künsten des Cardinals, daß er durch Annäherung und Entfernung der Hoffnung, durch Strenge und Milde, die seiner Gewalt Verfallenen weich und nach seinem Willen zu machen suchte. Besonders viel Leid that ihm eine Frau, welche er aus ascetischen Grundsätzen nicht sehen wollte; er argwöhnte sogar, sie würde sich über seinen Tod gefreut haben, um ihrem Sohne seine Abtei zu verschaffen. Seine Correspondenz war natürlich, vor Abschluß der Untersuchung besonders, sehr streng bewacht; zu anderen Zeiten hatten seine Freunde und Andere, welche den bewunderten Gefangenen sehen oder kennen lernen wollten, freien Zutritt zu ihm. — Man hatte ihm Laubardemont zuerst als Untersuchungsrichter zugesandt, einen Menschen, oder vielmehr einen Criminalisten, dessen Richelieu sich gerne bediente, um seinen Gefangenen bösen Proceß zu machen. Er hatte sonst schon als Handlanger des Henkers gedient. Allein St. Cyran weigerte sich, ihn als seine rechtmäßige Behörde anzuerkennen; als Geistlicher verlangte er, vor seinen standesgemäßen Richter gestellt zu werden. Denn überall begleitete ihn sein hoher Begriff von der Würde des Priesters, daher ihn die Jesuiten auch einen Hyperhierarchen nannten; es hing dies mit seiner Verfechtung des Episkopats und der Rechte selbst der gewöhnlichen Geistlichen sogar gegen die Gewalt des Pabstes und mit seiner Hochachtung für Chrysostomus und dessen Schrift vom Priesterthum unmittelbar zusammen. So erschien denn am 13. Mai 1639, also erst ein Jahr nachdem St. Cyran gefangen gesetzt worden, als Commissär des Erzbischofs, Jakob Lescot, Priester und Professor der Theologie, uns das unwürdige Schauspiel eines Theologen, eines Priesters zu geben, welcher einen anderen Geistlichen über seinen Glauben inquirirt, mit Zugrundlegung einiger aufgefundenen Briefe an intimere Freunde. Der Gefangene erklärte bei Eröffnung des Verhörs zu Protokoll, es komme ihm schwer an, hier Rede und Antwort zu stehen, da der Erzbischof, in dessen Namen er untersucht werde, hier doch keine Gewalt habe und ihn, auch wenn er ihn als unschuldig erfinde, nicht befreien könne. Er wolle indeß antworten, da uns der Apostel befiehlt, Jedem, der uns darum angeht, Rechenschaft

von unserem Glauben zu geben; da auch der Sohn Gottes, nachdem er seine Freiheit erwiesen, doch freiwillig den Zoll bezahlt, und um sich zu erweisen als unterthan in Allem unter die Auctorität der Kirche. Das Protokoll, welches vor uns liegt [1]), ist zuversichtlich ächt, da es sowohl von Jesuiten als Jansenisten herausgegeben worden. Wirklich konnten auch beide Parteien dasselbe zu ihrem Vortheile ausdeuten. Es verantwortete sich St. Cyran offenbar nicht mit der vollen Freiheit und Offenheit seines Geistes und Herzens; er sah, daß man ihm Schlingen legen wollte; er hatte mehrere im Feuereifer der Entrüstung über herrschende Misbräuche hingeworfene, an Vertraute mitgetheilte Reden zu verantworten, wobei er sich öfters nur halb zu entschuldigen wußte, indem er es für Katachrese erklärte. Er war offenbar mit sich selbst nicht Eins, sein Glaube an die katholische Kirche, wie sie zu seinen Zeiten leibte und lebte, ob sie die wahre Kirche, ob sie dem Wesen nach dieselbe sei mit der Kirche von Christo bis auf Bernhard, mit der Kirche des ersten Jahrtausends, dieser Glaube hatte in ihm, wenn nicht Schiffbruch, doch wiederholte Erschütterungen gelitten. Er wollte an die katholische Kirche, mit Allem, was sie lehrte, was sie verordnete, selbst mit dem, was sie zuließ, er wollte gern an sie glauben, allein es war ihm öfters nicht möglich gewesen; ein Eifern, wie das der Propheten gegen die faulen, menschendienerischen Priester hatte sich seiner öfters bemächtigt. Konnte also seine Rede in solchen Stunden, wenn sich das Herz gegen Vertraute ergossen, und nun hier im Verhöre, sich ganz gleich bleiben? Er hielt sich meist innerhalb der gemessenen Vertheidigung, und es ist kaum zu glauben, daß ihm, wie er doch im Verhör behauptete, einige Punkte wirklich nicht mehr sollten beigefallen sein.

Le-Maitre wurde in dem Verhör, welches er durchzumachen hatte, gefragt, ob er St. Cyran nicht habe sagen hören, die Kirche sei die Vereinigung der Gläubigen, deren Haupt Christus sei, die Gläubigen aber die Glieder. Man hatte St. Cyran, ihn, den Hyperhierarchicus, im Verdacht, er halte die Hierarchie, die Prälaten, nicht für wesentlich zur Kirche. Auch der Vorwurf, welcher in dem angeblichen Briefe

1) Recueil de 1740, Pag. 17—142.

von St. Vincent uns begegnet, wurde jetzt schon gegen St. Cyrans Lehre erhoben. So viel ist zugestanden, daß St. Cyran die Kirche mit dem Wasser verglich, welches vom Meer in Dünsten aufsteigend die Quellen nährt und in beständigem Kreislauf, wie Ebbe und Fluth, dahin zurückkehrt. Das Meer ist der Himmel, wo Christus wohnt, das Wasser seine sichtbare Kirche, welche sich zu ihm sammelt, von ihm stets neu belebt ausgeht, bis Christus sie in den Schoos des Vaters zurückführt und ihm Alles unterthan macht. Man warf aber St. Cyran vor, er habe behauptet, die Kirche sei in ihrem Anfang reiner gewesen, wie die Wasser der Bäche in der Nähe der klaren Quellen. Der Angeklagte betheuerte, er wolle dieses nur von den Sitten und ihrer Reinheit verstanden wissen, und wenn er einmal auch geklagt habe, wesentliche Lehren des Evangeliums seien gegenwärtig in der Kirche verborgen, so sei es in der Aufwallung seines feurigen Temperaments geschehen [1]). Er beruft sich namentlich auf eine Predigt, welche er am Tage von St. Karl (Borromeo) gehalten: Trotz aller Nachstellungen seiner Feinde sei Christus bis in sein dreiunddreißigstes Jahr am Leben geblieben, weil es sein Wille war so lange zu leben; so werde auch der Heilige Geist die Kirche nie verlassen, welchen Wandel auch die Christen führen würden, weil er beschlossen hat, der Kirche Christi Statt zu vertreten, bis dieser erscheine am Ende der Welt. Gott sei sein Zeuge, wie er die Kirche verehre, denn er unterscheide sie nicht von Christo, welcher sie zu seinem Leibe gemacht; ein Leib, welcher ihm theurer ist, als selbst der Leib, welchen er von Maria angenommen. Hat Christus doch das Leben dieses Leibes dahingegeben für jenen, durch den Tod des einen dem andern das Leben zu geben. Daher komme die Unfehlbarkeit und die Mangellosigkeit der Kirche; daher wird ihr kommen die Unsterblichkeit, wodurch sie eben so rein und

1) Abely, in seiner Biographie von St. Vincent, läßt St. Cyran zu diesem sagen: Gott hat mir große Erleuchtungen gegeben und giebt sie mir noch; er hat mich erkennen lassen, daß es seit 5 bis 600 Jahren keine Kirche mehr giebt. Früher war die Kirche wie ein großer Strom mit klarem Wasser, jetzt ist sie aber nur Koth. Das Bett des Stroms ist noch dasselbe, aber es sind nicht mehr dieselben Wasser. — St. Vincent soll ihn daran erinnert haben, wie alle Heresiarchen so angefangen haben, namentlich Calvin. — Calvin, hätte St. Cyran geantwortet, hat an Allem nicht übel gethan, aber er hat sich schlecht vertheidigt. — Die hierbei zu Grunde liegende Überzeugung St. Cyrans ist offenbar durch fremde, vielleicht im Augenblick der Unterredung durch seine eigene Leidenschaft heftiger dargestellt worden.

fleckenlos in ihren Sitten gemacht werden wird, als sie es jetzt im Glauben ist, Eines Geistes mit Christo, wie sie jetzt Eines Fleisches mit ihm ist [1]).

Die Lehre von der Kirche hatte für St. Cyran mehr eine Bedeutung für Herz und Leben, als eine bestimmte dogmatische Tendenz. Man machte sogar einen Klagepunkt gegen ihn aus der Geringschätzung, welche er gegen die systematische Theologie der Zeit hege. Diese Verdachte alle aber concentrirten sich in den Irrlehren in dem Artikel vom Sacrament der Buße und des Abendmahls, deren er von vielen Seiten beschuldigt ward. Er verweigere Denjenigen die Absolution, welche nur die attritio, blos Schrecken über ihre Sünde, oder vielmehr nur über die Sündenstrafen empfinden, und er verlange in der Buße eine Bewegung der Liebe zu Gott (contritio). — Dagegen versicherte er, daß er gar nicht in diesen technischen Ausdrücken zu seinen Beichtkindern zu reden pflege, wie man ihm ja auch vorwerfe, er mache sich zu wenig aus diesen Distinctionen. Er lasse es ganz auf den Wunsch der Beichtenden selbst ankommen, ob sie auf Absolution und Abendmahl sich noch länger vorbereiten wollen, denn dem Christen sei geboten, sich zuvor selbst zu prüfen. Überhaupt wisse er nicht und maße sich nicht an zu wissen, ob die rechte Buße im Herzen sei. Eben darum verlange die Kirche ja Beweise, prüfe zuvor durch erprobende Bußübungen. Ob der Beichtende attritio oder contritio habe, wisse nicht blos der Priester, sondern oft selbst der Beichtende nicht. Auf attritio und contritio lasse er sich daher gar nicht ein, sondern er wolle nur, daß die Buße seiner Beichtkinder in einem lauteren Schmerz bestehe, Gott beleidigt zu haben, in einem wahren Verlangen ihr Leben zu verändern. Das Alles mache sich in der Praxis sehr einfach (quand on vient à la pratique, il met en séquestre toutes ces questions) [2]).

War St. Cyran überhaupt verdächtigt, durch Geringschätzung der opus operatum, des äußeren Werkes, die Objectivität des Sacraments zu gefährden, so wurde ihm namentlich Schuld gege-

1) Recueil de 1740, Pag. 12. 13. 55. 133.

2) Besonders handelt es sich darum, ob St. Cyran auch wirklich den Satz der Kirche annehme, que le sacrement (Beichte, Absolution, Abendmahl) d'attrit fait devenir contrit. Er bejahet es, nimmt aber offenbar das attrit in einem anderen Sinne, als die meisten seiner Gegner.

ben, daß er die Absolution des Priesters geringschätze. Ihm sei sie nicht sowohl der bindende oder lösende Richterspruch eines Priesters, welcher auch im Himmel anerkannt werde, als blos ein Zeichen der von Gott unmittelbar dem Reuigen geschenkten Vergebung (marque du pardon octroyé). Die Sündenschuld (reatus) würde nach ihm schon durch die herzliche Reue und den darin eingeschlossenen Keim göttlicher Liebe getilgt und ausgelöscht; doch so, daß diese vorangehende Reue eine Disposition in sich schließt, die noch darauf folgende Absolution aufzunehmen. Diese Absolution theilt (confère) noch die Gnade mit, die Sünde selbst zu tilgen. Der Christ würde also unmittelbar durch Gottes Gnade, durch Christum, vor Gott gerechtfertigt, die Kirche wäre dabei nur unsichtbar wirksam (also eigentlich die unsichtbare Kirche); zur Heiligung aber thut sie Handreichung durch das Geschäft des Priesters, nachdem auch er der inneren Versöhnung das äußere Siegel des Gesetzes aufgedrückt hat. Die Ohrenbeichte ist für St. Cyran eine persönliche, darum sehr eindringliche Predigt, wodurch Gottes Wort und Gnade mitgetheilt wird. Er kann also auf seine Weise sagen, der Priester gebe dabei Gottes Gnade, nicht blos eine nachträgliche, unkräftige Erklärung. So sehr er die ursprüngliche Strenge der Kirche im Bußsacrament wiederhergestellt zu sehen wünschte, ob ihm gleich herzliche Buße mit einem Gefühl göttlicher Liebe zur rechten Beichte und Absolution gehörte, so machte ihn doch dieses System nicht blind für die Erfahrung, daß die Beichte auch bei Denjenigen manchmal wesentliche Veränderungen hervorgebracht, welche keine besondere Seelenverfassung und Vorbereitung mit dazu gebracht zu haben schienen. Es war ihm dieses eine Warnung, sich nicht zum abstoßenden Richter aufzuwerfen über das Geheimniß der Seelen, und zugleich fand er darin einen Beweis für die objective Kraft des kirchlichen Sacraments. Indeß möge man immerhin, wenn auch nicht als bestimmte Wahrheit, Sätze aussprechen, wie: die Absolution sei nur eine Erklärung, daß die Sünde schon vergeben sei; wenn man nämlich glaubt, solche Gedanken können gerade den Personen, mit welchen man spricht, zum Frommen gereichen. Er habe dabei stets gehandelt wie der Gärtner, welcher einen gekrümmten Baum nach der anderen Seite zu biegen suche, auf daß er gerade werde. — Wenn man ihm aber vorwerfe, daß er

behauptet habe, man dürfe die Absolution nicht stets unmittelbar auf die Ohrenbeichte folgen lassen, es seien zuvor Wirkungen der Buße abzuwarten, man sei wenigstens nicht in allen Fällen gehalten, es zu thun, so erinnere er daran, daß die Kirche wenigstens während 1000 oder 1200 Jahren vor der Absolution sich durch angemessene, die Buße prüfende Werke von der Wahrheit der Buße zu überzeugen gesucht habe. Wenn die Kirche wohl auch damals außerordentlicher Weise, sobald sie nur von der Wahrheit der Buße überzeugt war, die Absolution unmittelbar auf die Ohrenbeichte habe folgen lassen, so müsse es doch jetzt erlaubt sein, ausnahmsweise die Absolution zu verschieben, bis der Priester sich von der herzlichen Buße habe thätlich überzeugen können. Denn die Kirche könne sich doch nicht widersprechen; sie sei ja in allen Zeiten dieselbe Eine. Da es übrigens nach seinen Briefen scheine, als hätte er die ganze neuere, herrschende Pönitenzordnung einen Misbrauch genannt, so nehme er diesen Ausdruck, diese Behauptung zurück, da er Alles, was die Kirche auch nur dulde, selbst dulden müsse. — Allein bei stärkeren Seelen, namentlich bei geistigen Töchtern von Sales, habe er geglaubt, sich in die Würde der alten Priester der Kirche hüllen zu dürfen, während die neueren sich genöthigt gesehen, sich feigen und unbußfertigen Seelen zu accommodiren. Den höher Gediehenen habe er geglaubt starke Speise geben zu dürfen. Wohl habe auch er zu den Bedürfnissen der Beichtenden sich gerne herabgelassen und sich darein gefügt. Aber er habe sich gefürchtet, Gott möchte ihm, wie den falschen Propheten, vorwerfen, er habe Gewicht und Gewicht, gedoppeltes, trügerisches Maas.

Die Verhöre von Vincennes sind auch dadurch merkwürdig, daß sie uns einiges Licht geben über das Verhältniß von St. Vincent zu St. Cyran. Wir haben nun freilich noch andere Wege, darüber uns einige Wahrheit zu verschaffen. Die Regel des praktischen Lebens, daß wie der Eine über den Anderen urtheilt, auch dieser über jenen urtheilen wird, gilt auch in der Geschichte. Wir dürfen daher gewiß sein, daß St. Vincent eben so über St. Cyran und die Seinigen geurtheilt habe, wie diese über ihn. Allein das Urtheil der Freunde von Port-Royal über St. Vincent ist durchaus sich selbst nicht gleich. Die Einen sagen, er habe mehr Eifer, als Licht und Erkenntniß der Wahrheit gehabt,

er sei durch den Verdacht des Unglaubens, der Häresie, wie die anderen Mönche, leicht gegen Unschuldige aufzubringen und zu gebrauchen gewesen, ohne daß er sich die Mühe genommen, sich von der Wahrheit dieser Vorwürfe selbst zu überzeugen. Dies geht offenbar auf seinen Eifer gegen die vier Sätze von Jansen. Andere wieder, namentlich Lancelot, behaupten, er habe sich bis an St. Cyrans Tod als dessen Freund erwiesen, wenn man ihn auch einigemal irre gemacht. Namentlich habe er bei Richelieu ein sehr gutes Zeugniß von der Rechtgläubigkeit dieses Mannes abgelegt. Das Leben St. Vincents von Abely wird geradezu falsch und lügenhaft genannt [1]) in dem, was es über die Misverhältnisse beider Männer berichtet. Auch konnte sich wohl die persönliche Feindschaft zwischen Port-Royal und Abely in dieser seiner Schrift nicht unbezeugt lassen. — Indeß ist nicht zu verkennen, daß beide Männer verschiedenen Bahnen folgten und in manchen Punkten uneins sein mußten. St. Vincent war Mann der That und der Ordnung, und diese Ordnung vollendete sich ihm in dem unbedingten Gehorsam gegen die obersten Gewalten der Kirche. Seine sociale Thätigkeit hatte ihre Wurzeln allerdings auch in evangelischer Liebe und einem göttlichen Drange des Herzens, aber zugleich auch in der Lehre der katholischen Kirche von dem Werke; der in ihm personificirte eigenthümliche Associationsgeist, welcher Keim die mannichfaltigsten Schößlinge trieb, hatte seine irdische Sonne in dem Vater der katholischen Christenheit, als der Personification der großen katholischen Association der Kirche. Er war miles Christi und dem Feldherrn der Kirche in blindem Gehorsam unterthan; seine Thätigkeit ließ ihm nicht Zeit, noch Raum, über die Schäden der Kirche zu sinnen, ihnen tiefer nachzuforschen; er suchte im Einzelnen die Erlösung vom Übel zu vollbringen. War er dadurch in Gefahr, sein Werk nach dem Herkommen einer in vielen Stücken entarteten Kirche zu äußerlich zu fassen, so mußte die Richtung St. Cyrans und der Seinigen sich in mannichfaltige mystisch-ascetische Tendenzen verirren, indem den intensiven, auf die Sühnung der eigenen Person gerichteten Bestrebungen nicht eine verhältnißmäßige sociale

1) Es ist dieses Buch die Hauptquelle Stolbergs; auch hat sich dasselbe in Frankreich stets, auch in unseren Tagen, durch erneute Auflagen erhalten.

Thätigkeit entsprach. Es liegt dieses zum Theil darin, daß die Jansenisten auf halbem Wege zum Protestantismus stehen blieben. Fehlt diesem auch die Fruchtbarkeit der socialen Keime, so macht er doch den Menschen durch die Versöhnung frei, den Werken der Liebe zu leben. Der Katholicismus hält vielleicht mehr zu solchen Werken an, indem er eine Bedingung der Rechtfertigung daraus macht, die Verdienstlichkeit predigt; denn der Mensch ist gemeinhin um der Selbstliebe willen geschäftiger, als aus lauterer Liebe Gottes. Der Protestantismus entspricht auch hierin der Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters und Geistes, welcher die Wahrheit um ihrer selbst willen sucht und festhält, ohne die Folgen, die praktischen Resultate viel in Anschlag zu bringen. Sollten wir aber einem Manne wie St. Vincent den lebendigen Glauben absprechen, ihm, der gewohnt war, mit kühner Hand des Glaubens in den Schatz der Vorsehung einzugreifen und sich durch diese Kraft unterwand, mit wenigen Broten Tausende zu speisen. — Seine Wege begegneten auf vielen Punkten denen von Port-Royal. Auch er stiftete 1640 einen Verein zur Anbetung des Sacraments, indem er die flüchtigen Benediktinernonnen aus Lothringen dazu sammelte. Stets betete eine derselben vor dem Sacrament, den Strick um den Hals. Die Königin wohnte selbst der Einweihung bei und warf eine brennende Fackel vor dem Sacramente nieder. Angelica gestand, daß sie Mühe gehabt, die Eifersucht gegen diesen neuen Orden in ihrem Herzen niederzuhalten. Mit Berülle und dem Oratorium, mit der Chantal und Sales war auch er genau befreundet; diese übergaben ihm die Seelsorge in ihrem Orden der Heimsuchung. St. Karl (Borromeo) hielt er so hoch, daß er 1622 in Macon eine Genossenschaft unter seinem Patronat stiftete. — Im Hause Gondy war er lange Zeit als Erzieher der Kinder des Generals der Galeeren, welcher nach dem Tode seiner Gattin in das Oratorium trat. Von hier, durch die ihm dargebotenen Gelegenheiten, gingen seine meisten Institute aus. Er hatte einst selbst im Lande der Sklaverei geseufzt: An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten; unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen sind. So war er ein Vater sowohl der auf die Galeeren Geschmiedeten, Derer, so „die undankbare See durchpflügen, Flüche säen und Verzweiflung ernten",

als auch der im Lande der Ungläubigen seufzenden Christensklaven, welche er zugleich der wahren Kirche zu erkaufen strebte [1]). — Die Missionen in Frankreich und in drei Welttheilen gingen von einer Stiftung aus, welche die Verpflichtung in sich schloß, auf den Gütern des Hauses Gondy Missionen, und namentlich Katechisationen zu halten. Da sich aber zeigte, daß die meisten Priester nicht den Willen, noch das Vermögen hatten, diese Saat zu pflegen, so gründete er ein Institut, wo die zu Priestern zu weihenden Personen zuvor eine Retraite hielten, und stiftete Vereine zu Belebung des kirchlichen Geistes in den Priestern. Selbst in Paris, in der Vorstadt St. Germain, wo neben dem Adel viel Gesindel lebte, gründete er eine Mission. Diese Missionen mögen zum Theil allerdings oft mehr dazu beigetragen haben, daß die Fasten- und Pönitenzordnung der Kirche, als daß wahrhaft evangelisches Leben verbreitet wurde. Auch sagt St. Cyran in seinem Verhöre, er habe dieselben nicht durchaus billigen können, da nicht immer die tauglichsten Männer dazu gebraucht wurden, oft mehr Leute von jugendlich unbesonnenem Eifer, als von einer in der Wahrheit erstarkten Weisheit. Es wollte ihm nicht gefallen, daß man sie, auch sehr junge Leute, einzeln, ohne gehörige Aufsicht hinausschicke, während doch Christus seine Jünger je zwei und zwei vor sich her gesandt. Daher komme auch, daß sie auf der Kanzel und im Beichtstuhl auf eine das Zartgefühl selbst des ungebildetsten Christen verletzende Weise verborgene Sünden abhandeln. Im Beichtstuhl namentlich werde nicht sowohl der Zustand der Herzen geprüft und zur Prüfung derselben angehalten, sondern nur nach einem Register die Sünden den Beichtenden abgefragt, da denn diese bei ihrer Unwissenheit in den Heilswahrheiten glauben, es genüge dies allein schon. Man-

1) Wir haben eine in französischen Journalen sich wiederholende Legende selbst anderswo aufgenommen. Wie er einen Sklaven durch seine Person ausgetauscht und gelöst haben soll, so wird auch erzählt, er habe sich statt eines Galeerensklaven auf der französischen Flotte an das Ruder schmieden lassen. Selbst Stolberg hat dieses nicht zugelassen, er, der uns beinahe mehr nur den heiligen, als den geschichtlichen Vincent gegeben. Die „Heiligen-Geschichte" schließt schon eine Art Widerspruch in sich; sie hat leicht Mangel an Wahrheit und an Charakter, wie die Engelsköpfe. Schon darum, abgesehen von den äußeren dahin wirkenden Gründen, müssen die Heiligen-Geschichten sich unter einander so ähnlich sehen. Geschichte aber ist nicht ein chinesisches Gemälde, ohne Schatten, so wenig, als Bilder schwarz in Schwarz gemalt.

ches kommt dabei auf die Rechnung der unstäten, nomadischen Natur dieser, auch mit der reformirten Geistlichkeit wetteifernden, katholischen Methodisten, welche zu Fuß und zu Pferd das Land durchzogen, bis sie in einigen Gegenden durch die Dragoner ersetzt wurden. — Dieselben Missionare trugen aber auch viel bei zur Bildung der zuerst in Dörfern, dann auch in den Städten sich organisirenden Schwesterschaften Verheiratheter und Unverheiratheter; die Vollendung dieser waren die barmherzigen Schwestern. Jenes waren die Nationalgerden der christlichen Liebe (charité), diese das stehende Heer, mit strenger Disciplin. Nach den Regeln des Vereins sollte ihr Kämmerchen ihnen als Zelle dienen, die Pfarrkirche als Klosterkapelle; die Gassen der Stadt und die Hospitäler sollten ihr Kloster sein, der Gehorsam ihre Clausur, die Furcht Gottes ihr Gitter, ihr Schleier die heilige Zucht. Ihre Gefahren sollten sie bestehen gerüstet mit dem Schild des Mistrauens in ihre eigene Kraft und mit dem Schwert des Vertrauens auf Gottes Kraft. Voltaire selbst sagt von ihnen: Peut-être n'est il rien de plus grand sur la terre, que le sacrifice que fait un sexe délicat, de la beauté et de la jeunesse, souvent de la haute naissance, pour soulager dans les hôpitaux ce ramas de toutes les misères humaines, dont la vue est si humiliante pour notre orgueil et si revoltante pour notre délicatesse.

Als Johann von Wert Paris bedroht, wurden auch für das Heer von Richelieu Missionspriester verlangt, und 1638, als die Lafayette den König verließ und in das Kloster ging, auch für den Hof. Es ist nicht zu verkennen, daß auch sein Wirken durch das halbweltliche Interesse, welches die vornehme Welt an solchen Instituten nahm, einen etwas störenden Einfluß erfuhr. St. Cyran erklärt auch, daß seine Verbindung mit St. Vincent großentheils dadurch sich gelöst habe, daß dieser fürchtete, wenn erst St. Cyran Einfluß auf seine Priester gewonnen habe, möchten sich zu strenge Grundsätze über Buße und Besserung des Wandels geltend machen, wodurch man unfehlbar die Gunst vieler vornehmer Patrone und Gönner verlieren müßte. Es ist ohne Zweifel manches Wahre an dieser Angabe; schon die genaue Verbindung St. Vincents mit den Jesuiten ließe es muthmaßen, wie die mit der vornehmen Welt. Allein auf der anderen Seite, war

es nicht gerade der Mangel an einer socialen Thätigkeit, was St. Cyran und Port-Royal in die Überspannung der Asceſe hineintrieb? Wo wirklicher Eifer für das ewige Leben ſich entzündet, wo man mitten in einer chriſtlichen Geſellſchaft einen Stand, einen eigenen Beruf daraus macht, da wird man nach Mitteln der Abtödtung trachten. Wo dieſes Streben nach der unſichtbaren Welt nicht rein iſt, da verbindet ſich leicht die gefährliche Lehre damit: es ſei gleich, was das Fleiſch thue; man müſſe es abtödten durch Ausſchweifung. Denn dieſe iſt allerdings ein Tödten. Außerdem ſteht nur die Bahn der ſich ſelbſt nie genügenden, daher ſtets ſteigernden Asceſe offen, oder die der Aufopferung zum Beſten der Brüder, den Armen und Kranken durch Wunder der Aufopferung und Dahingabe ſeiner ſelbſt das Evangelium zu predigen. Denn Beides iſt Abtödtung des natürlichen Menſchen. Die letztere Weiſe derſelben aber wird humaner machen und lehren, jegliche Schwachheit und Gebrechen des Nächſten zu tragen. Wo aber irrige Begriffe von Sühnung der Sünde, von Buße und Vergebung mitunterlaufen, da mag leicht auch mit einer ſo ſchönen Thätigkeit ein mehr ſchwaches, natürliches Mitleiden mit der Sünde ſich verbinden, Überſchätzung äußerer Werke, äußerer Pönitenz und frommer Stiftungen. Wir ſehen, in welcher Richtung die Tendenzen von Port-Royal, in welcher die von St. Vincent ſich entwickelten, während Illuminaten, Ketzer des Mittelalters und einige proteſtantiſche Sekten in jenen erſten, ungleich gefährlicheren Irrwegen ſich verloren.

St. Vincent blieb für ſeine Perſon bei allen vornehmen Verbindungen in der Demuth, und vergaß nie, daß er ein Bauernſohn ſei; er ſchämte ſich recht darüber, daß er in ſeinem Alter, da ſeine Knie, vom vielen Beten geſchwächt, ihn nicht mehr tragen mochten, eine Kutſche und Pferde haben ſollte; der Erzbiſchof mußte ihm befehlen, Gebrauch von dieſem Geſchenke zu machen. Während er mit Königinnen im Briefwechſel ſtand, wandten ſich auch die Niedrigſten im Volke mit ihren verſchämten Anliegen an ihn, und einem armen Schneiderburſchen, welcher ihm aus einem Winkel Frankreichs ſchrieb und ihn um hundert gute Nähnadeln bat, willfuhr er nicht minder mit Freuden.

Es ſtarb dieſer Knecht des Herrn am 27. September 1660,

in einem Alter von 85 Jahren; 14 Jahre später verschied an demselben Tage Robert d'Andilly.

St. Vincents Leben und Thätigkeit gehört wesentlich zur Charakteristik seiner Zeit, und Port-Royal kann ohne dieses Seitenstück nicht an seine rechte Stelle gesetzt werden. Sie waren Beide Eins im Grundwesen, im Göttlichen; aber das eigenthümlich Menschliche trennte sie und setzte sie zum Theil in einen Gegensatz. Beide glänzten, Jedes auf seine Weise, Jedes mit seinem Lichte. Auch Vincent beklagte die Simonie, die Früchte des Reichthums der Kirche; eines seiner traurigsten Geschäfte war ihm die Theilnahme am geistlichen Staatsrathe, da die Königin und Mazarin doch thaten, was sie wollten, nach Gunst und politischen Zwecken die Würden der Kirche vergaben. Einmal ließ ihn eine vornehme Dame zu sich rufen, entrüstet, daß er gegen die Verleihung eines Bisthums an ihren, allerdings nicht sehr würdigen, Sohn sich erklärt hatte. Der Bruder, welcher ihn bis ins Vorzimmer begleitet hatte, hörte das Rasen der Frau; er öffnet die Thüre, und mit blutendem Gesicht wendet sich St. Vincent zu dem Erschrockenen: Es ist nichts, mein Bruder, es ist nur ein Übermaas mütterlicher Liebe. Sie hatte ihm einen silbernen Leuchter an die Stirn geworfen. Er fühlte sich einer schweren Bürde entladen, als dieses Amt ihm abgenommen war, denn er glaubte, selbst die Schuld der Simonie mitzutragen. Simonie aber ist nicht blos, wo Geld gegeben und genommen wird, sondern auch, wo Gunst und äußerliche, politische Rücksichten und Familienverhältnisse herrschen in der Bestellung der Kirche Christi; wo nur der Fürst, oder nur der Bischof oder das Consistorium, oder nur die Gemeinde das Ernennungsrecht hat, da ist es beinahe unmöglich, sich der Simonie zu erwehren. Auch hier sind nicht blos Gesetze, sondern auch ein Gegengewicht der Gewalten nothwendig.

Ein großer Theologe war St. Vincent nicht, und St. Cyran wirft ihm vor, in einem Briefe, dessen Fragmente uns von dem inquirirenden Theologen gegeben werden, er verdamme Sätze, ohne sie zu verstehen. Namentlich hatte St. Cyran gegen ihn behauptet, die Buße auf dem Todtenbette und ihre Wahrheit sei nicht zuverlässig. St. Cyran war ihm durch Briefe und Empfehlungen an Cardinäle sehr behülflich gewesen, da sich der Stif-

tung des Missionshauses und der Ausfertigung der Bullen allerlei Hindernisse in den Weg stellten. Das persönliche gegenseitige Benehmen beider Männer zeigt nirgends weder Neid, noch Feindschaft, und 1639 legte St. Vincent das Zeugniß ab, St. Cyran sei einer der wackersten Männer, die er je gekannt.

Das Verhör hatte, wie St. Cyran offenbar vorausgesehen, keinen wesentlichen Einfluß auf sein Schicksal. Er blieb in Vincennes. Er war oft sehr leidend und glaubte wiederholt das Ende seines Lebens ganz nahe. Was ihn besonders betrübte, war, daß er, durch Ermahnungen seiner Freunde, wie durch die List der Verhörer bestimmt, einige Male nicht das kräftige Zeugniß von der Wahrheit ablegte „mit der Beredtsamkeit der Gedanken, der Handlungen und Bewegungen, welche die göttliche Wahrheit Demjenigen schenkt, welcher sie kennt und liebt". Dergleichen ängstliches Erwägen der Worte komme nur Philosophen und Hofleuten zu. Wirklich stießen sich auch Mehrere der Seinigen an den Zugeständnissen und Schwachheiten, welche er zu mancher Stunde sich hatte zu Schulden kommen lassen. — Indeß betrachtete er sich in seinem Gefängniß wie einen Einsiedler in der Einsamkeit der Wüste, welchem ein Schloß an seine Lippen gelegt ist; wie einen Mönch, welcher in strenger Clausur stehe, in demüthigem, willenlosem Gehorsam gegen Den, welchem Gewalt gegeben sei über ihn. Gott müsse und könne man auf jede Weise dienen, ganz besonders aber im Märtyrthum. Die Hauptsache sei, daß Gott an uns gelobt werde in allen Dingen; man dürfe im Leiden getrost sein, denn wir sind gewiß, daß Gott unser Opfer gerne annimmt. Es gebe ihm diese Verfolgung mehr Zuversicht zur himmlischen Seligkeit, als alle guten Werke, welche Gott während seines früheren Lebens in ihm gewirkt. Stets kehrt der Gedanke wieder, das Gefängniß sei sein Fegfeuer; Gott hat mich darein gesetzt, schreibt er [1]), ich werde darin bleiben, so lange es ihm gefällt; es ist wahr, ich wundere mich, daß ich an den ausgestandenen Leiden nicht gestorben bin; aber man darf nicht klagen über den Aufschub Gottes. Die Seelen im Fegfeuer thuen es auch nicht, weil sie stets vor Augen haben, was sie Gott schuldig sind, und sie sind es zufrieden, seine Ge-

1) Fontaine. Tom. I, Pag. 150.

fangenen zu sein. Eine ihm bisher unbekannte, auch jetzt noch unbegreifliche Kraft sei ihm in seinen Banden geworden; die Verfolgungen Gottes, verbunden mit seiner das Vertrauen stützenden Gnade sind wünschenswerther, als seine Gunsterweisungen und Liebkosungen. Er wünscht, daß die Anderen von seinem Schicksale nicht reden, wie er selbst den Mund darob verschlossen halten will. Ein Priester muß ja zu Allem bereit, muthig zu allen Begegnissen sein. Das Priesterthum ward den Leviten verliehen zum Lohn für ihre Tapferkeit, das Pontificat an Pinehas. Alle Juden waren muthige Kriegsleute, weil sie die Vorbilder der Christen waren. Es zogen die Priester als die Vordersten zur Schlacht. Die jüdische Kirche ward wider die Könige von Syrien nur durch die Tapferkeit der Makkabäer erhoben; diese aber waren Priester. Hüten wir uns, nur die geringste Feigheit zu begehen; dieses wäre Gottes und unserer unwürdig; denn wir gehören zu seinem Gefolge (nous sommes de sa cour) in der Eigenschaft der Priester.

Diese französisch-christliche Betrachtung des Christen als miles Christi begegnet uns namentlich bei Denen, welche die Kirche der ersten Jahrhunderte praktisch und nahe als ihr Ideal fassen. Daher finden wir sie bei den Reformirten und priesterlich gefaßt bei St. Cyran und anderen Jansenisten. Ihm lag dieses reelle Gleichniß in Vincennes noch besonders nahe. — Es hatte das treulose Kriegsglück mehrere berühmte, tapfere Generale des deutsch-spanischen Heeres als Gefangene hieher geführt. Der Gefangene des Herrn vielmehr, als Richelieus, gewann sie durch seine stille, ruhige Würde; er zeigte ihnen, daß für den Gotteskämpfer allenthalben das Feld der Ehre und des Kampfes offen steht. Der General Enkenfort, von Weimar in der Schlacht bei Rheinfeld zum Gefangenen gemacht, sollte gegen den bei Thionville gefangenen Feuquieres ausgewechselt werden; er war schon in Paris im Hause von d'Andilly, und die Pferde harrten im Hofe der Abreise, als die Botschaft kam, Feuquieres sei gestorben, und für ihn der Befehl, wieder in die Haft zurückzukehren. St. Cyran empfing ihn mit den Worten: Der Kaiser und der größte König der Christenheit waren einverstanden, Sie in Freiheit zu setzen; wer hat es verhindert? Der einzige König über Beide im Himmel und auf Erden. Enkenfort hatte sich ganz seiner geistlichen

Leitung übergeben. — Einer der berühmtesten Feldherren seiner Zeit, vor welchem kurz zuvor noch Paris selbst gezittert, der Deutsche Johann von Wert, lag auch gefangen in Vincennes. Als er ausgewechselt war, behandelte ihn Richelieu mit großer Auszeichnung und ließ in seinem Palais ein großes Ballet aufführen. Man fragte ihn, wie ihm alle die Pracht des Hofes und des Cardinals gefalle, alle die ausgestellten Merkwürdigkeiten; was ihn am meisten überrasche. Das Merkwürdigste, antwortete er, was er in den Staaten des allerchristlichsten Königs gesehen, wäre doch, daß die Bischöfe in der Komödie, im Ballet, die Heiligen im Gefängniß seien. — Wir sehen, der ungebildete Kriegsmann war nicht auf der Höhe, auf welcher alle Gegensätze sich aufheben. Was hätte er wohl gesagt, wenn er bald darauf den allerchristlichsten König, die Personification des christkatholischen Staats, selbst im Ballet hätte auftreten sehen? — Auch in der Bastille lag damals der Priester des Oratoriums, Seguenot, als Gefangener des Cardinal-Ministers; es wurden ihm auch Sätze über Pönitenz und Beichte vorgeworfen, welche nur in früheren Zeiten, vor Verfall der Disciplin, in der Kirche allgemein anerkannt und geübt worden waren.

St. Cyran aber war nicht blos das Werkzeug bei der Bekehrung Mehrerer gewesen, sondern selbst der Ort, der Raum für dieses Einsiedlerleben war zum Theil durch seinen Einfluß dafür aufgespart worden. Angelica waren von mehreren Seiten Anträge gemacht worden, Theile des Gebäudes abzubrechen; namentlich die schöngeschnitzten Kirchenstühle versprachen einen schönen Erlös. Sie war auch mit ihrer neuen Colonie in Paris in großer Geldnoth. Allein St. Cyran hatte bestimmt erklärt, es sei ihre Pflicht, sich den Rücktritt stets offen zu halten, da die Stadt vielleicht für das geistige Wohl der Klostergemeinde nicht minder gefährdend sei, als die Sümpfe von Port-Royal des Champs für ihre leibliche Gesundheit. Es sei besser, daß das Kloster durch gedoppelte Baulichkeiten verarme, als daß sich über städtischen Prunk der Geist evangelischer Armuth verliere. Die Engel verlassen nie einen heiligen Ort, wo sie einmal gemeinschaftlich mit den Christen Gott gelobt, es sei denn, daß Gottes Gebot und Zorn sie dazu nöthige; so dürfen auch wir einen solchen Ort nicht aufgeben, wenn nicht ein offenbares Urtheil Gottes

es uns befiehlt. Da man zum Theil aus menschlichen Absichten sich nach Paris übergesiedelt, sah auch Angelica die beschwerende Beibehaltung des ländlichen Klosters als eine Art Pönitenz an, woran sich einmal der göttliche Segen knüpfen könne. So war denn für den Verein von Asceten hier eine Zuflucht erhalten worden.

Schon im Juli 1638 war auch in Port-Royal des Champs eine Untersuchung abgehalten worden. Man bediente sich dazu (on lacha, eigentlich von einem Hund oder einer von der Kette gelassenen Bestie gebraucht) des maître des requêtes de Laubardemont; man hatte diesen kleinen, ausgetrockneten Criminalmenschen wenige Jahre zuvor (1634) gebraucht, eines der scheußlichsten Justizverbrechen dieses Jahrhunderts zu begehen, dem Domherrn Grandier von Loudun den Proceß zum Feuertod zu machen. Es hatte dieser wohl nicht züchtige Priester ein Spottlied auf Richelieu gemacht, die cordonnière de Loudun, und wurde nun als mit dem Teufel zu Beherung der Nonnen verbündet gerichtet. Nichts hat so sehr den Unglauben der nächstfolgenden Zeit gereizt und genährt, als diese Ausbeutung des Aberglaubens im Pöbel, nichts die Kirche so vielem Spott ausgesetzt, als diese kirchlich-politische Execution. Dieser mit dem rechten Blutinstinct des Raubthiers ausgestattete Criminalist also kam am 5. Juli 1638 in aller Frühe nach Port-Royal, um die Einsiedler zu überraschen. Er inquirirte auf bestimmte Zeitordnungen und Statuten, um daran den Beweis einer Association, eines Vereins ohne königliche Bestätigung zu knüpfen. Sonst verbreitete er sich über Lehre und Wirksamkeit St. Cyrans, verhörte Le-Maitre über seine Bekehrung, wie oft und an welchen Tagen er das Abendmahl empfangen. Der Inquisit beklagte sich, daß man ihn über Dinge befrage, welche zu wissen nur dem Beichtvater zukomme. Sonst ließ er den kalten Grimm dieser ihm hinlänglich bekannten Creatur den Stachel seines Spottes sattsam fühlen. — Es fand aber Laubardemont etwa sechszehn Personen in Port-Royal, darunter sechs Knaben, welche auf St. Cyrans Rath von den Einsiedlern hier erzogen wurden. Es war darunter ein Sohn d'Andillys, einer von Madame de St. Ange und der älteste Sohn des Generaladvocaten Bignon. St. Cyran selbst unterrichtete einige Knaben in seinem Gefängniß, sandte sie

jedoch bald nach seiner Abtei, wo besser für sie gesorgt werden konnte, da er es für Sünde hielt, sie als angenehmes Spielzeug um sich zu haben. Diese Keime von Schulen sollten bald neuen Haß und Eifersucht gefährlicher Feinde erwecken. — Außerdem war Sericourt hier eingetroffen, Le-Maitres Bruder, welcher seine zarte Natur im Krigsdienste auf die Mühen der Asceſe vorbereitet hatte. Der Entschluß seines Bruders hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht; er erbot sich, St. Cyran zu dienen in seinen Banden. Dieser wollte aber, daß dieser Sohn seiner Bande mit seinem Bruder zusammenlebe, auf daß sie in gegenseitigem Wetteifer sich zur Abtödtung reizen. Als er denn nach Port-Royal des Champs kam, war er erstaunt, seinen bewunderten Bruder hier, wie in einem Grabe lebend zu finden. Dieser bewillkommte ihn scherzend, mit feuriger Liebe: Kennst Du mich noch, mein Bruder? den sonstigen Herrn Le-Maitre? Der aber ist todt und sucht nichts mehr, als ihm selbst zu sterben. Ich habe genug mit den Menschen öffentlich geredet. Ich begehre jetzt nur noch mit Gott zu reden. Ich habe mir viele vergebliche Mühe gegeben, die Sache Anderer zu führen; nun führe ich nur noch die meinige in der Ruhe und dem Geheimniß der Zurückgezogenheit [1]). — So blieb denn auch Sericourt, und die Brüder gaben sich gegenseitig, wie Adler, Flügelschläge, wie St. Gregor sagt, sich zu erwecken und zu begeistern zur Tugend.

Lancelot hatte sich selbst St. Cyran angeboten, Knaben zu erziehen. Ein dû Bascle übernahm es, den Zöglingen des Hauses Unterweisung zu geben in Allem, was die Pflichten der Religion beträfe. Er war Advocat gewesen, hatte aber nach einem argen Skandal sich von seiner kurz zuvor geheiratheten Frau zu trennen begehrt. Diese ließ ihm durch seinen Arzt eine Arznei geben, „welche drei Ochsen hätte tödten mögen". In dem furchtbarsten Fieber und der Qual inneren Brandes hatte er Phantasien und eine Vision, welche man nicht ermangelte, als einen Beweis für St. Cyrans Bußlehre anzuführen. Und es war immerhin ein psychologischer Beweis, daß die bloße Furcht, auch die tödtlichste Furcht ohne Liebe Gottes uns nicht zu trennen ver-

1) Fontaine. Tom. I, Pag. 80.

mag von irdischen Gedanken. Er glaubte, vor Gottes Richterstuhl geschleppt zu sein; die Teufel klagten ihn an; umsonst berief er sich darauf, daß er diese und jene Sünde gebeichtet; die Teufel raffen ihn fort zu unaussprechlichen Qualen. Er schrie so rasend: Ich bin verdammt, ich bin verdammt! daß mehrere Personen von der Straße heraufeilten. Darunter war auch ein Mädchen, in welche er früher verliebt gewesen war; auf sie heftete er unverwandt die brennenden Augen, um wenigstens diese Freude noch so lange zu genießen, als möglich, stets schreiend und röchelnd, er sei verdammt. „Denn die irdische Liebe kann nicht durch die Furcht überwunden und ausgerissen werden, sondern nur durch eine höhere Liebe." Als aber dies Mädchen entfloh, erschien ihm Maria, verhieß ihm längeres Leben und gebot ihm, Buße zu thun vor dem Herrn. Eines Tages war er, von St. Cyran zurückkehrend, eben in der Straße St. Michel, noch nicht ganz bis ans Kloster der Feuillans gekommen, als die Gnade ihn mächtig ergriff. Es ist um diese Zeit der ersten Bekehrungen der Einsiedler von Port-Royal etwas Methodistisches in ihrer Weise.

Eine große Kühnheit und ein Triumph der geistigen Gewalt über die der Großen dieser Welt lag in der Bekehrung Luzancis, welche etwas später erfolgte. Dieser Sohn d'Andillys war einer der Pagen des Cardinals, damals eine der gesuchtesten Stellen für ehrgeizige Jünglinge guter Familien. Dieser hatte ihm beim Heere eine ehrenvolle Stelle gegeben, ohne ihn seines Dienstes zu entlassen. Aber der Gefangene in Vincennes raffte dem Manne, vor dem Frankreich zitterte, einen seiner Getreuen von der Seite weg; ja dieser sucht ihn, drängt sich ihm beinahe auf. St. Cyran war sehr vorsichtig mit jungen Männern, welche Beruf zur Einsamkeit und Abtödtung bezeigten. Er hatte auch diesem auf seine Bitte eine sehr einfache Lebensordnung vorgeschrieben, wie jeder rechtschaffene Mann sie halten zu müssen schien; er rieth ihm indeß beim Heere zu bleiben, um abzuwarten, ob es ihn wirklich weiter führen wollte.

St. Cyran ward von den Seinigen als Märtyrer und Heiliger verehrt, und es entzündeten seine Bande in ihnen eine Gluth der Asceſe, welche sich selbst das Märtyrthum auflegte. Sein Leiden sei ein freies, selbst gewähltes, sagten sie und glaubten

ihm damit ein ganz besonderes Verdienst beizulegen; er war ja längst gewarnt worden, er hätte, zumal während Paris bedroht war, sich leicht der Gewalt entziehen können. Wäre ihm auch keine äußere Gewalt, kein Zwang angethan worden, schreibt Le-Maitre um diese Zeit, seine Gefangenschaft könnte auf keine Weise freier sein. Das ist sie aber in allen Beziehungen. Nach dem Meister der Kirche, nach dem Ausspruch des Meisters auch unseres Gefangenen, liegt die Freiheit nicht in der Indifferenz, etwas thun oder auch nicht thun zu können, sondern in der Unterwerfung unter die Vorsicht, welche uns leitet, und unter den Heiligen Geist, welcher uns seinen Anstoß giebt [1]). — Wir sehen, wie der ächte augustinisch-jansensche Begriff von Freiheit sofort auch praktisch verarbeitet wird. — St. Cyran schien ihnen nicht sowohl um eigener, als um fremder Sünde willen zu leiden. — Johannes der Täufer, der Prediger der Buße, der Mann der Wüste, in Kamelshaare gehüllt, der Patron der Einsiedler, wurde in Port-Royal eifrig verehrt; er war zugleich ja auch der Patron St. Cyrans, dessen Vornamen Johannes Baptista.

Auch mit Athanasius wurde St. Cyran verglichen, mit dem Märtyrer der Kirche durch die Gewalt einer angeblich christlichen, einer die Freiheit, den Glauben und die Zucht der Kirche störenden Obrigkeit. Le-Maitre glaubte Gottes Gnade zu ehren und das Rüstzeug, dessen sie sich bei ihm bedient, indem er seine Bekehrung für ein höheres Wunder achtete, als die Heilung des Blindgeborenen. Er findet einen starken Beweis von der geringen Spiritualität des Jahrhunderts darin, daß man gemeinhin sich wohl über seinen Rücktritt gewundert; aber nur Wenige seien auf den Kern dieses großen Wunders gedrungen, daß er, der im Gebiet der Beredtsamkeit über die Geister waltete, wie ein angestammter Herrscher über seine Vasallen, daß er sich seines Reiches, seines Scepters, seines magischen Stabes so jung freiwillig begeben. Aber nur sehr Wenige wissen dieses sein beredtes Schweigen zu verstehen. Einer der Zöglinge von Port-Royal erzählt uns sein Erstaunen, als er ein schweres Stück Holz im Hofe gesehen und man ihm, auf seine Frage, wozu es diene, antwortete, Le-Maitre, der große

1) Fontaine. Pag. 56.

Le-Maitre, trage es die Treppe auf und ab, wenn ihn friere, indem er es sich versage, sein Zimmer zu heizen.

Es lastete damals eine böse Zeit auf ganz Frankreich. Der Krieg verödete die Provinzen und in seinem Gefolge Hunger, Pest und Wölfe. Die ganze Christenheit, die katholische Kirche selbst war wie in Fieberwuth erstanden, ihre eigenen Eingeweide zu zerreißen. Richelieu, nachdem er Frankreichs Tyrann geworden, ward nun sein eigener Peiniger und folterte durch sein Mistrauen das gedoppelt unglückliche Land. Die Häupter der Edeln waren gefallen und fielen fort und fort, und die unersättlichen, finstern Gewalten schienen Ströme Menschenbluts und Hekatomben von der Hand des Henkers zu verlangen. Solche Noth des Vaterlandes konnte einen Mann wie Le-Maitre, einer der gewaltigsten magistratlichen Familien entsproßt, nicht unerschüttert lassen. In solchen schweren Zeiten stieß sich ein Cato den Dolch ins Herz, um das geschändete, zertretene Vaterland nicht zu überleben. Le-Maitre, genährt in den Traditionen, im Geiste des römischen Alterthums wie der römischen Kirche, beschloß in einem Gott angenehmen Selbstmorde langsam sich und seine Selbstheit zu tödten, sich als Opfer darzubieten. Das Feuer, womit er sonst die Blicke von Hunderten in heftigen Schlägen entzündet hatte und belebt, von heiliger Lohe angefacht, verzehrte, seit er es in sich verschlossen, sein Leben. Denn wir sind Alle noch mehr Heiden als wir glauben, selbst die am feurigsten eifern um den Namen des Herrn. Ist ja doch das classische Alterthum der klare Spiegel des natürlich Menschlichen, in seiner kräftigsten Entwicklung. — Dazu kam seine Überzeugung, daß St. Cyran um seinetwillen, weil er ihm die enge Bahn zum Leben erschlossen, daß dieser Mann um seines Heils willen in Banden liege, daß er Gott erkauft sei durch diesen seinen Diener und dessen Leiden. St. Cyran leugnete nicht, daß auch er diese Überzeugung theile; er schrieb ihm bald nach seiner Gefangensetzung: Ich freue mich darüber, daß Sie sagen, Ihr Rücktritt habe Veranlassung gegeben zu meiner Gefangenschaft. Würden sich mir hundert ähnliche Gelegenheiten anbieten, ich wüßte nicht anders zu handeln, und ich bin Gottes Gnade dafür Dank schuldig, daß er mich gegen Sie die Regel des Glaubens halten ließ, indem er mir die Augen schloß über Vergangenheit und Zukunft; denn hätte ich das

Licht der Vernunft gebrauchen wollen, die Folgen davon wären leicht zu erkennen, leicht wäre ihnen auszuweichen gewesen. Hätte ich bei dieser Gelegenheit Gottes Willen nicht entsprochen, wäre ich ohne Hülfe verloren gewesen. Ist dies die wahre Ursache meiner Gefangenschaft, so bin ich der Glücklichste unter allen Menschen. Wollte Gott, daß er mir noch andere Ähnliche zuführte, sie in diesem ihrem Vorhaben zu bestärken. — Ich zweifle nicht daran, daß Ihr Rücktritt ein Hauptpunkt meiner Anklage war. Ich hüte mich aber wohl, mich darüber zu beklagen; vielmehr schmeichelt mir diese Anklage ein wenig und läßt mich mehr als je meine Hoffnung auf Gottes Erbarmen setzen. Ich bewundere nichts so sehr in diesem Allem, als im Licht der Kirche zu sehen, wie die Grundwahrheit des Evangeliums, daß wir uns trennen sollen von dieser Welt, für einen Misbrauch des Evangeliums genommen wird oder für ein Übermaas der Andacht (excès de dévotion). Ich versichere Sie, daß, wenn auch das Evangelium mich nicht durch die Voraussagung tröstete, daß dieses Alles kommen müsse, ich dennoch sprechen würde: Pene moti sunt pedes mei (meine Füße sind kaum bewegt worden). — Solche Worte, von einem Ort des Leidens aus geschrieben, fügt Fontaine bei [1]), theilten Le-Maitren ein neues Feuer der Buße mit, ein heftiges Verlangen nach einer noch größeren Einsamkeit und erhöhte seinen Muth. Dieser Brief war es gewesen, was ihn bewog, aus seiner pariser Einsamkeit sich nach Port-Royal des Champs zu ziehen.

Le-Maitre jubelte, daß er hier, wie ein Gefangener lebend, durch die Bande eines gleichen Looses mit dem verehrten Manne unzertrennlich zusammengefesselt sein sollte. Wer bewundert nicht diese Leitung der Vorsehung, welche uns durch die Gemeinschaft der Trübsale zusammengebunden hat, die uns Beide so schon in unserer Berufung erhält! Seine Wächter verbieten ihm zu reden; uns legt der Ort selbst diese Pflicht auf. Er kann nicht aus seinem jetzigen Aufenthalt heraustreten, es sei denn, daß ein Befehl des Königs ihn daraus ziehe; wir aber wollen nicht von hier heraus, es sei denn, daß Gottes Befehle uns heraustreiben.

1) Pag. 49, 50.

Er ist des Königs Gefangener, wir Gottes [1]). — Es lag in dieser gewaltsamen Trennung etwas Tröstliches für ihn; Gottes und seine eigene Ehre schien es also zu verlangen. Die Leute hatten anfangs seine Ascese einer tyrannischen Herrschaft zugeschrieben, welche St. Cyran über ihn übe. Dieser Vorwand, diese Lästerung schien ihnen jetzt benommen zu sein. Gegen die feindlichen Verleumdungen, glaubte Le-Maitre, müssen dieselben Waffen gebraucht werden, wie gegen verheerende Seuchen, Stillschweigen nämlich und Gebet. Solche feurige Opfer schien Gott nicht unerhört lassen zu dürfen. Wenn ich mir den gefangenen Diener des Herrn vorstelle, wie er unter der Hand des Herrn alle Flammen dieser feurigen Liebe zusammenfaßt, welche er verbreitet hat über so viele Herzen, wie er vielmehr, wie er flehentlicher bittet für die Erhaltung seiner Feinde, für das Wohl der Kirche, für die Noth des Staats, vielmehr als für seine eigene Befreiung, ja wie er nichts bittet, sondern Gott nur die ihn haltenden Bande und Fesseln zeigt, — dann fürchte ich mehr für die Verfolger, als für den Verfolgten; und so sehr man ihn fürchtete, so lange er frei war, scheint es mir, er sei nie so furchtbar gewesen, als in seinem Gefängniß. Denn es ist mit Gott nicht wie mit den Menschen. Man hat nur Gewalt über ihn (on n'agit puissamment vers lui que), wenn man duldet. Es bedurfte nur ein einziges Gebet Davids, als er floh vor dem Angesichte Absoloms, verlassen von dem einen Theil seiner Unterthanen, und Absalom war verloren. Die von Schmerz gepreßten Herzen lassen ihre Gebete mit Gewalt zum Himmel steigen, wie die in Röhren zusammengespannten Springbrunnen ihre Wasser mit Ungestüm in die Lüfte stoßen. — Es wurden um diese Zeit mehrere Briefe von St. Cyrans Freunden geschrieben, welche offenbar für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Einer, von Le-Maitre, ist voll gewaltiger, ungestümer, kühner Beredtsamkeit, welche recht seinem gepreßten Herzen entströmt. Er zeigt, er dringt darauf, daß Richelieu als Minister, daß er noch vielmehr als Würdeträger der Kirche verpflichtet sei, St. Cyran der Freiheit, der Kirche wiederzugeben. Wie der Cardinal selbst spottend Cardinal von Rochelle genannt worden und von schwarzer Verleumdung ver-

1) Fontaine. Pag. 57, 58.

folgt, aber dennoch die Bande der Hölle durchbrach, so darf er nicht zugeben, daß der Arm des Kämpfers für die Wahrheit der Kirche wider die Lästerungen der Argen in Fesseln gelähmt sei. Als Oberer der apostolischen Missionen in Frankreich zur Bekehrung der Häretiker ist der Cardinal gebunden, den reisigen Hirten zu lösen. Kann er sich dem Sacramente nahen, ohne den Vorwurf zu fühlen, daß er dessen Verfechter gefangen halte?

Dieses Sendschreiben ist an Singlin gerichtet, welcher von St. Cyrans Lippen die Weisheit des Beichtvaters gelernt. Er war erst Diakon, als dieser gefangen genommen wurde, früh sein Stellvertreter im Sacramenthause. Nun sollte er auf St. Cyrans Weisung und auf die Bitte der Einsiedler deren Leitung übernehmen. Er war nicht gelehrt, hatte aber einen gesunden, offenen Sinn für die Wahrheiten des Evangeliums, Takt und Umsicht in Leitung der Seelen. Vor Allem war er vorsichtig, Niemanden zu weit zu führen, damit er nicht stille stehe und sich auf dem Wege wieder umsehe. Wer nicht in der Wahrheit geleitet sein wollte, den ließ er seines Weges gehen. Aber, sagte er eines Tages [1]), aber Gottes spottet man nicht (Deus non irridetur). Ich bin bereit, mit aller Welt zu brechen, mich der Misgunst aller Menschen auszusetzen, ehe ich von den erkannten Wahrheiten nachlasse. Komme, was kommen will. Ich bin bereit, mich in allem Übrigen zu erniedrigen; aber was die wesentlichen Stücke betrifft, so bin ich fest entschlossen, unbeugsam, hartnäckig, wenn man so will, eigen und stolz zu sein. — Am Schluß seines Briefs an Le-Maitre, welcher vor dem Juli 1638, also vor der Herausgabe des Augustinus von Jansenius geschrieben ist, heißt es [2]): Alle Gnaden Christi sind ewig, wie er selbst. Er fängt nicht an zu lieben, um sofort zu hassen; sondern er liebt beständig und ewig, und er theilt eben diese Liebe mit derselben Beharrlichkeit und Ewigkeit Denjenigen mit, welche er liebt. Es ist dieses nicht so zu verstehen, als hätten nicht auch die Verworfenen einigen Anschein und Wirkungen davon; allein es ist dieses nie eine wahrhafte Wirkung dieser ewigen Liebe, sondern nur einer zeitlichen, wie ihre Wirkungen zeitlich sind, und daher im Him-

1) Fontaine. Pag. 17.

2) Fontaine. Pag. 64, 65.

mel und in der Schrift in keine Betrachtung kommen. — Auch St. Cyran concentrirt sich in seinen Briefen aus dem Gefängniß in den Ideen von der Beharrlichkeit in der Gnade, von der schmalen Bahn und dem goldenen, haarscharfen Richtmaas in allen Dingen. — Als Singlin nach Port-Royal kam, drückte er Le-Maitren seine Freude aus, daß er fortschreite unaufhaltsam auf der göttlichen Bahn. Mit Wonne sehe er, daß der Geist, wie einst an Pfingsten, unter Donner und Blitz seine Gnaden über ihn ausgieße. Singlin versicherte ihn, er dürfe keinen Anstoß nehmen an den hohen Ausdrücken, welche er von der in seinem Beichtbefohlenen vorgegangenen Umwandlung führe. Denn er gebe ja damit nur Gott um so größere Ehre. Ich wundere mich überhaupt über die Erfahrung, fügte Singlin hinzu, daß Diejenigen, welchen Demuth mangelt, gewöhnlich mehr an sich halten, wenn sie von ihren Handlungen reden; eben weil sie dieselben als die ihrigen ansehen, oder doch zum Theil als die ihrigen, scheuen sie sich, ihr eigen Werk zu loben. Ihr innerer Stolz bewirkt diese äußere Mäßigung, wie die große innere Demuth der Anderen eine äußere Erhebung und ein Überströmen hervorbringt, welches nicht ihnen, sondern Gott gilt. So sehen wir, wie St. Paulus sich der außerordentlichen Gnadenbezeigungen, so ihm geworden, rühmt; wir sehen, wie er den Menschen aufdeckt die Geheimnisse, welche zwischen ihm und Gott vorgegangen, und dies mit einer Geistesverfassung, welche die Weltleute eben so wenig begreifen, als nachahmen können; denn das begreift sich nur durch Erfahrung. — Über die beiden berühmten Gefangenen und Einsiedler des Herrn gingen allerlei vornehme Redensarten und hochweise Phrasen im Schwange; denn bei solchen Gelegenheiten suchen die Leute durch dergleichen Gerede sich vor sich selbst und vor Anderen über ihre Theilnahmlosigkeit zu entschuldigen, sich die Möglichkeit des tieferen Eindrucks wegzuschwatzen. In Betreff St. Cyrans war man so gnädig, ihn allgemein für einen großen Geist gelten zu lassen; aber, sagten die sich freilich nie Irrenden, gerade die großen Geister seien es, welche in die größten Irrthümer fallen. Man führte als Beweis Origenes an und Tertullian. St. Cyrans Freunde hatten gut erwidern, Tertullian und Origenes haben sich durch die Vernunft, haben sich in der Philosophie verloren; Origenes in der Weisheit der Platoniker,

Tertullian in der der Stoiker, während man doch St. Cyran anklage, er sei ein Feind der scholastischen Philosophie, welche die göttlichen Dinge durch die menschliche Vernunft richtet, er wolle Alles auf die Auctorität der Väter und der Kirche zurückführen. Doch die Leute sind zu glücklich, ein wohlklingendes Gleichniß in der Geschichte, eine Analogie gefunden zu haben, als daß sie dergleichen wieder aufzugeben gesonnen wären.

Auch Le-Maitres rauhes Einsiedlergewand wurde in den Salons als Gegenstand der Unterhaltung herumgeschleppt und erörtert, mit demselben Tone, womit ein schönes brabanter Gewebe besprochen wurde. Nachdem die Sache gehörig erschöpft war, kam man überein, daß sein Gewand und seine ganze Lebensweise bizarr und durchaus außerordentlich (toute extraordinaire) sei. Er lebe doch in seiner Wüste ganz wie eine Eule, oder wie ein Käuzchen in den verlassenen Ruinen. Warum er denn nicht in einen Orden getreten? Kurz man fand, es sei so eine neue Weise gegen alle weltliche und geistliche Mode, unerhört und nicht zu dulden. — Singlin hatte es auf sich genommen, eine Apologie seines Beichtsohnes zu schreiben. Dieser hatte ohnedies schon auf St. Paulin sein Auge geworfen, einen Rechtsanwalt des römischen Reichs, der auch seinen Rednermantel niederlegte, welchen er mit großen Ehren getragen. Auch St. Paulinus, erwies Singlin, war dennoch nicht Mönch geworden, denn er hatte seine Frau, obgleich nur als Schwester und als Genossin seiner ascetischen Einsamkeit, mit sich genommen. Auch er hatte den brieflichen Verkehr mit Bekannten abgebrochen, wie er denn an Sever schreibt: A fori strepitu remotus, ruris otium et ecclesiae cultum placita in secretis domesticis tranquillitate celebravi, paulatim subducto a secularibus turbis animo. (Entfernt von dem Geräusch des Forums, feierte ich die Muße des Landlebens und den Dienst der Kirche in der holden Ruhe der häuslichen Heimlichkeit und leitete mein Gemüth nach und nach ab von den weltlichen Wirren.) Man müsse, folgerte Singlin, also entweder St. Paulinus und Le-Maitre zugleich gewähren lassen, oder Beide zugleich verdammen. Ihre Sache lasse sich nicht trennen; es werde aber nicht so leicht sein, es gegen diese beiden gottgeweihten Rechtsanwalte zu gewinnen. Von jeher habe die Welt nichts bitterer getadelt, als außerordentliche Bekehrungen, welche doch

der Ruhm Gottes und eines der Wunder des Christenthums seien, durch dessen von Zeit zu Zeit sich erneuende Wiederholung der Heilige Geist beweise, daß Christus der König der Herzen ist. Wenn Einige Le-Maitren die Ehre erweisen, ihn für einen schwachen Geist zu halten, so sei dieses St. Paulin auch nicht erspart gewesen, wie er selbst melde:

Non reor sano sic displicuisse parenti
Mentis ut errorem credat, sic vivere Christo
Ut Christus sanxit. Juvat hoc, nec poenitet hujus
Erroris. Stultus diversa sequentibus esse
Nil moror, aeterno mea dum sententia regi
Sit sapiens [1]).

J'ai choisi Jésus-Christ pour mon maître et mon roi,
Sa vie est mon modèle, sa parole est ma loi.
Qu'on m'appelle insensé pour le suivre et le croire,
Ce reproche me plaît, cette injure est ma gloire.
Je consens de passer pour malade d'esprit,
Pourvû que je sois sage aux yeux de Jésus-Christ.

Apologien treffen wohl ihren Mann, aber meist nicht den, an welchen sie gerichtet waren; so gab es denn auch hier Leute, welche gar nicht gemeint waren, sich auf dergleichen einzulassen. Das bewies eben die schon erwähnte Untersuchung vom Juli 1638 und das dazu auserlesene Rüstzeug. Dieses Inquisitionswerkzeug glaubte durch seinen beinahe nächtlichen Überfall die guten Leute zu überraschen, wie ein Dieb in der Nacht. Zum Glück wußte man schon seit vierzehn Tagen davon. Er hatte die unglückliche Manie, sich fürchterlich zu machen, „während er nicht die ganze Größe des Fuchses hatte, wurde er grimmig, wenn man ihn nicht für einen Wolf ansah." Er wollte Le-Maitren die Schlinge legen, wie einem armen Sünder, um dann frisch zuzuziehen. Allein umsonst beschnopperte er jedes Wort und jedes Blättchen Papier; Le-Maitre führte ihn immer wieder in die gesetzlichen Formen zurück, zeigte ihm, daß er selbst das Handwerk doch noch nicht ganz verlernt, behandelte ihn mit kalter Ironie, gab ihm auf die Frage: ob er Visionen habe, die Antwort: Ja, zwei: durch das eine Fenster nach Vaumürier hin, die andere gegen St. Lambert. Es geschah, was St. Hierony-

[1]) St. Paulini poëm. X ad Ausonium. V. 283.

mus von den Knechten der Welt und von den Knechten Gottes sagt, daß sie sich gegenseitig für Narren halten. Ergrimmt ging der kleine Mann; er konnte nicht begreifen, wie man einem Organ des Cardinals, als welches er sich bewußt war, so begegnen könne. Sein Protokoll machte ihn zum Gespött, denn er hatte alle Ironie getreulich, Wort für Wort, aufgezeichnet. Es blieb dem armen Menschen zeitlebens ein Spottname davon.

Das Verhör war nur Formalität gewesen, das hatte die ominöse Persönlichkeit verrathen, das enthüllte der Erfolg. Denn Le-Maitre und Sericourt bekamen Befehl, ihre Einöde hier zu verlassen. Sie waren zu nahe bei Vincennes, die Mauern der Feste nicht dicht, die Augen und Ohren der Wächter und Spione nicht scharf genug. Nach acht Tagen kam Laubardemont wieder, es anzukündigen und sich damit gleichsam persönlich zu rächen. Le-Maitre wiederholte weinend diese Worte, indem er aus dieser Öde schied:

Lieux charmants, prisons volontaires,
L'on me bannit envain de vos sacrés déserts,
Le suprême Dieu que je sers
Fait par tout de vrais solitaires.

Der wackere Parlamentspräsident Barillon, d'Andillys Freund, wurde von Richelieu von einem Verbannungsort zum anderen geschickt, weil er weder dessen Organ werden wollte, noch es sich verhindern ließ, daß er überall, in jedem Verbannungsort, mit Achtung behandelt und in allen möglichen Streitigkeiten von den Parteien als Schiedsrichter angerufen würde. Diese schlichten Ehren eines braven Bürgers, diese bescheidenen Trophäen raubten dem Cardinal den Schlaf hinter den dreifachen Wachen seiner Garden, welche mit brennenden Lunten seinen Palast hüteten. So ärgerte ihn auch die Ascese Le-Maitres; hatte er sie ja doch nicht befohlen, und die Macht seiner Lockungen und seines Dräuens mußte an Denen abprallen, welche mit dem Gürtel der sich selbst tödtenden Buße gegürtet waren. Auch hat die Gewalt bei solchen Akten meist den großen Haufen mit sich, welcher sich überall, wie zu Aristides Zeiten, ärgert, daß Jemand besser sein wolle, als er selbst. — Umsonst hatte Le-Maitre bei mehreren Klöstern angefragt, ob sie ihm nicht ein wenig Raum überlassen wollten, in der Einsamkeit zu leben. Die Vorsteher

von St. Germain des Pres und die Karthäuser, welche sonst gerne Laien eine Retraite gewähren, lehnten es ab und gaben zu verstehen, sie mögen es mit dem Minister nicht verderben; auch haben sie die Pflicht, ihr Gut nicht zu gefährden. Allein das Kloster St. Victor, das alte, berühmte, welches einst auch Thomas von Canterbury aufgenommen, hätte Le-Maitren gerne eine Zuflucht eröffnet, wenn es möglich gewesen wäre. — Die beiden Brüder zogen sich daher nach la Ferte-Milon, welches am Ourq-Flusse liegt, der nunmehr die Vorstadt St. Antoine mit Wasser und Holz versieht. Dieses Städtchen liegt 2 kleine Tagereisen von Paris, rechts von der nach Orleans führenden Straße. Hier knüpfte sich eine Verbindung an, welche nicht blos für Port-Royal, sondern für die Bildung und den Charakter der classischen Literatur Frankreichs von wesentlicher Bedeutung geworden ist. Es war die Familie Racine, welche hier wohnte, und später der weiblichen Gemeinde von Port-Royal nicht blos die verehrte Äbtissin, Mutter Agnes de St. Thecle Racine (vom 2. Februar 1689 bis zu ihrem Tode am 19. Mai 1700), schenkte, sondern auch in ihrem Neffen, einem Zöglinge von Port-Royal, Frankreich einen seiner zartesten Dichter [1]). — Die beiden Büßer erhoben sich Nachts zusammen vom Lager, mit Gott gemeinschaftlich zu reden; sonst vermieden sie möglichst, sich unter einander zu sprechen. Was ihnen hier unangenehm war, ist „der enge Raum im Hause, welcher der Begierde nach Buße und dem Geheimniß ihrer Mortificationen nicht entsprach." Öfters schlichen sie sich daher, nachdem sie die Matines gesprochen (um 2 Uhr) im Schutz der Nacht aus dem Hause, um im benachbarten Walde einen passenderen Ort zu finden, diese ihre Begierde zu stillen (pour rassasier leurs désirs) [2]). — Indeß war der Kapuziner Joseph gestorben (am 18. December 1638) und die Brüder mochten wieder nach Port-Royal zurückkehren gegen Ende des Jahres 1640. Sie waren über ein Jahr in la Ferte-Milon gewesen. Ein Hauptgrund dieser Vergünstigung war die große Theilnahme und Verehrung, welche ihnen die ganze Stadt bezeigte. Die

1) Wir behalten uns vor, in der Folge von Racines sich verschieden gestaltenden Verhältnissen zu Port-Royal in einem besonderen Abschnitte zu reden.

2) Fontaine. Pag. 87.

beiden Schwestern Racine, bei welchen sie bisher gewohnt, erklärten ihnen aber, daß es ihnen unmöglich sei, sich fürder von ihnen zu trennen. Sie baten, ihnen überall hin folgen zu dürfen, als dienende Schwestern, als Mägde, wie ja auch die Einsiedler und Priester zur Zeit von Athanasius gethan. Allein die beiden Brüder glaubten es bestimmt ablehnen zu müssen. Das verhinderte aber die Schwestern nicht, sich unmittelbar an Angelica zu wenden und von ihr die Erlaubniß zu erbitten, in Port-Royal des Champs einige ganz abgesonderte Zimmer über dem Thor zu bewohnen. St. Cyran billigte es nicht und empfahl Vorsicht; Le-Maitre will dem verehrten Freunde im Ungestüm seines Gehorsams versprechen, nie ein Wort mit diesen Schwestern zu reden. Dagegen warnte ihn der Gefangene vor seinen extremen Entschlüssen, wie es Unrecht sei, auf den bloßen Rath eines menschlichen Freundes hin sich also zu binden. Am Schluß dieses Briefs sagt St. Cyran [1]): Sie haben sich nur stille zu halten und auf der begonnenen Bahn weiter und immer vorwärts zu schreiten. Ich fürchte für meine Freunde nur, was ich für mich selbst fürchte, nämlich das Vergessen der außerordentlichen Gnaden Gottes. Die ordentlichen sind so selten; was muß man erst von den selteneren sagen? Die Gnade, so Gott Ihnen erwiesen, verdient diesen Namen. — Es war auch bei Le-Maitre, wie Sales von Angelica gesagt, es gehe bei ihr sprungweise mit ihrem inneren Leben. Dies lag wie im Blute der Familie. So nahm Le-Maitre auch den Wink St. Cyrans, er solle selbst seine Studien nicht zu leidenschaftlich treiben, er solle keine Passion mehr haben, als die Passion Christi, sogleich wieder leidenschaftlich und legte seine Studien bei Seite. Er war dabei so aufgeregt gewesen, daß einer der Zöglinge des Hauses uns erzählt, er habe Le-Maitren, wenn er gekommen, denselben zum Frühgebet aufzuwecken, oft wie fieberhaft gefunden. Der gute Junge fürchtete sich öfters, er möchte von dem halb Phantasirenden für einen Dieb gehalten und gefaßt werden.

St. Cyran begnügte sich nicht, die Seinigen von dem Mechanismus der Scholastik abzumahnen, er verlangte, daß sie bei ihren Studien das rechte Ebenmaas des inneren Lebens und der

1) Fontaine, Pag. 103.

Kräfte bewahren sollten. Dieses könne aber durch jedes Studium verrückt und gestört werden. Er gab darüber eines wahrhaft christlichen, darum auch wahrhaft humanen Mannes würdige Regeln, wie die Alten durch die Gymnastik des Leibes und des Geistes allen Kräften des Menschen Kraft und Gelenkigkeit zu geben wußten. Das Herz rein halten, reine Hände im Gebet zu Gott erheben, Denen uns mittheilen, welche in dem Geiste der Gnade und Wahrheit ringen, das sind uns Bürgschaften, daß uns die Wissenschaft so wenig gefährden könne und dürfe, so wenig als die Lockungen der Welt. Wenn aber die Wissenschaft der göttlichen Dinge mehr in uns wächst, als die Liebe und die Gnade unseres Erlösers, so muß jene nothwendig das Übergewicht gewinnen, und die Wissenschaft selbst welkt, verdirbt in den Aufwallungen, welche der Apostel Geschwulste des Geistes nennt, ein anderer Heiliger aber Schwindel und Wirbel im Kopfe. Das beste Mittel aber, die göttliche Wissenschaft, denn nur sie scheint ihm den Namen der Wissenschaft und die Mühe zu verdienen, in dem rechten Maas zu halten (le plus grand tempérament est) ist die thätige christliche Liebe (charité); und wenn das Eine über das Andere das Übergewicht haben muß, so sei dies die Liebe und Gnade, denn sie erhebt die Seele zu himmlischen Gegenständen, während die Wissenschaft der heiligen Dinge für sich allein zu den weltlichen Dingen niederzieht und sich selbst nur durch die lebendige Liebe zu Gott erheben kann. Daher muß Jeder, der sein Leben in dem Studium der heiligen Dinge zubringt, einen Vorrath von christlicher Liebe sammeln und besondere Zeiten, und zwar täglich, haben, um ihn wachsen zu machen, wie er bestimmte Stunden hat, um das Wachsthum der Wissenschaft zu fördern [1]).

Eines der Hauptmittel, um zu verhindern, daß der natürliche Geist und die erworbene Wissenschaft sich nicht zu sehr erheben, und um zu bewirken, daß die Liebe stets wachse und überwiege, ist die Gewohnheit, den Körper täglich durch gewisse äußerliche Übungen und Handarbeiten in der Niedrigkeit zu halten. Unter diesen sind diejenigen nicht am geringsten zu schätzen, welche uns beschäftigt halten, indem wir täglich die Erde bearbeiten; ob es gleich noch andere, erniedrigendere giebt, welche in einer

1) Fontaine, Pag. 184. 185.

unmittelbareren Beziehung zur lebendigen Liebe stehen, ob sie gleich minder demüthigend scheinen. — Nur habe ich dabei mich zu verwahren, daß Sie (er redet mit Le-Maitre) nicht zu viel Zeit darauf verwenden und dafür nicht zu viel von der Zeit entwenden, welche Gott von Ihnen in Anspruch nimmt, daß Sie durch Studien das Talent mehren, welches Gott Ihnen gegeben hat zum Wohl seiner Kirche und zur Erbauung des Nächsten. Ich billige äußerst jede Art von körperlicher Arbeit und sagte kürzlich zu Jemandem, Gott habe sie Adam auferlegt, als er denselben in das Paradies einsetzte und als er ihn daraus vertrieb. Freilich war es das eine Mal eine Arbeit der Unschuld, das andere Mal eine Arbeit der Buße. Aber ich verlange nur dieselbe Mäßigung für diese Arbeit, wie für die Wissenschaft, denn ich fliehe alle Extreme, um die Seele im Mittelstand zu halten, ohne welchen Alles fehlerhaft ist. — St. Cyran rieth Le-Maitren, täglich etwa zwei Stunden die Handarbeit zu treiben. Unmittelbar bei seiner Rückkehr nach Port-Royal hatte er, bei Gelegenheit des Todes des bisherigen Ökonomen Vitard, sich mit beinahe übertriebener Anstrengung der Haushaltungsgeschäfte und Feldarbeit unterzogen. Er that es ja zum Besten der Armen und heiliger Jungfrauen. Allein auch darin wußte er kein Maas zu beobachten, daher ihm St. Cyran eine Norm setzt. — Mönche hatten es sonst schon so gehalten, indem sie zugleich Wildnisse ausreuteten, den Garten der Wissenschaft pflanzten und das Unkraut der bösen Begierden auszogen, durch diese zuvorkommende Pönitenz, durch diese weise Heilkunst, welche vielmehr die Gesundheit des Körpers und der Seele erhält, als die festgesetzten Krankheiten nachher bekämpft. — Nicht blos dem Materialisten erscheint so manche wissenschaftliche Abnormität als ungesunder Auswuchs nicht im Gleichgewicht geübter und ruhender Kräfte des Körpers und der Seele. Wie wahr ist die Bemerkung, daß einseitige Ausbildung des Menschen durch eine falsche Spiritualität nicht in den kräftigenden Äther wahrer Geistigkeit führt, sondern daß sie platt und prosaisch in den Staub herunterfinkt, nachdem sie mit ermattenden Flügelschlägen umsonst gesucht, in dem luftleeren Raume sich schwebend zu halten! So verfällt sie denn der rächenden Fehme der niederen, dunkeln Gewalten, deren irdischen Boden mit sicherem Schritt zu betreten der stolze Segler der Lüfte noch vor Kurzem ver-

schmähte. Dazu giebt die „Geistigkeit der Engel" und die überfeinerte Geistigkeit des natürlichen Menschen aller Zeiten, der ersten Jahrhunderte und unseres Geschlechtes, der Asceten und der Büchermenschen, Belege und Beispiele in Menge. Wenn der Vorrath an erhitzter, künstlich verfeinerter Luft erkaltet und verflogen ist, sinkt der Luftballon unaufhaltsam zur Erde nieder.

Le-Maitre trieb, seit er nach Port-Royal zurückgekehrt war, das Ebräische mit großem Eifer. Denn er hatte sich schon seit einiger Zeit besonders mit den Psalmen befaßt. St. Cyran ermunterte ihn dazu, er solle sich nicht dadurch von seinem Vorhaben abhalten lassen, daß er keinen Lehrmeister habe. Die Lehrer verhindern, besonders in dieser Sprache, die Fortschritte durch ungenügende Erklärungen, durch ihre Unsicherheit. Jede Sprache aber erlernt man durch Schärfung des Urtheils und durch Übung. Nehmen Sie sich nur in Acht, daß Sie sich nicht zu sehr gegen die Vulgata in Feuer setzen, von welcher freilich Jeder weiß, daß sie vom Ebräischen sehr verschieden ist. Eine solche Hitze könnte Sie zu weit führen [1]). — Er bittet Le-Maitren, ihm die Psalmen, wie er mit der Übersetzung vorrücke, zu übersenden. Ich singe in meinem Gefängniß gerne die Psalmen, ich werde mich aber freuen, sie in unserer Sprache zu singen. — Abermals kommt er auf seine eigene Erfahrung zurück, daß keine Lockung der Welt uns der Gefahr der Eitelkeit so aussetze, als ein von lebendiger Liebe getrenntes Studium der göttlichen Dinge. Er selbst würde sich an Leib und Seele gesünder fühlen, hätte er stets darnach gelebt. — St. Cyran theilt sofort dem Freunde seine Ansicht über die Geschichte und Entwicklung der ebräischen Sprache mit. Er nimmt auf mehrere Fragen des Jahrhunderts und der Sprachenmystik Rücksicht. Die ebräische Sprache ist nur zufällig und per accident die heilige Sprache geworden, weil Gott in ihr sein Gebot gab. Gropius Behauptungen über das Ebräische seien Träumereien, wie daß er das Flämische für die älteste Sprache erklärt. Die Zeit der Abfassung einer syrischen Übersetzung von den Büchern Mosis und den Psalmen für Hiram, beschäftigt sie, desgleichen die Inspiration der Septuaginta.

Le-Maitre in seinem Ungestüm, in seiner völligen Dahingabe

1) Fontaine. Pag. 105.

an St. Cyran, glaubte hie und da sich von dessen Seite mit Zurückhaltung belohnt und fühlte sich gekränkt. St. Cyran bezeugte ihm, daß er es einfach und offen mit allen Leuten meine, wie vielmehr mit ihm; es thue ihm leid, daß es ihm nicht bei Allen erlaubt sei, aber bei Freunden erfreue er sich um so mehr der christlichen Freiheit. Was nun das betrifft, schreibt St. Cyran [1]), daß ich Ihnen kurz vor meiner Gefangennehmung meine Gründe nicht auseinandersetzen wollte, womit ich die Zweifel eines Hofmanns gegen das Dasein Gottes widerlegte, so geschah dieses durchaus nicht darum, weil ich Ihr Begehren für Neugierde hielt. Einer meiner Gründe war, daß ich beinahe nie zweimal dieselbe Geistesverfassung, dasselbe Licht habe, um auf solche, die Lehre betreffende Fragen zu antworten. Ich fasse oft meine Antworten im Augenblick. Nachher aber habe ich nur noch einige Reste von Gründen im Geiste, welche im Vergleich zu den wahren Gründen eintönig, farblos und unvollkommen sind. Überdies pflege ich nur bei gewissen Bewegungen und mich drängenden Gefühlen zu reden; habe ich sie aber nicht, so ist es mir unmöglich, etwas davon zu sagen. Denn was von einem gewissen Grad von Wärme abhängt, welchen die Natur oder die Gnade giebt, ist nicht immer gegenwärtig. Daher habe ich den meinen Freunden wohl bekannten Grundsatz, man müsse Beides, Stimmung und Gelegenheit haben, um von einer Sache zu reden. Da sich aber diese Beiden nicht immer begegnen, ist man oft verpflichtet zu schweigen. So hat das Schweigen seine Zeit und das Reden wiederum. — Er entsinnt sich, daß er bei jener Gelegenheit Gottes Dasein bewiesen habe aus den Vorbildern, den Prophezeihungen, dem Dasein der Teufel und den Wundern. Ganz besonders aber ruht der Beweis auf der Nothwendigkeit der Bestrafung der Bösen; während der Beweis aus den Belohnungen der Guten viel weniger schlagend, dringend (pressant) ist, denn seine Anwendung ist seltener, er entspricht weniger unserem Gefühl und unterliegt noch vielen Einwürfen. Wollte Gott uns einmal wieder zusammenführen, so würde er uns auch die Gnade schenken, über Alles übereinzukommen. Denn die Freundschaft labt Alles mit ihrem Thau, Geist und Herz, sie läßt beinahe nicht zu, daß zwei

1) Fontaine. Pag. 110.

Freunde verschiedener Ansicht seien. Sollte dieses auch manchmal geschehen, so löst es sich doch bald wieder auf. Könnte man einem Freunde seine letzten, innersten Gedanken nicht anvertrauen, ohne daß man zu befürchten hätte, er möchte Folgerungen daraus ziehen, so würde ich auf die Freundschaft verzichten. Was soll ich erst von Freunden sagen, welche verbunden sind in der christlichen Liebe, deren Freundschaft also nicht eine irdische, sondern eine himmlische, eine göttliche ist! Hier muß eine rückhaltslose Freiheit, Einfalt und Offenherzigkeit walten. — Wir finden in diesen Männern allen, in St. Cyran, in d'Andilly, in Barillon, in Le-Maitre eine sie charakterisirende Schwärmerei für Freundschaft, welche sich mit der scheinbar widersprechenden Liebe zur Einsamkeit unmittelbar verbindet. Das war eine geheime Verschwörung von Männern, welche sich nicht beugen wollten unter das goldene Knechtesjoch dieser schweren Zeiten, ein Bund nicht zum Angriff, sondern nur zum Schutz, zur Vertheidigung des inneren, heiligen Feuers. Solch Band aber mochte die Hand keines Gewaltigen brechen, so wenig als den Bund der ewigen Sterne.

Etwas später fing Le-Maitre auch an, die Lebensbeschreibungen mehrerer Heiligen zu übersetzen. Fontaine, welcher viel um ihn war, der ihn wie einen zweiten Vater betrachtete, erzählt, es habe sich Le-Maitre an den geistigen Abenteuern (avantures spirituelles), welche sich auf die Bekehrung der Seelen beziehen, eben so gefreut, wie die Weltkinder an den Romanen. Manche, an die alterthümlichen Wörter der langue gauloise gewöhnt, stießen sich daran, diese heiligen Legenden in elegantem Französisch zu lesen. Wie der katholische Cultus an die lateinische Sprache gebunden scheint, also mußten auch diese Heiligen in der Sprache des Volks und ihrer Provinz viel mehr autochthonische Stärke und noch ungleich mehr den Klang guter, alter Münze haben. Es mußte ihnen durch diese Verpflanzung auch gehen, wie den Bischöfen und dem Adel derselben Provinzen, welche auch auf dem glatten Boden des Hofes den festen, männlichen Schritt verlernten, nur schlichen, wie sie sonst aufgetreten waren. Auch die Götter der alten Nationen, als sie nach Rom kamen, wurden bald nur Merkwürdigkeiten der Weltstadt. — Indeß verleugnete Le-Maitre auch in seiner literarischen Thätigkeit den Asceten nicht; er glaubte seine Arbeiten lange an sich, lange verborgen halten zu

müssen, damit Gott allein den guten Geruch dieses Opfers habe. Denn die duftige Myrrhe verliert ihren Wohlgeruch, wenn sie aller Welt aufgedeckt liegt. Wie es weiter damit gehen würde, wollte er Gott überlassen. Auch er glaubte in dem demüthigen Geschäft des Übersetzers sich die dem Büßer wohl anstehende Tugend der Selbstentsagung aufzulegen. Es that ja vor Allem Noth, daß man die Heiligen und Väter, die Organe der Kirche, einmal wieder mit ihren Werken und ihrer Sprache reden lasse, nachdem der Fürwitz und die Schulweisheit der einzelnen Individuen lange genug das große Wort geführt.

Le-Maitre war so sehr der Welt begraben, daß er sich weder zum Leichenbegängniß seines Vaters, noch zu dem erst dadurch möglich gewordenen Eintritt seiner Mutter als Novize von Port-Royal, nach Paris begab. St. Cyran war über dieses Ereigniß sehr erfreut, denn er fand, daß bei dem gegenwärtig herrschenden Zerfall der Zucht in der Kirche, das Leben in einem geistlichen Hause der sicherste Weg zum Himmel sei. Die Kirche in der Kirche schien sich ihm vorzüglich in den reformirten Klöstern darzustellen. Er fand indeß, daß Madame Le-Maitre, oder vielmehr Catharina von St. Johann, wie sie nun mit ihrem geistlichen Namen genannt wurde, eigene Schwierigkeiten zu überwinden habe, um eine gute, sich ganz ihres Willens und Urtheils begebende, Nonne zu werden. Denn ihr langer Umgang mit der Welt habe sie daran gewöhnt, über Alles zu raisonniren. — Diese Sitte, den alten Namen beim Eintritt in das Kloster mit der eigenen Persönlichkeit auszulöschen und den in eine neue Welt Eingehenden, den Gliedern einer neuen Familie, einen neuen Namen zu geben, charakterisirt den Geist des Klosterwesens. Man sagt, auch in Sibiriens Steppen werden die Namen der Deportirten zur Vergessenheit verdammt; nur daß sich hier die prunkenden Titel alter fürstlicher Häuser in ein „Nro. Nro." verwandeln. Dort will der abgelegte Name bedeuten, daß die Gebundenen Gottes in das Buch des Lebens eingeschrieben sind, hier, daß die Gebundenen menschlicher Gewalt im Buche des Todes stehen, daß sie schon todt und begraben sind und nur noch gezählt werden, wie der Wanderer die vereinzelten, verkrüppelten Tannen zählt in der öden Steppe, unter deren Leichentuch Palmenwälder und der blanke Schmuck Indiens, das Elfenbein, vergraben liegen. Denn

in jene Eisfelder haben die mächtigsten Revolutionen in der Urzeit der Erde ihre Trümmer begraben, wie die Revolutionen unserer Tage die ihrigen. Aber auch das Kloster öffnet Dem ein lebendiges Grab, den des Lebens Umwälzungen gebrochen haben, und unser Port-Royal sah manchen edlen Schiffbrüchigen durch die hohe Fluth der Zeiten nach seinem stillen Hafen treiben.

Le-Maitren hatten seine Freunde gesagt, als er es ablehnte, nach Paris zu kommen, dieser Feier beizuwohnen, sie hoffen, es stehe etwas nahe bevor, was ihn doch gewiß aus seiner Einöde reißen würde. Man hoffte auf St. Cyrans Befreiung. Nach Abschluß seines Verhörs hatte der Inquisitor ihn sehr ermahnt, sich an die Gnade des Cardinals zu wenden, St. Cyran that auch bei diesem Alles, was er mit Ehren thun konnte. Einige der Seinigen glaubten, er sei zu weit gegangen. Er versichert, man habe ihm mehrere Wege eröffnet, um hinauszukommen; allein er habe die Sache Gottes und seine Ehre nicht in den Händen seiner Feinde zurücklassen wollen. Seit dem Ende des Jahres 1641 hatten ihn seine Freunde ungestört besucht; selbst Chavigny that es; am 14. Mai 1642 erhielt er einen Theil seiner Papiere zurück. — Endlich starb der Cardinal; da thaten sich die Gräber auf, die Kerker und das Exil. Eine neue Zeit war hereingebrochen, noch ehe der seinem Meister Richelieu auch im Tode auf dem Fuß nachfolgende König vom halben Tode zum ganzen hinüberschied. Er hatte die Absicht gehabt, das System beizubehalten, welches über ihm selbst gewaltet. Allein die allgemeine Überzeugung, es sei damit aus seit dem Tode seines Urhebers, riß auch ihn mit fort. Wäre Richelieu nicht zu rechter Zeit gestorben, das eherne Gebäude wäre vielleicht über ihm zusammengebrochen. In allen Dingen hat er von oben das Werk der Revolution vollstreckt, außer daß er nicht wagte, an den königlichen Stamm das Beil des Henkers zu legen. Doch seine eigene Furcht und des Königs Erniedrigung hatten ihr volles Maas erreicht. Er erschien beim Könige, bis in dessen Gemach von seinen eigenen Garden begleitet; denn von den königlichen Garden fürchtete er Blutrache für die Manen von Cinq-Mars. Die Königin Mutter, Maria von Medici, und ihre anfängliche Creatur, ihr nachmaliger, unerbittlicher Feind, Richelieu, und der immer lebenssatte König stiegen

rasch nach einander in die Gruft [1]). Jene starb ferne von Frankreichs ersehntem Boden, im Ausland, wo sie ihre Armuth zur Schau getragen, sie, deren Kinder auf zwei mächtigen Thronen saßen. Der König soll gegen sein Ende beinahe verlassen gewesen sein, obgleich alle Gewalt von seinem letzten Willen abhing. Des Cardinals Sterbelager war das eines großen Königs. Frankreich erbebte bei seiner Todesbotschaft, wie es vor der Kunde gezittert hätte, er sei dem Leben wiedergegeben. Die Völker haben Epochen, wo sie sich über nichts freuen dürfen. — Doch bald gefielen sich die noch schöne Königin und das wankelmüthige Volk eine Weile in ihrem Wittthum. Es giebt für erlauchte Personen beim Antritt der Regierung keine größere Empfehlung beim Volke, als wenn sie unter dem vorhergehenden Regiment mit dem Volke bedrückt und mishandelt waren. Das war lange das Loos der Königin Anna gewesen. — Als man St. Cyran die Kunde vom Tode des Cardinals überbrachte, sprach er: So ist er denn also am Festtage St. Cyrans gestorben; er verlangte sein Brevier, sprach die Gebete für die Todten und erschien den Rest des Tages, wie sonst immer [2]).

1) Maria stirbt zu Köln den 3. Juli 1642, nach eilfjähriger Verbannung; den 4. December Richelieu, 58 Jahre alt; den 15. Mai 1643 stirbt Louis.

2) Eine Hauptquelle für die Darstellung von St. Cyrans Wirksamkeit während seiner Gefangenschaft hätten seine Briefe sein mögen, welche d'Andilly herausgegeben. Allein es war uns nicht möglich, dieselben auf einer deutschen Bibliothek zu finden, noch in Paris sie zu kaufen, bei aller freundschaftlichen Unterstützung dazu. Wir hoffen im zweiten Bande in einer Beilage das Hauptsächlichste daraus geben zu können.

Zweites Kapitel.

St. Cyrans Befreiung und Tod.

Außer d'Andilly ließen sich namentlich Mole und der Staatsminister Chavigny die Befreiung St. Cyrans angelegen sein. Mole, welcher die Weise dieser Inquisitoren kannte, hatte St. Cyran vor dem Verhör den Rath entbieten lassen, er solle verlangen, daß das Protokoll auf linirtes und paginirtes Papier geschrieben werde. Sobald der Befehl zur Entlassung St. Cyrans ausgestellt war, eilte d'Andilly mit seiner Karosse nach Vincennes. Es war am 6. Februar 1643. Die Leute daselbst weinten vor Freude und Trauer. Er hatte sich die Herzen auch vieler Geringen gewonnen Einer der ersten Einsiedler von Port-Royal des Champs war neben Le-Maitre ein sehr misgestalteter Schuhmacher, Bruder Karl de la Croix genannt. Er war durch seinen Bruder, einen der Wächter St. Cyrans, mit diesem bekannt geworden. Als dieser denn aus dem dreijährigen Gefängniß auszog, stellten die Soldaten sich ohne Befehl in Reihen, durch welche er unter Trommel- und Pfeifenklang und unter Freudensalven, mit allen militärischen Ehren, als ein rechter Streiter des Herrn seinen Auszug hielt.

So kam er von vielen seiner Freunde begleitet sofort nach Port-Royal de Paris. Zuerst trat er hier in die Kirche. Da der Psalter sein liebstes Gebetbuch war (les pseaumes étaient sa dévotion), bat er Singlin, das Psalterbuch aufzuschlagen und ihm den ersten besten zu zeigen, in der Zuversicht, Gott werde ihm darin eine für seine Lage angemessene Lehre geben. Singlin schlug den vierunddreißigsten auf, einen Psalm Davids, da er von Abimelech in die Wüste verjagt wurde: Der Gerechte muß viel leiden; aber der Herr hilft ihm aus dem Allem; er bewahrt ihm alle seine Gebeine, daß deren nicht Eins zerbrochen wird. St. Cyran hub an, dies Lied mit feurigem Herzen zu singen, die Augen in Thränen. — Angelica, als sie seine Befreiung erfahren hatte, eilte zu den Schwestern; um aber das Stillschweigen auch dabei nicht zu brechen, trat sie, das Angesicht von Freude strahlend, vor dieselben, faßte ihren Gürtel und löste ihn; und Alle

erkannten, daß auch Gott die Bande seines Dieners gelöst. Und alle dankten Gott mit Freuden, aber ohne Worte, ohne Störung, Als Gebundene des Herrn. Es ist diese Sprache durch symbolische Handlung durchaus die Sprache der katholischen Kirche und ihres Cultus; der mystische Schlüssel zu dieser Sprache der That liegt in dem Mittelpunkt des Cultus selbst, im Meßopfer. — Was er vor Jahren gesäet, das fand er nun schon gediehen wie ein Saatfeld, das dem Schnitter entgegenwogt. Es war wohl nöthig, daß er auf einige Zeit von den Seinigen genommen würde, wenn er das Wachsthum und Erstarken dessen selbst noch sehen sollte, was er in sie gelegt. Sein Einfluß, sein Geist, seine Persönlichkeit und die Ehrfurcht für ihn waren zu überwiegend, als daß die Seinigen in wahrer Freiheit, in Läuterung und Stählung ihrer eigenen Natur, hätten erstarken mögen, so lange er stets unmittelbar, persönlich ihnen nahe war. Sie wären wohl beinahe Alle mehr oder weniger seine Abbilder, also seine Schatten geworden. Damit Singlin zu einem Elisa würde, mußte Elias scheiden. So drang St. Cyran ja Le-Maitren die Freiheit, die christliche Freiheit auf, welche er ihm gegenüber zu behaupten verpflichtet sei. Nur so konnte St. Cyran sterbend seinen Feinden zurufen, er lasse wohl zwölf hinter sich, stärker denn er selbst, eine gewaltige Adlerbrut, Jeden auf seine Weise zum Kampf gerecht. — Besonders verlangt ihn aber, die Seinigen in Port-Royal des Champs zu sehen; denn Der, welcher diese Gefangenen hier mit unsichtbaren Banden hielt, war nicht gestorben, ihr Bann nicht gelöst. Es verglichen die Einsiedler diese kurze, ersehnte Erscheinung des gleichsam Auferstandenen mit den Erscheinungen des auferstandenen Christus im Kreise seiner Jünger. — St. Cyran besprach sich namentlich mit Le-Maitre, welchen er gleichsam als das Haupt des Eremitenvereins behandelte. Denn auch hier war das Verlangen nach Einsamkeit nur durch eine geordnete Gemeinschaft zu stillen. Sie sprachen von der Freundschaft und den Mitteln, stets in unmittelbarem, persönlichem Verkehre zu stehen. St. Cyran ermahnt ihn, daß er von ihm stets zugleich als sein wahrer Freund und sein berufener Beichtvater angesehen werden wolle. Das beste Band der Freundschaft aber ist Gebet und gegenseitige Fürbitte. Denn indem wir für den Anderen etwas erflehen, werden wir uns recht bewußt, daß wir Alle

dasselbe Leiden und Bedürfniß haben; wir sind Eins durch die gedoppelte Geburt. Ob wir aber gleich fürerst als Sünder geboren sind, dürfen wir doch auf Erhörung hoffen, denn Gott nimmt unsere Gebete an nicht als von uns, sondern als in dem Körper, dessen Glieder wir sind. Das zeigt uns das Vater-Unser und Ambrosius, indem er spricht: In commune oramus (wir beten gemeinschaftlich). — St. Cyran ließ es sich angelegen sein, den Enthusiasmus seines Freundes und Verehrers für ihn zu dämpfen, da es ja doch nicht ohne Menschendienst geschehen könne. Wenn Jemand Ursache habe, sich zu demüthigen, so wäre ich es, sprach er, der ich seit meiner Gefangensetzung erfahren habe, wie weit in den Menschen die Unordnung geht, nicht in den Weltkindern, sondern in Denen, von welchen die Welt glaubt, als stehen sie außer der Welt, als hätten sie ihre Gedanken nur auf den Himmel gerichtet. Hätte ich seit meiner Befreiung Zeit gewinnen können, ich hätte es Punkt für Punkt niederschreiben mögen, wie die Stimmungen der Menschen und die Urtheile Anderer darüber, die Urtheile meiner Freunde und Derer, die gut über mich geredet haben, von der Wahrheit abweichen [1]). Dieses hat mich durch Gottes Gnade nur zu seiner Bewunderung im tiefsten Herzen bewegen können. Daher glaube ich zu mir selbst zu sprechen, wenn ich einem so auserlesenen Freunde sage: Sich demüthigen, dulden, von Gott abhängen, das ist das ganze christliche Leben, wenn man diese drei Stücke beständig und täglich beobachtet, Freude und Ruhe im Grunde des Herzens. Dann mögen sie kommen, die mir übel wollen, denn ich trage in die Seele eingegraben das Leben und das Kreuz Christi, als Christ, als Getaufter. Täglich erkenne ich, wie sehr ich nöthig habe, aufgeweckt zu werden, nicht blos durch Freundesrath, sondern auch durch traurige Ereignisse und durch Schreckniss, wie mir denn auch nur zu oft geschieht. Dies hat mich auch eingeleitet in die Beobachtung dieser drei Worte, welche die ganze Gewalt unserer Religion enthalten, die

1) Fontaine. Pag. 167. Die Stelle ist etwas dunkel; wir glauben sie so verstehen zu müssen. Man vergleiche damit, was Retz bei Gelegenheit des tragikomischen Spuks mit den vermeinten Teufelserscheinungen (Petitot XLIV. Pag. 136) über das Trügerische aller Schlüsse von äußeren Symptomen auf innere Zustände bemerkt und die Anwendung, welche er auf die Geschichte macht. Wir haben in diesen zusammengehaltenen Reflexionen den ganzen Unterschied dieser beiden Männer.

ja nicht in einer trägen Betrachtung der göttlichen Wahrheiten besteht, sondern in der Praxis, in der Ausübung, in der Tugend. Der Schwachheit, welche wir tragen, der Sünde, damit wir von innen und von außen umgeben sind, thut diese gedoppelte Unterweisung Noth, welche unsere Feinde sowohl, als unsere Freunde uns geben müssen, die Einen durch ihre Zärtlichkeit, die Anderen durch ihren Haß [1]). — Glauben wir hier nicht einen der besseren Mystiker der lutherischen Kirche aus dem zweiten Jahrhundert nach der Reformation zu hören? Die Kirche, ihre todte, starre Körperlichkeit in Orthodoxie oder Werkheiligkeit hat stets durch das Gesetz des Gegensatzes solch Sehnen nach Erlösung nicht minder angefacht, als durch die unter dem hohen Schutt noch verborgene, unverlöschbare, göttliche Wahrheit. Bei allen Mystikern aber, so weit sie auch ihr Flug auseinander zu treiben scheint, ist doch im Wesentlichen eine oft überraschende Übereinstimmung, daß man sich oft zu dem mühseligen und fruchtlosen Unternehmen versucht fühlt, den Faden einer äußeren Tradition bei ihnen nachzuweisen. Le-Maitre erbat sich von St. Cyran namentlich auch Aufschluß über ein Mysterium des inneren Lebens. Dieser hatte ihm geschrieben von gewissen himmlischen Harmonien. St. Cyran erklärte ihm, daß er hier nur aus eigener Erfahrung rede, durchaus kein System, durchaus keine Nothwendigkeit, keine Norm daraus machen wolle. Er bezog sich auf eine Predigt, welche er einmal vor Nonnen gehalten; nachdem wir die Begierde nach Reichthum, nach Ehre, nach Weltlust gestürzt haben, erheben sich über diesen ihren Trümmern andere Reichthümer und Ehren, eine andere, himmlische Lust, welche nicht dieser sichtbaren, sondern der unsichtbaren Welt angehören, schwerer zu zerstören sind, als jene ersten. Allein die Schwierigkeit dabei ist, diese Himmelsgüter recht zu kennen und zu unterscheiden, da hier der Geist der Bosheit gern sein Spiel treibt [2]). — Scheint nicht dieses Harren himmlischer Harmonien mit der Sitte und dem Gebot des Stillschweigens unmittelbar verbunden? Le-Maitre war von St. Cyran aufgefordert worden, eine Übersetzung der Officien von Cicero zu machen; indem er dieselbe seinem verehrten Freunde übergab,

1) Fontaine. Pag. 167. 168.

2) Fontaine. Pag. 175. 176.

sprach dieser [1]): Ich habe Ihnen diese Arbeit vorgeschlagen, da ich erkannt habe, daß Gott mit allen Wahrheiten der Ordnung seiner Gnade sich eben so abgebildet hat in der Ordnung der Natur und in der bürgerlichen Ordnung, wie im Gesetz Mosis. Auch hatte ich eben in den Officien eine die Gewalt der Priester betreffende Stelle bemerkt, welche meinen Geist traf; es ließ mich dieses deutlich sehen, daß die Vernunft eines Heiden das alle von Gott den Menschen gegebenen bürgerlichen und kirchlichen Gewalten betreffende allgemeine Princip besser eingesehen hat, als man dasselbe jetzt in den Schulen einsieht. Man muß gestehen, daß die menschliche Vernunft sich mehr anstrengte vor dem Gesetz der Gnade, daher man auch keinen Cicero und keinen Virgil mehr finden wird. Dies hat mich bewogen, Jemanden zur Übersetzung der Officien zu veranlassen und sie mit zwei anderen Übersetzungen kirchlicher Schriftsteller zusammenbinden zu lassen, welche von denselben Dingen reden, von welchen diese Officien. So mag man denn durch ihre Vergleichung die Größe Gottes erkennen, welcher die Grundlagen, um nicht blos zu sagen die Vorbilder der christlichen Wahrheiten in die Bücher der Heiden gelegt hat.

St. Cyran billigte die Absicht Le-Maitres, das Leben der Heiligen zu schreiben; allein man muß sich lange darauf vorbereiten durch das Gebet, indem wir nach und nach das Überflüssige in uns lostrennen und mehrere nöthige Dinge in Eins zusammenziehen. Man sammle sich innerlich und demüthige sich, wenn man sich für verpflichtet hält, ein Werk zur Ehre Gottes zu schreiben. Wir müssen uns als Gottes Werkzeug, als Gottes Feder ansehen und erweisen, dürfen uns nicht erheben, wenn wir vorrücken, uns nicht entmuthigen, wenn es uns nicht gelingen will. Denn es bedarf nicht weniger Gnade, der Niedergeschlagenheit auszuweichen, als der Selbstüberhebung; das Eine so gut, wie das Andere, ist ja eine Wirkung unseres Stolzes. Eine Feder dünkt sich ja auch weder weniger, noch mehr, man mag sich ihrer bedienen oder nicht, man schreibe gut oder schlecht. Wir müssen uns ansehen wie ein Kind, dem ein geschickter Meister beim Malen die Hand führt. Daher wäre es lächerliche Eitelkeit von uns, wenn wir uns den guten Erfolg zuschreiben woll-

1) Fontaine. Pag. 170. 171.

ten, und Nichts ist so vernünftig, als die Demuth in den Arbeiten für Gott, wie in den natürlichen Gaben. Wenn man sich in diesen Gefühlen hält, wächst man gleichermaßen an Tugend und an Licht; man erlangt eine wunderbare Kraft, ein Geruch der Frömmigkeit verbreitet sich durch das ganze Werk und durchdringt zuerst den Schriftsteller, dann alle Leser [1]). — Die mit dem Geiste Gottes und einer vollkommenen Reinheit des Herzens geschriebenen Werke machen sich im Lesen fühlbar, sie bringen Wirkungen der Gnade in ihren Lesern in allen Jahrhunderten hervor, verhältnißmäßig wie die Heiligen Schriften. Denn durch drei Arten von Schriften werden die Kirche und die Gläubigen erbaut. Fürerst durch die Heiligen Schriften, sodann durch die Concilien und die Väter, drittens durch die Schriften von Männern Gottes, welche während der Verfassung dieser Schriften ihr Herz vor ihm ausgegossen haben. Alle anderen Bücher, so heilig auch ihr Gegenstand und ihr Stoff sei, schließen sich durch ihren Stoff und ihren Leib an das Judenthum, durch ihren Geist aber an das Heidenthum an. Ich erkenne es als eine große Gnade Gottes an, daß er nicht zugegeben hat, daß ich die Werke schriebe, welche ich mir vorgesetzt hatte. Denn ich war nicht rein genug, es nach der Reinheit ihres Stoffes zu thun. Es war recht nöthig, daß ich lange in einer gedoppelten Gefangenschaft geläutert würde, welche mich hat erkennen und fühlen lassen, was ich mir vor dieser, in Vincennes gemachten Erfahrung nie auch nur hätte einbilden mögen. Es hat mich dieses auch die auffallende Vorsehung Gottes mit St. Johannes bemerken lassen, welchen er zuvor in siedendem Öl läutern wollte, um ihn würdig zu machen, die Apokalypse zu schreiben und das vierte Evangelium, das erhabenste unter den vieren. — Man sagte nach seinem Tode, er habe namentlich noch über die Pönitenz schreiben wollen. — Auch hier finden wir, wie die Apokalypse und die Entfesselung der Kirche ihn in seinen Banden beschäftigte und die Erlösung des göttlichen Geistes aus dem Kerker der Endlichkeit. Und diesem Mann, dem der Born des Geistes so reich floß aus dem Fels der Kirche, ward vorgeworfen, er glaube nicht an diesen wahren Leib Christi, die Wohnung seines Geistes! Freilich

1) Fontaine. Pag. 170 bis 173.

hing sein Glaube an dem Leben, an dem inwohnenden Geiste, nicht an der äußeren Geberde, und um jenes war es den Schriftgelehrten und Pharisäern aller Zeiten sehr wenig zu thun.

Er durchmusterte mit einem Blicke Le-Maitres Bibliothek und hub an[1]): Augustin ist der Erste der lateinischen Väter. Alle seine Worte sind Ergießungen seiner Tugend; seine Bücher gehen aus seiner Hitze hervor: Unde ardet, inde lucet. (Sein Licht bricht aus dem Grunde seiner Gluth hervor.) Wie Apelles und die anderen großen Meister viele gewöhnliche Werke gemacht haben, von welchen man nicht redet, aber drei oder vier unnachahmliche Meisterwerke; so hat auch Gott mindere Werke, Menschen nämlich, welchen er weniger Gnaden gegeben hat, aber auch unvergleichliche, wie St. Augustin und einige Andere. St. Chrysostomus ist der vortrefflichste unter den griechischen Vätern. Das sind die beiden Quellen, woraus alle Anderen geschöpft haben. Denn die Lehre dieses Letzteren ist die reinste und erhabenste; sie ist nicht so populär, als man glaubt. St. Ambrosius ist vortrefflich; er ist dunkel und nicht so geschätzt, weil man ihn nicht versteht. Er war der Meister Augustins. St. Hieronymus ist minder als diese Beiden, er hatte weniger den Geist des Christenthums. St. Cyprian ist vortrefflich: Aurum quaerebat in stercore Tertulliani (er suchte Gold in dem Kothe Tertullians); nicht als wäre Tertullian keine große Persönlichkeit gewesen, aber sein Geist und sein Herz waren minder geregelt, als bei den Anderen.

St. Gregor von Nazianz ist der Erste nach St. Chrysostomus, nach ihm St. Cyrill und dann erst St. Basilius. — Pabst Gregorius ist der wahre Schüler St. Augustins, welcher nicht minder sein Meister war in den hauptsächlichsten Punkten der christlichen Wahrheit, als St. Ambrosius es für Augustin gewesen war. Gregor drückt sich deutlich aus, während die Sprache von Ambrosius so geistig und allegorisch ist, daß man an seinem Geiste Theil haben muß, um seine Worte gut zu verstehen und um das sich zu verdeutlichen, was er in Beziehung auf die Erkenntniß sagt, welche man von der Wahrheit haben muß, ehe man etwas liest.

1) Fontaine. Pag. 176.

St. Bernhard ist der Letzte der Väter, er ist ein Feuergeist, ein wahrhaft ritterlicher Christ (un vrai gentilhomme chrétien), gleichsam ein Philosoph der Gnade. Was besonders bewundernswürdig an ihm ist, ist daß, während ihm die Wissenschaft wie durch Einströmung (infusion) gegeben war, er doch weder etwas schreiben, noch sagen wollte, es sei denn, daß er es in der Tradition gefunden hätte; so daß, wenn man seine Lehre in gewisse Punkte eintheilte, man sie ganz in Augustin, in Ambrosius und Gregor, seinen gewöhnlichen Schriftstellern, finden würde.

St. Thomas ist ein außerordentlicher Heiliger und ein großer Theologe. Kein Heiliger hat über die göttlichen Dinge so viel nachgedacht. Er lebte in einem Jahrhundert, da man der Philosophie viel einräumte und anfing, sich an das menschliche Raisonnement zu gewöhnen. Richard von St. Victor, Wilhelm von Paris, ich habe sie vor mehr als zehn Jahren gelesen. Es schien mir, als seien dieses gemischte Schriftsteller, welche gute Sachen haben, untermengt mit anderen, welche mit großer Vorsicht und Auswahl zu lesen wären. Etwas mehr habe ich Hugo von St. Victor gelesen, welcher mehr geschätzt ist, als die Anderen, dennoch dieselbe Mischung enthält, nicht blos die Disciplin betreffend, sondern auch im Dogma und der einfachen Kirchenlehre. Daher war ich auch ein wenig erstaunt über das Urtheil, welches Cardinal du Perron von ihm gefällt hat, indem er ihn die zweite Seele Augustins nennt. Denn dieses kann nur dann also sein, wenn die Seele dieses Heiligen in zwei Theile geschieden wird; so viel ist gewiß, daß Hugo die Grundmaximen der Lehre Augustins nicht weniger kritisirt, als feststellt. Daher wundere ich mich nicht über diesen Widerspruch des Geistes in demselben Schriftsteller, welcher nicht blos aus der Erschlaffung der Disciplin hervorgeht, die allerdings zu dieser Zeit anfing groß zu werden, sondern auch daraus, daß man anfing zu raisonniren und die Theologie nach Methoden zu behandeln. Sie lasen schon die Alten nicht mehr viel; obgleich dieselben von den Nachfolgenden noch weniger gelesen wurden; sie behielten die Tradition mehr durch die Reste, welche davon im Gebrauch geblieben waren, als durch die eigene Lectüre. Aber man muß immer an die Quelle selbst gehen; hier finden wir diese Ungleichheiten nicht. Da Gott in den Seelen

thut, was die Sonne thun würde, wenn sie ihr ganzes Licht in einen Spiegel einprägte, so darf man sich nicht wundern, daß sich bei den Heiligen so viele ähnliche Gedanken und Handlungen finden. Ist es doch dasselbe Eine Licht in mehreren Spiegeln; nur daß, während ein gewöhnliches Licht in einem Spiegel nicht leuchtet, wenn es zu nahe ist, das Licht der Gnade nur leuchtet, indem es sich nähert und in Mehreren widerstrahlt, so entfernt sie auch von einander seien, was das natürliche Licht nicht thun kann. Denn Gott ist unermeßlich.

So sehen wir denn, wie die ganze Entwicklung und Entfaltung der Theologie für St. Cyran eine innere Mittheilung ist, daher er für das Göttliche im Menschlichen, für das Menschliche im Göttlichen Raum hat, daher er in der Einheit die Mannichfaltigkeit, in der Mannichfaltigkeit die Einheit zu halten weiß. Denn darin ist wahres Leben, Entfaltung, ohne daß der Grund verloren ginge. Es ist ihm die christliche Wissenschaft ein mächtiger Baum, dessen Wurzeln tief in die Erde schlagen, dessen Äste sich hoch gegen den Himmel ausbreiten. Freilich ist sie auch dem Unvorsichtigen der Baum der Erkenntniß und der Prüfung, des Lebens und des Todes. Besonders aber fürchtet er, das Leben möchte sich verlieren, wo die Rinde überwiegt über das Mark des Lebens, die Methode über den schaffenden Geist. Darum reicht die Kette der wahren, lauteren Kirchenlehrer nur bis auf Bernhard, welcher zugleich auch der letzte in der Kette von Kirchenlehrern ist, die zugleich von den Gläubigen als Heilige verehrt werden. Von der Scholastik denkt St. Cyran etwa wie Melanchthon darüber dachte. Merkwürdig aber ist, daß offenbar die Übergewalt des Pabstthums über den Episkopat, das Nachlassen und Erschlaffen der alten strengeren Pönitenzordnung und Kirchenzucht, die eine lebendigere, frömmere Theologie verdrängende methodische Scholastik, sämmtlich mit dem Aufkommen der Bettelorden zusammenhängen und in ihrem Zusammentreffen für St. Cyran eine große, aber traurige Epoche in der Gestaltung der Kirche bilden. Zu bemerken ist auch noch besonders die Analogie, daß die Jansenisten von dem Studium der Kirchenväter zu der Schrift selbst als zur Quelle zurückgeführt wurden, während

die neuere, lebendigere, protestantische Theologie von der Schrift und deren Erforschung sich zum Studium der Kirchenväter fortgedrängt fühlt.

Zum Abschied ermahnt St. Cyran Le-Maitren, die Trennung von der Welt immer mehr lieb zu gewinnen, das heißt, die Trennung von Denen, welche nur den Sinnen oder ihrer eigenen Vernunft leben. Allein er selbst werde auch zu diesen gehören, bei aller Einsamkeit, wenn er nicht von der Welt zu Gott gehe, um sich ohne Unterlaß durch Gebete und gute Werke mit ihm zu unterhalten [1]).

Den langen Bericht, welchen wir über diese Gespräche St. Cyrans vor uns haben, verdanken wir wohl der Feder seines mit gierigen Zügen die ehrwürdigen Worte auffassenden Schülers Le-Maitre. Begeisterte Freundschaft und Verehrung haben ein treues Gedächtniß, in dem Geiste eines Einsiedlers, dessen Zunge und Gehör halb gebunden sind, graben sich solche Reden ein, wie der Meißel in die harte, weite Felswand schreibt. — St. Cyrans Rede hat dadurch noch etwas besonders Eindringliches, daß er alle Ermahnungen und jeden guten Rath gleichsam sich selbst zugleich gab. Er sagte, er sei wie ein guter Reiter, welcher sich selbst zum Kampfe belebe und anspornte, indem er sein Pferd dazu belebt und anspornt.

Auch Singlin kam, von St. Cyran sich seiner Last entbinden zu lassen. Was ihm schwer oblag, war der Beruf des Beichtvaters. Wie darf ich, ein sündiger Mensch, wagen, über Andere zu Gericht zu sitzen? Wie darf ich, der Sündigste der Menschen, Andere von Sünde, von Schuld und Strafe freisprechen, ihnen den Segen des Himmels geben? Mache ich mich nicht selbst vielmehr unverzeihlicher Sünde schuldig? häufe ich nicht die Sünde Anderer auf mich, indem sie darin durch mich gelassen und sicher gemacht werden? Er seufzte darnach, in die Abtei St. Cyran entlassen zu werden, sich in Einsamkeit zu sammeln und nur mit Gott zu verkehren. St. Cyran aber stellte dem Freunde vor, solche Anfechtung komme vom natürlichen Menschen daher, daß der neue Mensch noch nicht stark, in seiner gottergebenen Einfachheit noch nicht fest geworden ist. Sie suchen

1) Fontaine. Pag. 202.

sich selbst zu sehr und wollen zu viel Zuversicht: non dabitur tibi aliud signum, nisi signum fidei. (Es wird Dir kein anderes Zeichen gegeben werden, als das Zeichen des Glaubens.) Nur die hartgläubigen Juden verlangten sinnliche Zeichen, um ihrer Berufung durch Christum gewiß zu sein. Ich glaube Ihnen öfters gesagt zu haben, man müsse Gott weder aus Neigung, noch aus Abneigung dienen, sondern durch den Glauben, der durch die Liebe thätig ist. Der gute Erfolg unserer Thätigkeit kommt nur von Gottes Segen, wenn er das Opfer unserer Werke gütig aufnimmt. Daher haben wir uns um den Erfolg nicht viel zu quälen. Wir sind nicht dafür verantwortlich; denn weder der säet ist etwas, noch der begießt, sondern Gottes Segen, und über Gottes Gnade hinaus und ohne sie können wir ja nichts. Er hält ihm vor, daß Gott schon Mittel und Wege finden würde, ihn von seinem Seelsorgeramt abzurufen, wenn es sein Wille wäre. Es sei aber nicht zu billigen, wenn er es bis dahin an Frieden und Unterwerfung mangeln lasse, zumal da dadurch sein Verdienst gemehrt und reicherer Segen über die Seelen seiner Beichtkinder sich ergießen würde.

In Betreff der Anfechtungen über seine eigene Sündigkeit beruft sich St. Cyran darauf, daß er ihn als sein Beichtkind genau kenne. Wenn Sie die Sünde eben so aus Erfahrung kennen gelernt hätten, als St. Paulus, welcher die Kirche verfolgte, und wie St. Petrus, welcher den Herrn verleugnet hat; wenn Sie schreckliche Verbrechen nach der Taufe, als Glied der Kirche, begangen hätten, wie ein heiliger Vater sagt, wären Sie ein so großer Sünder, wie ich bin, Sie würden sich dadurch nicht so sehr stören lassen, wie jetzt geschieht. Gott hat einen starken Grund, keine Anderen zu Häuptern seiner Kirche zu machen, als zwei große Sünder. — Der Anfang dieser Worte ist offenbar ähnlich der Antwort, welche innerhalb des Prädestinationssystems einem Christen gegeben werden könnte, welcher an seiner Seligkeit verzweifelte, aus Besorgniß, nicht zu den Auserwählten zu gehören. Dabei ist doch so viel streng Katholisches in diesen Worten; der Priester namentlich, dessen Geduld und Unterwerfung sich für die ihm sich übergebenden Glieder der Kirche zum Opfer bringt, auf daß sich der Himmel über ihnen aufschließe. Was von Petrus und Paulus gesagt wird, giebt den Schlüssel

zu der ganzen katholischen Lehre von den Heiligen; warum der Sünder sich mit mehr Zuversicht an die selbst unvollkommenen Heiligen wendet, als an den Unsündigen, der doch unsere Sünde auf sich genommen. — Die Regeln über die Beichte sind nun allerdings nicht ohne Widerspruch; die Sitte mit ihrem Übergewicht im Äußeren will nicht durchaus stimmen mit der unmittelbaren Rechtfertigung von Gott. Diese und die Handlung der Kirche decken einander doch nicht. — Die Kirche nämlich will, daß man zur Communion, zum Abendmahl und als wahre Glieder der Kirche nur Diejenigen zulasse, welche man hinreichend geprüft hat durch die Buße, ob sie auch würdig seien. Die Kirche kann sich der inneren Dispositionen nicht versichern, so groß sie auch seien, wenn sie sich nicht erweisen (notifiées) durch äußere Bußhandlungen. Es sind diese allerdings die ordentlichen Mittel, die Gnade zu empfangen. Man könnte beifügen, sie seien ein integrirender Theil des Sacraments; nur dadurch kommt man zu einem absoluten Schmerz (douleur souveraine) und zu den wesentlichen guten Grundsätzen. Die Kirche kann ja auch die katholische Wahrheit nicht finden (rencontrer), zu deren Erläuterung sie sich in den Concilien versammelt, nisi magna conquisitio fieret, das heißt, wenn sie nicht die Bücher in Bewegung setzt, wenn sie sich nicht die Mühe giebt, zu suchen, was die Tradition davon hält, durch Gebete, durch Prüfung, durch lange Discussionen, da sie durch Gottes Befehl an diese sichtbare und menschliche Mittel gebunden. So kann auch der Priester die Kraft des Heiligen Geistes nicht ausgießen in die Seele der Sünder, noch die Gnade des Sacraments, wenn er nicht die Mittel der äußeren Pönitenz anwendet, welche oft viel länger und mühsamer sind, als diejenigen, durch welche man zur Erörterung der Wahrheit gelangt. Die menschliche Gewalt ist darin von der göttlichen verschieden, daß sie an gewisse Mittel gebunden ist, von welchen sie abhängt, während Gott eine von allen Mitteln unabhängige Gewalt hat, indem er die Seelen durch das Wort allein neu schafft und rechtfertigt, während der Priester dasselbe nicht nach Gutdünken thun kann, ohne sich an ein Gesetz zu binden. Und doch scheint er sich diese Gewalt beizulegen, wenn er sich anmaßt, jeglichen Sünder durch bloße Worte zu absolviren,

und dieser ihn auch nur durch bloße Worte seiner Bekehrung versichert [1]).

Doch giebt St. Cyran zu, daß in außerordentlichen Fällen, namentlich bei unverkennbar heftigen Bußschmerzen, die Absolution unmittelbar der Beichte folgen könne, wo Aufschub schädlich oder sehr gefährlich wäre. Er beruft sich dabei stets auf das Tridentinum, auf St. Karl und auf Sales. Dieser habe mit priesterlicher Weisheit die Zucht der Kirche nicht in ihrer Strenge in seinem Sprengel eingeführt; er accommodirte sich, da die Enthüllung der schrecklichen Gestalt (face hideuse) der Buße die der Kirche ohnedies schon sehr Entfremdeten, die Halbabgefallenen vollends von ihr zurückgestoßen hätte. „Solche muß man Stück für Stück (par parties) einleiten und bessern", sagt St. Cyran.

So begegnen wir denn auch hier bei den Männern, welche in herzlicher Entrüstung gegen die jesuitische Accommodation strafend sich ereiferten, auch bei ihnen begegnen wir der Nothwendigkeit der Accommodation in Beichte und Buße. Auch sonst noch redet St. Cyran davon, daß er Vieles darüber dem Gutachten der Beichtenden überlasse. — Die Kirche ward von zwei Seiten bedroht, einerseits von dem Protestantismus, welcher begehrte, daß jeder Christ als Glied Christi, des Einen Hohenpriesters, Gott unmittelbar in ihm gegenübertrete, und der auf die ein- für allemal gethane Versöhnung und Sühne in Christo hinwies, als auf den Rechtsgrund der evangelischen Freiheit. Andererseits drohten besonders die hohen Stände, in Unglauben und Ungebundenheit, in der rein und natürlich menschlichen Freiheit dahinzuleben, nur den Gesetzen, Maximen und Moden ihrer Welt, um nicht der bitteren Pönitenz der Lächerlichkeit zu verfallen. Dem edleren Gegner gegenüber bildete sich eine edlere Accommodation, welche, wie bei Sales und St. Cyran, von den bekämpften Elementen selbst durchdrungen war, denn Kampf der Geister wird stets der Anfang gegenseitiger Durchdringung, wenn er auch zunächst nur mechanische Berührung und Reibung ist. So wurde denn diese Accommodation vielleicht äußerlich milder, aber innerlich strenger, als die mancher älteren kirchlichen Ascten; sie wetteiferte mit der ernsten Kirchenzucht der Reformirten.

1) Fontaine. Pag. 220, 221.

Die Jesuiten aber accommodirten sich der hohen Welt und nahmen die witzigen Distinctionen an, welche selbst in der „guten Gesellschaft" jetzt noch gemacht zu werden pflegen. Man war in großer Gefahr, auf dieselbe leichtsinnige Weise sich mit Gott und Kirche abfinden zu wollen, womit man den Anforderungen der Sitte und der Gesellschaft genügt. Die Äußerlichkeit dieser Pönitenz und Fastengebote setzte sie nothwendig der Skepsis und der Distinction aus, der zersetzenden Logik der Weichlichen und der starken Geister [1]).

St. Cyran giebt noch dem Gewissensrathe selbst manche treffliche Räthe göttlicher Weisheit und menschlicher Klugheit. Verfahren Sie, sagt er ihm, mit großer Umsicht, mit vielem Gebet und großer Geduld, um zuzusehen, wohin Gott Jeden führt; denn Gott muß man folgen. Die leiblichen Ärzte mit aller ihrer Kunst thun ja auch nichts, als daß sie den Bewegungen und inneren Wirkungen der Natur folgen; so dürfen auch die geistigen Ärzte nur den Wirkungen der Gnade folgen. Diese vermögen ohne die Gnade eben so wenig etwas, als jene, wenn sie von der Natur verlassen sind [2]). — Zur Zeit des Gesetzes und selbst der evangelischen Predigt, während der drei Lehrjahre, da Christus seine Apostel und Schüler ausschickte, zu predigen, ging die Predigt der Gnade voran und Christus folgte nur der Predigt seiner Apostel und Schüler. Jetzt aber ist zu einem guten Erfolg nothwendig, daß Diejenigen, welche predigen, von denen die Seelen zunächst geleitet werden, zuerst an sich selbst erfahren und finden, Christus sei ihnen mit seiner Gnade vorangegangen. Dann aber ist ihre Leitung und ihre Predigt nützlich, vorausgesetzt nämlich, daß es Christo und seiner Gnade gefalle, diese ihre Leitung und Predigt zu begleiten und ihnen mit seinem Segen zu folgen; das heißt: Christus muß zuvor den Menschen verändern, auf welche Weise er es auch thue, sei es nun durch das Wort, oder durch Betrübniß oder durch sein Erbarmen und seinen unendlichen Reichthum. — Ich bin lange Gefangener

1) Die hohe katholische Societät, wie die Vereine der Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitstendenzen geben uns dafür Belege genug; weiß jene Alles in einen Scherz, so wissen diese Alles in das Urelement, in Wasser, aufzulösen, wie auch die aufgeklärten Türken den Champagner nicht für Wein, sondern nur für Limonade gelten lassen.

2) Fontaine. Pag. 223. Das Folgende Pag. 210, 211.

gewesen für diese Wahrheit, daß Gott das Herz zuerst verändern müsse, es umkehren, ehe der Priester sich unterwinden darf, es zu absolviren. Doch was sage ich, absolviren? Ehe er ihn annehmen darf, Buße zu thun. Man darf die Büßenden nicht einmal anhören, es sei denn, daß sie wiederholt demüthig gebeten haben. Gott muß das Herz verändern und es in den Stand setzen, an sich zu reißen die Gnade, welche nöthig ist, auf die rechte Weise zum Priester zu gehen. Denn wir sind nicht Diener des Gesetzes, sondern des Geistes und nach dem Geist. — Wie aber die Bußwerke nichts sind ohne die Gnade, so muß auch der Absolvirte die Bußübungen fortsetzen, wie ein Kranker stets in Behandlung und Diät bleibt, wenn auch der Arzt erklärt, die Hauptkraft des Fiebers sei gebrochen.

Diese Stelle scheint uns eine der merkwürdigsten in den Reden St. Cyrans, denn sie zeigt uns, wie bei ihm selbst und bewußter Weise die augustinische Lehre von der unbedingten Nothwendigkeit der gratia praeveniens (freie, zuvorkommende Gnade Gottes) mit seinen eigenthümlichen strengen Pönitenzgrundsätzen zusammenhing. Wir erkennen daraus St. Cyrans praktische, lebendige, wahrhaft kirchliche Auffassung der Heilslehre, während Jansenius mehr im Dogma und dem System sich bewegte. Darum waren Beide unmittelbar und unzertrennlich an einander gewiesen, wahrhaft Eins, Eine Person. Das witterte denn auch der Instinct der Feinde recht wohl.

Man muß Mitleiden haben, sagt er, mit den Abneigungen und Schwachheiten, welche die Menschen, namentlich die in den Klöstern, zu überwinden haben. Dabei giebt St. Cyran aber die kluge Regel, höchstens eine halbe Stunde den Beichtenden Gehör zu schenken, besonders Nonnen, welche zu weit ausholen (qui Vous amuseraient trop); man lasse sich abrufen, als wäre man anderswohin verlangt; „kommen keine Menschen dazwischen, so werden die Engel stets ihre Stelle vertreten“ [1]).

St. Cyran findet nicht blos, daß die Gabe des rechten Beichtvaters viel seltener ist, als die des Predigers, sondern

1) Fontaine. Pag. 224.

auch, daß jener Beruf der beiweitem mühseligere ist, eine rechte Gelegenheit, Buße zu thun für seine eigenen Unordnungen. Singlin hatte ihm sehr naiv geklagt, wie der Prediger von allerlei zufälligen Umständen, von Launen abhängig sei. Der Freund beruhigt ihn [1]: Was Sie mir von Ihren Dispositionen zu Traurigkeit und zu Freude sagen, wäre nichts, wenn Sie sich nicht damit unterhielten. Das sind Fluthen und Wallungen, welche der Satan in uns erregt, welche ohne uns vorübergehen würden, wenn wir sie ganz ruhig zu ertragen wüßten, wenn wir sie nicht zu den unsrigen machten, wenn wir sie uns nicht aneigneten durch unsere zu langen und zu freiwilligen Raisonnements und Unterhaltungen, indem wir zu viel daran denken. Aber wir nehmen in unserer Schwachheit Theil daran. Ward ja doch St. Paulus von noch schlimmeren Bewegungen geschlagen, ohne daß sie ihm Schaden brachten. So wollen denn auch wir weder auf unsere Abneigungen Rücksicht nehmen, noch auf unsere Neigungen. Man hat sich mit Gebet und Lectüre dagegen zu waffnen, durch Sammlung, Stillschweigen und Arbeit seine Gedanken zu beschäftigen und zu bekämpfen. Sowie man ihnen aber Raum giebt, so macht uns unser Feind alsbald Illusionen. — Man muß die beinahe leidenschaftliche Weise des französischen Predigers, das Aufflammen und Zusammensinken, wie er weich und matt wird und sich wieder aufrafft, man muß das selbst beinahe vielmehr gesehen als gehört haben, um das Schlagende dieses Rathes vollkommen zu würdigen.

Eine Predigt von einer Viertelstunde genügt St. Cyran. Jetzt sprechen die französischen Prediger, wenigstens in Paris, meist gegen eine Stunde, und dabei sehr schnell.

Singlin fand den Rath St. Cyrans vortrefflich, daß man sich mit den katholischen Wahrheiten und Schriften selbst nähren müsse, um nur das von Gott und seiner Kirche Gelernte zu predigen; desgleichen, daß man, wenn man zu predigen gedenkt, mit dem Gebet anzufangen hat, um von Gott durch das Gebet das zu erhalten, was wir sagen sollen. „Aber ich bin in diesem Punkte nicht sehr glücklich. Ich habe gut beten; es kommt mir über dem Gebet wenig Licht für die Predigt." — Dieser Rath, von Denen ent-

1) Fontaine. Pag. 225, 228, 229.

würdigt, welche ihn nehmen als ein Recept, eine gute, salbungsreiche Predigt zu machen, war offenbar für St. Cyran mehr Bedürfniß und Erlaubniß, als Regel und Gesetz. Die weiteren Folgen des Gebets, antwortet er, sind nicht minder verborgen, als das, was man im Gebet selbst empfängt. Denn Gott verbirgt uns die Gnaden, welche er uns im Sacrament erwiesen hat, um den Menschen stets in der Demuth und in der Abhängigkeit zu erhalten. So erhalten Sie denn also zwar im Gebet keine großen Erleuchtungen für die Predigt; dieses verhindert aber nicht, daß Sie sich nicht ebensowohl durch das Gebet darauf vorbereiten sollten, als Diejenigen, welche durch das Gebet große Erleuchtungen über die Wahrheiten erhalten. Die Feldarbeiter erwarten auch nicht, daß die Samen Früchte bringen, sobald sie auf die Erde ausgestreut sind, von welcher doch gesagt ist: Deus dabit benignitatem et terra nostra dabit fructum suum. (Gott wird seine Güte und unser Land seine Frucht geben.) — Endlich aber, mein Lieber, bitte ich Sie, einfacher zu sein, sei es im Beichtstuhl, sei es als Prediger. Überlassen Sie es Gott, über Sie zu urtheilen; Sie möchten sonst in noch größere Fehler verfallen, als diejenigen sind, welche Sie gemacht zu haben glauben. Denn es ist eben so wenig erlaubt, über das eigene Innere zu urtheilen, als über das des Nebenmenschen, ohne ein Licht von Gott, welches uns die Mängel in der Wirkung deutlich sehen lasse, auf daß wir nicht Gottes Werk in uns verdammen und uns nicht seine höchste Auctorität anmaßen. Denn ihr allein ist es vorbehalten, zu urtheilen über das, was in der Seele vorgeht, sei es in uns selbst, sei es in Denen, welche unserer Leitung anvertraut sind. Christus sagt, er sei der gute Hirte, er kenne seine Lämmer. Er kennt sie kraft seiner göttlichen Weisheit. Mit uns aber ist es nicht also, denn wir können die Seelen nimmermehr durchschauen, sondern haben in ihnen nur auf Gottes Stimme zu lauschen. Darum haben wir weiter nichts zu thun, als uns nach ihrer Verfassung zu richten. Wo nicht, so würden sie unsere Stimme nicht hören, noch unser Wort annehmen. Das verpflichtet uns zu einem beständigen Gebet und einer beständigen Aufmerksamkeit auf Gott, zu unserem Besten und zu dem ihrigen.

Diese Gespräche St. Cyrans sind genauer und mehr im

Einzelnen mitgetheilt worden, denn sie waren sein Testament an seine geistige Familie, sein letzter Wille, die Schätze, welche er ihr vermachte, die Summe seines innerlich so reichen Lebens, reich an Wonne und an Leid. Diese seine Worte wurden wie Reliquien gesammelt und aufbewahrt. Seine letzten Monate der Freiheit — er war aus dem Gefängniß entlassen am 6. Februar, gestorben am 11. October 1643 — die letzte Zeit seines Lebens war er viel überlaufen von Hohen und Niedrigen, welche ihm ihre Freude bezeigen wollten. Es war beinahe Mode geworden, ihn zu besuchen. Dafür suchte er wenigstens Einzelnen darunter durch seinen Rath nützlich zu werden.

Sein Tod war von keinen bedeutenden Umständen oder Worten begleitet; er war einige Tage unpäßlich und starb in Paris am Schlage. Auch sein Ende war demüthig. Wegen der entgegengesetzten Gerüchte wiederholen die Seinigen einstimmig, daß er zuvor die Sacramente der Kirche empfangen. Denn der unversöhnliche Haß, wie die treue Liebe bewachen das Lager des Sterbenden, als der gute und der böse Engel, welche ob seiner Leiche kämpfen. — Er hinterließ aber Jünger, welche unter seinen Flügeln hervorgingen wie die Adler.

Er hatte ein Alter von 62 Jahren erreicht; das Gefängniß hatte wohl seine Kraft untergraben. Er ward beigesetzt in der Kirche St.-Jacques du haut-pas. Der beinahe lahme du Bascle, welcher seine Füße geküßt, soll sofort zu Fuß nach Port-Royal des Champs zurückgekommen sein. Ein größeres, unzweifelhafteres Wunder ist für uns die Hoheit und die Demuth, die Kraft, die Strenge und der milde Geist dieses Mannes, der gewaltige Glauben des Märtyrers und die wahre Humanität in demselben, Einen Manne. — Unseres Wissens giebt es nur Ein Original-Portrait von St. Cyran; es ist in Paris, im Besitz des Prinzen Paul von Würtemberg, welcher es aus der Crawfortischen Sammlung gekauft hat. Besoigne meldet von einem Gemälde in Port-Royal des Champs, welches Angelica darstellte, wie sie Agnes die Constitutionen überreicht. Diese blickt nach einem auf dem nahen Tische stehenden Crucifix. Dieser Tisch aber war mit einem türkischen Teppich bedeckt, dem Geschenk der Königin von Polen. In die Mitte dieses Teppichs setzte Champagne als Decoration ein Gemälde ein; es war der Kopf St. Cyrans, so groß

als eine flache Hand. Als Port-Royal 1702 von einer neuen Untersuchung bedroht wurde, fürchteten die Nonnen, man möchte diese Bilder so auslegen, als wende sich Agnes knieend gegen St. Cyran. Daher baten sie Mademoiselle Boulogne, die Schwester des bekannten Malers, selbst eine geschickte Malerin, mit ihren Farben und Pinseln nach Port-Royal zu kommen. Sie nahm das Bild St. Cyrans heraus, setzte Leinwand in die Lücke des Teppichs ein, übermalte sie so vortrefflich, daß man nur ein Stück türkischen Teppich vor sich zu haben glaubte. Das Portrait nahm sie mit, setzte es auf eine größere Leinwand, also, daß es nun ein Gemälde von 1 Fuß Höhe und von 8 bis 10 Fingern Breite bildet.

Am 7. October 1643, also vier Tage vor St. Cyrans Tode, hatte sich die Prinzessin Marie Louise von Gonzaga, Tochter des verstorbenen Herzogs von Mantua, Schwester der princesse Palatine, nach Port-Royal de Paris begeben, sich ganz unter die Leitung St. Cyrans zu stellen. Zu gleicher Zeit hielten auch die Marquise von Sable, welche über Galanterie so hohe Ideen gehegt, dieselben aber mehr und mehr in eine eigenthümliche „christliche Liebe" umgewandelt und umgedeutet hatte, und die Prinzessin von Guemene, Anna von Rohan, ihre Retraits daselbst. Die beiden Prinzessinnen namentlich sind zweien Schiffen zu vergleichen, welche auf hoher See vom Sturme schwer gelitten, die wenigen guten Herbsttage noch benutzen, um vor Wintersturm und Eis in einem sicheren Port sich unterzustellen. Beiden werden um diese Zeit von Damen des Hofs neidlos Reste früherer großer Schönheit zugeschrieben. Nach mannichfaltigen Abenteuern der Liebe und des Hasses hatte Marie mit dem königlichen Oberstallmeister Cinq-Mars [1]), Anna mit seinem Genossen im Tode, mit dem männlichen de Thou, sehr intime Verbindungen angeknüpft. Aber Beide fielen, nachdem sie den kranken Richelieu an den Rand des Verderbens gebracht, durch dessen mächtiges Gestirn und die Hand des Henkers. (Siehe Beilage VIII.) Das Verhältniß Mariens war dem Hofe und der Stadt nicht verborgen geblieben; sie sah sich

1) Der Roman: Cinq-Mars gilt jetzt noch in Frankreich für einen der älteren und dennoch viel gelesenen. Er berührt mehrere im Bisherigen angedeutete Ereignisse unter Richelieus Regierung.

genöthigt, die Herzogin von Aiguillon, Niece des Cardinals, um Zurückgabe ihrer bei Cinq-Mars gefundenen Briefe zu bitten. Dieser war wohl hauptsächlich durch die Hoffnung auf den Besitz der Prinzessin zu seinem verwegenen Unternehmen gestachelt worden; denn da er nicht ebenbürtig war, konnte er nur durch den Sturz Richelieus, indem er selbst als ersten Günstling des Königs sich aufwarf, die sie trennende Kluft ausfüllen. Sie warnte ihn wiederholt, als er mit dem König im südlichen Frankreich umherzog, und schrieb ihm, sein Complot mit Spanien sei in Paris so offenkundig, als daß die Seine unter dem Pont-Neuf durchfließe. De Thou, der wackere Parlamentär, schrieb an Anna noch von seinem Gefängniß aus, Angesichts des Schaffots.

Namentlich Anna hatte zu ihrer Zeit für die größte Schönheit des Hofes gegolten. Sie war die Tochter des Pater von Rohan, Fürsten von Guemene, und Magdalena von Chateauneuf. Die Rohan waren zu Anfang der Regierung Louis XIII die Bundesgenossen der Reformirten im Südwesten, besonders als sie in Bearn genöthigt werden sollten, die Kirchengüter an die katholische Kirche zurückzugeben, deren sich der reformirte Adel bemächtigt hatte, wie er auch in Schottland gethan. Während nach Ancres Sturz (1617) die Königin Mutter, Maria von Medici, und Richelieu verbannt wurden, die Königin Anna in Verdacht fiel und Luynes den stets unmündigen König regierte, soll er demselben den Vorschlag gemacht haben, seine Gattin Anna nach Spanien zurückzuschicken, die Ehe für ungültig erklären zu lassen und die damals im Glanz ihrer Schönheit stehende Anna von Rohan zu heirathen. Die Königin Anna erzählte später der Madame de Motteville, daß damals sie und die Chevreuse fürchteten, durch die Schönheit der Rohan überstrahlt zu werden. Sie thaten daher ihr Möglichstes, diese abzuhalten, an den großen Balltagen zu erscheinen. Öfters, wenn sie besonders schön auftrat, gingen Beide nacheinander verabredetermaßen zu ihr hin und drückten ihr Bedauern aus, daß sie heute übel aussehe. Die Rohan, welcher die Dreistigkeit der Schönheit fehlte, eilte dann fort, ohne die Spiegel zuvor noch mit in Berathung zu ziehen, und die Beiden blieben siegreich auf der Wahlstatt, als die Schönsten, oder doch in dieser schmeichelnden Überzeugung. Etwa achtzehn oder zwanzig Jahre, nachdem ihr mächtiger Anverwandter Luynes

mit ihr so große Plane gehabt, lebte sie viel mit dem damals schon zum geistlichen Stande bestimmten, ungleich jüngeren Retz zusammen. Il s'était contracté une espèce de ménage entre elle et moi qui avait souvent du mauvais ménagement, quoique cependant nos intérêts ne fussent pas séparés, sagt Retz. Er besuchte damals nur sie, indem er alle anderen Verbindungen aufgegeben hatte. Richelieu machte in vollem Salon bei Anna einen ärgerlichen Scherz darüber; denn der Cardinal liebte den Spott, nur konnte er ihn nicht ertragen. Solche Leute aber, sagt Retz, sind immer sehr herb. Um diese Zeit, erzählt derselbe [1]) (es war um 1640, also kurz vor ihrem Verhältniß zu de Thou), war der Prinzessin von Guemene der Teufel erschienen, was er denn überhaupt oft that, hervorgerufen durch die Beschwörungen d'Andillys. Dieser zwang, glaube ich, den bösen Geist, seiner Betschwester bange zu machen, in welche der gute Mann noch mehr verliebt war, als ich, aber in Gott, in aller Reinheit und Geistigkeit. Ich meinerseits beschwor einen Dämon, der ihr unter einer leutseligeren und angenehmeren Gestalt erschien. Nach sechs Wochen zog ich sie wieder aus Port-Royal, denn sie machte von Zeit zu Zeit vielmehr tolle Excursionen [2]) dahin, als daß sie eigentliche Retraites zu ihrer Erbauung und Sammlung gehalten hätte. Ich fuhr fort, ihr meine persönliche Hochachtung zu bezeigen, und zwar sehr fleißig, und durch diese und andere Vergnügungen schäferte ich den Kummer ein, welchen meine Profession zum geistlichen Stande immer noch im Grunde meiner Seele erhielt.

Die Prinzessin hatte unter anderen auch einmal ein Liebesverhältniß mit Montmorency gehabt; ihre Briefe an ihn fielen nach dessen Sturz in die Hände einiger Großen, von Günstlingen Richelieus. Einer derselben verlangte als Bedingung der Zurückgabe dieser Briefe, daß sie ihm ihre Neigung und sich selbst schenke. Da sie ihm diesen Preis verweigerte, veröffentlichte er die Briefe der Rohan. Darüber war sie sehr unglücklich, und Retz ließ sich, um diesen Spott des Cardinals zu rächen, in eine Verschwörung gegen das Leben desselben ein. Er sollte, wenn er

1) Mémoires du Cardinal de Retz bei Pétitot, Tom. 37, Pag. 104.

2) Escapades; man sagt es vom Koller der Pferde, von tollen Einfällen und Davonlaufen aus der Heimath.

als Taufzeuge in den Tuilerien erschiene, wohin ihn seine Garden nicht begleiten durften, getödtet werden. Der König, hoffte man, würde nachher Alles gut heißen. Nur das Blut eines Cardinals zu vergießen, den Purpur der Kirche damit zu beflecken, machte Retz einige Skrupel. Haben nicht die revolutionär-absolutistischen Minister dieser Zeit darum den rothen Hut begehrt, um unter dieser Ägide sicher zu sein gegen die Rache, wie die Könige unter der Magie der ererbten Krone? Und Retz selbst, der mehr den Geist der Unruhe, als todesverachtenden Muth hatte, suchte er nicht darum diesen Hut so angelegentlich? — Eine Unpäßlichkeit des Cardinals verhinderte die Ausführung. Bald darauf ließ sich Retz in die Verschwörung mit dem Grafen von Soissons ein. Einige Marschälle, welche in der Bastille gefangen lagen, wurden für den Plan gewonnen. Sobald der Graf einen Schlag gethan hätte, sollte Paris in Aufruhr gesetzt werden. Einige Männer des Parlaments, zugleich Hauptleute bei den Stadtcompagnien, versprachen, Alles ins Werk zu setzen. Die Kirche und die christliche Mildthätigkeit mußten ihren Mantel über die Vorbereitungen, über die nicht zu verheimlichende, ausgedehnte Bestechung des Demagogen werfen. Er wußte seine Tante, die Freundin von St. Vincent und Angelica, Madame von Maignelay, trefflich zu benutzen [1]). Er ging mit 12,000 Thalern, welche der Graf ihm übermacht, zu seiner Tante und erzählte ihr, wie er in großer Verlegenheit sei. Ein Freund habe ihm sterbend diese Summe vermacht, damit sie, als Erstattung für seine Sünden, unter verschämte Arme vertheilt würde. Er habe auf das Evangelium schwören müssen, er wolle es persönlich vertheilen; nun kenne er aber diese Leute nicht. Er bittet die gute Frau, die ganze Sache selbst übernehmen zu wollen. Sie willigt entzückt ein; doch soll ihr Neffe der Spende beiwohnen, damit er sich an Werke der Wohlthätigkeit gewöhne und Lust daran bekomme. „Das war es eben, was ich beabsichtigte, um Gelegenheit zu haben, mit allen Bedürftigen von Paris Bekanntschaft zu machen." So ließ er sich denn Tag für Tag von seiner Tante in die Vorstädte und die Dachkammern gleichsam herumschleppen. Gutgekleidete, bekannte Leute sah er bei ihr, welche heimlich Almosen begehrten.

1) Pag. 123, 124.

Die gute Frau ermangelte nicht, zu Jedem zu sagen: Betet zu Gott für meinen Neffen, dessen er sich zu diesem guten Werk bedienen wollte. — Man urtheile, wie mich das bei diesen Leuten in Credit setzen mußte, welche in allen Volksbewegungen ohne Vergleich mehr in Anschlag kommen, als alle Anderen. Denn die Reichen lassen sich nur gezwungen darauf ein; das Bettlervolk schadet dabei mehr, als es zu gebrauchen ist, da es durch die Furcht vor Plünderung, welche es verbreitet, Alles verdirbt. Am meisten vermögen dabei die Leute, welche in ihren Verhältnissen genug bedrängt sind, um eine Veränderung im Stand der Dinge zu wünschen, ohne daß ihre Armuth jedoch bis zur öffentlichen Bettelhaftigkeit geht. Ich machte mich also während drei oder vier Monaten mit dieser Menschengattung bekannt und verwandte ganz außerordentlichen Fleiß darauf. Es gab kein Kind im Winkel ihrer Feuerstellen, dem ich nicht noch besonders jedesmal einige Kleinigkeiten gegeben hätte. Ich kannte Nonon und Babet. Der Schleier von Maignelay, welche stets so gelebt, bedeckte Alles. Ich machte sogar ein wenig den Frommen und besuchte selbst die Dienstagsconferenzen St. Vincents in St. Lazarus.

Diese Bemerkungen des ergrauten Cardinals sind so wahr und scharfsinnig, daß es kein Wunder ist, wenn der Republikaner Legendre diese Mémoires das Brevier — der Revolutionäre nennt. Die kirchliche Wohlthätigkeit, wie der Beichtstuhl, — welche beide unmittelbar zusammenhängen, denn die guten Werke und Almosen sind oft auferlegte Pönitenzen — haben allerdings nicht selten der Demagogie zum Hebel und Deckmantel gedient. Es ist daher auch ein solcher, auf Bischöfe und Männer der Kirche geworfener Verdacht an sich nicht unwahrscheinlich, wo er aber, wie bald mit den besten Bischöfen der gallikanischen Kirche geschah, ohne begründete Beweise erhoben wird, eben darum gedoppelt verletzendes Unrecht, das schwer zu sühnen ist.

Der Graf von Soissons, mit dem reformirten Herzog von Bouillon zu Sedan verbunden, nachdem er auch mit Spanien in ein Bündniß getreten, besiegte am 6. Juli 1641 bei Marfee die Truppen des Königs oder vielmehr des Cardinal-Ministers; aber er fiel auf dem Siegesfeld sogleich in der Mitte der Seinigen, man weiß nicht wie. Diese gedoppelte Nachricht schlug alle Hoffnungen in

Paris nieder; man hatte keine Hoffnung mehr, sich des Cardinals zu entledigen. „Sofort ward alle Welt gleichermaßen religiös", sagt Retz. Er entschloß sich nun wirklich selbst den geistlichen Stand zu beschwören, da ihm doch alle Möglichkeit, sich auszuzeichnen, abgeschnitten schien. Das Erzbisthum von Paris fing an, seinem Ehrgeiz zu schmeicheln; die Prinzessin Rohan aber war seit sechs Wochen in Port-Royal; „d'Andilly hatte sie mir entführt". Voilà de quoi devenir un saint! Die Prinzessin puderte sich nicht mehr, frisirte sich nicht mehr; sie hatte dem jungen Manne seinen Abschied in der authentischsten Form gegeben, welche die Pönitenzordnung nur verlangen konnte [1]).

So greift denn die Geschichte der hohen Kirchenfürsten, der Klöster und die chronique scandaleuse jener Zeit gegenseitig ineinander ein. Die specielle Kirchengeschichte hätte an der Hand der Abbés oft wundersame Wege zu gehen. Haben wir Lust, auch die Bischöfe zu sehen: der ehrliche Kriegsheld Johann von Wert giebt uns die beste Anweisung; sie sind im Ballet zu suchen. Haben wir uns aber durch längeren Aufenthalt überzeugt, daß wir in den Klöstern auch trotz aller Ascese und Geistigkeit der Engel noch leibhaftige Menschen finden, so werden wir nicht minder bei Hofe dieselben Tendenzen, dieselben Freuden, ja dieselben Illusionen und Leiden wieder entdecken. Ein Grundzug im Charakter der Klöster ist, daß wir das Größte und das Kleinste unmittelbar verbunden sehen, daß das Unwesentlichste mit der größten Wichtigkeit behandelt wird und unverhältnißmäßige Kräfte darauf vergeudet. Nicht blos Herrschaft, selbst Kleidung und Speise sind in beiden ein wichtiger Gegenstand, wenn auch in verschiedenem Sinne. Wenn irgend einmal, so war damals Hof und Kloster Eine Welt, und nicht blos durch die Vermittlung der Hofbischöfe und durch die dahin lebendig begrabenen königlichen Favoritinnen. Die Sprachzimmer der Klöster waren gleichsam der neutrale Raum zwischen beiden, wo beide Elemente sich freundlich begegneten. Es liegt dieses tief im Charakter der Zeit. In unseren Tagen sind es mehr philanthropische Institute für Erziehung, Kleinkinder-Schulen und ähnliche Bestrebungen, wodurch die reicheren Klassen sich gemeinnützig zu machen streben, in-

1) Pag. 128, 129.

dem sie bald sich selbst persönlich hingeben, bald durch Geld sich loskaufen, bald einem höheren Berufe entsprechen, bald um die Last der Zeit und Langweile zu vertreiben und sich in wohlthuenden Gefühlen zu genügen. Wir haben den Wandel der Zeiten wohl nicht sehr zu beklagen.

Minder zweideutig, reiner war das Leben der Prinzessin Marie von Gonzaga. Sie war hübsch, nicht von so glänzender Schönheit, aber sehr angenehm. So lange der Herzog von Orleans noch präsumtiver Thronerbe war, hatte er sein Auge auf sie geworfen. Die Königin Mutter aber, welche ihre eigenen Plane für ihren Sohn hatte, ließ die Unschuldige nach Vincennes gefangen setzen. Hier mochte sie wohl von Prinzen träumen, vor deren ritterlichem Muth und Zauber die Pforten der Kerker sich aufthuen; aber der Herzog bestand die Probe sehr schlecht. Er, der alle seine Freunde und Mitverschworenen verrieth und opferte, so daß Richelieu vermittelst des Schrecks ihn zu seinem Spione zu machen wußte, konnte wohl auch für eine Geliebte nichts wagen. Er hatte nur Eine Passion: die Furcht. Er und sein königlicher Bruder waren gleich schwach, nur daß bei Jenem sich diese Schwäche in seinem Wankelmuth äußerte, beim Könige in der eigensinnigen Beharrlichkeit, mit welcher er seinem Minister und gestrengen Vormund untergeben blieb. Der König war persönlich muthig; das war beinahe ihr einziger wesentlicher Unterschied. So galant und feurig auch Heinrich IV gewesen war, so empfindungslos war Louis für die Damen; eine der am meisten von ihm begünstigten versicherte, er habe ihr nur von seinem Windspiel und seinem Falken gesprochen. Es war schwerer, ihm einen Lieblingshund zu nehmen, als statt eines Favoriten oder einer Favoritin ein anderes Subject unterzuschieben; der Minister gab sie ihm nach seinen Planen. So konnte denn auch Marie in Vincennes vom Bruder nicht große Wagnisse verlangen. Sie verdankte vielmehr ihre Freiheit der muthlosen Gleichgültigkeit des Herzogs, indem die Königin Mutter bald sah, Marie könne ohne Gefahr in Freiheit gesetzt werden. Erst zehn Jahre später finden wir sie mit Cinq-Mars verbunden; es scheint, daß sie lange nicht mehr gewagt, ihr Loos auf den Wankelmuth der Männer zu setzen. In der Nacht, wenn der König sich schlafen gelegt hatte, eilte Cinq-Mars spornstreichs nach Paris nach dem Place-Royal und nach den Marais, wo damals die schöne Welt sich versam-

melte, um am Morgen dem Könige mürrisch Gesellschaft zu leisten, wenn er ins Horn stieß und die Hirsche im Park von St. Germain aufjagte oder bei schlechtem Wetter die gespornten Falken auf die Sperlinge im Schloßhofe losließ. Der stets alte König und der halb geehrte, halb gering geschätzte junge Abenteurer unterhielten sich gegenseitig mit kleinlichen Vorwürfen und Zänkereien. Einer sagte dem Anderen, daß er wohl ohne ihn leben könne. Der König klagte den Favoriten bei Richelieu an, welcher den Oberstallmeister wie einen Schuljungen auszankte. Dem König war aber dieser kleine Krieg so unentbehrlich und zur Gewohnheit geworden, daß er den Trotz des Favoriten, sogar seine Einreden in die Belagerungsarbeiten ertrug und erst durch die aufgefangenen Traktate mit Spanien bewogen wurde, ihn der Rache des schon wankenden, halbsterbenden Ministers zu übergeben. Der König zeigte auch während der Stunde der Hinrichtung dieses seines letzten Lieblings die bedauernswertheste Gleichgültigkeit und sagte ganz theilnahmslos, mit der Uhr spielend: Eben wird Cinq-Mars eine üble Viertelstunde haben. — Marie war durch dieses Unglück sehr hart getroffen; ihr Einverständniß war in Paris Stadtgespräch geworden; indem das beinahe von Allen ersehnte Unternehmen scheiterte, verlor sie an Achtung, ward sie allgemein darum angesehen. Sie verlor den stolzen Muth der Fürstin, und gebrochenen Herzens glaubte sie, wie Motteville erzählt [1]), für sie sei alles Glück des Lebens dahin, es könne ihr nur noch Widerwärtiges begegnen. So kam sie denn nach Port-Royal de Paris. Sie sprach mit Angelica über ihre inneren Zustände; zuweilen fühle sie sich getrieben, zu Gott von Herzen zu beten, und dann wache sie auch mehr über sich. Sobald sie sich aber einmal zu etwas gehen lasse, was gegen ihr Gewissen sei, so bete sie gleich gar nicht mehr zu Gott, wage es auch nicht, da es ihr vorkomme, als heiße das mit Gott sein Gespött treiben. Angelica nahm diese Mittheilung als ein gutes Zeichen, als Beweis einiger Gottesfurcht. Denn es sei dieses doch besser, als die Verwegenheit und Verblendung Derjenigen, welche in der Verblendung dieser Zeit glauben, es lasse sich Alles verbinden; man könne die Nacht über auf dem Ball sein, den anderen Mor-

1) Mémoires de Motteville, bei Pétitot, Tom. 37, Pag. 150.

gen zum Abendmahl gehen [1]). Angelica warnte sie vor den falschen Pönitenzen Derer, welche glauben, sie brauchen nur dieselben Sünden stets wieder zu beichten, so oft man wieder darein zurückfalle, ohne sich Mühe zu geben, um davon geheilt zu werden. Denn solche Leute gehen ja mit ihrem Gewissen um, wie mit der Leinwand, welche man weiß wäscht, nachdem man sie schwarz gemacht hat, und dann wieder verschwärzt, um sie von neuem zu waschen. — Die Prinzessin wohnte in Port-Royal in einigen sehr kleinen Räumen; sie kam gewöhnlich jeden Donnerstag und blieb oft einige Tage, nur von Einer Klosterschwester bedient. Ähnlich war es mit der Prinzessin Guemene und der Marquise von Sable. Angelica aber übte mit einer gewissen Auctorität christlicher Liebe die Leitung derselben; sie regelte ihre Zeit, ihre Übungen, ihre Gebete, die Personen, mit welchen sie reden durften, damit die Anderen dadurch nicht zerstreut würden. Waren sie zusammen in Port-Royal, so wünschte sie, daß sie sich nicht zu sehr untereinander unterhielten; denn sie können dann doch nicht umhin, von weltlichen Dingen zu reden. Sie kommen aber nach Port-Royal, um eine andere, neue Sprache zu lernen; dazu trage es aber viel bei, wenn man seine bisherige Sprache nicht mehr spricht, da man sie eigentlich zu vergessen hat. Sie klagte, Eine verderbe die Andere; auf eine Coeffüre, eine Mode, ein Collet kommt das Gespräch doch immer wieder. Man muß versuchen, sie zu trennen und alle die Teufeleien zu verbannen, welche in den christlichen Unterhaltungen nicht erlaubt sind. — Es war stets in Angelica und dem Kern von Port-Royal ein gewisser bürgerlicher Geist des Widerspruchs gegen alle diese hohen Verbindungen. Die Mémoires reden wenig und in einem eigenen, zweideutigen Tone davon. Der Gegensatz zu dem Geist der Jesuiten giebt sich hier deutlich kund. — Die Prinzessin Marie fastete 1644 die Fastenzeit über streng, was freilich bei ihrer Dienerschaft viel Murren erregte, „ob man gleich nicht leugnen konnte, daß sie dabei sich besser befand und selbst stärker wurde (engraissait)".

Indeß wartete eine große Prüfung auf die Prinzessin. Der König Ladislas Sigismond von Polen hatte die Köni-

1) Mémoires de 1742. Tom. I. Pag. 240.

gin Anna gebeten, ihm eine Gemahlin nach Polen zu senden. Es war dieser König zwar alt und gichtisch, aber er hatte eine Krone zu vergeben, ja sogar zwei; denn er behauptete auch rechtmäßiger König von Schweden zu sein. Das Land galt freilich für mehr als halb barbarisch, trotz der alten Verbindung mit Frankreich. Mademoiselle, die Tochter Orleans, hatte den Antrag abgelehnt. Die Königin und Mazarin sahen sich nun um, nicht sowohl wer dem Könige, als wer ihnen anstände. Die Pariser freuten sich daran, daß ihre Königin die schönsten Kronen Europas zu vertheilen habe. Man brachte Mehrere in Vorschlag; der König wählte Marie. Sie hatte namentlich das Verdienst geltend zu machen, daß sie schon früher einmal, als sie noch jünger war, eingewilligt hatte, ihn zu heirathen. Der König hatte aber damals fürerst eine der deutschen Prinzessinnen gewählt, welche jetzt verstorben war. Mazarin namentlich hatte Marie begünstigt, da er glaubte, sie würde bei ihrer Armuth und ihrem bisherigen Misgeschick ihm besonders dankbar dafür sein. Auch ermangelte sie nicht, ihm durch Wort und That ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Als sie das erste Mal die Krone auf dem Haupt umherging, wandte sie sich an ihn mit den Worten: Urtheilen Sie, ob sie mir gut steht, denn Sie haben mir dieselbe ja auch aufs Haupt gesetzt. Auch ließ sie, als die Reihe des Cardinalats an Polen kam, den Bruder Mazarins dazu ernennen. — Man wollte ihr des Königs Bild zeigen, allein sie wollte es gar nicht sehen. Es handle sich nur um die Krone, sagte sie. Sobald der ordentliche Gesandte die Unterhandlungen geschlossen hatte, ward durch eine besondere Gesandtschaft um sie geworben. Den folgenden Winter (1645) folgte dieser eine andere, ungleich glänzendere Gesandtschaft, die Königin einzuholen. Man war darauf gefaßt, sich über die Geschmacklosigkeit dieser Scythen lustig zu machen; statt dessen sah man sich genöthigt, frei zu bekennen, daß der Vergleich sehr zum Vortheil derselben ausgefallen, daß ihre Pracht vielmehr Bewunderung verdiene. Im Namen des Königs sollte der Palatin von Posnanien mit Marie getraut werden. Der Zug ging mit großer Feierlichkeit durch das Thor von St. Antoine. Zuerst kamen polnische Garden zu Fuß. Die Uniformen erinnern an die ungarische Kaisergarde; die Pariser nannten es türkisch. Der herabhängende Dolman der Offiziere war mit Diamanten

und Perlen geschmückt; selbst die Gemeinen trugen Goldschmidtsarbeit. Mehrere Züge Cavalerie folgten; die Uniformen, das Geschirr der Pferde waren bewundernswürdig. Ihnen folgten die französischen Akademisten, die jungen Dandys von Paris, die Zöglinge der Akademie der Reitkunst, welche den Fremden entgegengeritten waren. Da erschien die Sitte der Franzosen, sich nur mit Blumen und vielfarbigen Bändern zu schmücken, ärmlich und lächerlich. Dagegen waren die Stoffe, die Farben, das Gold und Silber der polnischen Großen, welche den Zug schlossen, wirklich blendend. Jeder Pole hatte einen Franzosen zur Seite. Die Pferde waren schön und wohlgenährt, man sah ihnen die weite Reise nicht an. Wo die französischen Wagen Eisen hatten, denn die Königin und der Cardinal hatten die ihrigen entgegengeschickt, da war an den polnischen massives Silber. Manche Pferde waren roth angemalt, was man bizarr, aber nicht übel fand. Bald bemerkte man jedoch, daß diese Leute mehr zu öffentlichen Aufzügen taugen, als um in der Nähe betrachtet zu werden. Denn sie trugen kein Weißzeug; sie schliefen nicht in Betten, wie die civilisirten Europäer, sondern hüllten sich in Pelze. In der Regel waren sie so fett, daß den Damen davon übel wurde; in Allem, was sie trugen, waren sie unreinlich. Unter ihren Pelzhüten trugen sie geschorene Schädel; nur ein auf dem Scheitel stehender Haarschopf fiel hinten herunter. Der Bischof sah ganz aus wie die französischen; auch hatte er allein den Kopf nicht rasirt.

Man hatte zuerst im Sinn, dieser barbarischen Nation auch den Glanz des französischen Hofs zu zeigen. Allein es machten sich sogleich so viele Rangstreitigkeiten geltend, daß man die Trauung in aller Stille zu feiern beschloß. Marie war nicht mehr in den ersten Jahren der Jugend, welche beinahe alle Frauen, besonders an ihren festlichen Tagen, schön macht. Indeß war sie immer noch hübsch, doch so, daß die Anderen es ohne Neid gestanden. Sie hatte eine Haltung, wie es sich für eine Königin gebührt. Unter anderen wichtigen Fragen erhob sich zuletzt auch die, ob sie den polnischen Königsmantel, weiß mit großen Feuerflammen, schon zur Trauung anzulegen habe. Die Königin Anna fand es nicht passend, wie sie denn überhaupt sich darin gefiel, Marie bis auf diesen Akt als ihre Ehrendame zu

behandeln. Daraus entstand nun der Übelstand, meldet eine gleichzeitige Geschichtschreiberin, daß ihr Gewand von Silberstoff, welches auf jenen übergeworfenen Mantel berechnet gewesen, ihr etwas zu kurz stand und also nicht die für eine solche Gelegenheit anständige Feierlichkeit hatte (n'avait pas la gravité requise pour cette occasion). Die Königin Anna war in ihr Trauergewand gekleidet; nicht als ob sie über den Tod ihres Gemahls so untröstlich gewesen wäre, sondern sie fand, daß ihr die schwarze Kleidung sehr gut stand. Es fiel den wenigen Zeugen bei der Trauung auf, daß der Herzog von Orleans unter Maria kniete, welche er doch einst als nicht ebenbürtig aufgegeben hatte. Man glaubte jedoch, daß, wie er die Gefangenschaft, welche sie um seinetwillen getroffen, ohne Mitleiden angesehen, er nun auch ihr Glück ohne Neid betrachtete. Der Bischof von Warmien hielt die Messe und traute den Palatin mit Maria. Die Krone wurde ihr aufs Haupt gesetzt von Madame von Senece und Champagne, — dem Coeffeur. Die Königin Anna ließ ihr, als sie von der Kapelle nach dem Speisesaal gingen, den Vortritt, was Manche tadelten, da die Krone Polen ein Wahlreich sei. Sie behandelte von nun an diese ihre Schwester mit eben so großer Auszeichnung, als sie dieselbe bis zu diesem Akt in der Demuth gehalten hatte. Sie wollte damit recht auffallend machen, wie eine Königin über alle sonstige Hoheit erhaben sei. Diese hohe Meinung, oder vielmehr dieser Glaube an die Hoheit der königlichen Majestät, war dem spanischen Geblüt natürlich und ging von ihr auf Louis XIV, ihren Sohn, über, während noch Louis XIII mehr eine militairische Theorie davon gehegt hatte, einen Abdruck der ritterlichen Idee seines Vaters, des reisigen Bearners. Der Abbe de la Riviere, der bekannte Diener und Herr des Herzogs von Orleans, kein Freund von Port-Royal, war plump genug, Maria sein Bedauern auszudrücken, daß sie nicht als Gattin desselben in Frankreich geblieben. Sie aber wußte ihn gehörig zurechtzuweisen; sie sei zur Königin bestimmt, Orleans habe auch seine Bestimmung. Die Magistratur und die Corporationen sandten Deputationen an Maria; das Volk lief, sie zu sehen, „als hätte sie sich verändert, seit sie Königin geworden". Die Königin Anna gab einen großen Ball; „die Damen übertrafen einander an Edelsteinen und, so viel sie konnten, an Schönheit". Der Palatin bezeigte wenig

Verwunderung; er war in seiner Gravität ganz verschlossen. Der siebenjährige König Louis XIV eröffnete den Ball mit der Königin Maria. Sie war stets sehr leutselig mit Jedermann und erlaubte auch jetzt noch ihren intimeren Freundinnen, sich in ihrer Gegenwart zu setzen, wenn sie allein waren. In Port-Royal aber sah man diesen ihren Schritt nicht gerne; namentlich Angelica war nicht damit einverstanden. Indeß blieb sie mit der Königin in wöchentlichem, regelmäßigem Briefwechsel, wie wir sonst gesehen.

Maria reiste unter großen Ehrenbezeigungen über die spanischen Niederlande nach Danzig. Alle Zeitungen waren lange voll davon. Nur in Warschau war der Empfang nicht glänzend; der alte, grämliche König wollte es nicht, denn er war durch Gicht und Beleibtheit geplagt (accablé de goutte et de graisse). Er empfing sie in der Kirche, war nicht sehr mit ihrer Person zufrieden; er that nicht einmal, als wollte er sich von seinem Sitz erheben. Sie kniete vor ihm nieder und küßte ihm die Hand, was er ruhig geschehen ließ, indem er sich zu dem Gesandten und Unterhändler mit den deutlichen Worten wandte: Ist das die große Schönheit, davon Sie mir Wunder gesagt? Diese üble Aufnahme und die Mühen der Reise hoben ihre Schönheit wirklich nicht, so daß sie selbst dem Könige Recht gab. Indeß ließ der König sich sofort trauen, setzte sich dann und sang die Lobpsalmen; aber er sprach über dem Mahle kein Wort mit Maria, behandelte sie durchaus nicht als seine Frau und Königin. Maria dachte schon auf die Rückkehr nach Frankreich. Alles schien ihr barbarisch. Zum Glück war ihr die entschlossene Marschallin Guebriant, welche auch mit d'Andilly befreundet war, mit den Vollmachten eines Gesandten beigegeben. Ihre drohenden Erklärungen, wie übel diese Nachrichten von dem französischen Hofe würden aufgenommen werden, bestimmten den alten König endlich, Maria als seine Frau anzuerkennen. Man sagte, die großen Geschenke, welche ihre Unterthanen ihr nach alter Sitte darbrachten, sollen ihr ein Haupttrost gewesen sein.

Maria, in ihren wirklichen Neigungen zweimal verrathen und unglücklich, eine Beute der böswilligen Zungen, hatte ihr Herz für eine Königskrone verkauft. Was aber einmal verkäuflich ist, das geht zu seiner Zeit auch zu niedererm Preise ab. So soll

sie denn bald ihren hauptsächlichen Trost in Aufhäufung von Reichthümern gesucht haben, als sie vollends in das Alter kam, welchem diese Versuchung näher zu liegen scheint. Auch was die Quellen von Port-Royal darüber sagen [1]), widerspricht dieser Nachricht keineswegs. Maria hatte, ehe sie nach Polen abging, in versammelter Klostergemeinde zu Port-Royal gesagt, sie würde, sobald sie in ihrem Königreich angelangt wäre, derselben 10,000 Thaler zum Ausbau des Klosters übermachen. Singlin sagte ihr darauf, sie solle sich nicht also durch die Ehre verpflichten, milde Werke auf eine Entfernung von 600 Meilen zu thun, für Polen selbst habe sie jetzt die nächste Pflicht. Allein sie vergaß in allen ihren verbindlichen und freundschaftlichen Briefen die 10,000 Thaler. Als Angelica ihr von neuen Bauten schrieb, erklärte sie, einen Theil der Kosten davon tragen zu wollen. Allein dabei blieb sie auch stehen, und Angelica konnte es nicht über sich gewinnen, sie darum anzugehen, ob sie gleich nicht wußte, woher sie das Geld nehmen sollte. Der jüngere Abt von St. Cyran, der Neffe Barcos, welchen sie darum befragte, antwortete ihr, er habe von einigen Handlungen menschlicher und weltlicher Freigebigkeit gehört, welche die Königin seit einiger Zeit in Paris geübt; aber er halte sie nicht für würdig zu einem durchaus göttlichen Werke beizutragen. Alles was man thun dürfe, sei, von ihr ein freiwilliges Geschenk anzunehmen, aber schreiben dürfe man ihr darüber auf keine Weise. — Man hatte in Port-Royal auch den Grundsatz, nichts von hohen Beamten anzunehmen, welche sich mit dem Blut des Volks bereichert hätten, indem dadurch nicht sowohl der Reichthum derselben geheiligt, als die Armuth von Port-Royal befleckt und der Sünde theilhaftig gemacht werde. Was reiche Leute nur ehrenhalber thun, weil sie es versprochen, sei nicht Gott, sondern der Weltehre, also dem Satan dargebrachtes Opfer. Gerade in Beziehung auf die Königin Maria sagte Angelica vor dem Herzog von Luynes, ihrem Verwandten: Die Großen und Reichen von dieser Welt sind nicht würdig, ein Werk der Frömmigkeit für Gottes Dienst zu üben. — Angelica scheint gerade gegen Große und Mächtige die Hoheit und Macht ihrer Seele geltend gemacht zu haben, wie gegen Geringe und

1) Mémoires de 1742. Tom. II. Pag. 333. 334.

Schwache ihre Demuth. Maria schrieb einmal an sie, man habe ihr gerathen, doch auch ihre Ersparnisse zu machen, sie habe aber geantwortet: Das werde ich ja unterlassen; denn so wenig ich auch besitze, wenn ich Wittwe werde, ich werde immer genug haben, um von Mutter Angelica in Port-Royal aufgenommen zu werden. — Darüber sagte eine Nonne von Port-Royal zu Angelica, das wäre doch schön, wenn die Königin bei ihnen Nonne würde, da Christus durch eine solche Unterwerfung unter sein Joch von den Großen dieser Welt geehrt werde. Angelica aber antwortete [1]): Ich weiß nicht, ob ich es wünschen soll; denn wenn eine Königin nicht eine wahre Heilige ist, muß sie beinahe in einem geistlichen Hause Schwächung und Erschlaffung des Geistes der Strenge veranlassen. Ihre Delicatesse ist unglaublich, überdies habe ich nicht viel Grund, auf ein solches Wunder bei ihr zu hoffen. Denn Könige und Königinnen sind Nichts (des néants) vor Gott, und die Eitelkeit ihrer Lage macht, daß er sich vielmehr von ihnen ab-, als sich ihnen in Liebe zuwendet. Sie werden gedoppelt als Kinder des Zorns geboren, da sich beinahe an keiner Fürstin Gottes Geist und Gnade erweist. — Es giebt keinen unbeugsameren, gründlicheren Stolz, als den Stolz Derer, welche es sich zu einer eigenen Aufgabe machen, ihre eigene Ehre preiszugeben. Aber es giebt freilich auch keinen so rechtmäßigen und durchaus über jeden anderen erhabenen Stolz. Dabei ist jedoch große Gefahr, daß dieser hohe Muth der Kinder Gottes nicht zum geistigen oder gar geistlichen Hochmuth werde in Denen, welchen die Demuth des Herzens fehlt. Einmal sollte Angelica an die Königin und an eine arme Wittwe schreiben; da sie nur Zeit zu Einem Briefe hatte, entscheidet sie sich schnell: man muß die rechtschaffene und demüthige Armuth mehr ehren, als selbst die rechtschaffene fürstliche Hoheit. Im September 1639 wurde sie von der auf Richelieu, ihren Oheim, so großen Einfluß übenden Herzogin von Aiguillon besucht. Diese fing an über St. Cyran und seine Gefangenschaft zu reden, als wollte sie Angelica die Fürbitte in den Mund legen. „Ich aber, erzählt Angelica, fühlte mich von einer solchen Kraft ergriffen und erfüllt, welche mir, wie ich glaube, von Gott kam, daß ich die Stimme hob und erwi-

1) Mémoires de 1742. Tom. II. Pag. 385.

derte: Madame, es giebt Männer, welche Gefangene sind in dieser Zeit, aber in der Ewigkeit werden sie frei und selig sein, während Andere frei, mächtig und glücklich in dieser Zeit sind, aber in der Ewigkeit werden sie gefangen, Sklaven, werden sie unglücklich sein.

Maria namentlich war es, welche in Polen die Einführung mehrerer französischer Congregationen vermittelte, wodurch die Verbindung beider Völker nicht minder national wurde, als die Regierungen durch mehrere königliche Heirathen verbunden waren. Namentlich sandte St. Vincent auf ihre Bitte 1652 „einen seiner Arme", Lambert, dahin, die Missionen daselbst zu gründen. Der Beichtvater der Königin war der Doctor der Sorbonne, Fleury, welcher den Augustin von Jansenius und Dr. Arnaulds de la fréquente communion mit approbirte. Maria selbst war bei Innocenz X wegen ihres Glaubens verdächtigt worden. Sie schrieb an seinen Nachfolger, Alexander VII, bei Gelegenheit der an ihn von ihrem zweiten Gatten abgesandten Obedienz-Gesandtschaft, indem sie Port-Royal gegen die Verleumdungen zu rechtfertigen suchte. Sie bekannte, ihre ganze Frömmigkeit verdanke sie ihrem Aufenthalte in diesem Hause.

Auch Abbe Choisy thut in seiner unter Bossuets Einfluß geschriebenen Kirchengeschichte Erwähnung von den Schicksalen der Königin. Überhaupt ist er für solche Hofgeschichten nicht minder Quelle, als für die Geschichte der Kirche. Er ist in so fern ein Zeichen der Zeit, ein Bild der verweltlichten gallikanischen Hof- und Nationalkirche. Er belauscht die theatralischen Reden des großen Königs hinter dem Schanzkorbe und im Ballsaale. Es ist darin eine Freiheit des Urtheils, eine Billigkeit der Conversation und theilnahmslosen Reflexion, welche blenden möchte, wie sie sich selbst blenden läßt durch den Tand weltlicher Pracht und Ordnung, wie sie selbst übersieht die zertretenen Völker und Gewissen, wenn wir nicht anderswoher wüßten, daß alles dieses Feuerwerk, diese Glorien, diese Weihrauchwolken Triumphe waren und feiles Jubelgeschrei, den Jammer, den zum Himmel um Erlösung und Rache schreienden Klageruf zu übertäuben und zu verhüllen. — Dieser unser gefälliger Abbe also meldet uns: Maria hatte nur kurze Zeit mit ihrem mürrischen Gemahl gelebt. Ihm

folgte 1648 sein Bruder Kasimir, welcher zum Cardinal ernannt worden war, während Heinrich Arnauld als französischer Bevollmächtigter in Italien gewesen. Sie hatten auch einige Verbindungen angeknüpft, obgleich Rangfragen einige Schwierigkeiten erhoben. Kasimir heirathete sofort die verwittwete Maria. Sie starb 1667. Louis XIV betrachtete ihren Tod als einen wesentlichen Verlust. Kasimir, bisher von seiner Frau geleitet, der letzte polnische König von Wasas Stamm, versammelte am 12. Juni des folgenden Jahres zu Warschau die Senatoren und erklärte ihnen seine Absicht, die Krone niederzulegen.

Den 27. August trat er im Reichstage auf und sprach: So ist denn der Augenblick gekommen, da euer König und Vater, erfüllend die Liebe, welche die Glieder dieses Stammes seit zwei Jahrhunderten für diese Republik gehegt haben, niedergedrückt von der Last des Alters und unausgesetzter Geschäfte, in eure Hände wieder zurückgeben soll die Krone, das Kostbarste, was es für Menschen giebt. Ja es ist die Stunde der Bestattung meines Ruhmes; abgestorben der Welt, erwähle ich statt der königlichen Erdkugel einen kleinen Winkel Erde in dem lieben Schooße der Republik, zwischen der Asche meiner Vorfahren; auf daß man in euern Annalen lesen möge, daß der Mann, welchen ihr als den Ersten gesehen habt in euern Heeren, als den Letzten im Rückzuge, auch der Erste gewesen ist, sich menschlicher Größe selbst zu berauben. So gebe ich euch denn die königliche Gewalt wieder zurück, bewogen durch die innigste Liebe zu meinem Vaterlande. Die freie Liebe des Volkes hat mich zum König gemacht, aus freier Liebe zu ihm glaube ich denn auch die Krone wieder niederlegen zu müssen.

Kasimir war in seiner Jugend in den Händen der Jesuiten gewesen und blieb unter ihrem Einfluß. Als er den Thron bestieg, legte er die Würde des Cardinals nieder. Er war es, der 1660 die Socinianer unbarmherzig aus Polen vertrieb. Er konnte es aber nicht ertragen, in dem Lande fürder zu leben, wo er die Krone getragen; er ging nach Frankreich, wo er die berühmte Abtei St. Germain des Pres, in der Vorstadt St. Germain erhielt. Er starb am 14. December 1672 zu Nevers. Seine Leiche ward nach Polen geführt. Die Kirche der Abtei St. Germain des

Pres ist noch jetzt der Mittelpunkt der Polen im Exil, wo sie an den Jahrestagen ihrer Schlachten und an Kosziuskos Todestage die Messe hören.

Wie seit einem halben Jahrhundert die polnischen Krieger auf den Schlachtfeldern nicht blos Europas den Tod gesucht haben und die Heimath des Verbannten, das Grab, so irrten damals die katholischen Irländer vor dem Absolutismus einer protestantischen Revolution landesflüchtig von einem Schlachtfeld zum anderen. Während das reformirte, das demokratisch-protestantische Holland sich mit französischen Flüchtlingen anfüllte, welche hier, wo sie längst die Kriege gegen das katholische Spanien als zahlreiche Söldnerhaufen für die reichen Kaufleute geführt hatten, nun gegen den Jesuitenkönig, ihren Herrn, Regimenter von Refügiers bildeten, zu gleicher Zeit und noch etwas früher kamen Tausende von Irländern nach dem katholischen Festlande herüber. Doch war Frankreich der natürliche Hort dieser Flüchtlinge, obgleich selbst Louis XIV aufblühende Macht auf den Despoten der Revolution, Kromwell, beinahe entehrende Rücksichten nahm. St. Vincent und Port-Royal nahmen sich dieser frommen Nationalsache mit Aufopferung an, jener namentlich des Adels, „denn Christus war ja auch von einem sehr hohen, verblichenen Adel."

Unter Anderm hatte Lord Muskry von dem Prätendenten Erlaubniß erhalten, in Irland 5000 Mann zu werben und einem Fürsten, ausgenommen Spanien und Frankreich, damit zu dienen. Zuerst that er dieses im Kriege Portugals gegen Spanien, kam 1655 nach Paris, wo der mit Port-Royal eng verbundene Herzog von Luynes ihn sehr unterstützte. Mit ihm war Lord Hamilton. Port-Royal nahm sich ihrer Kinder an. Eine Tochter Hamiltons wurde als Pensionärin unentgeltlich aufgenommen. Als sie den berühmten Grafen Grammont, einen Günstling Louis XIV, heirathete, schämte sie sich nicht zu den Jansenisten gezählt zu werden. Der König trug diesem Manne auf, Jansenius zu lesen und ihm Bericht zu erstatten. Grammont erklärte, die fünf Sätze nicht darin gefunden zu haben, aber, fügte der Diplomat hinzu, es sei möglich, daß sie incognito darin stecken. Der heimathlose Lord Muskry ward in den Stand gesetzt, mit Bellings, einst Staatssecretair der souverainen katholischen Regierung Irlands, nach Polen zu reisen, um dem katholischen Throne in dem schwe-

ren Kriege gegen Karl Gustav von Schweden beizustehen, obgleich dieser ein Bundesgenosse Frankreichs dem katholischen Östreich gegenüber war. Angelica empfahl ihn angelegentlichst der Königin von Polen.

Die Hochkirche hat nachmals die Unterdrückung des katholischen Irlands als Gesetz und beinahe als politisch-kirchlichen Glaubensartikel unerschütterlich beibehalten. Es liegt ein eigenthümlicher, gemeinschaftlicher Zug in dem Charakter und der Geschichte der irischen und der polnischen Nation, wenigstens in ihrem Kampf gegen die Unterdrückung ihrer Katholicität gegen die Hochkirche und die griechische Kirche; und haben nicht diese selbst, wenn man den nothwendigen Einfluß beider verschiedenen Nationalitäten in Anschlag gebracht hat, haben nicht die englische Hochkirche und die privilegirte russische Kirche manche überraschende Ähnlichkeit? Beide haben ein politisches ein nationales Pabstthum und beide sind eben darum unduldsamer gegen das wahre Pabstthum als irgend eine andere religiöse Gemeinschaft.

Siebentes Buch.

Kampf um Disciplin und Dogma.

Erstes Kapitel.

Dr. Arnauld gegen das häufige Communiciren. Wesen und Wirksamkeit des Einsiedlervereins von Port-Royal.

Der Tod scheint seine Zeiten zu haben, da ihm Gewalt gegeben ist, auszugehen in ein Land, seine Ernte zu halten in einer Familie. Die, so einander auf Tod und Leben bekämpft, die, so Staaten durch ihren Zwist erschüttert, wie die, so unzertrennlich sich verbunden hatten, eilen dann einander rasch nach in das Grab. So traten bald nach dem Anbruch des fünften Jahrzehnds dieses Jahrhunderts die Personen schnell nach einander von dem Schauplatze ab, von welchen Frankreich seit längerer Zeit seine Gesetze genommen; dem Kapuziner Joseph folgte die Königin-Mutter, Maria von Medici, lange Zeit Regentin; Richelieu, wie er sie im Leben unablässig verfolgt, folgte ihr auch in das Grab nach, und ihm sein Schatten, der König. Ihr Tod hatte St. Cyran die Pforten des Kerkers geöffnet, aber nach kurzer Frist starb auch er. — So folgten einander auch in den Jahren 1661 und 1662 in kurzen Zwischenräumen Mazarin und Angelica, Marca, Pascal und Singlin, nachdem auch St. Vincent kurz zuvor gestorben. — Dann aber fragt es sich, ob ein neues Geschlecht gerüstet dasteht, nicht sowohl die Abgeschiedenen zu ersetzen, als auf seine Weise lebendig fortzuwirken und das allerdings gemeinsame Leben und Werk fortzubilden, bis auch seine Stunde schlagen wird.

St. Cyran hatte auf seinem Sterbelager zu einem seiner Ärzte gesagt, welcher auch der Arzt der Jesuiten war: Sagen Sie den Vätern, wenn ich todt bin, sie sollen nicht triumphiren, ich lasse zwölf nach mir, welche stärker sind, denn ich. — Und dieser Elias, er hinterließ mehrere Elisa, darunter Singlin der erste war in der priesterlich-prophetischen Kunst, das Mysterium der Gewissen zu deuten; an dem Grabe dieses Matathias standen seine geistigen Söhne, seiner würdig; der Judas Maccabäus aber war Anton Arnauld, der reisige Doctor der Sorbonne. — Also sahen es die Zeitgenossen und Freunde an. Seine und Angelicas Mutter, Catharina de Felicite, die Mutter der Maccabäer genannt, hatte an dem Tage, da sie die letzte Ölung empfing, Singlin aufgetragen, ihrem Sohne, Dr. Anton Arnauld, als ihren letzten Willen zu melden, da er einmal sich unterwunden habe, die Wahrheit zu vertheidigen, ermahne und beschwöre sie ihn, nie nachzulassen, nie der Furcht Gehör zu geben, und wenn es sich um den Verlust von tausend Leben handelte. Ich bitte aber Gott, daß er sich der Erkenntniß der Wahrheit nicht überhebe, welche ja nicht ihm gehört, sondern Gott allein, sondern daß er in der Demuth bleibe. — St. Cyran aber schreibt ihm im Januar 1643: man darf nimmer schweigen. Fürchtet nicht meiner Befreiung im Wege zu stehen. Ich fühle noch ein solches Feuer, daß ich nicht weiß, was ich zu thun nicht im Stande wäre, wenn ich frei nur wäre.

Noch hatte St. Cyran seinen Kampf nicht ausgekämpft, als schon an mehreren Orten neuer Streit entbrannt war. — In Belgien stritt man ob dem Augustin von Jansen. Seine Freunde besorgten den heimlichen Druck; aber Jedermann hatte gewußt um das große Werk, daran Jansen seit zwanzig Jahren schrieb. Die Jesuiten waren sehr auf der Hut. Ein zum Trocknen ausgehängter Druckbogen wurde vom Winde fortgetragen und fiel in die Hände der Jesuiten. So ward diesen zugleich das Werk und der Ort des Drucks verrathen. Sie setzen nun Alles in Bewegung, daß das Ungeheuer noch in der Wiege erstickt werde und der weitere Druck verboten. Die Universität Löwen war ihnen nicht zu Willen; aber der Nuntius in Cöln und die Kurie, welche alle Ursache hatte, der Erneuerung dieser Fragen zuvorzukommen, befehlen, den Druck einzustellen, zunächst nur,

weil beiden Theilen verboten sei, über derlei Gegenstände zu schreiben. — Wir haben gemeinhin von den spanischen Niederlanden eine Vorstellung, welche nur für die Schrecken einer politisch-kirchlichen Inquisition und Albas kalte Grausamkeit in dem schönen Lande Raum läßt. Sehen wir aber das Leben dieser Unterthanen Spaniens näher an, so finden wir, daß sich zwar nicht leicht etwas lange öffentlich behaupten kann, was das bestimmte Mißfallen des spanischen Königs auf sich gezogen hat; allein die weite Entfernung, die Nothwendigkeit, sich zur Kenntniß und Ausführung der Dinge zahlreicher Mittelglieder zu bedienen, der sich durchkreuzende Einfluß mehrerer Gewalten, die oft des guten Willens der Unterthanen bedürftige Schwäche Spaniens gaben den Corporationen mit ihren alten Privilegien Stoff und Muth genug, dem Willen der höchsten Gewalten hundert kleine Hemmungen in den Weg zu legen, ihn in seinem Laufe aufzuhalten oder abzulenken. War es auch keine moderne Freiheit, so war doch mehr Schutz gegen Willkür, mehr Bewußtsein persönlicher Festigkeit, als jetzt vieler Orten. Besonders gilt dies von den Universitäten. Man war in Löwen den Befehlen von Rom und Brüssel nicht gerade entgegen, allein man erhob Bedenklichkeiten, man faßte widersprechende Beschlüsse, der Rector Fromond, die Censoren trieben selbst am meisten an der Beendigung des Drucks. Man kann es den Jesuiten nicht ableugnen, ein solcher sogenannt moralischer Widerstand führt oft nicht mindere Versündigungen gegen die Sittlichkeit, insbesondere wider die Wahrhaftigkeit mit sich, als ein offener Widerstand. — Kurz, der Augustinus wurde vollendet und verkauft, und da er nun sogleich in Paris nachgedruckt wurde, nahm man in Belgien einen Vorwand davon, ihn sofort noch einmal aufzulegen. Mehrere gaben kürzere, bald mehr bald weniger eigenthümliche Bearbeitungen und Auszüge heraus, unter welchen Fromonds anatomia hominis wohl das bedeutendste Werk ist. — Denn wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun. Die ersten Kämpfe um dieses Hauptwerk hatten also nun zunächst nur in Belgien Statt. — In Frankreich aber machte bald ein Buch großes Aufsehen, welches auf ein Kapitel in Jansen fußend, eine praktische Frage mit großer Gelehrsamkeit und festem Charakter behandelte. Der Verfasser war Dr. Anton Arnauld. Als man d'Andilly Verwunderung bezeigte, daß ein Mann von dreißig

Jahren solch ein Buch schreiben konnte, antwortete er: ihr wundert euch; er führt nur die Sprache seiner Familie! — Wir haben vor uns die Ausgabe von 1683; sie ist die siebente. Der Titel lautet: De la fréquente communion, où les sentiments des pères, des papes et des conciles, touchant l'usage des sacremens de pénitence et d'eucharistie sont fidellement exposés, pour servir d'adresse aux personnes qui pensent serieusement à se convertir à Dieu et aux pasteurs et confesseurs zéléz pour le bien des ames, par A. Arnauld [1]). Die Vignette auf dem Titelkupfer stellt den ohne ein hochzeitlich Kleid Eingedrungenen dar, wie er gebunden in die Finsterniß hinausgeworfen wird.

Das königliche Privilegium zum Druck ist vom 29. Mai 1643 und setzt auf den Nachdruck des Buchs eine Strafe von 1500 Francs. Es wurde der letzte Bogen von der Presse gezogen am 26. August 1643. — Die Veranlassung dazu gab die Prinzessin Guemene, welche d'Andilly sehr liebte, aber mit einer durchaus christlichen Liebe, wie Retz halb spottend sagt. So hatte sie sich denn von St. Cyran schriftlichen Rath ertheilen lassen, wie sie ihr Leben christlich einzurichten hätte. Da er sie vor gedankenlosem Genuß des Abendmahls, aus bloßer Gewohnheit, warnte, und die Prinzessin gar eine Einladung auf einen Ball ablehnte, weil sie denselben Tag communicirte, was viel Aufsehen machte, schrieb ein Jesuite gegen diese Grundsätze; indem er die objective Kraft des Sacraments zu preisen schien, redete er einer werkheiligen Gewohnheit der Zeit das Wort. Es wurde damit die katholische Lehre vom opus operatum, von der Verdienstlichkeit und Kraft des äußeren kirchlichen Werks, auf eine wirklich gefährliche Weise misbraucht. Da das Sacrament ein Mittel der Gnade ist, haben wir uns seiner um so häufiger zu bedienen, auch die weltlich Gesinnten, von Selbstsucht Erfüllten; gerade sie bedürfen seiner ganz besonders. Die Jesuiten waren ja sehr liberal, wollten lieber Alle, als nur Viele selig machen und in ihren Beichtstuhl einladen. Sie setzten ja ein ganz besonderes Verdienst darein, den Weg zum Leben so breit und bequem und eben wie möglich zu machen. Wie sie die Sünden äußerlich faßten, so

1) Zu diesem Titel des Buchs gab der Titel einer darin bekämpften jesuitischen Schrift Veranlassung; dieser war: Question s'il est meilleur de communier souvent que rarement.

auch die Gnadenmittel. Die bloße Gesetzlichkeit ihres Standpunkts spricht sich darin aus, daß sie lehrten, es genüge zur Absolution, und der Mensch könne zum Abendmahl sofort zugelassen werden, wenn er Furcht fühle vor den Strafen seiner Sünden. Darin liegt nun aber noch gar keine innere Befähigung zum Mahl der göttlichen Liebe, da vielmehr die Liebe zur Sünde mit solcher Furcht recht wohl zusammen bestehen kann. — Dagegen sagte St. Cyran, Gottes Gnade regne nicht nur so aus weitgeöffneten Himmelsfenstern auf Alle herab, wie man gemeinhin glaube. Darin zeigt sich der Zusammenhang der strengeren Lehre über das Sacrament mit der Prädestinationslehre. Gott theilt sich nach Jansenius den Seinigen durch inneres Eingehen seiner selbst mit, was in ihnen die göttliche Liebe entzündet. Das Mahl der Liebe nährt diese; aber nur wer diese göttliche Liebe, wenn auch in schwächerem Maase besitzt, darf sich dem Sacramente nahen, ohne sich zu versündigen. Die Enthaltung davon während mehrerer Tage kann uns eine heilsame Pönitenz sein, kann unsern Hunger darnach stärker machen. Es giebt ja sowohl im Geistigen, als im Leiblichen einen ungesunden, krankhaften Hunger. Wer sich für unwürdig achtet, enthält sich des höchsten Gutes, der paradiesischen Frucht des geistigen Lebensbaumes. Es ist dies allerdings eine dazu vorbereitende Pönitenz, eine Pönitenz, da die Kirche von jeher mehr die innere Trauer und Leid, als den Schmerz und die Härte der äußerlichen Bußübungen in Anschlag gebracht hat. Die Vorbereitung und Seelenverfassung, in welcher wir ein Sacrament begehen, muß aber mit der Erhabenheit der göttlichen Kraft, welcher wir uns nahen, im Verhältniß stehen. Wäre also das Sacrament nicht Gott selbst, der für das Leben unserer unsterblichen Seele unsterbliches Brot geworden, wäre es blos ein Bild, eine Figur, wie die Ketzer (Reformirten) behaupten, so hätten wir uns nicht so strenge zuvor zu prüfen.

Die Grundsätze der Jesuiten in diesem Punkte waren offenbar ultra-katholisch, während Arnauld in seiner Grundanschauung sich der ursprünglich protestantischen nähert; diese beiden haben etwas von dem mysterium tremendum (das schreckliche Geheimniß) der älteren katholischen Kirche, was die Jesuiten ganz vergessen haben, indem sie es für räthlich halten, daß auch si attachés au monde que de merveille das Abendmahl begehen. Die reformirte Ge-

meinde aber insbesondere hielt um so strenger über der Zucht und dem Ernst der Feier, je bestimmter sie alle Leiblichkeit in dem Sacrament und seinem Genuß ausgeschlossen hatte. Daher war in den Puritanergemeinden das Abendmahl zugleich das Siegel des Bürgerrechts unter den Heiligen, in der demokratischen Theokratie. Und doch sollten, zum Zeugniß wie die Überspannung zuletzt nothwendig in ihr Gegentheil überspringt, gerade puritanische Gemeinden hinwiederum auf eine der jesuitischen verwandte Lehre von der Kraft des Sacraments verfallen. (Siehe die IX. Beilage.) Standen nun Arnauld und die Seinigen den Reformirten in dieser wesentlichen Beziehung nahe, so erhob er andererseits gegen seine jesuitischen Gegner den Vorwurf, sie machen auf praktischem Wege das Abendmahl ebenso zu Schatten und bloßer Figur, wie die Reformirten in der Lehre ihnen vorgethan. Je mehr man aber den Jansenisten um der Prädestinationslehre willen den Vorwurf der Hinneigung zu den Reformirten machen konnte, desto mehr mußten sie auf den Unterschied ihrer Lehre im Artikel von dem Sacrament halten. Daher zum Theil auch der Eifer der Nonnen von Port-Royal in ununterbrochener Anbetung des Sacraments und die große polemische Schrift Arnaulds über die Tradition der älteren Kirche in diesem Artikel.

Arnauld glaubt noch besonders bevorworten zu müssen, daß seine Grundsätze himmelweit von der Weise Derer verschieden seien, welche aus Leichtsinn das Abendmahl lange nicht besuchen. Man kann sich als Christ von diesem Brote des Lebens nur zurückhalten, indem man es sucht, sich ihm durch Verlangen und Buße nähert, indem man sich davon zurückzieht, wie die Flüsse auch sich abwendend auf weiten Umwegen nur immer dem Meere zustreben.

Die Jesuiten berufen sich auf die in der Kirche herrschende Sitte. Arnauld leugnet durchaus nicht, daß die Zucht und Bußdisciplin beinahe allgemein in Verfall gerathen sei. Darum sei dieses aber nicht der Wille der Kirche, noch ihre ausschließliche Ordnung; sie habe nur um unserer Herzenshärtigkeit willen es zugelassen und ertragen. Eben diese ist auch Schuld an diesem Zerfall der Zucht, welcher zunimmt, je mehr wir uns dem Ende der Welt nähern. Die ganze Kirchenspaltung ist von der Verkennung der Wahrheit ausgegangen, daß die Kirche in der Lehre stets unverfälscht ist, aber die Sitten ihrer Glieder wohl dem

Verderben ausgesetzt sind. — Daher hat man nicht, wie die Jesuiten thun, die Kirche der letzten Jahrhunderte als die wahre der früheren, als einer veralteten entgegenzustellen. Die ursprüngliche Kirche ist vielmehr für uns ein Muster in der Zucht; das für unsere Schwachheit zu starke Ebenbild Christi spiegelt und mildert sich zugleich in den Vätern der ursprünglichen Kirche. — Wann war aber diese ursprüngliche Kirche? — nicht während der ersten Jahrhunderte, da die meisten Nachrichten davon während der Verfolgungen verloren gegangen sind, sondern das Zeitalter von Basil, Ambrosius und Augustin. (Also die Zeit der unabhängigen Bischöfe und Patriarchen; die reformirte Kirche hält sich gerade an die unmittelbar vorhergehenden Jahrhunderte vor Constantin.) Pfingsten ist die Empfängniß der Kirche; ihre ersten Jahrhunderte entsprechen dem Leben Christi vor seiner Geburt.

Die alte Bußordnung der Kirche kann nicht untergehen, ohne daß die Kirche mit unterginge. Christo ist unmittelbar Johannes, der Bußprediger, in Elias Geist vorangegangen; vor seiner zweiten Erscheinung sollen nach der Apokalypse Elias und Henoch kommen in des Täufers Geist. Hat Arnauld als einen solchen St. Karl Borromeo angesehen und verehrt? — Dieser hat wenigstens die alte Bußordnung wieder hergestellt, so viel an ihm war, mit Wort und That. Er hat erklärt, die Kirche dürfe nicht rasten, sie müsse ihre Concilien versammeln, bis der Wunsch und das Versprechen des tridentinischen erfüllt worden, die alte Zucht in der katholischen Kirche wieder aufzurichten. — Gott erweist sich als den Einen, indem er für jedes Bedürfniß der Kirche je Einen gleichsam classischen und berufenen Mann sendet. St. Karl ist es für die Buße. Offenbar war St. Karl für Arnauld in diesem Punkte, in der Disciplin, das, was Jansen in der Lehre gewesen, der Wiederbringer, der Reformator der Kirche, welcher sie zurückführte auf ihr kräftigstes Alter, in das vierte, fünfte Jahrhundert, da die Kirche in voller Kraft und Wahrheit geboren war nach Christi Ebenbilde. Auch auf Chrysostomus beruft sich Arnauld mit Vorliebe, wie schon St. Cyran diesen priesterlichen Mann besonders hoch gehalten. Er sei recht der Berufene für die Lehre vom Abendmahl. Sales wird dem St. Karl an die Seite gestellt und mit Chrysostomus und Johannes, wie

Karl mit Athanasius und Paulus verglichen. Sales habe mehr durch Sanftmuth, Karl die verhärteten Herzen durch Strenge zur Buße bekehrt.

Die Jesuiten beriefen sich auch auf das christliche Alterthum, und zwar auf ein höheres. Sie erörterten mit ihrer gewöhnlichen Gesetzlichkeit die Frage, wie oft man zum Abendmahl zu gehen habe und entschieden, im Durchschnitt alle acht Tage, am besten Sonntags. In der ersten Kirche haben die Christen jeden Tag und immer alle Anwesende das Abendmahl empfangen. Ja, erwidert Anton, dann muß man auch den heiligen Wandel der ersten Christen führen, die Jeden excommunicirten, welcher eine Todsünde begangen.

Wie Jansen lehrt, daß kein Übel ohne Sünde und keine Sünde ohne Übel und Strafe sei, so verlangt auch Arnauld Genugthuung und Strafe nach jeder Sünde, welche uns von Gottes Gemeinschaft getrennt, ehe wir das Sacrament empfangen. Wie Jansen von der anerschaffenen Heiligkeit der ursprünglichen Menschennatur einen sehr objectiven, reellen Begriff hat, so Arnauld von der Taufgnade. Wer sie aber verloren hat durch eine Todsünde, muß Gott durch strenge Buße oder Mönchsgelübde Genüge thun. Wie Jansen die Gnade besonders als eine ärztliche, heilende betrachtet, so Arnauld die Buße. Dabei beruft er sich auf eine Erscheinung in der Geschichte der Kirche, daß um eben die Zeit, da die alte Zucht der Kirche zerfiel, große Ordensstifter geschaart auftraten und das Panier der Buße entfalteten: St. Bernhard, Bruno, Norbert, Albert, Dominicus, Franz. Daß man die Orden (religions) reformire und zu ihrer ursprünglichen, wenn auch noch so strengen Regel zurückführe, lobt Jedermann; und doch will man nicht gestatten, daß die religieux de la religion générale auf ihr Gelübde in der Taufe zurückgeführt und sie verpflichtet werden, sich selbst nach dem Leben ihres himmlischen Meisters zu bilden. — Diese genugthuende Buße erließen die Jesuiten aber Jedem, der sich nicht freiwillig dazu bewogen fühlte, und schlossen Jedem die Himmelsthüre auf, der Furcht vor der Hölle hatte. — Adam ist der Frucht des Lebensbaumes verlustig geworden, indem er aus der ursprünglichen Gnade fiel; so wer aus der Taufgnade fällt, des Lebensbrots im Abendmahl. Der

Priester aber, welcher die Christen zu leichtsinnigem Genuß des Abendmahls ermuntert, ist der Schlange gleich, welche Eva zur Sünde verführte.

Zu große Nachgiebigkeit ist ebensowohl Grausamkeit, als die Unversöhnlichkeit es ist. Die heilsame Strenge sollen wir selbst, soll der gewissenhafte Priester an uns üben; wir müssen durch unsere Gebete und guten Werke Gottes Erbarmen zu erweichen suchen, daß er uns die Gnade einer rechten Bekehrung schenke, ehe wir die vollkommene äußere Versöhnung und die Versieglung derselben durch das Sacrament suchen. Es kommt freilich bei Allem auf Gottes Gnade an, diese müssen wir ihm aber abringen. Unsere Bußwerke erhalten schon dadurch eine ganz besondere Eigenschaft, werden schon dadurch ein Antheil am Sacrament, daß sie uns vom Priester aufgelegt sind, wir sie nicht eigenwillig wählen. Alle diese Werke der Buße sind freilich Gaben Gottes, welche uns durch die herrliche Ökonomie seiner Gnade nur wieder auf höhere Gnaden vorbereiten, uns dafür empfänglicher machen sollen. Darum sind diese Werke zu üben. — Gottes Liebe ist ja nicht bloße Einbildung, Gedanke, Wort, sie ist lebendige That. Worte sind die Sprache des Geistes, Thaten die Sprache des Herzens; es kommt aber auf die Besserung des Herzens an. — Gleichermaßen muß ja der Priester nicht bedingungsweise, sondern bestimmt als Richter absolviren; darum muß er aber nach den Werken, nach den Früchten urtheilen, nicht nach den bloßen Blättern, den Worten. „Es ist die Behauptung, die Buße bestehe nur in der Absicht, sich zu bessern, das Sacrament sei besonders für die Schuldbeladenen, es ist dies eigentlich einer der charakteristischen Grundirrthümer Luthers; auch er hat, wie die Jesuiten, die Misbräuche in der Kirche für ihre Gesetze angesehen." — Der Priester hat nie zu vergessen, daß er der einem höheren Richter verantwortliche Richter ist. Er darf darum nicht nachgeben, wenn er auch sieht, daß die unbußfertigen Sünder, als wollte er ihnen ihr Recht nicht widerfahren lassen, gleichsam gegen ihn appelliren und sich an einen nachsichtigeren Beichtvater wenden. Dieser mag ihnen von der Geneigtheit Gottes reden, uns mit Gnaden zu überschütten; wer sich dem Sacrament naht, ohne daß er Buße gethan und Gottes Gnade schon innerlich empfangen hat, verunreinigt durch die frühere und durch die leicht vorherzusehende Sünde den Leib des Herrn. Dieser macht uns

nur wachsen in dem, was zuvor in uns war, den Sünder im Bösen, den Begnadigten in der Gnade; den Einen ist er ein erhellend Licht, den Anderen ein verzehrend Feuer [1]).

Dies mag von dem vielen, aus Arnaulds Schrift vor uns liegenden Stoff genügen, um den Streitpunkt herauszuheben. Andererseits durften wir aber auch nicht in den Fehler sämmtlicher Mémoires und bisherigen französischen Geschichten von Port-Royal verfallen, welche zwar Bücher, wie das vorliegende, oder den Augustin, oder Aurelius, als sehr wichtig und bedeutend rühmen, aber nicht näher auf ihren Inhalt und ihren Charakter eingehen. Anfangs freilich waren vielen Lesern muthmaßlicher Weise diese Bücher selbst noch bekannt.

So scheinbar auch in manchen Punkten der Vorwurf ist, die Reformatoren stimmen mit der Praxis der Jesuiten in Abschaffung der Pönitenz zusammen und fördern damit den Leichtsinn, ja wenn jene gleich noch weiter gegangen zu sein scheinen, indem sie zum Theil sogar die persönliche Beichte abgeschafft, so gewinnt doch die Sache dadurch eine ganz andere Bedeutung, daß die protestantische Kirche jedem Christen die Verantwortung selbst aufs Gewissen legt. Die Weise der Jesuiten öffnete dem Leichtsinn gerade dadurch Thor und Thür, daß der absolvirende Priester die Schuld des leichtsinnigen Communicirens auf sich nahm. Je mehr er aber auf sich nahm, desto mehr Gewalt mußte er allerdings, wenigstens im Äußeren, über seine Beichtbefohlenen bekommen, desto mehr war dieser an ihn gebunden, und je nachsichtiger jener war, desto mehr mußte die Menge ihm zuströmen; je größer aber der Zudrang war, desto mehr mußte das Beichtsitzen und Absolviren für einen solchen Priester Handwerk und Routine werden, die Beichte für die Laien ein Absagen der Sünden nach Klassen, ein bloßes äußeres Werk oder vielmehr Gerede. So kam es denn, daß Geistliche sich rühmten, in kurzer Zeit ganze Städte bekehrt zu haben; nicht als wäre wirkliche Besserung des Lebens zu ver-

1) Arnauld thut, zum Beleg für seine Bußgrundsätze, Erwähnung einer in der ersten Kirche herrschenden Sitte. Die Excommunicirten wurden links vom Geistlichen gestellt, in Kleidern aus Ziegenhaaren; mit Beziehung auf das Gleichniß Christi vom jüngsten Gerichte. — Er eignet sich auch zu demselben Endzwecke die Resultate der mystischen Exegese an, welche auch St. Cyran oft zu weit trieb. Wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler. Der todte Leib ist Christi Leib im Sacrament, die Adler sind die zum höchsten Ziel, zur Lebenssonne kühn aufstrebenden lebendig Gläubigen.

spüren gewesen, sondern weil sie es über Diejenigen, welche sonst nur an Ostern communicirten, vermocht, es nunmehr jeden Monat zu thun, während Andere, statt monatlich, nun wöchentlich beichteten und das Sacrament empfingen. So geschieht es, daß sie in die Sünde der Kapernaiten verfallen, indem sie Christum nicht im Herzen, sondern nur im Magen empfangen, sagt Arnauld. Augustin klagt, daß Viele bei allen ihren Lastern den Himmel zu erlangen hoffen, um ihrer Almosen willen; in unseren Tagen scheinen sie den Himmel noch wohlfeileren Kaufs erzwecken zu wollen, ohne daß sie einen Theil des Ihrigen zum Opfer bringen. Man läßt nun für einen Heiligen gelten, wer keine skandalösen Sünden begeht und oft communicirt; man hält Den für würdig, oft zu communiciren, welcher oft seine Verbrechen beichtet, seine Absicht erklärt, sie abzulegen, sie von neuem begeht, um sie von neuem zu beichten.

Dabei kommt nun besonders zur Frage, was unter Todsünde zu verstehen sei, wobei die Jesuiten mehr nach äußeren Merkmalen urtheilen, während Arnauld jede Sünde darunter versteht, welche uns von der lebendigen Gemeinschaft Christi trennt und folglich auch von der Gemeinschaft seines Abendmahls. Während die Jesuiten nur bei Todsünden, welche mit öffentlichem Skandal verbunden waren, Bußwerke vor Absolution und Abendmahl verlangten, erklärt Arnauld, daß selbst mindere Sünden, welche uns zur Gewohnheit geworden, eine solche Heilung verlangen können. — Omer Talon bemerkt sehr richtig, die Grundsätze Arnaulds haben nur sehr nützlich sein können, wenn man sie als einen Rath, als eine Mahnung und Weisung für Diejenigen darstellte, welche für ihr Seelenheil besonders besorgt seien, aber als allgemein gültige Gesetze aufgestellt, hätten sie gewiß geschadet. Dafür gab sie nun Arnauld auch nicht aus, und die Bischöfe rühmen ihm in ihrem Schreiben an den Pabst nach, daß er nicht die alte Bußordnung allgemein wieder hergestellt sehen wolle, sondern daß er nur beweise, wie Diejenigen, welche durch Gottes Gnade geneigt sind, freiwillig in Einigem derselben nachzukommen, vielmehr Lob als Tadel verdienen; Arnauld ermahne zu hohen Dingen, ohne die niederen zu verachten.

Offenbar handelt es sich in diesem ganzen Streit um die Grundfesten der christlichen Moral, deren Richterstuhl der Beicht-

stuhl ist. Daher ist dieses Werk Arnaulds der Vorläufer der lettres provinciales, wie denn auch einzelne Abschnitte dieser beiden Schriften gegenseitig an den anderen Schriftsteller erinnern [1]).

Die Schuld lag indeß hier abermals weder allein, noch ursprünglich an den Jesuiten, was denn freilich Arnauld auch nicht behauptete, indem er sogar seine Gegner nirgends namhaft macht. Es waren die Jesuiten überhaupt in vielen Fällen der großen Menge der mit dem Wesen der katholischen Kirche Unzufriedenen ein sich darbietender stellvertretender Sündenträger, und sie haben ihrer Kirche schon dadurch große Dienste geleistet, daß sie gar Vieles, was eigentlich deren Schuld war, auf ihre Rechnung nehmen mußten. Das tridentiner Concil hatte sich gehütet, den Skandal des früheren Ablasses zu rügen, obgleich dadurch die ganze Lehre und Sitte der ursprünglichen katholischen Kirche umgestoßen war. Die durch dieses Concil vertretene katholische Kirche bezeugte damit, daß sie nicht gesonnen sei, wirklich herzliche Buße zu thun für ihre Übertretung, dafür daß sie von ihrem Erlöser, der die Seelen mit seinem Blut erkauft, daß sie von sich selbst abgefallen. Hätte sie, ihrer eigenen Lehre über die Buße gemäß, ein solches Bekenntniß abgelegt, sie würde wohl damit, nachdem es einmal so lange angestanden, die Protestanten nimmer in den Schoos der Kirche zurückgeführt haben, den Feindseligeren hätte sie dadurch nur Veranlassung zum Spott über die Büßerin gegeben; allein durch Schweigen, durch bloßes Unterlassen des Ärgerlichsten, mit Behauptung der Principien, daraus es hervorgegangen, konnte der Krankheit, der inneren Krankheit nicht gebührend gesteuert werden. Das Bekenntniß der Sünde löst nach der Lehre der katholischen Kirche die Sünde innerlich von unserem Herzen und Willen und ist darum ein nothwendiges Mittel und Pfand der wahren Besserung. Freilich, wie sollte man die Wurzeln des Übels ausreißen, ohne die Lehre von der Verdienstlichkeit und vom überströmenden Verdienst der menschlichen

1) Noch unmittelbarere Beziehung hat auf Pascals Briefe freilich Arnaulds theologie morale des Jésuites, welche 1643 französisch, 1645 lateinisch erschien, und freilich von der morale pratique des Jésuites an Ausführlichkeit und polemischer Tendenz überboten wird. Diese erschien seit 1669 und die sechs letzten von ihren acht Bänden sollen von Dr. Arnauld sein. Sie sind eigentlich hinwiederum die Ausführung und Vertheidigung der lettres provinciales.

Handlungen zu erschüttern? Hieß das aber nicht Denen Recht geben, welche man einmal für Feinde erklärte? Wenn die Kirche an ihren eigenen Glauben rührte, was auf Erden konnte dann noch bestehen?

Allein die Wirkungen einer zu schwachen und äußerlichen Reue brachen in den Bestimmungen des Concils, noch mehr in der Sittenzucht und der schädlichen Nachsicht der Kirche mit vielen Misbräuchen hervor. Wie diese große Kirchenversammlung, welche auf mehrere Jahrhunderte der katholischen Kirche ihren Charakter gab, vielmehr nur die Folgen des inwendig liegenden, des wuchernden Übels abzuschneiden suchte, als seine Wurzeln selbst, so entwickelte sich nun auch eine Sitte, eine Literatur, die casuistische; die Moralisten, die Beichtväter strebten nun auch vielmehr die Ausbrüche, die Folgen der Sünde zu brechen, als das Eine böse Princip selbst. Kurz in demselben Sinne, in welchem die Kirchenversammlung den Schaden der Kirche mehr zu bedecken, als zu heilen suchte, in demselben Geiste und mit denselben Mitteln verfuhr die jesuitisch genannte Beichtdisciplin an den einzelnen Gliedern der Kirche. Ist es nicht, als hätten die mehrsten Päbste, als hätten die mehrsten Väter zu Trient vielmehr attritio, als contritio über den großen Riß gefühlt, welcher alles Volk in das Allerheiligste des Tempels schauen ließ, das heißt, als hätte nicht sowohl der innere, sondern als hätte vielmehr der äußere Abfall und Zerfall ihr Leidwesen erregt?

In der Vorrede zu unserem Werke wird noch ein Gedanke ausgesprochen, welcher in Rom großes Misfallen erregte. Barcos, St. Cyrans Neffe, soll ihn eingeschoben haben. St. Paulus und Petrus werden als die beiden die Auctorität der römischen Kirche begründenden Männer einander gleichgestellt. Während nun Arnauld diese angegriffene Lehre behauptete und vertheidigte [1]), verkündigten die Jesuiten laut, damit werde die päbstliche Macht in ihren Grundlagen

1) Arnauld schreibt: De l'autorité de St. Pierre et de St. Paul, résidant dans le Pape, leur successeur. Paris 1645. — De la grandeur de l'église Romaine établie sur l'autorité de St. Pierre et Paul. Paris 1645. Auf den Ausspruch der Inquisition antwortet er in: Notationes in decretum Rom. inquisitionis.

angegriffen, und die freilich in Frankreich nicht anerkannte römische Inquisition verwirft die Zulässigkeit dieser Behauptung. Denn war einmal die Einheit des Primats durch einen Petro gleichgestellten Apostel gebrochen, so war ja keine Grenze mehr; Petrus behielt vor allen anderen Aposteln keinen wesentlichen Vorzug mehr. Die Bischöfe aber sind die Nachfolger der anderen Apostel, Erben ihrer Gewalt; dem Pabst blieb also kein wesentlicher Primat über den Episkopat.

So ist denn diesen Männern Paulus die unmittelbare Quelle ihrer Doctrin, die Fundgrube ihres Dogmas, der strenge Prediger der Buße und Pönitenz, und der Repräsentant, der Träger der kirchlichen Freiheit, welche ihnen zunächst unter der Form des nationalen, bis zu einem gewissen Grade unabhängigen Episkopats erschien. Das Alles ist allerdings noch nicht völlig zu ihrem Bewußtsein gekommen, die päbstliche Gewalt scheint in ihrem Besitz zu bleiben; allein kraft der Logik der Thatsachen mußte der verborgene Gedanke doch einmal zur Klarheit und Bestimmtheit hervorbrechen.

Die Jesuiten erfüllten nun alle Kirchen mit der Bekämpfung von Arnaulds Schrift, während einige ihrer besten Federn den Krieg auf einem anderen Gebiete führten; so namentlich Petav. Nouet, einer ihrer bedeutendsten Prediger, stritt mit beiderlei Waffen. Die Grundfesten der Hölle erbebten, als Arnaulds Schrift erschien, sagt ein jansenistischer Schriftsteller; Bayle glaubt zwar, es sei schwer, zu erfahren, welche Ansicht über ein auf Erden erscheinendes Buch in der Hölle herrsche; übrigens sei gewiß, daß während die Schriften seiner Gegner vergessen seien, Arnaulds Werk lange einen großen Namen und Einfluß behauptete. Es waren aber überhaupt die Mönche meist gegen ihn, denn ihr Stand beruht ja auf der Lehre vom überfließenden Verdienst, und sie sahen sich oft zu einer laxeren Beicht- und Bußpraxis veranlaßt, um dadurch den ordentlichen Weltgeistlichen ihre Kirchspielgenossen wegzuangeln. Während der Fastenzeit 1644 dröhnten die Kanzeln von dieser Streitfrage; denn immer, während aller dieser Kämpfe, war es die Zeit, da die Gemeinde sich sammeln soll, den Tod ihres Meisters würdig, in stiller Sammlung zu verkündigen; da war es, daß die Hauptschlachten gelie-

fert und von beiden Theilen auf die Überzeugungen und Gewissen der Gläubigen Sturm gelaufen wurde. Diesmal ganz besonders mußte es sich auch im Beichtstuhl geltend machen, da er gerade das Object des Streites war und um diese heilige Zeit alle katholischen Christen zur Beichte verpflichtet sind. Sechszehn Bischöfe und Erzbischöfe hatten dem Buche gleich anfangs ihre Approbationen gegeben (siehe die X. Beilage), namentlich die Erzbischöfe von Sens, von Bordeaux, von Toulouse, von Tours. Dazu kamen 24 Doctoren der Sorbonne. Das ganze Erzbisthum von Auch, mit 10 Bischöfen, erklärte sich 1645 einstimmig für Arnaulds Grundsätze. Nach der Deutung der Gegner aber war Arnaulds Lehre: Der Priester erläßt die Sünde nicht, sondern erklärt nur, daß sie erlassen sei. Er will die Ohrenbeichte, er will das Sacrament der Buße abschaffen; er verlangt selbst für geheime Sünden eine öffentliche Buße, wodurch großer Skandal entstehen müßte. Da dieses aber Alles unausführbar ist, stößt er die ganze Ordnung der Kirche um. — Ähnliches war schon St. Cyran aufgebürdet worden.'

In Toulouse, in Amiens war die Sache zu einer großen Aufregung gestiegen; man war hier nahe daran gewesen, handgemein zu werden und, wie der Kanzler spottend bemerkte, die gegenseitigen Meinungen zu feindlichen Cantonirungen zu machen. Je mehr man gegen das Buch anpredigte, desto mehr schwoll die Menge der Leser und Käufer. Die zwei ersten Auflagen wurden beinahe zugleich gedruckt. — Das Parlament berieth darüber; dieses war der Königin unangenehm. Sie wollte nicht, daß sich diese Körperschaft aller Gegenstände bemächtige, welche die öffentliche Aufmerksamkeit aufregten. Omer Talon [1]) erzählt uns den Hergang der Verhandlungen genau. Sie beschied fünf Präsidenten des Parlaments und drei vom Parquet in ihren Staatsrath. Es war am 17. März 1644; Orleans, Mazarin, Conde wohnten der Sitzung bei. Besonders anstößig war ihr, daß das Parlament in einer Versammlung mit Zusammentritt aller Kammern darüber berathen wollte; ein Recht, welches überhaupt damals eine der am meisten aufregenden Fragen wurde. Die Königin hatte sich daher schon dahin erklärt, daß Arnauld nach Rom zu

1) In seinen Mémoires bei Petitot im Band LX.

gehen und dort eine Entscheidung über sein Buch einzuholen habe. Umsonst hatten die Universität, die Sorbonne, die theologische Facultät Deputationen abgesandt, eine solche Verleugnung der Rechte der gallikanischen Kirche zu hintertreiben. Die Sache war dadurch noch verwickelter geworden, daß der Rector der Universität dem Parlament mehrere skandalöse und ärgerliche Lehren jesuitischer Casuisten angezeigt hatte, worüber dieses beschloß, den Superior der pariser Jesuiten vor seinen Schranken zu verhören. Die Königin erklärte den vorbeschiedenen Deputirten des Parlaments, daß dieses sich nicht damit zu befassen habe; man könne überhaupt darüber nimmer in Frankreich entscheiden, da die Bischöfe schon Partei geworden; die Sorbonne könne ja nur ein Gutachten und der Erzbischof von Paris nur ein in seinem Sprengel gültiges Urtheil sprechen. Es thue aber Noth, daß ein für das ganze Land entscheidender Spruch geschehe. Das könne nur der Pabst thun.

Die Präsidenten aber erwiderten, es sei gegen die Rechte und Gesetze des Reichs, daß ein Franzose außerhalb desselben gerichtet werde; der Pabst möge Schiedsrichter unter den französischen Bischöfen ernennen oder die Königin ein Nationalconcil berufen. Durch freie Erörterung der Ansichten und ihre persönliche Verfechtung in solchen Concilien versichere man sich der Wahrheit; der Heilige Geist erleuchte sie; man habe ihre Entscheidungen sofort dem Pabste anzuzeigen, als dem gemeinsamen Vater, und um der Correspondenz, der Achtung und des brüderlichen Verhältnisses willen (confraternité), worin wir mit ihm stehen. Es möge die Königin dann solche Entscheidungen als Reichsgesetze gegen die Widerspenstigen strenge vollstrecken. Die Consequenzen wären unabsehbar, wenn man sich so viel vergebe und die Entscheidung vom Pabst verlange. — Der Kanzler dagegen machte darauf aufmerksam, daß die Ruhe dies erheische; daß es ja ein großer Unterschied sei, ob man eine päbstliche Vorladung annehme oder dem römischen Hofe nur aus Ehrerbietung und Artigkeit einen Beanstandeten zusende.

Die Parlamentäre ermangelten nicht, aus allen Kräften vor der Königin, einer Spanierin, und vor dem Italiener Mazarin geltend zu machen, was in dem freieren Frankreich Rechtens sei. Dieser suchte freilich endlich die Sache auf seine Weise durchzu-

führen, indem er erklärte, es herrsche in Betreff der Weise, wie die Königin es zu halten gedenke, ein Misverständniß. Sie betrachte Arnauld weder als einen Verbrecher, noch als einen Angeklagten. Niemand habe daran gedacht, seiner Lehre zu nahe zu treten, oder ihm persönlich Leids anzuthun. Die Königin wolle ihn vielmehr als einen Mann von Rechtschaffenheit und Brauchbarkeit in allen Ehren nach Rom schicken, mit Schreiben an den Pabst und den Gesandten, mit einem Reisegeld; er würde zu Rom im Gesandtschaftshotel wohnen, die Ehre der Königin sei bei seiner Erhaltung selbst betheiligt. Man habe nur nach dem Beispiel der Löwener handeln wollen, welche ja auch wegen der neu sich erhebenden Controversen Gesandte nach Rom geschickt. Da Arnauld nun auch in diesen mehr Erfahrung und Sachkenntniß besitze, als irgend ein Anderer, habe man ihn für diese Sendung würdig gehalten.

Die Parlamentäre aber waren nicht gemeint, wie ein ungeschickter Inquisit sich durch so schöne Schlingen fangen zu lassen. Der Präsident de Mesmes erwiderte, es sei schwer dafür einzustehen, was aus einem Franzosen werden wolle, wenn er einmal in einem fremden Lande sei, wo kein für Franzosen competentes Tribunal zu finden sei, wo die Inquisition regiere. Man redete sich warm, oft sprachen Mehrere zugleich; zuletzt machten die Parlamentäre der Königin einige Complimente, welche sie sehr gnädig aufnahm; einer verglich sie mit einer Gottheit, daher sie auch die Bitten ihrer Unterthanen gerne vor sich kommen lasse und sich freue, ihnen Gutes thun zu können.

Die Frage verwickelte sich beim Parlamente immer mehr, indem die Rechte der verschiedenen Kammern, besonders der enquêtes, dabei lebhaft erörtert wurden, also, daß die Justiz einige Zeit in Stocken gerieth. Wir haben indeß schon aus dem Bisherigen gehörig ersehen, welche Elemente sich als verwandt anzogen, welche sich abstießen. — Die Königin wollte indeß dem Pabst eine Gefälligkeit erweisen, noch mehr Mazarin; daher sollte Arnauld nach Rom abgehen.

So erhielt er denn Befehl dazu; innerhalb 8 Tagen sollte er mit Barcos abreisen. Chavigny, Bignon, d'Andilly waren der Ansicht, daß er diese Gelegenheit, öffentlich von der Wahrheit Zeugniß abzulegen, nicht dürfe vorbeigehen lassen. Selbst

Anna Genoveva von Bourbon, Herzogin von Longueville, die Heldin der Fronde, besuchte ihn, um ihn zu dieser Reise anzufeuern. Barcos aber erklärte bestimmt, es sei durchaus zwecklos, nach Rom zu gehen, man werde sie dort schon stumm zu machen wissen; die Wahrheit werde gegen die Mauern der Inquisition, die Intriguen der Jesuiten und das Interesse der Einflußreichsten umsonst ihr Zeugniß ablegen. Bruder Johann, der selbst im Geruch der Heiligkeit stehende Diener des kurz zuvor verstorbenen „armen Priesters", des heiligen Bernhard, warnte und mahnte ihn von der Reise ab. Da Barcos sich in das Geheimniß seines Verstecks verschanzte, beschloß Arnauld, ein Gleiches zu thun, bis das Gewitter vorübergezogen wäre.

Von hier aus schrieb er nun an die Königin, bittet sie, es gut zu heißen, daß er der Gewalt und der sicheren Rache seiner Feinde ausgewichen. Ihre eigene gute Absicht sei ja gewesen, daß Recht, nicht daß Gewalt geübt werde; daher habe er sich nicht aus dem Bereiche ihrer Gewalt verbannen lassen wollen. Er habe sich durch die Vorschrift des Evangeliums verpflichtet gefunden, die Gewaltthat der Menschen zu fliehen und sich in Gottes Arme zu werfen. Hier unter dem Schatten seiner Flügel erhebe er ohne Unterlaß seine Hände im Gebet, daß der Herr die Königin segnen möge. „So hatte denn Gott Arnauld gleichsam selbst an der Hand gefaßt und ihn in die Retraite, in die Einsamkeit eingeführt, wie er damals gerade mit allen seinen Dienern that." Arnauld hatte so Viele dazu und zur Buße angefeuert; nun sollte er es selbst üben. Der milde Sacy war der Genosse seiner Einsamkeit, der Mitarbeiter an seinen Werken zur Vertheidigung der Lehre, um derenwillen er nun, wie ein von vielen Wölfen verfolgtes Schaf, hier einen Schlupfwinkel gesucht. Besonders glaubte Arnauld nachweisen zu müssen, daß die Tradition der Kirche durchaus auf seiner Seite sei; Le-Maitre sandte ihm dazu seine Arbeiten und Übersetzungen, Sericourt bot seine Feder an zum demüthigen Dienste des Copisten. Sacy aber übte bei Arnauld, seinem Ohm, dasselbe Geschäft des Besänftigers, wie bei seinem Bruder Le-Maitre. An diesen schreibt er um diese Zeit: Nehme Dich in Acht, mein theuerster Bruder, vor allen etwas harten Ausdrücken. So redet Arnauld einmal von einem „unerträglichen Misbrauch". Ich gestehe, sagt Sacy, die Unwis-

senheit war zu der Zeit ungeheuer; aber die unsrige wäre eine ähnliche, hätte Gott uns nicht in so gute Hände fallen lassen. Warum sollte man also nicht sagen: „ein beklagenswerther Misbrauch", da es uns ja auch so hätte gehen mögen. Wir müssen uns zu der Zeit begnügen, daß die Wahrheit geduldet werde, und Misbräuche nicht sogleich unerträglich nennen, als wären wir noch in den Jahrhunderten, da die Wahrheit unumschränkt herrschte, da sie noch eben so viele Vertheidiger zählte, als die Kirche Bischöfe. — Sein Oheim habe von jeher für einen feurigen Geist gegolten, welcher Gefahr laufe, sie herb machen zu lassen, ob es gleich keinen Menschen gebe, welcher weniger gallicht wäre. Und noch einmal sagt er, die Wahrheit begnüge sich damit, von der Welt geduldet zu werden, ohne Anspruch darauf zu machen, von ihr angenommen zu werden.

So wirkten denn auch Arnaulds und Sacys Charakter nicht blos ergänzend aufeinander, sondern sie durchdrangen sich gegenseitig und ihre Werke. Der Eine trieb mit aller Kraft und Lebhaftigkeit sein Werk weiter und weiter, während der Andere es durch seine würdevolle Mäßigung dämpfte; der Eine folgte überall nur seinem Feuereifer, der Andere, Jüngere, suchte ihn durch seine umsichtige Haltung zu mäßigen und zu mildern. Arnauld vertheidigte mehr die Kirche gegen Anläufe von außen, während Sacy sie von innen aufbaute; wenn jener mit der Gewalt seiner Feder niederwarf, was sich der Wahrheit entgegenstellte, so bahnte dieser vielmehr das Reich der Liebe an. Nicht selten vereinigten sie sich in ihren Arbeiten, wie ihre Herzen geeinigt waren; der jungfräulich fromme Jüngling wurde zum Streiter, und der kampfrüstige Doctor nahm Theil an den frommen Arbeiten des Neffen, welcher für fromme Seelen in Liedern und Gebeten geistige Speise sammelte aus dem mannichfaltigen Reichthum der Kirche und seines gottgeweihten Lebens, wie die Biene die süße Kost aus tausend Blüthen und Blumen zusammenträgt.

Diese Gemeinsamkeit der Arbeit ist es, was die Werke von Port-Royal charakterisirt, was ihnen einen Gehalt an gediegener Liebe und Humanität und zugleich jene wesentliche classische Vollendung der Form gab. Wohl bieten sich Männer nicht selten zu Arbeiten des Sammlers die Hand, oder es weiß der Bann eines stark überwiegenden Geistes oder des Zwanges, oder das liebe

Brot verschiedene Kräfte unter Ein Haupt zu ordnen. Hier aber galt das Gesetz der Freiheit der persönlichen Überzeugung; mehrere große Persönlichkeiten reihten sich unabhängig aneinander; kein äußeres Bedürfniß hielt sie zusammen, keine äußere Auctorität. Aber es war Ein Glaube in ihnen, Eine göttliche Liebe und die Demuth, welche sich gerne selbst im Anderen, in dem Gemeinsamen vergißt. Sehr bezeichnend ist, daß das „wir" im Munde des Schriftstellers besonders durch Port-Royal, namentlich durch Pascal, feste Sitte wurde. Es war nicht bloße Artigkeit gegen den Leser, welcher zum Mitarbeiter und zum Mitautor gemacht wird, sondern der Schriftsteller bekennt damit, sagt Pascal, daß nicht er allein die ausgesprochenen Gedanken ausgehegt; er giebt Zeugniß von der Wahrheit, daß Hunderte, daß Tausende, ganze Geschlechter das Ihrige dazu gethan, die eigentlichen Urheber des Guten seien, welches sich durch seinen Mund kund thut. — Daher kommt es denn auch, daß von den meisten Werken aus Port-Royal die Verfasser, wenigstens theilweise, ungewiß sind, während in der Regel ein fingirter Name des Verfassers genannt wird. Auch dieser war nicht zufällig, noch blos aus Rücksicht auf die Angriffe und Verfolgungen, deren man deshalb gewärtig sein mußte. Es lief dabei der Grundsatz mit unter: auf die Person komme es nicht an, sondern allein auf die Sache und Wahrheit; man habe dafür zu sorgen, daß diese möglichst wenig durch jene verdeckt werden. Gerade diese Art, dieser Geist der gemeinsamen und doch freien Arbeit setzte einen Kreis von Männern voraus, welcher also, wie dieser, zwischen den katholischen und protestantischen Elementen, unter ihrem gedoppelten Einfluß stände; die Gemeinsamkeit ist stark, aber nur durch ein rein innerliches Gesetz der Freiheit; das Individuum bleibt hier in seinem Rechte, welches in der Dahingabe an die Einheit und Gemeinschaft nur eine höhere Weihe und Kraft erhält.

Über die Leistungen der also Geeinigten möge einer der bittersten Gegner Port-Royals [1]) Zeugniß ablegen: Man überzeugte nun die wohlunterrichteten Einsiedler, die Feder allein dürfe ihre kostbare Muße in Anspruch nehmen, und versicherte ihnen die Mittel zu den Ausgaben, welche man noch bewundert.

1) Berault-Bercastel, histoire de l'église. Band XI. Pag. 349.

So brachten sie denn diese Menge herrlich gedruckter, wohl gedachter, gut geschriebener Werke hervor, in einem stets dem Gegenstand sich anpassenden Ausdruck, in gefälliger Ordnung, in natürlicher Methode; kurz Meisterwerke des Geschmacks und der Kunst, deren Form nichts zu wünschen übrig läßt. Wollte Gott, daß man dasselbe vom Inhalt sagen könnte! — Der Vorwurf, daß Vieles gerade nur auf die damaligen Verhältnisse Beziehung hatte, mußte doch auf der anderen Seite ein Verdienst sein. — Beinahe in allen ihren Werken, fährt er fort, bei aller Sinnigkeit, bei aller Vollendung, welche Trockenheit, welche aride Kälte, welche Leere für das Herz und für die zartere Frömmigkeit! Nein! nirgends fühlt man es mehr, als bei dieser Lectüre, daß die Salbung des Heiligen Geistes unter allen Gaben von oben die dem Geist des Schismas und des Irrthums am wenigsten mittheilbare ist. — Die theologischen Streitschriften, die Sammlungen zur Rüge der jesuitischen Moral sind allerdings großentheils nicht unterhaltend, oft sehr trocken, bei der subtilen Stellung der Dogmenfrage selbst nicht selten sehr subtil und ungenügend; allein wo hat die katholische Kirche erbaulichere Schriften, als die von Port-Royal? als diese Andachtsbücher, die Erläuterungen der Schrift, die christlichen Gedanken über die verschiedensten Verhältnisse des Lebens? Diese sind recht d'un style nourri dans la sainte écriture, ein Ausdruck, welcher seit Port-Royal die französische Sprache ziert. — Das war es zum Theil auch, was die Jesuiten so erbitterte. Ihre ascetischen Schriften waren bisher die verbreitetsten gewesen, während nunmehr und bis in das vorige Jahrhundert die heures de Port-Royal das gangbarste Gesangbuch der französischen Katholiken wurden, so daß jansenistische Spottlieder darüber lachten, wie die Jesuitenbücher nun gardes-magasin und Mäusefraß geworden. Darum wurde von den Jesuiten so schwere Anklage erhoben, daß man die Gebete der Kirche aus ihrer Sprache in die französische übersetzt habe. Man machte großes Aufheben von Auslassungen und Einschiebungen, welche großentheils die Nothwendigkeit des Reims verlangt hatte, als hätte man damit die Lehre von Jansen einschwärzen wollen. Und doch fanden sich beinahe dieselben Abänderungen, aus demselben Grunde, in einem päbstlichen Meßbuche.

Doch hören wir Bercastel weiter: Die Verfasser dieser

Schriften fühlten selbst die Nachtheile dieser unerquicklichen Weise. Um diesen Vorwurf abzuschlagen, um alle Welt durch Aufweisung von Talenten jeder Art, welche sie in ihrer Gesellschaft vereinigten, an sich zu ziehen, übten sie sich in allen sowohl profanen, als heiligen Gegenständen, welche nur irgend einen Reiz dem menschlichen Geiste darbieten. Sie umfaßten die Grammatik und die Rhetorik eben so wohl als die Theologie und die Controverse, die Logik, die Metaphysik, die Geometrie, die Moral, die Kritik, die Übersetzung, alte und neue Literatur, griechische und lateinische, kurz alle Wissenschaften; und in jeder derselben ließen sie Werke erscheinen, welche alle bisher in diesen Fächern gegebenen vergessen machten, ohne daß sie durch die seitdem erschienenen verwischt worden wären. Mit Einem Wort, sie waren es, welche besonders dazu beigetragen haben, den Geschmack des schönsten Zeitalters der neueren Literatur zu bestimmen, so daß selbst die Zierrathen und die Correctheit, welche die kleinlicheren Geister des folgenden Jahrhunderts noch hinzufügten, nur eine die Natur erstickende Überladung sind, oder eine Schminke und Ziererei, wodurch sie verschwindet. Jeder dieser Einsiedler wurde zur Composition gebraucht je nach dem Charakter und dem Maas seines Talents. Die Einen durchsuchten die alten Monumente, entzifferten die Originalstücke, lasen die Väter und die heiligen Lehrer, die modernen Schriftsteller wie die alten, und machten Auszüge daraus. Andere brachten diese Sammlungen in Ordnung und machten den auszufüllenden Plan. Dabei brauchten sie ihre Erfahrung und ihre Weltkenntniß, um die Folgen vorauszuahnen, welche die Wendung und die Form eben so wohl als der Gehalt der Sachen hervorbringen könnte. Gewandten Federn war die Redaction und die Diction übertragen. Da gab es wieder Andere, welche zwar nicht das Genie der Erfindung, aber den Takt hatten; sie besorgten die erste Correctur, welche wieder von einem ganzen Rathe revidirt wurde, der die letzte Hand daran legte. Es fanden sich auch Leute, welche sich auf das demüthige Geschäft der Abschreiber beschränkten, mit einem Geist der Eintracht und der Abhängigkeit, welchen man von keiner noch so katholischen Association erwarten sollte, der aber bei Parteimenschen ganz in der Ordnung ist. So kam es, daß sich in wenigen Jahren der Verein von Port-Royal in der Republik der

Wissenschaften einen größeren und eben so gut verdienten Ruhm erwarb, als alle anderen gelehrten Gesellschaften zusammen. — Es folgen nun Betrachtungen, was Alles hätte geleistet werden können, wären diese Männer nicht im Aufruhr gegen die Auctorität der Kirche begriffen gewesen und wenn sie sich nicht immer mehr darin verhärtet hätten.

Wir scheinen damit allerdings dem ruhigen Gang der Geschichte vorangeeilt zu sein. Allein es ist wesentlich, daß wir diese Erscheinung in ihrem Keim und in ihrem inneren Princip fassen. Dieses Princip aber ist der feste, lebendige Glaube an die göttliche Wahrheit, eingepflanzt auf ein gemeinsames Bedürfniß und die angeerbte Sitte der Einigung, der Verbrüderung. Fehlt dieser in der katholischen Kirche meist der durch das Joch des Gesetzes verdrängte Geist evangelischer Freiheit, so hat der Protestantismus mit den Klöstern und der altkirchlichen Sitte den Keim solcher freien Vereine selbst zerstört und nur den Reichthum persönlicher Entwicklung gefordert, und uns das Bewußtsein gelassen, daß da und dort Einige in demselben Geiste ihre Bahn gehen. Die ganze moderne Wissenschaft trägt diesen Charakter des Protestantismus. Allein ist eine Weise, die erkannte Wahrheit weiter zu verfolgen, zu verbreiten und kräftig und mild darzustellen, eine Weise ähnlich der von Port-Royal, nicht ein Zukünftiges, darnach die ganze neuere Arbeit der Geister in der Kirche und in der Wissenschaft ringt? Beide selbst müssen freilich zuvor ihr Tagewerk in ihrer jetzigen Gestalt vollendet haben, das Wesentliche und Objective im Glauben und Wissen sich durchdrungen, bis auf solcher Grundlage der Verein der Einzelnen als ein freier und doch als ein in sich selbst einiger sich begründen kann.

So war denn also in diesen wenigen Männern schon die Kraft lebendig und thätig, welche einen Verein, eine ganze Schar organisiren und regieren konnte. Allein es waren ihrer noch sehr wenige; der Verein selbst lag gleichsam noch in den Banden der Familie, aus welcher ja auch jede andere größere Verbindung unter Menschen hervorgegangen. Aber der Geist schuf sich auch hier seinen Körper an. Das Mittel aber war eben die Schrift Arnaulds: De la fréquente communion. Sie war gerade in einen für Frankreich sehr wichtigen Moment gefallen; der Tod hatte die

Großen des Reiches rasch nacheinander abberufen. Man athmete wieder auf, nachdem Richelieu gestorben und mit ihm die Furcht vor der absoluten Gewalt von den Gemüthern gewichen war. Aber sogleich fingen auch die Elemente an zu gähren, deren Ausbruch nach wenigen Jahren die Bürgerkriege entzündete. Jetzt, da man sich wieder freier rühren mochte, jetzt gerade konnten die tiefer Blickenden nicht verkennen, daß die Zeiten der Väter und ihre Freiheiten und ihr Geist, ihre Kraft und Sitte todt seien. So lange Richelieu noch lebte, mochten sie nur unterdrückt scheinen; jetzt war der Unterdrücker weggenommen, aber das ganze Leben des Volkes in seinen altväterlichen Weisen rührte sich nicht, — es war todt. Nunmehr konnte man sich nicht mehr täuschen. Man ging einer völlig unsicheren, durchaus nicht vorauszusehenden Zukunft entgegen. Wohl spendete die Königin Huld und Gnaden nach allen Seiten, die Verbannten und Gefangenen kehrten zurück, es war wie eine Auferstehung, eine allgemeine Versöhnung und Amnestie ward verkündigt. — Da waren aber auch Leute, und es waren gewichtige Männer darunter, welchen eben damals eine Zeit der Traurigkeit, der göttlichen Traurigkeit anbrach, also daß sie nun der Welt recht abzusterben rangen. Die Geschichte des göttlichen Reichs bewegt sich neben der der Welt und ihrer Großen oft in einem merkwürdigen Widerspiel, daher sie im Vergleich mit dieser eine im höheren Sinne verkehrte Welt genannt werden mag. Aber gerade in diesem Widerspiel liegt eine Art von Pragmatik.

Unter allen den Predigern, welche in den Kirchen von Paris die schöne Welt und das arme Volk um sich versammelten, war keiner, welcher so augenscheinlich die Furcht der Seelen um ihre Seligkeit erweckte, wie der einsame Doctor der Sorbonne in seiner heimlichen Kammer. Da waren nicht Wenige, denen ihre guten Werke selbst bange machten, welche sich selbst anklagten, daß sie sich an den Tisch des Herrn gedrängt, während ihr Herz doch ferne von ihm gewesen. Die wiederholten Beichten selbst, ohne lebendige Buße und Verlangen nach Gott, nach seiner Vergebung und Gnade, standen wider sie auf als Ankläger. Manche waren durch St. Cyran schon vorbereitet. Da sah man nun Magistratspersonen, besonders Parlamentäre, ihre Stellen aufgeben, wenn sie dieselben nicht ohne Sünde oder sehr nahe stehende

Versuchung zum Bösen glaubten fortverwalten zu können. Die eine oder andere dieser Familien zog sich wohl auf das Land zurück, wo ein frommer Geistlicher ihnen ein Rathgeber und Führer wurde auf dem Wege aus dieser Welt in eine bessere. Die Parlamentäre suchten hier ihre Kenntnisse durch Schlichtung von Rechtshändeln nützlich zu machen. Auch fanden sich da und dort einige von demselben Verlangen Getriebene zusammen. Man sorgte gemeinschaftlich für Armen- und Krankenpflege. — Andere traten nur auf kürzere Zeit aus ihren Verhältnissen heraus, sich in einer ernstlichen Retraite, in irgend einem stillen Kloster in Andacht zu sammeln, um in einem höheren Geiste die Pflichten des alltäglichen Lebens zu üben.

Eine dieser „Einöden", darin man den Betrachtungen über Buße nachgehen wollte, wie sie einst Johannes der Täufer in der Wüste gepredigt, aber nicht der einzige Ort, da solche Einsiedler sich sammelten, war Port-Royal des Champs. Der Mensch ist so sehr ein geselliges Geschöpf und jede Besserung ist so wesentlich nur wahr, wenn sie in der Gemeinschaft mit Anderen gewachsen [1]), daß selbst die Einsiedler fühlten, ihre Einsamkeit werde durch die Gemeinschaft nicht gestört, sondern gehoben. Indem sie der heiligen Ordnung und Sitte der Kirche, der früheren Jahrhunderte und ihrer Einsiedler sich unterstellten, nährten sie den Geist unter sich und das Leben, welches jeder katholische Christ, so weit seine Verhältnisse es ihm möglich machen, üben soll. So fand Jeder, welcher nur auf wenige Wochen seinen alltäglichen Verhältnissen sich entriß, sich nicht nur vorübergehend davon befreit, also daß er sie nun vor Gott prüfen und sich mancher Gewohnheitssünden fürder erwehren konnte, sondern er trat hier auch in ein neues geistiges Element ein, dessen Lauterkeit ihn, den Einzelnen, hier nun ausschließlich umgab und durchdrang. Er war, wie über Jahrhunderte weg, in eine Gemeinschaft der ersten, reineren Christen versetzt, in das Element der noch jungfräulichen Kirche.

Man hatte schon St. Cyran vorgeworfen, er lehre, die wahre Kirche sei nicht die sichtbare, römisch-katholische, sondern die Gemeinschaft der im rechten Christenglauben und Christenliebe Leben-

1) Was das amerikanische Correctionssystem durchaus verkennt.

den. Manche wollten dieses auch in Arnaulds Schrift finden. Alle im Geiste der alten Bußordnung Lebenden, sagte man, bilden ja einen neuen, überallhin verbreiteten Orden von Priestern, Mönchen und Laien, eine neue Sekte, welcher die derzeitige Kirche nicht genüge. Daß nicht das äußere Werk, sondern Gottes Gnade, der Glaube und die Liebe die Gemeinde des Herrn bilden und erbauen, das wurde allerdings in diesen Kreisen nachdrücklicher, freilich mehr mit der That, gepredigt, als sonst in der großen Kirche. Wohl war man nicht durch ein Gelübde zusammengebunden; es hatte schon von St. Cyran verlautet, er halte nicht viel darauf und er rieth sehr, die Congregation des Oratoriums ohne bindendes Gelübde in seiner ursprünglichen Einrichtung fortzuführen. Da aber doch Alle wie nach Einer Regel, nach Einem Geiste lebten, obgleich ohne Regel, Gesetze und Oberen, da man von ihnen sagen konnte, was man dem Oratorium nachrühmte, es gehorchen Alle, ohne daß Einer befehle, mußte nicht ein eigenthümliches Geheimniß, mehr als eine Ordensregel darunter verborgen liegen? — Und wer wollte das leugnen?

Die Männer, welche uns aus eigener Anschauung das Leben der Einsiedler von Port-Royal schildern, sind Fosse [1]) und noch mehr Fontaine [2]). — Jener ist aus einer anti-liguistischen, parlamentarischen Familie in Rouen, durch welche auch die Familie Pascal für Port-Royal gewonnen wurde. Er selbst ist Zögling von Port-Royal, Genosse von Le-Maitres Arbeiten, den er wie einen zweiten Vater ansah und an dessen Lebensbeschreibungen der Heiligen er noch nach dessen Tode fortarbeitete, wie er die Erklärung zu Sacys Bibelübersetzung nach dessen Tode vollendete. Die Mémoires schrieb er 1697 kurz vor seinem Tode, als ein Schlaganfall, wogegen umsonst die Hülfe der Ärzte, wie der Heiligen angerufen, ihn der Sprache beraubt hatte und ihm selbst Essen und Trinken sehr erschwerte.

Fontaine war als zwölfjährige Waise einem Verwandten, dem Jesuiten Binet, übergeben worden, welcher, wenn auch nicht mit sehr frommem Sinne, treulich für ihn sorgte. Er dankte

1) Mémoires pour servir à l'histoire de Port-Royal, par du Fossé. A Cologne, aux dépens de la compagnie. 1737. Ein Band.

2) Mémoires pour servir à l'histoire de Port-Royal, par Fontaine. A Utrecht, aux dépens de la compagnie. 1736. Zwei Bände.

Gott sein ganzes Leben dafür, daß er ihn aus der großen Gefahr errettet, auch einer der Verfolger der Wahrheit zu werden. Fontaine stand Sacy besonders nahe. — Er glaubt sich berufen zu dieser Sammlung von Denkwürdigkeiten, indem er damit der Zeit das Gedächtniß der Gnade Gottes und dessen, was sie gewirkt, wie einen Raub abzuringen gedenkt. Denn dies zu vergessen, wäre ihm eine schwere Sünde. Nicht für die hingeschiedenen Frommen, noch weniger für sich sucht er Ehre damit, sondern nur seine eigene Erbauung; die Gewalt der Liebe drängt ihn, welche ihn öfters zu dem Wunsche entzündet, aller Welt möchte es kund werden, wer, welches Geistes Kinder sie waren, da er Allen verkünden möchte, welches Glück er in ihrer Freundschaft fand. — Ist seine Weise auch hier und da etwas wortreich, sind es nicht immer Thatsachen, sondern er selbst und der Drang seines überquellenden Herzens, welche reden, so hört man doch gerne die Worte aus dem Munde des 72jährigen Greises, der die gestorbenen Lieben zu sich in seine Zelle ruft, sie anredet, wie der blinde Ossian das alte Schwert sich rühren hört und die Saiten, wenn die Schatten der Gefallenen durch die Halle schweben. So lebt denn auch dieser unser Freund mehr noch mit seinen hingeschiedenen Lieben; sie sind seine Welt. Manch Gebet unterbricht, wenn man irgend so sagen kann, die Kunde, so er uns mittheilt; Gott meldet er alle die Thaten, die seine Gnade in ihnen gewirkt, legt ihm die Räthsel der Geschichte vor und das größte Räthsel, wie er noch lebe, da sie alle schon abgeschieden sind und heimgegangen aus dieser Welt.

Auch von Le-Maitre ist uns eine kurze Schilderung der Lebensordnung unserer Einsiedler geblieben [1]).

Man stand nach siebenstündiger Ruhe Morgens um drei Uhr auf. Nach dem gemeinsamen Frühgebet, — welches jedoch nicht immer in leiblicher, sondern nach Umständen in geistiger Gemeinschaft gesprochen wird, — küssen Alle die Erde, wie auch die Patriarchen, in der ersten Kirche lange Zeit die Büßenden, wie

1) Mémoire de M. le Maitre touchant les personnes que Dieu avait touchées d'un sentiment de pénitence, et qui s'étaient retirées en divers tems dans l'ancienne abbaye de Port-Royal d. ch. und der hieher gehörige Recit de la conduite et des exercices des pénitens solitaires de P.-R. d. ch. 23. Nov. 1644. Beides findet sich vor den Mémoires von Fontaine

Kaiser Theodos, die Bischöfe und große Heilige gethan, wenn sie Wunder thun wollten. Christus selbst warf sich ja nieder, als er im Todeskampf betete. Wir sind ja Alle wie Bettler vor Gott, wenn wir zu ihm beten; wir liegen flehend vor der Thüre des großen Familienvaters und bitten etwas von ihm; was wir aber von ihm bitten, das ist Gott selbst. — Täglich liest man knieend ein Kapitel in den Evangelien und eins in Paulus; sie suchen sich dieses so zu eigen zu machen, daß sie es in ein Dankgebet oder in eine Bitte um Gottes Gnade verwandeln; also daß, wie Gott in der Heiligen Schrift zu uns redet, wir im Gebet zu ihm reden. Um recht zu Gott zu beten, haben wir nicht sowohl, etwa um hohe Gedanken zu suchen, unseren Kopf, als vielmehr unser Herz zu zerbrechen. Denn solche erzwungene Geistigkeit schadet dem Kopfe und der Gesundheit mehr, als sie dem Herzen nützt. Wer aber nur in Gott gesammelt ist, der wird nicht müde, zu beten, es sei denn, daß er sich solchen überreizenden Zwang anthue. — Es wurden die verschiedenen, von der Kirche anempfohlenen Stunden des Gebets gehalten; wie Sales gethan, entblößte Jeder das Haupt, sobald der Glockenschlag eine Stunde anzeigte. Denn solche sinnliche Zeichen sind gut, damit wir uns prüfen, ob unsere Gedanken und Verlangen ihnen entsprechen.

In allen Dingen trachten sie darnach, daß sie die Kunst lernen, gut zu leben und gut zu sterben. — Ob sie gleich während der kirchlichen Fastenzeit die alte Strenge wieder einführten, des Tages nur Ein Mahl, gegen Abend zu nehmen, so halten sie doch besonders auf die Lehre der Väter, das vorzüglichste Fasten sei eine ununterbrochene Mäßigkeit und Enthaltsamkeit. Doch thut in diesem Stück Jeder nach seinen Kräften, und ob er es also thut, darüber hat nur Gott, nicht Menschen unter einander zu richten. Dabei läßt sich Jeder von seinem Beichtvater leiten und rathen, denn es giebt keine größere Gefahr des Hochmuths für uns, als die in der selbsterwählten Demuth liegt. Ganz bezeichnend für Le-Maitres sprühendes Feuer in Wort und That ist der Ausdruck, welchen er öfters gebrauchte: Die Veteranen der Wüste fasten auf Blut und Feuer und werden stark von ihren Fasten. (Les vieux routiers de ce desert jeunent à feu et à sang et s'engraissent de jeunes.) So haben auch die ersten Christen noch

sich gebunden geglaubt durch das Gesetz, wenn auch nicht um dadurch Gott wohlgefälliger zu werden. Hier gehörte es zur Buße, den alten Menschen abzutödten, des Herzens Leid über die Sünde nicht blos mit Worten vor Gott zu bekennen. Ist dabei allerdings die Gefahr nahe, daß man darin etwas Verdienstliches suche, so ist es auf der anderen Seite nicht zu verkennen, daß wir durch völliges Aufgeben dieser Sitte sowohl gegen die Sünde in uns, als gegen die Welt außer uns eher schwächer, als stärker geworden sind. Die Gefahr der Selbstgerechtigkeit durch den Glauben an die Verdienstlichkeit äußerer Werke liegt nicht sowohl in den äußeren Objecten, als in uns selbst. Ist nicht Vielen auch das Predigthören, das Lesen der Schrift zu einem todten, vermeintlich verdienstlichen Werk geworden? — Freilich darf, was nur Mittel ist, nie Zweck an sich werden, noch je einen unabhängigen Werth erlangen. Immerhin ist in einem gewissen Sinne wahr, daß dergleichen nicht Gesetz ist, sondern unter gewissen Verhältnissen ein evangelischer Rath. — Weder Kleidung, noch Namen zeichnen sie von Anderen, oder unter sich aus; sie nennen sich weder Brüder, noch Väter. Sie suchen nur das Beispiel der ersten Christen nachzuahmen, die Gott fürchteten und Ein Herz und Eine Seele waren. Niemandem, der nicht auch einen besonderen Beruf von Gott fühlt, glauben sie sich verpflichtet ein Gleiches zu thun. Alle bürgerlichen Ehren und Ämter sehen sie als unter der Würde des Christen an, dessen Herz und dessen Schatz im Himmel ist; alle kirchlichen Würden aber halten sie für erhaben über sich, es sei denn, daß einer von Gott besonders berufen werde. Kurz, schließt es, wir haben keinen anderen Ehrgeiz, als den, uns zu retten und selig zu werden, keine andere Freude, als Buße zu thun und in der Einsamkeit zu leben, keine andere Abneigung, als die gegen jede Sünde, gegen jedes Interesse und jede Intrigue, keine andere Liebe; als die Liebe zu Gott, zu Christus, zur Kirche, zu Frankreich und zu unseren Brüdern. — So bekannten sie sich zu ihrem himmlischen Vaterlande und rühmten sich seines Bürgerrechts über Alles, ohne jedoch ihr irdisches Vaterland zu verleugnen.

Nun bleibt uns nur noch Ein wichtiger Punkt im Leben der Einsiedler zu erörtern übrig, welcher von den Feinden vielfach zum Gegenstand ihres Spottes ist gemacht worden, nämlich ihre

Arbeit. Es war diese nicht zu allen Zeiten dieselbe, indem wechselnd die eine Weise über die andere die Oberhand erhielt, wozu auch die Umstände bestimmend mitwirkten. Zuvörderst sollte ihre Arbeit eben so ununterbrochen sein, wie ihr Gebet, jedoch nicht als Zwang, sondern als Gewohnheit, indem auch Stunden frei gelassen wurden, da man sich allein oder mit einem Begleiter in dem benachbarten Walde ergehen mochte. Im Durchschnitt waren je zwei Stunden Morgens und zwei Nachmittags der Handarbeit, meist im Garten, bestimmt. Heilige und Könige haben diese Weise der Arbeit geadelt und zugleich als Bußübung getrieben, St. Paulus rühmt sich, mit seiner Hände Arbeit sein Brot zu erwerben; Christus selbst hat seinem Vater Handreichung gethan in seinem Handwerke. Ganz besonders aber war es von jeher Sitte im Orden Bernhards, die Kräfte des Geistes und des Körpers durch gleichmäßige Anstrengung zu regeln und in das rechte Maas zu setzen. Es schien der Hände Arbeit vor einer kränklichen Einseitigkeit und Übergeistigkeit, vor gereizter Leidenschaftlichkeit zu bewahren. Als Le-Maitre einmal nicht bei dem Frühgebete erschien, warnte Singlin ihn davor, daß er in seinen Studien nicht leidenschaftlich werde; wenn man sich selbst durch den Ruf der christlichen Liebe nicht davon abziehen lasse, laufe man Gefahr. Auch die Kenntniß in göttlichen Dingen, wenn man sie nicht übe, nicht zum Wachsthum in thätiger Frömmigkeit gebrauche, ihr nicht ein gewisses Maas stecke, werde gefährlich und drücke nieder, statt zu erheben. Sofort mische sich die Eitelkeit leicht mit ein, wie denn ein menschliches Festhalten an dem Glanz der heiligen Wahrheiten den Gelehrten gefährlicher werden könne, als den Geizigen ihre Anhänglichkeit an das Geld. Fosse erzählt von sich, daß der Beichtvater ihm abgerathen habe von körperlicher Arbeit, indem er die Erfahrung gemacht, daß er während derselben von tausenderlei Gedanken bestürmt wurde, welche ihn störten und trotz alles Widerstandes niederdrückten. Er meldet uns dieses, um sich über die vielen von ihm geschriebenen Bücher zu entschuldigen.

So finden wir denn hier Vertheilung der Arbeit an Jeden nach seiner Weise, und doch bei Jedem wieder eine gewisse Vielseitigkeit, eine Harmonie, ein Ebenmaas. Das Leibliche, so sehr man ihm sonst abzusterben rang, wurde doch auch nach seinen

Gesetzen geübt, damit es dem Geiste, und zwar Gottes Geiste unterthan werde; das Leibliche ward weder auf eine unweise Art verachtet, noch als Selbständiges anerkannt. Auch bediente man sich ungleich weniger der äußeren Mittel, um gleichsam von außen her durch die Sinne auf den Geist zu wirken. Darin liegt eben eine Grundverschiedenheit des Lebens in Port-Royal von dem Princip des Jesuitismus.

Man sagte diesen Männern im Spott nach, sie machen Holzschuhe; es ist dieses im Allgemeinen nicht wahr, sondern nur ein einziger, früher Offizier, ein großer Haudegen, welcher einen Verwandten Richelieus im Duell getödtet, legte sich die Demüthigung auf, da er ja dem Götzen der Ehre das Blut seines Bruders geopfert, daß er längere Zeit den Klosterbewohnern die Schuhe flickte.

Die Meisten arbeiteten im Freien, theils als Gärtner, theils als Holzwarte in den Waldungen des Klosterguts. Sie gingen ganz als Landleute gekleidet; die Männer von hohem Adel machten ihre Schwerter zu Schaufeln und ihre Waffen zu Rechen; also daß das Wort des Propheten von dem zukünftigen Reiche des Friedens zum Theil in Erfüllung ging. Auch sahen sie ihre Feldarbeit an, als bauten sie den Garten des Paradieses. — Einer dieser Edelleute ließ sich eines Tages einen großen Zahn in Paris ausziehen; dreimal wurde er über der Operation vom Boden aufgezogen, ohne daß er auch nur mit den Augen geblinzelt hätte. Der Arzt machte ihn und seinen Begleiter noch lachen, indem er ausrief: Was die Landleute doch hart sind!

Fontaine sagt: Je mehr ich an Alter zunahm und an Kenntniß, desto mehr Menschen sah ich in diese Einöde kommen. Ich betrachtete mit einer täglich wieder neuen Bewunderung diese durch Gott von aller Ewigkeit her Auserwählten, welche der geheime Trieb (instinct) seines Geistes hieher leitete. Der Stern, welcher sie mit Wonne leitete, war die Gnade. Menschen von allerlei Ländern, von allen möglichen Provinzen und Königreichen kamen auf unbekannten Wegen, ohne sich das Wort zu geben, an demselben Ort zusammen; und derselbe Gott, welcher dieses Verlangen in ihr Herz geschrieben, prägte auch Denen, welche hier wohnten, das Verlangen ein, jene Ankömmlinge hier aufzunehmen. Gott allein wirkte Alles. Er nahm ihnen nicht ihre Freuden, er

gab ihnen nur andere. So lernten sie in dieser Schule der Buße eine Sprache, welche sie bisher nicht gekannt, sie lernten auch im Äußeren die Armuth üben, welche in ihren Herzen waltete; nicht eine Armuth ähnlich der Armuth der Ordensglieder, welche ehrenvoll geworden, deren grobes Gewand mehr geehrt wird, als Scharlach und Seide. So hatten sie auch nicht ihr Leben versichert, wie man in anerkannten reichbegabten Klöstern dessen gewiß ist, sondern sie nahmen einen Tag um den anderen von Gottes Hand, ungewiß, ob man sie den folgenden Tag nicht aus dieser heiligen Einöde mit Schmach vertreiben würde. Alle schienen überzeugt zu sein, daß, seit Gott das Martyrthum abgeschlossen hat, seit die Christen sich keine Räder und Folterbänke mehr aufrichten, als eben so viele Stufen zum Himmel, daß ihnen seitdem kein anderes Mittel denselben an sich zu reißen übrig bleibe, als die Buße.

Obgleich die theils bleibende, theils wechselnde Bevölkerung der Einsamkeit aus allen Theilen des Landes erwuchs, so waren es doch außer Paris besonders Beauvais und Poitou, auch die Normandie, welche die Mehreren hieher sandte. — D'Andilly konnte seines Verlangens, sich hier ganz niederzulassen, kaum Meister werden. Ob er dieses gleich erst 1646 thun konnte, indem er es für seine Pflicht hielt, zuerst die Angelegenheiten seiner Familie in Ordnung zu bringen und sein Haus zu bestellen, so kam er doch schon 1644 auf einige Zeit hieher. Er hatte sich zum voraus zum Intendanten der Gärten ernennen lassen. Ich gestehe, sagt Fontaine, ich fühle mich noch erhoben, wenn ich an das glühende Feuer denke, welches ohne Unterlaß in diesem frommen Einsiedler brannte. Das Alter, welches doch Alles schwächt, schien seinen Feuereifer nur anzuregen. Es ist mir noch, als sehe ich ihn, als höre ich ihn, wie er zu mir spricht mit jenem Feuerblick, seinen beseelten Bewegungen und Worten, wie sein ganzes Aussehen sein Alter gleichsam Lügen strafte, indem er in einem Alter von 80 Jahren noch die Lebhaftigkeit eines Funfzehnjährigen hatte. Seine lebendigen Augen, sein rüstiger, fester Schritt, seine Donnerstimme, sein gesunder und aufrechter Körper, voll Lebendigkeit, seine weißen Haare, welche so wunderbar zu dem frischen Roth seines Gesichtes paßten, die Grazie, womit er sein Pferd zu besteigen und sich zu Pferde zu halten wußte,

die Festigkeit seines Gedächtnisses, die Gewandtheit seines Geistes, seine feste Hand, mochte er nun die Feder führen, oder Bäume beschneiden, das Alles war wie eine Art von Unsterblichkeit, nach St. Hieronymus, ein Bild der künftigen Auferstehung, und, wenn man so sagen darf, die Belohnung für eine bewundernswürdige Tugend. — Groß war die Erwartung und die Freude des ganzen Vereins, als er nun zum ersten Mal auf längere Zeit daselbst erwartet wurde. Niemand aber freute sich mehr als der junge Fontaine, den d'Andilly schon lieb gewonnen; aber Le-Maitre bedeutete ihm im Namen des Beichtvaters, er solle sich gegen d'Andilly entfremdet und ganz einfältig stellen, eine Rolle, welche denn Fontaine auch so gut spielte, daß d'Andilly eigentlich ärgerlich über ihn wurde. Jenem aber that es bitter wehe. Der Beichtvater hatte es wohl für Beide nicht wünschenswerth gefunden, daß d'Andilly den jungen Menschen ganz an sich und nach sich ziehe. Es ist dies nicht das einzige Beispiel einer solchen ernsthaften Posse und Verstellung, einer von den Einsiedlern ausgeführten Rolle; so verleugnete sich denn auch hier nicht das dem Franzosen eigenthümliche theatralische, mimische Talent, nur daß ernste Bedeutung sich dahinter verbarg.

Seit St. Cyrans Ernst angefangen, Einige zur Buße zu erwecken und Arnauld die Furcht um der Seelen Heil und Seligkeit in Mehreren entzündet, diente am meisten Singlin dazu, dieses Werk fortzupflanzen. Seine Predigten [1]) ergriffen gar Manchen im innersten Grunde seines Lebens. Man bewunderte an dieser Führung in Port-Royal die wunderbare Weise Gottes. Während seine Gnade also durch einen von Natur minder zum Redner Berufenen wirkte, welcher, ein zweiter Moses, oft den Ausdruck mit Mühe fand, war der große Redner des Parlaments verstummt. Dieser wandte nun die Worte von Hieronymus auf sich an: Meine Beredtsamkeit ist eingerostet über meiner Hände Arbeit. Ich habe verloren, was mir Ruhm brachte. Über der Liebe zu den großen Dingen sind mir die kleinen entfallen. — Aber war denn nicht auch sein Schweigen eine beredte Predigt, ein großes Wunder und Lob Gottes! Singlin kam sogar nicht

1) Die vierte Ausgabe derselben unter dem Titel: Instructions chrétiennes ist von 1736.

leicht dazu, selbst eine Predigt zu schreiben; er bezeichnete nur die Bibelstelle, welche er besonders erschöpfen wollte, zeigte die Grundgedanken im Allgemeinen an, worauf denn Sacy die Predigt ausführte und niederschrieb. Dieser lieh also Singlin seine Feder, dieser ihm seine Zunge; der Inhalt aber und das Feuer der Rede kam Beiden aus der göttlichen Wahrheit, als deren Werkzeuge sie sich ansahen, daher sie sich auch nicht um die Namen kümmerten. Es wußte sonst Niemand um diese ihre gemeinsame Arbeit, welche sich aber durchaus erklärt aus der Weise, wie man in Port-Royal überhaupt die geistigen Arbeiten gemeinsam trieb, indem man die Persönlichkeit ganz darüber vergaß. — So hatte Singlin auch am 28. August 1649, am Gedächtnißtage Augustins, gepredigt; der Herzog von Liancourt, der Marschall Schomberg, d'Andillys Freund, und der Oratorianer Gondi, Vater des Cardinal Retz, waren anwesend. Alsbald erhoben die Jesuiten laute Klage, er habe über die Gnade die Irrthümer von Jansenius vorgetragen, wie über Buße und Berufung zum Priesterthum allerlei gefährliche Gedanken von St. Cyran erneuert. Nachdem Arnaulds Schrift den Zudrang zu ihren Beichtstühlen verringert hatte, drohten nun die Prediger von Port-Royal, auch ihren Ruhm der Kanzelberedtsamkeit zu schmälern. So brachte es die Compagnie bei dem Erzbischof von Paris, welcher sich eben zu Angers in seiner Abtei St. Aubin aufhielt, dahin, daß am 22. September Singlin und Desmares zugleich das Predigen verboten wurde. Desmares war Oraorianer, von kleiner Gestalt, aber feuriger, ausdrucksvoller Weise und frühe genährt im göttlichen Wort, ein treuer Schüler Augustins, „welcher den Großen mehr Wahrheiten sagte, als Complimente und Schmeicheleien".

„Dieses Gebot des Stillschweigens war vielmehr eine Strafe für das arme Volk, während sie selbst um so mehr Zeit hatten, zu Gott zu reden und in der Zurückgezogenheit sich mit der Wahrheit zu nähren." Desmares durfte erst 1668 wieder vor der Gemeinde das Wort verkündigen [1]). Angelica erklärte, sie würde, so lange Singlin lebte, keinen Anderen in ihrer Kirche predigen lassen und dann nur seinen Nachfolger; und so blieb die Kirche von Port-Royal de Paris zunächst ohne Prediger. Die

1) Desmares starb am 19. Januar 1687.

Unordnungen in den geistlichen Häusern fangen manchmal damit an, daß man verschiedene Prediger höre, um der ungeregelten Neugierde zu genügen, immer neue Wahrheiten zu hören. Oft wäre es auch besser, nichts Neues zu hören und dafür etwas treuer in der Ausführung dessen zu sein, was man gelernt hat. — Dennoch verglichen die Freunde Port-Royals das demüthige Benehmen der Klostergemeinde mit der Demuth, womit Samuels Mutter die harte Rede des Hohenpriesters Eli ertrug.

Der Erzbischof ließ sich bestimmen, Singlin bald wieder von dem Verbot des Predigens zu befreien. Den ersten Januar des folgenden Jahres wohnte er selbst seiner ersten Predigt in der Kirche von Port-Royal de Paris bei. Singlin richtete eine besondere Anrede, eine Erklärung über seine letzte Predigt und eine Danksagung an diesen seinen Oberen. Denn es waren diese Anreden damals gewöhnlich, indem die Aristokratie in der Kirche, wie im Theater, wo sie noch auf der Scene selbst ihre Plätze behauptete, gleichsam die erste Rolle spielte, so daß an beiden Orten der große Haufen öfters nur als geduldet erschien.

Singlin war zugleich auch als Beichtvater sehr thätig, ob er es gleich Vielen verweigerte, sie als Beichtkinder anzunehmen, bei welchen er voraussah, daß es bei ihnen doch nicht nachhaltiger Ernst sei. Die Einsiedler in Port-Royal des Champs zu besorgen, war ihm längst unmöglich geworden; er hatte daher den Doctor der Sorbonne, Manguelein, einen ernsten, beinahe kalten Mann, dazu vermocht. Singlin theilte diesen Beschluß an Le-Maitre mit, welcher in solchen Fällen als der Wortführer, wenn auch nicht als das Haupt der Einsiedler betrachtet wurde. Wie Singlin ihn gebeten, kam er denn auch den andern Morgen um drei Uhr, nach dem Frühgebet, mit den übrigen Einsiedlern auf die Kammer Mangueleins und bat ihn, die Sorge über ihre Seelen zu übernehmen. Allein dieser starb bald darauf an einer der bösen Krankheiten, welche so oft die Einsiedlergemeinde heimsuchten, am 24. September 1646. Singlin war auf die Nachricht von seiner Krankheit herbeigeeilt; seine erste Frage an Le-Maitre beim Absteigen war, wie es mit dem Freunde stehe; er ist nicht mehr krank, antwortete dieser heiter, that sich alle Gewalt an und führte Singlin ruhig in die Kirche, wo ein frisch

aufgeworfenes Grab ihm die Wahrheit entdeckte. So wandten sie sich nun zusammen und setzten sich in eine Kammer, wo sie ihren Thränen und den Ergießungen der Herzen gegen einander freien Lauf ließen.

Nunmehr warf Singlin, auf die Sorge für die Seelen der Einsiedler bedacht, seine Augen auf Sacy, ein Licht, welches bisher wie unter den Scheffel gestellt war. So mild und zart auch seine Gedichte sind, verließ ihn doch in seiner Haltung nie die Würde und der Ernst, so jung er auch noch war. Das war es aber gerade, was Singlin von einem Beichtvater verlangte, damit nicht eine bloße Vertraulichkeit das heilige Verhältniß schwäche. Der Grundzug seines Wesens war eine keusche Furcht vor Gott; er hielt das Buch Hiob besonders hoch, da Gottes Überschwenglichkeit sich darin am meisten offenbare in dem erfolglosen Ringen, ihn selbst in seinen größten Werken zu verherrlichen. Namentlich führte er Kapitel 31, Vers 23 im Munde, noch mehr im Herzen: Ich fürchte Gott, wie einen Unfall über mich und könnte seine Last nicht ertragen. — Er war anfangs „unter den Flügeln seiner Mutter (der Madame Le-Maitre, d'Andillys Schwester) empor getragen worden" zur Sonne des Lebens. Sie übergab ihn frühe St. Cyrans Leitung, und wie er denn sehr lenksam war und das Bedürfniß hatte, sich anzuschließen und zu stützen auf einen Stärkeren, wollte er durchaus nur nach seinem Gebot und Willen thun und lassen. Er war mit seinem „kleinen Oheim," mit Anton Arnauld, aufgewachsen und unterrichtet worden. Ob er nun gleich, während der eine seiner Brüder im Parlament, der andere im Felde sich Bahn zu brechen suchte, von jeher zu den göttlichen Dingen sich hingezogen fühlte, wollte er doch weder Priester, noch Doctor der Sorbonne werden, wie sein Oheim that. Er hielt die damit verbundenen Pflichten, die Heiligkeit des Standes für zu hoch, und fürchtete, den göttlichen Beruf dazu nicht zu haben. Er besuchte seinen Bruder Le-Maitre in seiner Einsamkeit und machte denselben eifern ob seiner ruhigen Weise, die Pönitenz zu üben und die strengste Enthaltsamkeit, beinahe ohne daß man es ihm ansehen konnte.

Früh hatte er sich zum Dichten getrieben gefühlt; das erste Gedicht, welches man von ihm zu sehen bekam, war das Lob eini-

ger Geschenke, welche die Brüder von ihrer Mutter erhalten. Der nachmalige Übersetzer der Kirchenlieder und der Bibel fing damit an, einen von seiner Mutter für ihn schöngestickten Geldbeutel zu besingen. Es war auch in seinem ganzen Benehmen etwas Abgerundetes, Wohlgefälliges. Schon in seiner Jugend hatte er bei aller Natürlichkeit und Heiterkeit eine ruhige Besonnenheit und Gravität, dafür ihn auch bis ins Alter das jugendliche Feuer nicht verließ. Die Schriften der Väter und Lehrer der Kirche nährten ihn von früh an in der Frömmigkeit und ließen ihn bald die kräftige Speise dem Klange schöner Worte vorziehen. Er äußerte, er könne nicht begreifen, wie Leute von Geist die griechischen Väter den lateinischen vorziehen können; ich weiß wohl, man zieht jene vor, weil sie mehr Beredtsamkeit zu haben scheinen. Allein man vergißt dabei, daß die wahre Beredtsamkeit in den Sachen, nicht in den Ausdrücken liegt. Man schätzt ja doch auch einen Maler höher, welcher Zeichnung hat, als den, welcher nur den Pinsel zu führen weiß. — Augustin hielt er darum so hoch, weil ihn eine so hohe Idee von Gottes Wesen und Willen zu durchdringen schien. Jansen antwortete einem Freunde, welcher ihn fragte, welche Eigenschaft Gottes er am höchsten halte: ich verehre am meisten seine Wahrhaftigkeit. Sacy beugte sich am tiefsten vor seiner heiligen Gerechtigkeit; wäre ihm aber deren Grund nicht die Liebe gewesen, hätte er nie ein so freudiger, frommer Dichter werden mögen.

Singlin hatte längst seine Augen auf ihn geworfen und gesprochen: er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. So erklärte er denn gegen Sacy seinen Wunsch, er möge als Beichtvater die Leitung von Port-Royal des Champs übernehmen. Allein Sacy war noch nicht einmal Priester; er wollte sich zuvor in längerer Zurückgezogenheit vor Gott prüfen und durch heiligen Wandel der hohen Aufgabe minder unwürdig werden. Allein Barcos, bei welchem er seine spätere Bildung genossen, antwortete ihm, das Priesterthum verlange einen eingelebten guten Sinn und Wesen, einige gute Werke mehr thun nichts dazu, sondern das ganze Leben eines Menschen. Zuletzt komme es aber vor Allem und wesentlich auf Gottes Gnade an. Er könne die rechte Verfassung und Befähigung zum Priesterthum nur auf dieselbe Weise erlangen, in welcher auch Christus dazu eingegangen, indem

er ganz auf seinen Willen und eigene Einsicht verzichte, um ganz von Gott abzuhängen. Auch Christus ist nur dadurch zur Erhöhung und dem himmlischen Priesteramt eingegangen, indem er sich im Gehorsam gegen seinen Vater erniedrigte und sich und seinen Willen demselben am Kreuz zum Opfer brachte. Nehmen wir aber Theil an seinem Opfer, so mögen wir auch Theil haben an seinem Priesterthum.

So erhielt denn Sacy im December 1648 die priesterlichen Weihen. Aber er wartete auch jetzt noch bis auf den vierzigsten Tag, ehe er seine erste Messe hielt; dieser fiel gerade auf Pauli Bekehrung. Er vollbrachte die heilige Opferhandlung mit Thränen; die Menschen sahen sie wohl fließen, aber die Quelle, aus der sie entquollen, sah nur Gott. Er war offenbar selbst das Opfer, welches er darbrachte.

Er mußte also das schwere Amt über sich nehmen, welches ihn verpflichtet, Buße zu thun, auch über fremde Sünden. Seine Zurückhaltung und strenge Ruhe machten Manchem bange; er war keiner jener leichten Beichtväter und wollte es nicht sein. Läßt der Beichtvater in feurigen Reden sein Inneres sprechen, so wird der Beichtende und er selbst betrogen. Die flüchtigen Rührungen des Beichtenden scheinen dann göttliche Flammen. Der Beichtvater soll aber nicht sowohl solche Funken aufschüren, als sehen, was Gottes Werk in jedes Menschen Seele ist. Es war diese Zurückhaltung durchaus Überzeugung von ihm, während er ja von der Natur warm und mittheilend geschaffen war. — Das war also die Weise der Beichtväter von Port-Royal im Gegensatz zu den jesuitischen. — Damit wurde denn Sacy der geistige Vater seiner Mutter sowohl, als seines Bruders Sericourt. Aber Le-Maitres Wille konnte sich nicht entschließen, sich dem jüngeren Bruder unterzuordnen. Er fühlte sich zu sehr als Haupt seiner Familie, er hielt diese Abneigung für unüberwindlich. Sollte sich auch sein Gestirn vor dem des jungen Joseph beugen? Aber je mehr Singlin sah, daß die Wurzeln seiner Natur darüber ausgezogen werden müßten, desto mehr drang er in Le-Maitre, welcher sich denn auch endlich von Herzen dem Bruder übergab. Er sammelte aus Chrysostomus Gedanken und Stellen und faßte sie zusammen in einer kleinen Schrift: Das Bildniß der christlichen,

geistigen Freundschaft, und übersandte sie seinem Bruder Sacy mit den Versen:

La main de Chrysostome a tracé ce tableau
De l'amour le plus saint, le plus grand, le plus beau,
Dont l'esprit du très Haut puisse embraser une ame.
Mais je ne puis t'offrir un présent imparfait;
Je te donne mon coeur où brule cette flamme:
Il est l'original que Dieu joint au portrait.

Sacy antwortet ihm in den Worten:

Dieu qui fais que deux coeurs qu'avait joint la nature,
Unis par ton esprit, brulent d'un plus beau feu,
Rends toi l'unique objet d'une flamme si pure,
Sois le coeur de leurs coeurs, et le noeud de leur noeud.

Er schrieb um diese Zeit an seine Cousine, die jüngere Angelica (von St. Johann), sie solle für ihn beten, daß er Gott immer feuriger liebe, damit er auch seine Freunde immer mehr lieben könne.

Während so die Bande der nächsten Blutsverwandtschaft durch noch stärkere, göttliche Bande befestigt wurden, lösten sich wiederum andere. Der zwischen beiden mitten innestehende Bruder Simon Sericourt starb den 4. October 1650, zum Theil in Folge „der heiligen Gewalt, welche er gegen sich geübt, indem er jeden Tag an einem Theil gestorben". Er hatte sich berufen geglaubt, in den Karthäuserorden zu treten. St. Cyran hatte dabei die Bedenklichkeit geäußert, daß hier für Manchen zu viel Freiheit sei, indem jeder Mönch allein wohne; es sei aber mit des Menschen Heil unverträglich, daß er seinem eigenen Willen als seiner Regel folge. Die Karthäuser indeß, aus Rücksicht auf die Feinde Port-Royals, wagten nicht, ihn aufzunehmen. Dieses nun hatte die Vorsteher Port-Royals um so mehr in dem Plane bestärkt, Denen, welche eine Zuflucht vor der Welt und Einsamkeit mit Gott suchten, eine Freistätte zu eröffnen. Sericourt aber war also für damals gestattet worden, „das Schwert der Trennung von seinem Bruder Le-Maitre in die Scheide zu stecken".

Auch die Mutter des sanften Sacy und des Donnersohnes Le-Maitre ging ihrer Auflösung entgegen. Man bemerkte, wie Gott so wunderbar an ihr gleichsam die Ordnung der Natur umgestoßen; ihre leibliche Mutter war, als Nonne desselben Klosters,

ihre geistige Schwester geworden, zwei ihrer Söhne ihre geistigen Brüder; ihre leiblichen Schwestern nannten sie, die Erstgeborene, nur ihre Tochter, weil sie zuletzt Nonne geworden; ihr jüngster Sohn aber war ihr geistiger Vater. So hat auch Christus in der Bergpredigt eine neue, gleichsam umgekehrte Welt angekündigt, in welcher die Armen, die Leidtragenden, die Hungernden und Dürstenden selig gepriesen werden. — Mein Sohn, sprach sie auf ihrem Todtenbette, hilf Deiner Mutter selig sterben und in den Himmel kommen, ihr, die euch nur in dieses elende Leben gebracht. Und als er etwas zurückgetreten war, sagte sie zu ihrem Bruder d'Andilly: Was habe ich Gott gethan, daß ich einen solchen Sohn habe? Ihr Tod, am 22. Januar 1651, war den Ihrigen eine Stärkung und Erbauung durch die Kraft Gottes in ihrer Schwachheit. Bei ihrem Begräbniß aber weinte Sacy allein nicht; er glaubte als Priester und im Dienste des Herrn über keinen zeitlichen Verlust schwach werden zu dürfen. Erst als er allein war, ließ er vor dem Vater, der nicht stirbt, seinen Thränen freien Lauf. — Indem Singlin ihm als dem Beichtvater das Kostbarste in Port-Royal des Champs, die Seelen der Bewohner, übergab, verhielt er ihm auch nicht, wo, von wannen ihm Gefahr zu drohen scheine. Die athemlose Thätigkeit der Einsiedler bei den Bauten und ihre Verschwendung zu diesem Zwecke misfielen ihn. Es sei, als wollte man sich auf ewig hier festsetzen, mache damit aber nur um so mehr Aufsehen und reize, fordere die Gegner heraus, uns aus einer so stattlichen Einsamkeit zu vertreiben. Man verschleudere darüber das Geld und mache Schulden. Die Wohlthäter werden am Ende müde werden, Mancher Ärgerniß daran nehmen. — Die größere Gefahr aber sei die für die Seelen. Man sehe die Einsiedler stets mit Handwerksleuten zusammen, Steine und Mörtel herbeischaffen. Das sei aber nicht das Erbaulichste für den inwendigen Menschen. Es wäre vielleicht besser, Gott erwiese uns die Barmherzigkeit, das Alles umzustoßen, als daß es ohne seine Billigung bestehe. Aus Furcht, gegen Gottes Vorsehung Mistrauen zu zeigen, handeln diese Männer oft nicht mit dem Herzen eines Armen, sondern eines Königs. Es sei dies aber nicht die rechte Furcht. Gott hat sich nirgends verpflichtet, immer Wunder zu thun. Wohl haben einige Einsiedler gesagt, wenn man nur kein zeitliches Gut begehre, werde man

nie Mangel daran haben. Man muß sich aber, um diese zuversichtliche Hoffnung zu haben, prüfen, ob man sich wirklich auf den wahren Stand eines Armen beschränke, ob man wohl in der Verfassung sei, wirklich Mangel an dem Nothwendigen zu leiden, ob man wirklich Sorge trage, sich Alles abzuschneiden, was nicht zum Leben der Seele und des Leibes durchaus nothwendig sei. — Man müsse sich von der Welt trennen; aber einsam zu sein genüge nicht, es gebe auch eine philosophische, von der christlichen sehr verschiedene Einsamkeit. Wir müssen aber auch von uns selbst ausgehen, um uns in Gott einzuschließen.

Indeß war wegen des Sacramentsordens und der damit verbundenen Verpflichtungen in Rom unterhandelt worden, wo Heinrich Arnauld sich eben als königlicher bevollmächtigter Gesandter befand und die Angelegenheit mit Erfolg betrieb. Auch mit den Wohlthätern des neuen Instituts mußte eine Übereinkunft geschlossen werden, damit es auf Port-Royal übertragen werden könnte. Dabei war die Tochter der bisher verstorbenen ersten Gemahlin des Herzogs von Longueville von besonderem Gewicht, da sie in die Rechte ihrer Mutter eingetreten; Madame Le-Maitre war längere Zeit im Hause der Herzogin gewesen, die Erziehung dieser Prinzessin zu leiten, und hatte ihr noch im Sterben durch ein Schreiben ihre treue Liebe bezeugt. Damals lag der Herzog, ihr Vater, in Mazarins Haft, und die Mutter schürte mit dem großen Türenne verbunden und mit den Spaniern den Rachekrieg gegen den italienischen Minister an. (Diese ihre Tochter ist dieselbe, von welcher wir noch gut geschriebene Mémoires besitzen.) Nicht allein gab sie ihre Einwilligung zu der verlangten Übertragung, sondern wollte auch enger mit dem Hause verbunden bleiben. — Die Nonnen sollten, nach der päbstlichen Bulle, durch eine Retraite von 40 Tagen ihre Herzen reinigen, um Christo reine, rechte Hostien zu sein, Christo, welcher sich selbst zu einem Gott angenehmen Opfer gemacht; damit sie Ein Opfer mit ihm seien, welcher sich selbst ohne Unterlaß darbringt. Statt der schwarzen Bernhardinerin-Tracht sollten sie nun ein weißes Skapulier, vorn mit rothem Kreuz darüber tragen. Das Weiß sollte das Brot bedeuten, das Scharlach den Wein; da Christus unter diesen Hüllen im Sacrament verborgen ist. Die Feierlichkeit hatte statt am 24. October 1647. — Der Grundstein zur

neuen Kirche war 1646 gelegt worden. Viele Leute waren begierig, bei dieser Gelegenheit das Kloster zu sehen, darüber man so nachtheilige Gerüchte ausstreute, indem manche Beichtväter häufigen Besuch des Hauses so schwer aufnahmen, als wäre man zu den Reformirten in ihr Bethaus nach Charanton gegangen. Als diese guten Leute bei dieser Gelegenheit im Refectorium Bibelsprüche an die Wand geschrieben fanden, sagten sie, das sei ja wirklich wie in Charanton, und sie wunderten sich sehr, doch auch Weihwasser, Bilder der Heiligen und Marias zu treffen; denn man verbreitete, diese werden in Port-Royal verachtet.

Racine rühmt es als etwas Besonderes, daß man in Port-Royal während sechszig Jahren nie gehört von einem Vertrag, auch nur einem stillschweigenden, rücksichtlich der Mitgift der Aufzunehmenden. Die Novizen wurden zwei Jahre geprüft, die Tüchtigkeit, der erprobte innere Beruf entschied; die etwaige Mitgift wurde nach Ablegung des Gelübdes als Almosen dankbar angenommen, stets etwas davon für arme Familien bei Seite gelegt. Während man einmal für ein anderes Kloster 20,000 Francs bei einem Notare niederlegte, eine Schenkung, auf welche man zu Gunsten dieser Schwestern verzichtete, kam der Hausmeister von Port-Royal, der nichts davon wußte, durch denselben Notar ein Anlehen zu machen, um die nöthigsten Bedürfnisse seines Hauses zu bestreiten. Eine vornehme Dame hatte Port-Royal die Summe von 80,000 Francs übermacht und wollte ihr Leben hier beschließen, ohne jedoch in die Gemeinschaft der Nonnen einzutreten. Das Geld war bald durch Bezahlung von Schulden und Almosen ausgegeben. Sie aber bezeigte ihren Wunsch, selbst das Gelübde abzulegen und in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Zwei Jahre wurde sie als Novize geprüft, wie jede Andere; als sie noch auf ihrem Wunsche bestand, mußte über ihre Aufnahme als Professe abgestimmt werden. Die Annahme wurde einstimmig verneint, und, obgleich die Rechtsgründe zweifelhaft gefunden wurden, verkaufte man Renten, nahm Geld auf und bezahlte ihr die Einlage baar, so daß man nichts gewonnen, als eine Feindin mehr. Die jährlichen Auslagen für das Nonnenkloster beliefen sich im Durchschnitt auf 45,000 Livres, während die Einnahme an Renten nur 7000 Livres betrug. Angelica wollte dennoch nichts von Capitalisirung oder Beschränkung der Geschenke

an Arme und an andere Klöster hören; denn, sagte sie mit frommer Weisheit, das hieße die Quelle verstopfen, aus welcher ihnen doch immer wieder die nöthige Unterstützung zufließe.

Längst hatte Angelica ihr Auge und ihre Absicht wieder auf Port-Royal des Champs gerichtet, welches durch den Fleiß der Einsiedler und den Aufwand, welchen d'Andilly gemacht, nicht nur wohnlicher, sondern ungleich gesünder geworden. In Paris aber waren die hundert Nonnen sehr gedrängt. So übersiedelte sie sich am 13. Mai 1648 und riß sich von dem größeren Theil ihrer geistigen Familie los. Sie betrachtete immer eine solche äußere Veränderung als eine versuchende Veranlassung zur Zerstreuung, welche man nur überwinde, indem man durch verdoppelte Anstrengung vielmehr einen starken Schritt in der Übergabe an Gott vorwärts zu kommen suche. Zu gleicher Zeit nahm auch die Zahl der Einsiedler bedeutend zu, welche in den Maiereigebäuden am Berge (les granges) wohnten. Dr. Arnauld kam jetzt auch dahin und diente als Beichtvater, namentlich den Nonnen und den Knaben in den kleinen Schulen, wie Sacy den Einsiedlern.

Dieser suchte alle die Veranlassungen zu Störungen der inneren Ruhe in Gott dadurch unschädlich zu machen, daß er Jedem anrieth, so viel als möglich daheim zu sein in der Betrachtung der Heiligen Schrift. Er hielt die Einsiedler an, dieselbe ohne Commentar und Erklärung zu lesen, indem er sich auf das Beispiel der Heiligen berief, welche nicht sowohl durch solche menschliche Mittel, als durch ihr heiliges Leben sich ihr Verständniß eröffnet. Er selbst hatte diese Weise, die Schrift zu verstehen, als die beste an sich erfahren. Es ist mit den Mysterien derselben wie mit dem Verständniß eines Mannes, welcher sich nur halb erklärt, durch Figuren und Räthsel; man muß zu seinen intimeren Freunden gehören und in sehr innigem Verkehr mit ihm gelebt haben. Gott nährt, wie er auch bei dem Wunder der Vermehrung der Brote gethan, mit seinem göttlichen Brote nur Diejenigen, welche ihm wirklich nachfolgen in der Trennung von der Welt, ohne sich an irgend einen Anderen anzuschließen, und auf jede andere Sache verzichten, so Seele oder Leib sinnlich vergnügen könnte. — Ein Wassertropfen, sagte er, welcher nicht für einen Menschen genügt, genügt einem Vogel. Die himmlichen Wasser aber haben das Eigenthümliche, daß sie sich dem Maas und Be-

dürfniß eines Jeden anpassen. Ein Lamm geht darin; aber sie sind zugleich tief genug, daß ein Elephant darin schwimmen kann.

Diese Sammlung der Seelen wurde nur zu bald durch den Lärm der Waffen gestört. Die Königin hatte unter dem Siegesjubel und dem Tedeum über den Sieg bei Lens einige Parlamentäre verhaften lassen, welche in ihrer unbesonnenen Ehrlichkeit zu starke Reden geführt. Diese gaben ihren Familien, was sie ihnen zu hinterlassen hatten, den väterlichen Segen, und folgten den Gardeoffizieren. Aber das Volk bewaffnete sich, und die alte Sitte der Barricaden trat in ihre Rechte ein. Der gereizte Coadjutor des Erzbisthums, Retz, gab dem jähen Unternehmen Kopf und Leitung. Die Königin wich für den Augenblick, um bald in der Nacht auf den Dreikönigstag mit dem Knaben Louis XIV aus der Stadt zu entweichen und sie zu blokiren mit den Truppen, über welche sie in Folge des mit Östreich geschlossenen westphälischen Friedens verfügen konnte. Die Feldherrn, die Herzoge, die Großen, die Statthalter der mächtigeren Provinzen erinnerten sich, daß sie einst selbständige Herren gewesen; die Fronde in ihren verschiedenen Formen und Combinationen spielte ihre Intrigue.

Die jüngeren Nonnen in Port-Royal de Paris flüchteten aus der Vorstadt, geführt von zwei Parlamentären, in die innere Stadt. Sie wurden von den Schwestern auf dem Lande, trotz der königlichen Truppen, mit Lebensmitteln versehen. Dieses setzte sie in den Stand, an den von allen Seiten herbeiflüchtenden Nonnen von den mannichfaltigsten Orden reiche Gastfreundschaft zu üben, wodurch bei Vielen derselben die bösen Gerüchte über Port-Royal durch den Augenschein zerstört wurden, was gerade in diesem Augenblicke von großem Werthe war. Die Truppen beider Parteien vergaßen immer mehr alle Mannszucht, je öfter die Anführer die Rollen tauschten, je jämmerlicher der Kampf wurde; starke Haufen bildeten sich auf eigene Hand als Parteigänger, um zu plündern. Barcos, bei welchem sich, in seiner Abtei St. Cyran, mehrere Männer von Bedeutung als Einsiedler gesammelt hatten, wurde von einer dieser Banden heimgesucht, die Vornehmen fortgeschleppt, um ein schweres Lösegeld zu erpressen. Die Plünderer ließen ihm, als eine Art Schadenersatz, Vieh zurück, welches sie nicht mehr weitertreiben konnten. Er gab es aber seinen Eigenthümern zurück und bewies die größte Festigkeit.

Port-Royal des Champs war in diesen Stürmen ein rechter Port und Hafen. Es glich der Arche Noäh; die Landleute flüchteten hinter seine Mauern ihre Habe und wurden, oft mit dem Letzten im Vorrath, gespeist. Aber gerade in solchen Nöthen erwies sich die wundersame Güte Gottes.

Mit gedoppelter Anstrengung suchte man, zum Obdach und zur Vertheidigung, die angefangenen Bauten vorwärts zu treiben und zu vollenden. Dieser Unruhe, wie den Gefahren des Krieges zu entgehen, zog sich Angelica endlich (1652), unter einer Bedeckung der Einsiedler, zu ihren Töchtern nach Paris zurück, deren nun 150 waren. Man benutzte dieses, die Wohnung der Nonnen in Port-Royal des Champs in besseren Stand zu setzen; es wurden 72 Zellen vollzählig gemacht, was Angelica überflüssig schien. Als aber nach der Trennung der beiden Port-Royal die treu und fest gebliebenen Nonnen hieher vereint wurden, fand es sich, daß sie gerade 72 waren. Auch die feuchte Kirche wurde erhöht. Die Eifrigsten in Betreibung der Bauten waren Bagnols und der Herzog von Luynes, welcher auch große Summen darauf verwandte. Angelica sagte scherzend mit Beziehung auf die spöttischen Gerüchte über die geringen Arbeiten der Einsiedler: Hatten wir einst Edelleute zu Schustern, so haben wir nun einen Herzog und Pair als Bauführer.

Die Herzogin von Luynes, eine Verwandte der Königin Maria von Polen, war die Tochter von Peter Seguier, Marquis d'O, einem Cousin des Kanzlers. Sie hatte von Kindheit an großes Verlangen, Nonne zu werden, und als ihr dieser Wunsch nicht gewährt wurde, bewog sie eine junge Verwandte, gleichsam für sie den Platz bei den Karmeliterinnen auszufüllen. In der von dem Domherrn Boileau für ihre Töchter gemachten Sammlung frommer Gedanken ihrer Mutter sagt sie: Die Vollkommenheit jedes Menschen besteht darin, daß er in diesem Leben den Willen Gottes vollkommen erfülle. Indem Gott seine Auserwählten zum Heil verordnet, bereitet er auch die Mittel dazu vor. Einen anderen Weg gehen wollen heißt also aus der Ordnung Gottes, aus seiner persönlichen Pflicht und Vollkommenheit austreten. All unser Forschen muß also darauf gehen, diese für Jeden unter uns besonders voraus verordnete und bereitete Bahn zu entdecken. Die Heiligen, welche sich in der Ehe geheiligt haben,

erfüllten darin die Vollkommenheit ihrer persönlichen Berufung und würden auf jedem anderen, vielleicht an sich vollkommeneren Wege ihr Ziel verfehlt haben, da Gott ihnen nur zu diesem ihrem Berufe die nöthigen Gnadengaben verordnet hatte.

Als junge Frau und durch den Rang ihres Gemahls in die große Welt eingeführt, glaubte sie die geselligen Freuden derselben genießen zu dürfen. Eines Tags fragte sie der zur Beichte sitzende Priester, warum sie denn so geputzt erscheine. — Weil sie nachher auf einen Ball wolle; antwortete sie. Die Art, wie der Geistliche ihr diesen Leichtsinn verwies, machte auf sie tiefen Eindruck. Sie lebte von nun an sehr still, suchte für die Güter des Herzogthums durch Handhabung der Gerechtigkeit und gute Geistliche zu sorgen, arbeitete und betete mit ihrem Gesinde, ohne daß sie jedoch vom Umgange mit Anderen sich abgeschlossen hätte. Nicht sowohl ihr Stand, als die Nächstenliebe gebot ihr dieses. Sie hatte dabei die Regel, daß eine Frau nie mit Worten, sondern nur mit Werken die göttlichen Wahrheiten predigen dürfe.

St. Beuve und ihrem Beichtvater Singlin waren beide Ehegatten sehr ergeben, was sie denn auch zu dem Entschluß brachte, sich bei Port-Royal, in dem neuzubauenden Schloß Vaumürier niederzulassen. Sie aber fühlte, daß ihr nur vergönnt sein sollte, dieses gelobte Land von weitem zu sehen, wie sie denn auch noch in ihrem Hotel zu Paris am 13. September 1651 starb, in einem Alter von 27 Jahren. Ihre letzten Worte waren: O in Ewigkeit nicht untergehen! in Ewigkeit leben! in Ewigkeit lieben! — Begraben wurde sie im Chor von Port-Royal. Sie hatte die Zwillinge, welche sie kurz vor ihrem Tode geboren, Paulin und Tharasia genannt, da sie mit ihrem Gatten in den Fußstapfen dieses heiligen Paares hatte wandeln wollen. Auch diese Kinder wurden bald darauf an ihrer Seite beerdigt.

Damit durch die Abwesenheit der Nonnen der heilige Dienst nicht versäumt werde, beteten ohne Unterlaß Einsiedler vor dem Sacramente. Sonst erinnerte ihr jetziges Werk an die Tage, da Jerusalem von den aus dem Gefängniß Zurückgekehrten wieder aufgebaut wurde im Angesicht der Feinde, „da die eine Hälfte der Mannschaft die Spieße hielt von dem Aufgang der Morgenröthe bis die Sterne hervorkamen, da sie des Nachts der Hut und des Tages der Arbeit warteten und die Werkleute allezeit mit dem

Schwert gegürtet waren." — Vaumürier wurde in Vertheidigungsstand gesetzt, an den Mauern des Klosters eilf Thürme aufgeführt. Es waren unter den Einsiedlern nicht wenige, welche lange als Offiziere gedient und sich nun wieder gürteten, Zion zu schirmen. Beaumont hatte die venetianische Reiterei auf Candia befehligt. Das Landvolk, welches sich und seine Habe hieher geflüchtet, wurde bewaffnet und eingeübt, den Haufen ihre Befehlshaber vorgesetzt. Man zählte 300 regelmäßig bewaffnete Leute, sah sich aber doch einmal genöthigt, sich in das mit einem Graben versehene Schloß zurückzuziehen.

So bezogen denn Männer, welche bisher nur den unsichtbaren Feind ihrer Seelen bekämpft, die Wachsamkeit des Christen geübt, wiederum die Wache; aber unter dem funkelnden Harnisch trugen sie das rauhe Bußgewand.

Le-Maitre nahm an diesem Allem lebhaften Antheil, er wich nicht von des unermüdlichen Herzogs Seite, wie in Paris die Parlamentäre, der Senatoren Roms eingedenk, die fürstlichen Bundesgenossen bei ihren Musterungen und Ausfällen begleiteten. Circumdate Sion et amplectimini eam, rief er Fontaine zu, narrate in turribus ejus, ponite corda in virtute ejus. (Umgebet Sion und umfaßt es, erzählt in seinen Thürmen, gründet eure Herzen in seiner Tugend.) Wie dort römische, so schwebten hier biblische Bilder den Geistern im Sturme der Zeiten vor.

Da erhob sich die Gewissensfrage unter den Einsiedlern (cas de conscience in der Casuistik genannt), ob man auf die Feinde scharf schießen dürfe, wenn sie einbrechen wollten. Sacy, welcher täglich das unblutige Opfer Gott darbrachte, erbebte in seinem priesterlichen Herzen bei dem Gedanken an Mord und Blutvergießen an Brüdern. Er wisse wohl, es sei diese Gegenwehr nach dem Gesetze der Welt erlaubt; aber es gebe auch ein höheres, heiligeres Gesetz. Diejenigen, welche sich dem Dienste Christi zum Opfer bringen, müssen ein durch das seinige geweihtes Blut sparen, schonen die durch seinen Tod erkauften Leben. Man solle den Feind zu schrecken und durch blindes Schießen abzuwehren suchen. Singlin und andere befreundete Priester waren derselben Ansicht. — Aber die Anderen gaben sich nur für den Augenblick damit zufrieden, bis die Gefahr von neuem drohend wurde. Das heiße ja dem Bösen Vorschub thun und allen Ausschwei-

fungen der Kriegsleute; man fordere sie dazu heraus, wenn sie erfahren, daß sie nur unbewegliche Statuen von Kriegern anzugreifen haben. Die Schrift selbst gebe Beispiele und Grund der Rechtfertigung. Die Makkabäer haben gezeigt, daß Frömmigkeit und Waffen sich wohl zusammen vertragen. Man dürfe nicht verdammen, was die Religion nicht verdamme; man könne im Herzen Gott anbeten, voll Mildigkeit und Liebe sein, auch indem man seine Geschöpfe im Nothfall tödte. Indeß konnte man nicht umhin, so sehr man sich auch durch die Gewohnheit, die Waffen zu handhaben, in dieser Ansicht bestärkt hatte, mit Sacy dennoch weitere Erörterungen zu halten. So mache man ja aus der Theologie eine Tuologie (Gottesgelahrtheit. Mordwissenschaft); er berief sich auf die Aussprüche, die Gesetze, Ordnungen und die Geschichte der Kirche; was da von Geistlichen und Mönchen gesagt sei, müsse auch von Männern gelten, welche allein der Buße leben.

Zum Glück schreckten die Gegenanstalten die feindlichen Soldaten ab und der kriegerische Name so manches bekannten Hauptmanns. Aber die unversöhnlichen Feinde Port-Royals, welche sich mit Verleumdungen bewaffneten, sich gegenseitig ihre eigenen Erfindungen zutrugen und darin bestärkten, ermangelten nicht, überall und ohne Unterlaß zu verbreiten, Port-Royal habe an den Unruhen der Fronde als bewaffnete Macht und als ein Herd von Intriguen den lebhaftesten Antheil genommen. Sie glaubten es am Ende wohl selbst, nachdem sie es sich oft genug wiederholt; nur wäre es lächerlich, dergleichen jetzt noch nachzureden. Einigen Schein erhielt es erst dadurch, daß etliche der besonders bei diesen Parteikämpfen betheiligten Damen, wie die reichbegabte Herzogin von Longueville, und Männer, wie Sevigne, aus dem Strudel ehrgeiziger und kühner Plane sich in diesen ruhigen Hafen zurückzogen, in der Überzeugung, hier am ehesten eine Freistätte gegen die unstäten Geister zu finden, welche an der Schwelle vielleicht wieder auf sie lauerten. Die Herzogin und Retz, welche in diesem Fache Sach- und Menschenkenntniß genug hatten, lachten darüber, daß man Dr. Arnauld verschiedener Intriguen beschuldigte. Und doch sollte er nicht blos mit Spanien, er sollte auch mit Cromwell in näherer Verbindung stehen. Bald wird sich finden, sagte er selbst spottend, daß ich mit dem Großvezir und dem Sultan ein Bündniß habe und daß Port-Royal

eine Festung und Waffenplatz für ihn ist, oder daß wir den Plan haben, uns nach Ungarn unter seinen Schutz zurückzuziehen. (Hier hätten sie freilich vielleicht eher Freiheit für ihren Glauben gefunden, als unter dem Schutze des allerchristlichsten Königs!) — Als später der glänzende Staatsmann und Mäcen Fouquet verhaftet wurde, dessen Proceß so viele Bände anfüllt, weil nichts Rechtes gegen ihn vorzubringen war, so sollte Dr. Arnauld eine Schutzschrift für ihn geschrieben haben. Daß Fouquet früher öffentlich gegen Arnauld aufgetreten war, wäre allein freilich keine hinreichende Widerlegung des Verdachts gewesen. — Die Art, wie derlei Beschuldigungen in der Geschichte wiedergekäut werden, beweist nur, wie in ihr oft das Gesetz theils der Trägheit, theils leidenschaftlicher Parteilichkeit herrscht. Ohne Erfolg waren diese Beschuldigungen aber freilich keineswegs. Es war ein gewichtiger Grund für Port-Royals Zerstörung, daß man bei seiner Erweiterung den Augenblick als einen günstigen benutzt hatte, da die königliche Gewalt und Ansehen geschwächt waren und die Königin es nicht hätte verhindern können. Das Andenken an diese Zeit der Erniedrigung königlicher Majestät verfolgte Louis XIV sein ganzes Leben; es war, als sollte der Prunk seiner Kriege und seines Hofs nur diesen Flecken auswischen und vergessen machen; und so mußte er denn auch Allem feind sein, was daran erinnern konnte, um ja alle Denkmale dieser Zeit zu vernichten. — Half Eine Verleumdung nichts, so fielen doch deren viele zusammen ins Gewicht, und durch die neuen und späteren wurden wenigstens die älteren wahrscheinlich.

Kaum war der Krieg erloschen, in welchem bald kein Theil mehr wußte, was er eigentlich wollte, als, zum Theil in Folge der Aufregung und ungewohnten Anstrengung, heftige Fieberkrankheiten unter den Einsiedlern ausbrachen. „Es fing an Denen bänglich zu werden, welche ihr Leben noch ein wenig liebten, so sehr sah man des Todes Schatten allenthalben herrschen." Nun, glaubte Sacy, sei die Stunde für ihn gekommen, den Muth in Gott zu zeigen; der Tod in diesem Dienste sei ein rechtes Märtyrthum. Die Kranken sahen mit Bangen, wie Dr. Arnauld seine so großen Gaben für das Heil der Kirche und des Vaterlandes stündlich der Gefahr der ansteckenden Seuche aussetzte. Der Stand der Krankheit, wenn der äußere Mensch da-

hinschwindet, sagte er in göttlicher Kühnheit mitten in der Gefahr, das ist der rechte Stand des Christen. Die Schwachheit des Leibes ist die Kraft des Geistes. Das brennende Feuer eines Fiebers löscht das gefährlichere Feuer der Leidenschaften aus. Dann sammelt die Seele alle ihre Freude in sich selbst, triumphirt über den Körper in seiner Niedergeschlagenheit, wie über einen besiegten, zur Erde geworfenen Feind. — Suchten ja doch diese Einsiedler sonst durch ihre Büßungen und Fasten einen ähnlichen Zustand der Schwachheit des Fleisches hervorzubringen.

Einer der Kranken war beunruhigt darüber, daß die Furcht vor den Gerichten Gottes über seine Sünden ihn nicht verlassen wollte. Arnauld tröstete ihn darob; es sei ein großes Elend, keine Furcht zu haben; im Himmel fürchten die Seligen in einem gewissen Sinne noch mehr, als auf Erden. Die Furcht ist der Vorschmack und ein Anzeichen der ewigen Seligkeit. — Ich zweifle nicht daran, daß Ihre Furcht darin besteht, daß Ihnen bangt, Sie möchten Gott nicht angehören, Sie möchten ihn nicht wahrhaft im Herzen haben; und darüber müssen Sie sich gerade freuen; denn diese Furcht kann nicht ohne Liebe sein. Wer Gott nicht liebt, fürchtet auch nicht, von ihm getrennt zu werden; wer ihn aber liebt, kann sich der Furcht nicht erwehren, ihn zu verlieren oder gar verloren zu haben. Da diese Furcht also die Wirkung der Liebe ist, so zeigt sie, daß Gott in uns ist, und daß wir ihn wahrhaft besitzen, weil die Liebe Gott selbst ist. Unsere Liebe zu ihm verbürgt uns seine Liebe zu uns, denn sie kommt nur daher, daß er uns in Ewigkeit zuerst geliebt.

Daher bitte ich Gott darum, nicht daß er Ihnen diese Furcht benehme, sondern daß er sie vermehre; denn sie muß mit der Liebe gleichmäßig wachsen. Von der Ungewißheit können Sie aber erst in der himmlischen Seligkeit befreit werden; wir können auch das Verlangen nicht haben, früher davon befreit zu werden, ohne gegen die Ordnung der göttlichen Vorsehung anzukämpfen, gegen die Ordnung seiner Liebe für seine Auserwählten. Denn die Ungewißheit und der Zweifel über ihr Heil ist diesen während ihres Lebens nützlich und nothwendig, als ein Gegengewicht gegen die davon unzertrennliche Selbstüberhebung und Eitelkeit. So ist diese Ungewißheit selbst uns eine Versicherung, daß wir den Auserwählten angehören, wenn nur Misvergnügen über diese Selbst-

überhebung damit verbunden ist. Darum läßt Gott diese Fehler in seinen Dienern, damit der Haß dagegen, damit die entgegenstehende Tugend, die Liebe, seine eigene Ehre um so mehr wachsen, und wir vollkommen geläutert werden. — Also sprach Dr. Arnauld im Sinne der Prädestination, und war diese seine Rede nicht ganz evangelisch? — Die Kraft, womit er uns den Tod als das Ende der Sünde darstellte, erzählt Fontaine, gab uns das heiße Verlangen, der Tod möge bald kommen.

Diese Krankheiten kamen mehr oder weniger jeden Herbst wieder; auch die strenge Ascese mag das Ihrige dazu beigetragen haben. Aber selbst dieses Übel gab Stoff und Veranlassung zum Streite. Man hatte sich sehr an den kleinen, freundlichen Arzt Palûs gewöhnt, welcher sehr nachgiebig gewesen war, die Kranken bei jedem Besuch durch seine Unterhaltung und Theilnahme auch mit ihren kleineren Anliegen zu erfreuen wußte. Daher wollte jetzt die strenge Weise Hamons nicht Allen gefallen, welcher in seinem Ernst sich wenig mit den Kranken ins Gespräch einließ; seine Mittel waren stark, er ließ viel zur Ader. Er folgte seiner Überzeugung, that streng seine Pflicht und verlangte Gehorsam. So kam es nun, daß sich bald sämmtliche Bewohner der Einsamkeit parteiten. Einige waren für einen wohlunterrichteten Arzt, reformirter Religion, welcher einfachere, minder starke Mittel anwandte; Andere hielten sich an einen Empiriker, welcher für Alles unfehlbare Mittel hatte. — Je entschiedener eine solche kleine abgeschlossene Welt von der Außenwelt sich scheidet, desto mehr muß sich die Unruhe in den Menschen auf Gegenstände innerhalb dieses engeren Kreises entladen; wie oft Staaten nur durch äußere Kriege sich innere Ruhe verschaffen können. Die Ascese reizt wohl manche Naturen zu einer gewissen Leidenschaftlichkeit auf, um darüber diesen Stachel im Fleisch zu vergessen. Wer einem Beichtvater unterstellt ist, hat vielleicht um so mehr Mühe, sich noch den Verfügungen eines Arztes blindlings zu fügen, da der Mensch in irgend einem Stück Herr über sich sein will. Daher ist die Gewalt der Ärzte größer, wo die der Beichtväter abgeschafft ist; jene sind zum Theil in das Erbe dieser eingetreten. Sacy sah mit Bedauern, wie die medicinische Proselytensucht, welche man freilich sonst für minder gehässig ansieht als die religiöse, selbst das Sterbelager beunruhigte,

also, daß man die Todkranken für die Pillen von Düclos oder für die Pulver von Jacob zu gewinnen suchte, damit sie doch wenigstens mit gehöriger ärztlicher Hülfe stürben. Man verdränge, klagte er, und gefährde die Sorge für die Seelen durch die für die Körper. „Er wünsche, daß man sich auch in diesem äußerlichen Stücke leiten und die Mittel angeben lasse, wie die Nonnen von ihren Oberinnen. Er glaube nichts Besseres thun zu können, als sich im Falle einer Krankheit Hamon zu unterwerfen; er hoffe, daß Männer, welche Gott in so vielen Stücken mit ihm geeint, auf seine Gesinnungen eingehen würden und daß man sich nicht mehr damit befassen werde, fremde Heilmittel zu suchen, welche, durch die damit verbundene Leidenschaftlichkeit, der Seele mehr schaden, als sie dem Körper dienlich sein könnten." So sollte denn also der leibliche Arzt von dem geistigen Arzte Denen gegeben werden, welche sich diesem einmal übergeben hätten.

Hamon war übrigens ein treuer, frommer Mann, aber still und liebte, in seiner Kammer bei seinen Studien zu sitzen. Dieses hielt ihn jedoch nicht ab, als er betagter wurde, auf seinem Esel lesend von einem Kranken in den benachbarten Dörfern zum anderen herumzugehen und ihnen selbst die Arzneien zu bringen. Während er las oder seine Seele auf Gott richtete, trieb er eine leichte Handarbeit; er strickte sogar. Aus diesem fleißigen Verkehr mit Gott ist sein Büchlein: „Von dem beständigen Gebet", erwachsen; auch schrieb er ein mehr theologisches Sana sanis (Gesundes den Gesunden). Manchen Leuten ist es gut, sagte der fromme Mann, daß sie, wenn sie in prächtige Kirchen kommen, die Augen schließen, um zu beten.

Sacy hatte Gelegenheit genug, die menschliche Natur zu belauschen und zu beklagen, deren angeborene Triebe, wenn man ihnen den gewöhnlichen Ausgang verriegelt, oft bei den kleinsten Gelegenheiten dennoch unversehens hervorbrechen und nur die Gestalt und den Gegenstand verändern. Die Einsiedler trieben zum Theil Gartenbau und Jeder wollte durchaus haben, was zu seinem Beruf gehörte. So geschah es denn, daß Leute, welche es für die größte Sünde gehalten haben würden, um einen Haufen Gold zu streiten, sich um ein wenig Dünger stritten. Sacy konnte sich oft des Lachens kaum erwehren, wenn er sie mit so

wichtigem Tone ihre kleinen Angelegenheiten und Processe verhandeln sah. Der Eine verfocht die Rechte des Korns und des Hafers; ein Anderer behauptete, die Gemüse und der Kohl dürfen auch nicht verachtet werden, noch zu kurz kommen; da kam wieder Einer und legte ein Wort für seine Baumpflanzungen ein, mit welchen er den Schmerz hatte, sie nach so viel Mühe und so schönen Hoffnungen aus Mangel an Dünger sterben zu sehen; noch ein Anderer behauptete, sein Weinberg müsse das Vorrecht haben und verdiene Allem vorgezogen zu werden. Jeder glaubte Recht zu haben, da er ja nicht seinen Vortheil, sondern sein Geschäft und Beruf im Auge hatte. — Als Sacy bei seinen griechischen Wurzelwörtern an das Wort Dünger kam, fügte er scherzend den Vers ein:

Le fumier au champ a la vogue.

Der Streit um diese kleinen Interessen wird noch komischer durch die gleichzeitige Theilnahme desselben Kreises an den Fortschritten oder vielmehr an der Entstehung einer ganz neuen Philosophie in Descartes, welche abermals nicht ermangelte, auch in Port-Royal mancherlei Verschiedenheiten der Ansichten hervorzurufen, die ausgefochten sein wollten. Dr. Arnauld sprach gern in seinen Erholungsstunden darüber; so theilte sich das Interesse dafür den Anderen mit, und bald gab es keinen Einsiedler mehr, welcher nicht von Automaten gesprochen hätte. Denn dafür erklärte Descartes die Thiere, wie denn die Erkenntniß der Wesen, ehe sie zur dynamischen durchdrang, bei der mechanischen Anschauung und Berechnung sich aufhielt. So haben ja Philosophen, diese Richtung verfolgend, am Ende die Welt für ein großes Automat erklärt, ein absolutes, sich selbst genügendes Automat, ohne Anfang, ohne Schöpfer. — Man machte sich nun weiter kein Gewissen, einen Hund zu schlagen, und lachte über Diejenigen, welche diese Thiere beklagten, als hätten sie diesen Schmerz gefühlt. Man sagte, sie seien Uhrwerke, das Schreien derselben nur das Geräusch, welches eine erschütterte Feder mache; bei dem Allem aber sei kein Gefühl. Man nagelte arme Thiere auf Bretter mit ihren vier Pfoten fest, sie lebend zu öffnen, um den Blutumlauf zu beobachten, welcher viel Stoff zur Unterhaltung gab.

Man besprach sich über das neue Weltsystem von Descartes

besonders in dem Schlosse des Herzogs von Luynes, und bewunderte es. Sacy aber war nicht für diesen Enthusiasmus zu gewinnen. Welche neue Idee von Gottes Größe giebt mir das Alles, sprach er, wenn man kommt und mir sagt, die Sonne sei ein Haufe von Abfall und Spänen, oder die Thiere seien Uhrwerke? Er lächelte nur und schien die Eiferer um solche Lehren zu bedauern; aber er bewunderte Gottes Führung auch darin. Descartes komme über Aristoteles, wie ein Dieb den anderen anfalle, tödte und beraube. Aristoteles habe sich auch in die Kirche eingestohlen und sich darin zum Meister aufgeworfen; Sacy hatte selbst mit Schrecken es bei einer Disputation in der Sorbonne mit angehört, wie der Eine seinem Gegner auf Schriftstellen immer Stellen aus Aristoteles entgegenstellte; Valet hic scriptura sacra (hier gilt die Heilige Schrift), rief Jener endlich wie betäubt; Valet et Aristoteles (auch Aristoteles gilt), erwiderte sein Gegner. Attamen et scriptura sacra et Aristoteles (also doch sowohl die Schrift, als Aristoteles), antwortete der Erste. — Sacy beklagte nicht, daß Aristoteles diese Meisterschaft verliere, aber er fürchtete, Descartes möchte sie usurpiren, bis auch er von einem Anderen verdrängt würde.

Gott, sprach er, hat die Welt um zweier Dinge willen gemacht; erstlich, um eine große Idee von ihm selbst zu geben; zweitens, um die unsichtbaren Dinge abzubilden in den sichtbaren. Descartes zerstört das Eine und das Andere. Die Sonne ist ein schönes Werk, sagt man ihm; keineswegs, erwidert er, es ist ein Haufen Späne. Statt die unsichtbaren Dinge zu erkennen in den sichtbaren, wie in der Sonne, welche doch der Gott der Natur ist, und statt in Allem, was er in den Pflanzen hervorbringt, das Bild der Gnade zu sehen, behauptet er im Gegentheil, von Allem Rechenschaft zu geben vermittelst gewisser Häkchen, welche sie sich ausgedacht haben. Ich kann sie nur mit Ignoranten vergleichen, welche ein bewundernswürdiges Gemälde zu sehen bekommen, die aber, statt ein so schönes Werk zu bewundern, bei jeder Farbe für sich stehen bleiben und sagen: Was ist das für ein Roth da? aus was ist es zusammengesetzt? dies hier ist aus diesem Stoffe, dies da aus einem anderen; statt die ganze Anlage des Gemäldes zu betrachten, dessen Schönheit die Weisen bei der Betrachtung entzückt. Descartes sagt

freilich: Ich behaupte nicht, die Dinge zu sagen, wie sie in Wirklichkeit sind. Die Welt ist ein so großer Gegenstand, daß man sich darin verliert; ich aber betrachte sie als eine Chiffre. Die Einen drehen und versetzen die Buchstaben dieses Alphabets und finden etwas; auch ich habe etwas gefunden; es ist dies vielleicht aber nicht dasselbe, was Gott gemacht hat. — So suchen diese Leute, schloß Sacy, die Wahrheit blindlings mit den Händen; es ist ein großer Zufall, wenn sie sie finden.

Um diese Zeit fand sich auch ein Mann in Port-Royal ein, welcher wirklich durch seine mathematische Genialität das Metall zu beleben und nicht sowohl Maschinen, als organische, denkende Wesen zu schaffen schien. Diese Fortschritte der Mechanik und ihre Wunder zu derselben Zeit, da man in den Organismus der Natur einzudringen suchte, verblendeten die Geister, also daß man auch hier nur wieder fein gebaute Maschinen mit den feinsten Federn, Hebeln und Resonnanzböden zu finden glaubte, weil man sie suchte. Dieser Mann aber war Pascal, selbst weit erhaben über diese todte Anschauung der Welt. Er hatte eine Rechnenmaschine erfunden, welche jetzt noch ihren Ruhm nicht verloren hat und nicht blos den Organismus des Körpers, sondern selbst die Arbeit des Gedankens nachzuahmen schien. Bei den Maiereigebäuden von Port-Royal, wo die Einsiedler zu wohnen pflegten, stellte er eine Maschine auf, um Wasser aus der Tiefe zu schöpfen, wovon, nach Gregoire [1]), noch 1805 Reste zu sehen waren. Kraft dieser Maschine war ein Kind von zwölf Jahren im Stande, aus der Tiefe des Brunnens von 27 Toisen (Klaftern) eine Last Wasser von 270 Pfunden, ohne das Gewicht des Eimers dazu zu rechnen, heraufzuschöpfen. Gregoire sah die Maschine noch bei seinen ersten Besuchen in Port-Royal; nun ist aber auch der Brunnen selbst verschüttet.

Pascal hatte Singlin gebeten, ihm als Führer zu dienen auf der engen Bahn zur Seligkeit. Dieser sandte ihn nach Port-Royal des Champs, wo ihm Dr. Arnauld in den anderen Wissenschaften die Spitze bieten könnte, Sacy ihn lehren würde, sie zu verachten.

1) Les ruines de Port-Royal de Champs en 1809, année séculaire de la déstruction de ce monastère, par M. Grégoire, ancien évêque de Blois, sénateur; nouvelle édition, considérablement augmentée. A Paris 1809.

Dieser redete gerne mit dem geistreichen Manne über seine Ideen von Philosophie, über die höchsten Gesetze der göttlichen Weltordnung, deren Erforschung er nun lebte, wie er bisher die berechenbaren Gesetze der natürlichen Ordnung erforscht. Es war überhaupt Sacys Weise, mit Jedem von seinen Angelegenheiten, von seiner Kunst und Wissenschaft zu reden; mit Hamon über die Heilkunde, mit Champagne über Malerei; so haben wir denn auch dieser seiner eingehenden Art das Gespräch mit Pascal über Epiktet und Montagne [1]) zu verdanken, welches uns wichtige Fingerzeige giebt über den Weg und den Standpunkt dieses großen Denkers in seinem unvollendeten und doch so trefflichen Vermächtniß, in seinen Gedanken über Religion. Sacy sagte, und es ist der höchste Lobspruch, welchen er Pascal ertheilen konnte: Dieser Mann ist ungemein hoch zu schätzen, besonders darum, daß er, der doch die Väter der Kirche nicht gelesen, von sich selbst, durch den tiefen Blick seines Geistes dieselben Wahrheiten gefunden hat, welche auch Jene gefunden haben. Er findet sie überraschend, weil er sie noch nirgends gesehen; wir aber sind gewöhnt, sie allenthalben in den heiligen Vätern zu lesen.

Descartes ist der Vater der modernen Philosophie und Wissenschaft, Leibnitz ihr Prophet. Mit Beiden war Port-Royal, namentlich Dr. Arnauld, in Verbindung und offen für ihre Einwirkung, reich genug, durch nicht mindere Kraft zurückzuwirken. Der Charakter dieser kaum geborenen Philosophie hätte eine wesentlich verschiedene Bestimmtheit erhalten müssen, wäre Port-Royal ihre Akademie geworden; der Geist der schrankenlosen Subjectivität hätte sich wohl hier den inneren Banden des frommen Vereins geschmiegt. Aber die Weltweisheit mußte ihre Bahnen verfolgen und ihre Bestimmung erfüllen, und Port-Royal sollte seine Kämpfe ausringen, welche ihm nicht mehr Muße, noch die Stimmung ließen, links oder rechts abzuschauen. — Schon hatte die Stunde dieses Kampfes für Port-Royal geschlagen. Seine Feinde fanden sich zusammen im Lager der Jesuiten; diese hatten jeden inneren und äußeren Beruf, dieser Reform der Kirche, des ganzen Lebens durch Literatur, durch den

1) Bei Fontaine, zweiter Band, Pag. 56 bis 73, und in Histoire générale de Port-Royal. Amsterdam A. 1756 (von Clemencet). Dritter Band, Pag. 532.

Beichtstuhl, von der Kanzel herab in den Weg zu treten und Mann gegen Mann zu ringen.

Man wird vielleicht Mühe haben, sagt Racine, zu begreifen, wie eine in ihren Anfängen so heilige Gesellschaft, so reich an frommen Männern, wie die der Jesuiten, so befremdende Verleumdungen vorbringen und vertheidigen konnte. Ist der Geist der Religion plötzlich in ihnen erloschen? Nein, sonder Zweifel; vielmehr haben die Meisten diese Beschuldigungen aus religiösen Principien vorgebracht. Beiweitem die Meisten unter ihnen sind überzeugt, ihre Gesellschaft könne nur durch Ketzer angegriffen werden; sie haben nur die Schriften ihrer Väter gelesen; die Bücher ihrer Gegner sind bei ihnen verboten. So wendet sich denn der Jesuite, um zu wissen, ob eine Thatsache wahr ist, nur an den Jesuiten. Daher kommt es, daß ihre Schriftsteller bei solchen Gelegenheiten beinahe nichts Anderes thun, als daß sie sich copiren, daß man sie Thatsachen als gewiß und unbestreitbar vorbringen sieht, deren Falschheit schon seit 30 Jahren erwiesen ist. Wie Viele unter ihnen sind ganz jung in die Compagnie gekommen, sind aus ihrem Collegium unmittelbar in ihr Noviziat übergegangen? Sie haben ihre Lehrer sagen hören, Port-Royal sei ein abscheulicher Ort, und so sagen sie es wieder ihren Schülern. Überdies ist es ein gemeiner Fehler der meisten Ordensleute, daß sie glauben, sie können nichts Unrechtes thun, indem sie die Ehre ihrer Körperschaft vertheidigen; diese Ehre selbst ist für sie ein Idol, welchem sie Alles zum Opfer bringen zu dürfen glauben: Gerechtigkeit, Vernunft, Wahrheit. Man darf zuversichtlich von den Jesuiten sagen, dieser Fehler sei bei ihnen gewöhnlicher, als in irgend einer Körperschaft; so daß sogar Einige ihrer Casuisten die schreckliche Maxime aufgestellt haben (Lamy, Escobar, Pirot), ein Ordensgeistlicher könne Gewissens halber Personen verleumden, ja tödten, von welchen er glaubt, sie schaden seiner Gesellschaft.

Man nehme dazu, daß zu allen diesen religiösen Streitigkeiten zwischen den Jesuiten und den Schriftstellern von Port-Royal noch eine Gereiztheit des Literatoren kommt (une pique de gens de lettres). Die Jesuiten hatten sich lange im Besitz des ersten Ranges in der Literatur befunden; man las beinahe keine anderen Andachtsbücher, als die ihrigen. Es mußte daher sehr em-

pfindlich für sie sein, sich aus dem Besitz dieses ersten Ranges und des allgemeinen Beifalls verdrängt zu sehen durch Neuaufgekommene, vor welchen all ihr Genie und Wissen verschwunden zu sein schien. Es ist indeß wirklich überraschend, daß seit dem Anfang dieser Streitigkeiten kein Werk von ihnen ausgegangen, das des Namens würdig gewesen wäre, welchen ihre Gesellschaft sich erworben, als hätte ihnen Gott, um mich eines Ausdrucks der Heiligen Schrift zu bedienen, auf einmal ihre Propheten weggenommen. Selbst ihr Vater Petav, sonst so berühmt durch sein Wissen, hat wider das Buch „Von der häufigen Communion" Schiffbruch gelitten. So ist denn seine Schrift dagegen mit allen ihren Werken bei ihrem Buchhändler geblieben, während die Werke von Port-Royal allgemein die Bewunderung der Gelehrten und der Trost aller Frommen waren.

So lacht denn auch um diese Zeit ein jansenistisches Spottgedicht über die Verlegenheit der jesuitischen Bücher und Buchhändler:

Mais les vôtres (livres) si magnifiques
Sont les doyens (die Ältesten) dans les boutiques,
Et gardent toujours la maison,
Comme s'ils étaient en prison.
Tout autre livre se demande,
Se void, se prise, se marchande;
Mais pour eux, ce sont des reclus
Que nul homme a jamais veus.
Toutes les feuilles amassées
Sont rame sur rame entassées,
Et les greniers en estant pleins
Ils sont les garde-magasins.
Là les souris courent les pages
De vos admirables ouvrages,
Et la troupe des nobles rats
En fait ses mets et ses bons plats.

Und über Petav spotten dieselben Enluminures:

Ce Petau, ce vaillant athlète,
Qui devoit mettre en sa pochette
Arnauld et ses approbateurs,
Seize evesques et vingt docteurs:
Qui devait calmer cette noise
Par son éloquence Gauloise,
Et traitter les prélats divins

Comme les petits grimelins,
A dans cette lutte fameuse
Signalé sa chûte honteuse,
Et ce géant haute à la main
A paru plus faible qu'un nain.

Die Jesuiten, fährt Racine fort, statt diesen guten Erfolg der Bücher ihrer Gegner der Güte ihrer Sache zuzuschreiben und der Reinheit der darin vorgetragenen Lehre, hielten sich nur an eine gewisse äußere Vollendung der Sprache, welche sie Port-Royal lange vorgeworfen haben, als eine mit der Strenge der christlichen Lehren im Widerspruch stehende Affectation. Sie haben seitdem ein besonderes Studium aus eben dieser äußeren Vollendung gemacht; allein da ihren Büchern die Salbung und die innere Gediegenheit fehlte, so sind sie vom Publicum bei aller bis zur wirklichen Affectation gehenden grammatischen Genauigkeit nicht besser aufgenommen worden.

Ohne Zweifel zeichnet Racine mit nicht gemeiner psychologischer Feinheit; die Züge, namentlich was er von der Parteilichkeit der Glieder einer geschlossenen Gesellschaft, von der Gereiztheit durch die schriftstellerische Concurrenz sagt, mögen zum Theil ihre Anwendung auch auf Port-Royal finden. Wohl dürfte das Urtheil, daß die Bücher der Jesuiten von dieser Epoche an den gewohnten Geist verleugneten, auch auf subjectiver Anschauung beruhen; jedoch wird es auch von Anderen, von noch mehr Unparteiischen gefällt. Es geschieht ja wohl, daß wer an seiner schwachen Seite durch eine ihm zu starke Wahrheit angegriffen wird, auf einige Zeit Haltung und Zuversicht des Geistes verliert und sich selbst nicht mehr gleicht. — Besondere Feindschaft bezeigten die Jesuiten gegen die Katechismen und die Übersetzungen der kirchlichen Gebete und Lieder, gegen die Horen von Port-Royal, eine Arbeit von Sacy. Da der Reim manche Veränderungen nothwendig gemacht, hatten ihre Anklagen um so mehr Schein, man habe die neue Lehre auf diesem Wege in die Gemeinde einschwärzen wollen; man habe das Brot des Lebens selbst vergiftet. Zugleich suchten sie andere Horen und Katechismen, in welchen die Polemik auch nicht vergessen war, denen von Port-Royal entgegenzustellen. So erreichten sie denn, daß namentlich bei den Congregationen, bei den Schwesterschaften, welche

unter ihrer Leitung standen, die Ketzerei von Port-Royal ein auf keine Weise umzustoßender Glaubensartikel blieb. Dazu that besonders ihr Katechismus von St. Louis gute Dienste. So spottet denn auch das erwähnte jansenistische Lied darüber, daß sie die Kinder in ihren Katechisationen damit behelligen und allerlei Scherzreden gegen die Jansenisten einflechten. Bei Gelegenheit des Übergehens aus einer Klasse in eine höhere wurden die ausgezeichneteren Zöglinge der Jesuiten zu Kaisern und Königen ernannt. Bei einem solchen Vorrücken vom kleineren zum größeren Katechismus erklärte die Kaiserin, sie habe eine göttliche Inspiration gehabt, ihre Genossinnen aufzufordern, der Ketzerei des Jansenismus zu entsagen.

Chaque enfant apprend son ramage
Pour bien jouer son personnage;
Et le gentil rossignolet
Débite son petit rolet.
Là le saint Esprit leur inspire
Ce qu'ils ont appris pour redire;
Et ce diction du saint Esprit
Est dans leur poche bien écrit.

Indeß bedrohte die Jesuiten die Gefahr, sich durch Port-Royal die Erziehung der Jugend und damit die Grundlage ihrer ganzen Macht entzogen zu sehen. Denn dadurch eben charakterisiren sie sich als ein modernes Institut, daß sie durch dieses Mittel besonders sich die öffentliche Meinung zu gewinnen suchten, während die Orden, namentlich die Bettelmönche, mehr nur um die Lehrstühle auf den Universitäten gezankt hatten. Die Jesuiten aber hatten gesucht, die Grundlage ihrer Macht tiefer zu legen.

Während in Frankreich allerlei über Emancipation der Frauen geschrieben wird, während die Gesetzgebung allerdings ihre Rechte mehr geltend macht, mußte selbst ein Mann wie Guizot noch vor wenigen Jahren erklären, daß man noch nicht in den Stand gesetzt sei, über Mädchenschulen Gesetze vorzuschlagen. Dagegen nahm während des siebenzehnten Jahrhunderts, als das Volksschulwesen noch großentheils in den Händen der geistlichen Congregationen war, die erste größere Entwicklung desselben seinen Anfang und Ausgangspunkt in den von Frauen-Congregationen gestifteten Mädchenschulen. Erst dieses Beispiel und das damit gestiftete Gute machte die Männer-Congregationen auch in

diesem Gebiete eifern. Durchaus katholische Quellen aber (Choisy und die Geschichten der Congregationen) führen uns auf eine noch weiter zurückliegende Triebfeder oder doch Veranlassung und Ermunterung zu dieser Thätigkeit zurück. Die Frauen-Congregationen zu diesem Zwecke, wie namentlich die von Madame Lestonac, Marquise von Monferrand, gestiftete Congregation der Mutter Gottes, weisen auf den Südwesten Frankreichs, auf Bordeaux zurück. Bisher waren hier die Volksschulen der Reformirten besonders auch von den Töchtern katholischer Familien besucht worden, und der Klerus fand, daß der Einfluß der Kirche auf die weiblichen Glieder der Familien, auf Mütter und Töchter, dadurch sehr geschwächt werde. Dieses trieb zur Anlegung von katholischen Volksschulen für Mädchen, und diese machten erst auf den Mangel an Volksschulen für Knaben recht aufmerksam; abermals ein Beweis, wie Frankreich in der reformirten Kirche ein Hauptferment einer besseren Volksbildung, selbst der katholischen Bevölkerung, unterdrückt hat. Allerdings waren diese Congregationen großentheils nach dem Muster des Jesuitenordens organisirt. Allein hatte dieser nicht selbst der Reformation das Princip abgelernt, den Laien in seinem Vereine dem Priester gleichzustellen und in der Schule, in der Volksschule einen mächtigen Bundesgenossen der Kirche zu gewinnen?

Der katholischen Kirche fehlte es allerdings auch nicht an eigenthümlichen Gestaltungen auf diesem Gebiete. Die Verwilderung, die Unwissenheit und die damit meist verbundene Unsittlichkeit des Klerus in Folge der Religionskriege erheischte unter Louis XIII zuerst die Errichtung von Seminaren, unter welchen das von St. Sülpice bald das berühmteste wurde. Die Jesuiten hielten Collegien für Söhne besserer Familien, wie denn die Gymnasialerziehung während des siebenzehnten Jahrhunderts innerhalb der katholischen Kirche besser gewesen zu sein scheint, als in den protestantischen Ländern. Daran erkennen wir eben den demokratischen Charakter namentlich der reformirten Gemeinde, im Vergleich mit dem aristokratischen Streben der Jesuiten. Von mehreren der bedeutendsten Schriftsteller, auch Geistlichen der Reformirten Frankreichs wird gemeldet, daß sie ihre wissenschaftliche Bildung bei den Jesuiten erhalten.

Auch zu den Schulen von Port-Royal gab St. Cy-

ran den ersten Gedanken. Aber selbst er ging ursprünglich damit um, ein kleines Seminar anzulegen. — Über das Wesen dieser Schulen nun und über die „Methode von Port-Royal" zu urtheilen, sehen wir uns nicht genügend in den Stand gesetzt. Die Schulen selbst wurden verfolgt, niedergehalten, getrennt und unterdrückt, daß sie wohl kaum zu einem festen Charakter sich gestalten konnten. Daraus erfolgte freilich wieder ein großer Gewinn, daß man mehr auf die Persönlichkeit des Lehrers, als auf äußere Formen drang. Auch haben mehrere dieser Männer einen großen Namen in der Geschichte der praktischen Philologie. Nicole war aus einer Familie in Chartres, welche seit zwei Jahrhunderten in den dortigen Magistraturen gedient hatte. Sehr fruchtbar an Grammatiken und anderen philologischen Schriften war Lancelot; er ist auch der Verfasser der etwas weitläufig angelegten Mémoires touchant la vie de Monsieur St. Cyran, pour servir à l'éclaircissement à l'histoire de Port-Royal. A Cologne, aux dépens de la compagnie 1738. Die wichtigsten Mémoires über Port-Royal aber sind von zwei anderen Lehrern an diesen Schulen, von Fontaine und von du Fosse. Lancelot schrieb die Méthodes grecque, latine, italienne et espagnole. Die beiden letzteren erschienen 1660, die lateinische und griechische früher, in Bearbeitungen für Lehrer und in anderen für Anfänger. Er giebt dabei allerlei Interessantes mit, Urtheile über die Hauptschriftsteller in diesen Sprachen, welche Männer seit Wiederaufnahme dieser Wissenschaften im neuen Europa sich besonders darum verdient gemacht haben. Auch viele, namentlich lateinische, Dichter werden übersetzt und für die Jugend, mit Entfernung aller Schlüpfrigkeiten, herausgegeben. — Die 1660 zum ersten Male gedruckte Grammaire générale et raisonnée soll den Grundgedanken nach von Dr. Arnauld, von Lancelot aber abgefaßt sein. Gleichermaßen diente seine Feder nur de Sacy bei dem Jardin des racines grecques. Dieses Buch wurde von den Jesuiten Vavasseur und Labbe (Les étymologies de la langue française contre la novelle secte des Hellenistes de Port-Royal, à Paris 1661.) heftig angegriffen. Labbe denunciirte die Helleniſten von Port-Royal bei der französischen Akademie als eine Sekte, durch welche man mit dem Untergang der lateinischen und griechischen Sprache bedroht werde. Unter dem Vorwand, das Griechische

zu lehren, stürze man die jungen Leute in unerträgliche Absurditäten und in Unwissenheit, welche Frankreich bei dem Ausland zuletzt lächerlich und verächtlich machen würden, wie bei allen kommenden Geschlechtern. — Sacy nämlich hatte zu seiner Erholung Verse gemacht, worin die aus griechischen Wurzeln stammenden Wörter der französischen Sprache zu Erleichterung des Gedächtnisses zusammengefaßt sind. Darum sollte er nun den Franzosen ihre eigene Nationalsprache gestohlen oder diese vielmehr für eine den Griechen gestohlene erklärt haben. Diese philologische und die dogmatische Häresie der Jansenisten hatte sich dem Jesuiten zu dem Gebilde Eines grimmigen Ungeheuers gestaltet.

Um die Leistungen dieser Männer zu würdigen, müßten wir die gleichzeitigen Methoden des Unterrichts, namentlich in den Jesuitenschulen, näher kennen. Offenbar entwickelte sich die Aufgabe, welche Port-Royal sich in diesem Fache stellte, nothwendig im Gegensatz zur Weise der Jesuiten. Aber wie wenig liegt über die Lehr- und Erziehungsweise der Jesuiten vor, über die Eigenthümlichkeit derselben in den einzelnen Ländern. Das Vorurtheil Vieler, darüber nach den hergebrachten Meinungen urtheilen zu können, steht dem tieferen Forschen nicht wenig im Wege. In der Ratio et institutio studiorum societatis von Aquaviva und in Possevins De cultura ingeniorum liegt viel guter Stoff vor; allein es genügt dies nicht, und zu einer Übersicht der Geschichte der jesuitischen Erziehungs- und Bildungsweise fehlen noch viele Specialschriften wie Sökelands Geschichte des Gymnasiums zu Münster. Dieser Mangel ist hier besonders fühlbar für uns, während ja überhaupt die Norm gilt, daß wie der Jesuitenorden aus dem Gegensatz zur Reformation, so Port-Royal aus dem Gegensatz gegen die Jesuiten zu verstehen ist.

St. Cyran hatte einige Kinder in seinem Gefängniß unterrichtet, was jedoch, um der Misgunst einer Frau willen, nicht sehr lange währte. Er betrachtete diese Arbeit als eine Gott besonders wohlgefällige Pönitenz. Wenn es nur die Sühnung übel verlebter Jahre wäre, sagt er zu Le-Maitre, so scheint es mir, man könnte keine vollkommnere und Gott angenehmere Pönitenz üben, wenn es wahr ist, daß sie in einer rechten Proportion besteht. — Man muß sich zu der Kinder Geiste herablassen; man

muß handeln, wie der Herr in seiner Menschwerdung gethan. Christus ist unseres Gleichen geworden, auf daß wir ihm gleich würden. Um die Kinder aufzurichten, muß man sich zu ihrer Schwachheit herablassen, aber nicht sich auf die Erde werfen. Christus erniedrigt sich, das Lamm auf seine Schultern zu nehmen, aber er thut nicht mehr.

Die dogmatischen Überzeugungen St. Cyrans wirkten auch hier ein. Die Taufe war ihm etwas sehr Objectives; die Kinder in der Taufgnade zu erhalten, schien ihm die Aufgabe einer christlichen Erziehung, welche bis zum zwölften Jahre über den Unterricht überwiegen sollte. Während der sündige Keim in den meisten Fällen durch die sündige Umgebung genährt wird, sollten hier die Kinder möglichst außer aller Berührung mit der Sünde und der Welt gesetzt werden. Es herrscht bei ihnen die Sinnlichkeit vor, daher der Trieb der Nachahmung; dieser sollte nicht blos durch einzelne Lehrer, sondern durch das Beispiel einer ganzen gottgeweihten Corporation zum Guten gereizt werden. Bösgeartete Kinder wollte er daher durchaus entfernt wissen. Wir werden an die Ansicht des dritten und vierten Jahrhunderts von der Taufe erinnert, wenn St. Cyran vom Sacrament der Confirmation redet: Ihr werdet gut thun, sie nicht früh confirmiren zu lassen. Ihr wißt, jeder Mensch hat seine Pfingsten, wie die Kirche die ihrigen. Das Confirmationssacrament sind die Pfingsten der Christen. Man treibt Misbrauch damit, indem man es Kindern ohne Unterscheidung ertheilen läßt. (Wie in der katholischen Kirche mit dieser dem Bischof reservirten Handlung leichter geschieht, wegen der seltneren Gelegenheit.) Man sollte sehr Sorge tragen, daß sie die empfangene Gnade nicht verlieren, zumal sich dieses Sacrament nicht wiederholt, wie das Abendmahl. Obgleich die Apostel getauft worden waren und ob sie gleich so viele Orakel aus Christi Mund vernommen, so hatten sie doch erst den über Alles erhabenen Glauben, seit sie an Pfingsten den heiligen Geist empfangen. — Es schloß sich für St. Cyran die christliche Schule an den ascetisch-klösterlichen Verein unmittelbar an; denn dieser ist für Den, welcher seine Taufgnade verloren hat. Fontaine beschreibt den Eindruck, welchen auf ihn, als Zögling, diese Männer machten, mit den Worten: Deine Diener, o Herr, liefen gleich Riesen mit gewaltigen Schritten in

deiner Bahn; ich aber war wie ein Kind, das noch nicht gehen kann. Sie waren wie Adler, welche sich in ihrem Fluge mächtig hoch schwangen auf Flügeln, welche du ihnen gegeben; ich aber war wie ein schwacher Vogel, welchen dein Erbarmen früh an diesen Ort in Sicherheit brachte, wie in ein Nest, bis mir die Federn kommen würden. — Indeß standen die Lehrer den Schülern dadurch wiederum nahe, daß Jene meist junge Männer waren. St. Cyran glaubte, in der Regel taugen Leute von mehr als 25 Jahren nicht sehr zum Unterricht der Jugend.

Auch die 1665 zu Mons gedruckten, wohl von Agnes geschriebenen Constitutions du monastère de Port-Royal du St. Sacrement enthalten einen längeren Abschnitt über die Weise, wie man es mit den im Kloster erzogenen Kostgängerinnen hielt. Es sollte allerdings während der Arbeitsstunden vollkommenes Stillschweigen herrschen; Alles, was gesprochen wurde, sollte laut gesprochen werden. Das Gelübde des völligen Stillschweigens wurde durch strenges Halten auf Wahrhaftigkeit ersetzt. Angelica pflegte zu sagen: Wir werden Gott gleichermaßen Rechenschaft geben müssen für jedes unnütze Wort, das aus unserem Munde, und für jeden unnöthigen Bissen, welcher in unsern Mund eingegangen. Von einer der Erzieherinnen wird erzählt, sie habe für jede Sünde der ihrem Gewissen anvertrauten Zöglinge selbst Buße thun zu müssen geglaubt. Es herrschte überhaupt der Grundsatz, daß nicht sowohl durch viele Ermahnungen an die Kinder, als durch brünstige Fürbitte für sie bei Gott das Meiste zu ihrer Besserung gethan werden könne. Man suchte die Zöglinge an stäte Arbeit zu gewöhnen, doch zwang man sie während der Freistunden nicht dazu. Man erfand einige Spiele, welche außer der Ergötzung noch belehrende Mahnung enthielten. So waren die Embleme verschiedener Tugenden gezeichnet; man theilte dieselben unter die Kinder aus, welche sie, jedes seinen Theil, erklärten. So puritanisch auch sonst Alles eingerichtet war, hielt man den Sonntag doch als einen Freudentag; die Jungen machten Nachmittags kleine Wanderungen auf dem Lande umher.

Der Religionsunterricht war mit den Andachtsübungen innig verbunden. Ein Büchlein mit Stellen aus der Heiligen Schrift, aus Kirchenvätern, mit Angabe des Heiligen auf jeden Tag, diente als Grundlage. Ein besonderer Katechismus, Théologie

familière, war mit Approbation kirchlicher und weltlicher Auctoritäten gedruckt worden. Man hütete sich, den Kindern zu viel vorzupredigen, suchte ihnen vielmehr immer ein Verlangen nach Mehrerem zu lassen, versprach ihnen weitere Mittheilung als Belohnung. Dû Fosse versichert, es sei lautere Verleumdung, daß man die heranwachsende Jugend in die theologischen Streitfragen eingeleitet habe. Dr. Arnauld diente längere Zeit den Knaben als Beichtvater. — Es scheint ein Hauptunterschied von den jesuitischen Instituten darin bestanden zu haben, daß man in Port-Royal aus je fünf bis sechs Knaben und ihrem Lehrer eine kleine Familie zu bilden suchte, während die Jesuiten größere Massen zusammenwarfen. Gerade in solchen Instituten, worin viele schon mehr erwachsene Jünglinge von besseren Familien zusammenleben, erzeugt sich nothwendig eine Art von sogenanntem jesuitischen Lügensystem; einerseits ist das nothwendig strenge Gesetz, andererseits soll doch der Jüngling nicht blos für das Kloster gebildet werden, es muß ihm durch eine halb genommene, halb zugelassene Freiheit die nöthige Luft geschafft werden. Der Wahrheitssinn wird indeß dadurch wohl weniger abgestumpft, als man denken sollte. In Port-Royal sollte der Lehrer Familienvater sein, die Jesuitenzöglinge sollten den ihrigen, nebst den Engeln, als ihr Muster und Meister ansehen, scheinen dabei aber doch nur eine halbmilitärische Ordnung gehabt zu haben.

Der Unterricht ward ungefähr in denselben Fächern ertheilt, welche damals allgemein angenommen waren; vorerst Latein und Griechisch. Racine, der Zögling dieser Schulen, hat es in dieser Sprache so weit gebracht, daß er die Tragiker ziemlich geläufig mit Sacy lesen konnte. Man glaubte die Jugend zuerst im Lesen der Schriftsteller üben zu müssen, ehe man sie anhielt, aus dem Französischen in eine der alten Sprachen zu übersetzen. Sacy, welcher Alles aus dem Standpunkt des Beichtvaters ansah, verkannte nicht, daß es bedenklich sei, den Kindern mit heidnischem Geist erfüllte Bücher in die Hände zu geben. Aber seine gesunde Natur und guter Takt bewahrte ihn vor sentimentaler Prüderie. Die classischen Schriftsteller, sagt er, stärken Sprache und Geist; daher sei es gut, daß man sie lese, damit nicht die Gläubigen schwächere Waffen in den Kampf mitbringen, als die Ungläubigen. — Geographie, Geschichte, Wappenkunde und Ge-

nealogie wurden auch fleißig getrieben. Mehrere der jungen Leute aus guten Familien wurden Offiziere; Türenne soll die Kenntnisse eines derselben in Cäsars Taktik sehr gerühmt haben. Alle diese starben sehr frühe, was man in Port-Royal als ein Zeichen göttlicher Gnade betrachtete, wegen der mit diesem Stande verbundenen Gefahren für das Seelenheil.

Die zwei hauptsächlichsten Wohlthäter dieser Schulen waren zwei Parlamentäre, der maître de requêtes, Wilhelm du Gue de Bagnols, derselbe, von welchem als wunderbar erzählt wird, daß sein Leichnam, nachdem er in Port-Royal wieder ausgegraben war, beinahe nach hundert Jahren wieder geblutet haben soll. Beinahe als Stifter ist anzusehen Hieronymus Bignon, der erste seines Namens, Generaladvocat, Staatsrath und königlicher Bibliothekar; er gab St. Cyran, seinem Freunde, eine Summe Geldes zu Errichtung einer Schule. Dieser ließ nun, da Lancelot sich selbst dazu anbot, theils in seiner Abtei St. Cyran, theils in Paris, die Söhne seiner nächsten Freunde, die jungen Bignon, Arnauld, Le-Maitre, St. Ange und Andere erziehen. Sie wohnten, ehe noch St. Cyran in Vincennes saß, in den äußeren Räumen von Port-Royal de Paris. Da der Erzbischof dieses nicht ganz passend fand, wurden sie nach Port-Royal des Champs übergesiedelt, wo sie schon Laubardemonts inquisitorische Aufmerksamkeit auf sich zogen. Als 1644 wegen Dr. Arnaulds Schrift ein Ungewitter drohte, verlegte man sie auf einen Hof, Chesnai, nahe bei Versailles, welcher dem Parlamentär de Bernieres gehörte. Es waren hier 19 Zöglinge. Da ihre Zahl auf 24 stieg und nicht fürder Raum für sie war, verpflanzte man sie 1645 nach Paris, in die Sackgasse der Straße St. Dominicus, bei dem Luxemburg-Garten, in der Nähe von Port-Royal. Dies erweckte nun aber die Aufmerksamkeit und die Eifersucht der Jesuiten in hohem Grade; diese Institute waren bisher ihr Ruhm gewesen, sie hatten sich in einer Art unbestrittenen Primats zu behaupten gewußt. Eine Hauptgarantie ihres Einflusses war nun gefährdet. Wie sie früher von den Parlamenten Lehrfreiheit für Alle verlangt, um sie für sich zu haben, aber lange darin gefährdet worden waren, so wollten sie dasselbe Recht des Stärkeren nun auch üben. Hatte man ihnen für den Thron gefährliche Grundsätze vorgeworfen, behaupteten sie jetzt, die Kirche werde

durch diese Pflanzschulen der Ketzerei untergraben. Die Polizei nahm Einsicht von den Schulen. Man glaubte dem Streich ausweichen zu müssen. Seit 1650 verlegte man sie daher wieder an verschiedene Orte auf das Land, zum Theil in die Scheunen von Port-Royal. Allein als 1656 die Einsiedler daselbst vertrieben wurden, litten auch diese Schulen sehr Noth, und 1661 wurden die Reste derselben in Chesnai und dem der Familie Bognols gehörigen Trour zerstört.

Keiner der Zöglinge scheint Geistlicher geworden zu sein, außer Sacy. Sein Name, wie Racines, beurkundet, daß die Poesie nicht blos als Gedächtnißsache getrieben wurde. Tillemont schrieb die bekannte Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte. Le-Nain wurde Trappist. Mehrere wurden Beisitzer des Parlaments. Der eine Bignon, Generaladvocat und Staatsrath, blieb Port-Royal stets befreundet. Einige kehrten nach einem längeren Leben in der großen Welt in die Einsamkeit einer Retraite zurück; Racine, „nachdem er das Unglück gehabt, gegen Port-Royal zu schreiben", söhnte sich völlig mit demselben aus. — Es ist nicht zu verkennen, daß auf die im Ganzen nicht viel mehr als 30 Schüler verhältnißmäßig viele bedeutende Männer kommen.

Die Feinde Port-Royals haben viel Aufhebens gemacht von der boite de Perrette, welcher sie gerne die Erhaltung des Jansenismus bis auf unsere Zeit herab großentheils zuschreiben möchten. Es ist dies eine Anzahl von Vermächtnissen, welche verschiedenen zuverlässigen Männern der Partei zur Verwaltung übergeben wurden. Nicole hat dazu den Grund gelegt. Diese freilich nie bedeutenden Einkünfte wurden, wenigstens bis auf die Revolution, zum Theil auf Unterstützung christlicher Volksschulen verwandt, namentlich die Stiftung der Gebrüder Tabourin für die der rue de Lappe in Paris.

Dies wären also die Interessen, die psychologischen Momente, welche, nebst der alten Fehde zwischen Loyolas Compagnie und der Familie Arnauld, die Feindschaft der Jesuiten gegen Port-Royal und den großen Kampf erklären, der sich nunmehr erhob. Allein es sind dies nur die zunächst und unmittelbar bei der Beobachtung des Einzelnen sich darbietenden Gründe, welche nur das Materielle und das Persönliche daran erklären. Der eigentliche, letzte Grund aber, welcher sich in jenen nur verbarg, zu welchem

sie sich nur wie Mittel und Hebel verhalten, liegt darin, daß die katholische Kirche, wie sie sich im tridentiner Concil bestimmt hatte, eine solche Reform, nicht blos der Sitten und Personen, sondern ihres Grundes selbst, der Lehre, der Disciplin, der Rechte und der Kirchenverfassung auf keine Weise zulassen durfte. Es ist dies weder eine Anklage gegen die katholische Kirche, noch gegen Port-Royal, sondern die lautere Wahrheit; sie liegt unverkennbar vor, wenn man sich die Gegensätze nicht verbergen, die Umrisse nicht in Nebel auflösen will, um etwa die Leidenschaftlichkeit des Streits zu beklagen, welche verhindert, daß Port-Royal ruhig unter den schützenden Flügeln der Kirche hätte bleiben können. — Die Jesuiten aber waren durch ihre ganze Entstehung und Bestimmung, durch ihren Charakter und ihre Verhältnisse dazu berufen und genöthigt, die Sache für Rom auszufechten, sie Rom zur Entscheidung vorzulegen und seinen Spruch zu vollstrecken. Der Gegner unterlag, aber der Jesuitenorden selbst rieb sich in diesem Kampfe auf, und so ist er als ein Opfer für seine Kirche untergegangen, indem er die Vorwürfe und den Haß ganz auf sich nahm, welchen er nur zum Theil verdient hatte.

Es war ein Principienkampf so gut als der zwischen Katholicismus und Protestantismus, die Entscheidung mußte in dem Dogma liegen, worin sich die letzte Formel für jeden Streitpunkt fand, für jedes praktische, moralische, sociale Princip und Interesse. In Frankreich hatte sich der Streit über der Schrift Dr. Arnaulds entzündet; allein sie selbst war nur eine Folgerung aus Jansens Augustin, eine praktische Anwendung von der Lehre, daß die unter der Form der Liebe uns überwältigende göttliche Gnade, nicht die Furcht des Gesetzesdienstes, uns zu wahren Christen, also auch zu Tischgenossen des Herrn mache. Rom konnte Arnauld nicht bestimmt verdammen; noch weniger aber durfte die Sache damit beigelegt werden, so sehr es auch die Kurie wünschte.

Zweites Kapitel.

Urtheilsspruch des Pabstes über die fünf Artikel aus Jansen. Port-Royal unterscheidet die Thatsache (fait) und das Glaubensgesetz (droit).

Die Geschichte des theologischen Streits um die Lehre Augustins nach Jansenius ist zusammengefaßt in der Histoire générale du Jansénisme, contenant ce qui est passé en France, en Espagne, en Italie, dans les Païs-Bas etc. au sujet du livre, intitulé Augustinus Cornelii Jansenii. Par Monsieur l'abbé *******. A Amsterdam MDCC. Der Verfasser ist Gerberon, ein Jansenist. Seine Belesenheit in den zahlreichen Streitschriften ist von großem Werth. Ihm steht von der feindlichen Seite die Geschichte der fünf Sätze von du Mas entgegen, welche jedoch unter den Gelehrten nie denselben Namen erlangen konnte.

Der Streit um das Dogma erhob sich zwar schon unmittelbar nach Erscheinen des Augustinus, noch zu Richelieus Lebzeiten. Der Theologal von Paris, Habert, predigte und schrieb dagegen; er hob zuerst 40 Ketzereien heraus, welche er bald auf 12 zurückführte. Dr. Arnauld schrieb eine Apologie von Jansens Werk; es handelte sich um die Auctorität Augustins und um die Gnade. Seine Schrift kam erst gegen Ende des Jahres 1644 heraus. Mole, erster Präsident des Parlaments, welcher den Vermittler machen wollte, hatte sich das Manuscript zur Einsicht ausgebeten und, wohl absichtlich, ein Jahr lang zurückbehalten. Allein es fand dieser Streit jetzt noch keine allgemeinere Theilnahme; das Buch war zu groß, als daß es sich auch nur bei den Gelehrten schon gehörig hätte Bahn gebrochen haben können. Indeß war es in Belgien bereits vielfach verarbeitet; Schriften unter dem Titel „Pfeile, Schild, Schwamm für —, Leuchte, Lichtputze", dann mehr erbaulich: „Pilger nach Jerusalem, Traumgesicht", stellten für verschiedene Stufen der Empfänglichkeit den Streitpunkt von entgegengesetzten Seiten dar. Die Irländer besonders nahmen sich in ihren Vereinshäusern Augustins Lehre an. Beispiele, daß bedeutende Männer von einer Überzeugung und Partei zur entgegengesetzten übersprangen, waren nicht selten. Man

widersetzte sich nicht gerade der Annahme der päbstlichen Bulle In eminenti (1642), welche an diesem Augustin Erneuerung der Irrthümer von Bajus rügte, die gegen diesen gegebenen Bullen bestätigte, das Buch zu lesen verbot und durchaus Stillschweigen verlangte. Allein man reizte die Kurie und that im Grunde nur den Jesuiten großen Vorschub, indem man sich hinter die zur Publication der päbstlichen Breven und Bullen nothwendige landesherrliche Bestätigung versteckte. Der päbstliche Nuntius in Köln wurde sehr ärgerlich; er war aber der nachmalige Pabst Alexander VII. Bald machte ein Komma, bald ein Datum auf dem Breve Anstand; der von der Universität nach Rom gesandte Irländer Sinnich sollte eine Revision der Bulle auswirken; man erhielt aber nur eine authentische Abschrift der Bulle und schob Alles auf die Kanzleibeamten und Directoren daselbst; sie haben erst, gegen den Willen des Pabstes, Jansens Namen in die Bulle eingeschoben; wie so oft politisches Misvergnügen angefangen hat sich zugleich zu verbergen und auszusprechen, indem man den Fürsten lobt, seine Organe schilt; mündliche, nicht minder zuverlässige Äußerungen des Pabstes zu Gunsten der Sache Jansens werden an die Partei berichtet. Man stellte in Rom selbst dem Abgeordneten die Sache als eine Parteisache dar, welche durchaus nicht von ihrer theologischen, sondern nur von ihrer politischen Seite gewürdigt worden, daher die Revision auch Cardinälen übertragen wurde, welche nicht Theologen waren. Es sei ursprünglich bei der Abstimmung Eine Stimme mehr für Jansen gewesen, allein man habe dann neue Mitglieder in den Rath eingeschoben. Die Dominikaner und Andere bezeigten sich willig, etwas für Augustin zu thun, allein es sei unter den jetzigen Umständen unmöglich. So blieb denn immer die Möglichkeit, daß diese Umstände sich veränderten, daß eine andere Partei an das Ruder käme.

Also nahm sich denn die Kurie unter dem Mikroskop des Beobachters aus; allein war es auch die wahre, die einzig richtige Weise der Anschauung? als wäre dieselbe Kurie nicht durch ihre Geschichte, durch das positive Gewicht ihres eigensten Wesens, durch eine von ihr unzertrennliche und unzerreißbare Kette von Verhältnissen gebunden, sich innerhalb einer gewissen Bahn zu halten; als wäre es für sie möglich, sich so weit von ihrem eigenen Schwerpunkt zu entfernen! — Einige Jansenisten behaupte-

ten jetzt schon laut, das Ansehen Augustins stehe so fest in der Kirche und mit ihr, daß es auch ohne die Hand Roms, ja gegen sie bestehe.

In Belgien waren die verschiedenen Corporationen auf den Universitäten selbst im Streit mit einander; als 1647 Ferdinand Regent der Niederlande wurde, hoben sich die Aussichten der Jesuiten bedeutend. Er soll ein Jesuiten-Professe in kurzem (weltlichem) Rocke gewesen sein. Es wurde nun ein Mittel zu Beförderungen, dem Herzog Klagen gegen die Jansenisten einzureichen. Die Jesuiten drangen darauf, keiner sollte ein geistliches oder weltliches Amt erhalten, ohne durch seine eidliche Unterschrift seine Unterwerfung unter die Bulle beurkundet zu haben. Leopold verlangte es zunächst als eine persönliche Aufmerksamkeit gegen ihn selbst. Allein die Stände von Brabant nöthigten einen abgefallenen Jansenisten, welcher diese Acte unterschrieben, um Abt zu werden, diese Unterschrift zu widerrufen, da er damit die Privilegien des Landes gebrochen. Selbst die Presse konnte und durfte durch das spanische Regiment nicht zum Schweigen gebracht werden; den Druckern stand von der Censur des Statthalters ein Recurs an die Provinzial-Magistrate und Stände offen, obgleich dieses spanische Land in einer Art Kriegsverfassung war. Als nun der König der Bulle endlich seine Bestätigung gab und deren amtliche Verkündigung den Bischöfen befohlen wurde, entschuldigten sich diese, man könne doch keinen zwingen, daß er gerade die Bulle zuerst publicire. Die Universitäten, der Erzbischof von Mecheln und die Premonstratenser, senden an den König einen Gesandten nach Madrid, wo besonders die englisch-irländischen Dominikaner, selbst der königliche Hofprediger, sich bereit erklärten, für die gefährdete Lehre Augustins ihr Blut zu vergießen. Bald aber werden Geldstrafen, sofort Verbannung über die Widerspenstigen verhängt. Die Universitäten, der Erzbischof beugen sich; und doch war Roms Freude nur halb, da überall die Rechte des Landes gewahrt wurden durch die Stände und die Regierung, und da die Bischöfe auf die päbstliche Vorladung vor Gericht nicht einmal einen Bevollmächtigten dahin senden durften. Das Alles geschah freilich erst später.

Die löwener Universität, oder vielmehr die jansenistische Partei daselbst, hatte sich indeß auch an die Sorbonne gewandt,

„als an das stärkste Bollwerk der Kirche nach dem römischen Stuhl". Sie stellt derselben den Streit mit den Jesuiten als eine gemeinsame Lebensfrage vor, wenn nicht die Universitäten in einen so jämmerlichen Zustand verfallen sollen, wie die deutschen, seit sich deren die Jesuiten bemächtigt und wo sie alle Liebe zur Wissenschaft ausgelöscht haben. Die Bulle In eminenti war auch nach Paris mitgetheilt worden; allein trotz der Unterstützung des Hofes konnte nichts Entscheidendes durchgesetzt werden; die Sorbonne beschloß, die Sache noch einmal zuvor zu untersuchen und erhob 27 Bedenken gegen die Bulle. Man verlangte wenigstens Beobachtung des befohlenen Stillschweigens; allein selbst dieses schien, und sogar römisch-gesinnten Theologen, unthunlich, da ja die Frage über die Gnade schon wegen der Bekämpfung der Ketzer nicht unerörtert gelassen werden könne. Der Streit wurde zum Theil mit gelehrten Waffen auf dem Gebiet der Dogmengeschichte durchgefochten; seit Jahrhunderten in Vergessenheit begrabene Manuscripte erhoben sich, wie gefallene Krieger zur Geisterschlacht. Die Sirmond und Petav schreiben über die Geschichte der Ketzerei der Prädestinatianer; die Jansenisten behaupten, es habe nie dergleichen gegeben, es sei nur die Auffrischung eines Betrugs der alten Semi-Pelagianer. Sirmond giebt die Akten des Streits zwischen Rabanus Maurus und Gottschalk heraus, die Schriften Hinkmars von Rheims, aus dem neunten Jahrhundert; Gottschalk wird als Vorläufer der Jansenisten geschildert. Die Jansenisten antworten durch die Herausgabe der Schrift des Lupus Servatus und nehmen Gottschalks Lehre in Schutz. Die frühere Abneigung der gallikanischen Kirche gegen die Härten des Augustinismus war ein böses Vorzeichen für die Jansenisten. — Diese suchten ihrer Sache dadurch einen Theil des Anstoßes zu benehmen, daß sie den menschlichen Willen dem bloßen Gesetz gegenüber für frei und durchaus verantwortlich erklärten, ihn nur der Gnade und dem absolut Guten gegenüber als durchaus empfangend darstellten.

Auch aus der nächsten Umgebung der Königin Anna fehlt es uns nicht an Nachrichten. Die ihr nicht blos äußerlich sehr nahe stehende Madame de Motteville nimmt in ihren Memoiren unter dem Jahre 1647, bei Erwähnung der englischen Unruhen, Gelegenheit, Folgendes zu sagen:

Wir hatten, Gott sei Dank, weiter keine Religionskriege in Frankreich; es gab nur Streitigkeiten, wie sie oft unter unsern Doctoren über theologische Fragen vorkamen. Es herrschte aber damals ein Streit über die Gnade, welchem durch eine Entscheidung des Pabstes Urban VIII, gegen welche keiner von ihnen reclamirt hatte, ein Ziel gesteckt schien; indessen blieben beide Theile im Grunde derselben Gesinnung, welche durch ihre früheren Schriften im Publicum verbreitet worden war. Pater des Mares, von der Congregation des Oratoriums, welcher dieses Jahr (1647) die Fastenpredigten mit vielem Eifer hielt und eine ganz evangelische Sittenlehre vortrug, wurde von Personen der höchsten Stände fleißig gehört, von den bedeutendsten beaux-esprits [1]), selbst von Einigen, welche sich ganz von der großen Welt zurückgezogen hatten. In der Lehre aber (im Dogma) hielt man ihn für einen Anhänger der Meinungen des Jansenius, welcher ein Buch vom Geist des St. Augustin über das große Mysterium geschrieben hat. Da es ihm, wie auch den andern Predigern, schwer wurde, diese Materie so fein zu behandeln, daß man nichts dagegen zu sagen gehabt hätte, so redete man in Paris von nichts Anderem, als von Jansenisten und Molinisten. Diese Frage, für welche Jeder sich interessirt, um seinem Gewissen zu genügen, theilte nicht nur die Schulen, sondern auch die Besuchzimmer der Damen und die Stadt. Die sogenannten Molinisten, von Molina, einem spanischen Doctor, hatten für sich die Verwerfung der fünf Sätze im Buche des Jansenius; die sogenannten Jansenisten aber behaupteten, die fünf verdammten Sätze finden sich nicht im Buche des Jansenius. Diese Verwahrung, ihr durchaus exemplarisches Leben und die Strenge, dazu sie sich bekannten, gewannen ihnen die Achtung einer großen Anzahl Personen von großer Frömmigkeit; sie würden sich auch die Achtung Aller versichert haben, hätten sie den Vorwurf vermieden, den man ihnen ohne Ungerechtigkeit machen kann, in einem so schönen Französisch, daß sie darüber ihre Romane vergaßen, Frauen über so große Schwierigkeiten belehrt zu haben, über welche man zu schreiben verboten hat,

1) Dieses Wort ist eigentlich nicht mit unserem „Schöngeister" zu übersetzen, welches zu wenig den Gehalt ausdrückt. Es sind Damen und Männer von gebildetem Geschmack, von der besten Gesellschaft, welche schon durch die Weise, womit Richelieu sie zu gewinnen gesucht hatte, in Ansehen standen.

und über Gewiſſensangelegenheiten, darüber doch nur Beichtväter belehrt werden dürfen. Es iſt uns der Verſuch, das Gute vom Böſen unterſcheiden zu lernen, ſo theuer zu ſtehen gekommen, daß wir geſtehen müſſen, es ſei beſſer für uns, ſie nicht zu wiſſen, beſonders für uns Frauen, die man anklagt, die Urſache alles Übels zu ſein [1]). Sehen wir doch, wie ſo große Männer mit all ihrem hohen Geiſt und mit all ihrer Gelehrſamkeit ſich in Häreſien verirren, welche ſie aus der heiligen Schrift geſchöpft zu haben glauben. Ich kann aber nicht umhin zu ſagen, daß kein Chriſt aus ſich ſelbſt über das entſcheiden ſoll, was mit ſo großer Dunkelheit eingehüllt iſt, noch in die Einzelnheiten unſerer Myſterien eindringen, welche ſelbſt die Concilien nicht aufhellen, ſondern welche ſie uns zu glauben gebieten, in ihr Dunkel gehüllt, wie ſie ſind. Da Gott allein ohne Zweifel uns eine nähere Erkenntniß derſelben verbergen wollte, indem er ſie in ſein unfaßliches Weſen eingeſchloſſen, ſo dürfen wir hoffen, daß die Geiſter im Himmel, von der irdiſchen Natur befreit, ihre Wunder erkennen und die Urſachen ſchauen werden, um welcher willen er uns die Abgründe der Gnade verborgen hat und auf welche Weiſe ſie das Heil in unſern Seelen wirkt. Selbſt der große St. Auguſtin, deſſen Erleuchtung in der Kirche ſo hoch gehalten wird und deſſen Schriften die Meinungen der ſogenannten Janſeniſten hervorgebracht zu haben ſcheinen, konnte dieſe bewundernswürdigen Geheimniſſe nicht deutlich entwickeln. Dieſer Heilige ſogar kann nichts davon verſtehen; er redet mit Bewunderung von ihrer Höhe und geſteht demüthig, daß Gottes Gerichte unbegreiflich ſind, ſeine Wege unerforſchlich. Die Gelehrteſten wiſſen nichts, wenn es ſich darum handelt, ſeine Gnade zu erforſchen, und ich glaube, daß dieſer große Kirchenlehrer von der Gnade, der Lehrer aller Chriſten, der Lehrer der Janſeniſten insbeſondere, wenn er noch lebte, gerne mit dem italieniſchen Dichter geſprochen hätte:

Ampli volumini immensi
De le tue glorie eterne
Son le sfere superne,
E con dorata, et lucida favella
Di te parla ogni stella.

1) Die Ironie ſticht fühlbar genug hervor; dieſe Anſpielung geht ganz natürlich auf Eva. Die Sache ſtellt ſich hier von der Seite dar, welche man jetzt die Emancipation der Frauen nennt.

Io 'l sò, Signor, mà non penetro i sensi,
Ch'a la lingua del mondo avvezzo essendo
La favella del Ciel non ben comprendo [1]).

Ich für meinen Theil bin immer über die Kühnheit erstaunt, so oft ich die Menschen von Gott und über diese verborgenen Mysterien reden höre, und ich bin glücklich, daß ich nicht verpflichtet bin, mehr zu wissen, als mein Pater, mein Credo und die Gebote Gottes. Rücksichtlich des Kapitels, davon ich rede, weiß ich, daß es mir genügt zu wissen, daß wir nichts haben, das wir nicht empfangen hätten, daß ich nichts Gutes ohne Gottes Gnade thun kann, und daß er mir meinen freien Willen gegeben hat. Weiterhin liegen nur Streitigkeiten, welche gewiß für Diejenigen, welche darin ihre eigene Ehre suchen, gefährliche Abgründe sind und daß sie auf diesem Wege sich verirren und zu Grunde gehen können. Die Königin ergriff sogleich die Partei der Jesuiten, welche den Vortheil voraus hatten, das Gewissen des Königs zu lenken. Sie hielt sich für verpflichtet, sich Meinungen entgegenzustellen, welche für neu galten und welche den Frieden der Kirche stören konnten. Auf der andern Seite darf man sich wundern, wenn man sieht, wie Diejenigen, welche die orthodoxe Lehre aufrecht zu erhalten scheinen, dulden, daß man unter ihrem Namen der Sittenlehre des Evangeliums so entgegengesetzte Grundsätze verbreite, ohne die Urheber derselben mit dem gehörigen Nachdruck zurechtzuweisen. Diese für das Gute so eifrige Fürstin mußte oft mit Schmerz sagen, ohne jedoch damit über eine bestimmte Person abzusprechen, sie kenne keine vollkommene Tugend, noch Frömmigkeit ohne viel Schwäche.

Daß Motteville im Namen Vieler sprach, daß aber auch eine große Zahl Damen aus den besseren Familien des Adels und des Bürgerstandes sich an Port-Royal hielt und an die jansenistischen Beichtväter, erhellt schon daraus, daß die Jesuiten die Theilnahme der Frauen an diesen Streitigkeiten lächerlich zu machen suchen.

Die Jesuiten ermangelten nicht, auch blendende Mittel in Bewegung zu setzen, um besonders den Hof und die Gewaltigen auf ihre Seite zu ziehen. Sie ließen den Sohn des sehr einfluß-

1) Fulvio Testi.

reichen Conde, den Prinzen Conti, welcher bei ihnen erzogen worden war, mit großer Feierlichkeit, unter dem Vorsitz des Coadjutors, in Gegenwart der ganzen vornehmen Welt, drei antiaugustinische Sätze verfechten. Der Prinz war vom Klerus Frankreichs wie ein St. Augustin angesehen worden, schrieben sie dem Vater. Später hatten sie den Verdruß, diesen ihren Augustin zu den Jansenisten übergehen zu sehen, wie er denn ihre Lehre in dem gedruckten Briefwechsel mit seinem jesuitischen Lehrer verfocht. Annat und Petav legten den Jansenisten eine Schlinge, indem sie von ihnen verlangten, sie sollten die Behauptung widerlegen, daß die Jansenisten und Calvin sich auf dieselben Stellen Augustins vorzugsweise stützen. — So war es auch zur Zeit des Bilderstreits in Konstantinopel einer der gewöhnlichsten Beweise der Bilderanbeter, daß auch die Mohamedaner, gerade wie die Bilderstürmer, von keinen Bildern etwas hören wollten und diesen überall den Krieg erklärten. — Die Jansenisten beriefen sich dagegen besonders darauf, daß ja die ganze katholische Kirche sich gegen die Socinianer zur Verfechtung der Gottheit Christi auf dieselben Stellen berufe, welche auch die Calvinisten gegen diese Ungläubigen vorbringen, und man sei doch wohl nicht gehalten, dem Glauben an Christum zu entsagen, weil auch die Reformirten an ihn glauben.

Augustin und Trient waren die beiden Auctoritäten, welche man einander immer wieder entgegenhielt, so daß die Einen jenen durch dieses, die Anderen dieses nach jenem ausgelegt wissen wollten. Jesuiten griffen Augustins Auctorität, seine Hägemonie unter den Vätern der Kirche selbst auf den Kanzeln an. Es ist wahr, der Absolutismus Roms kann ein solches hervorragendes Privilegium eines Einzigen nicht dulden. Einige sprachen davon, die Kirche und die Schule seien zu emancipiren von diesem sie schulmeisternden Augustin. — Außer Fromond, dem Richard der Jansenisten, machte sich auch Bourzeys einen großen Namen. Er suchte beide genannte Auctoritäten in der Formel zu einigen: Gott gebietet nichts Unmögliches; sein Gebot ist eine Weisung, daß wir thun, was wir können, und Gott um Kraft bitten zu dem, was wir nicht können. Allein er konnte nicht leugnen, daß nach Jansens Augustin nicht jedem Christen die Gnade gegeben sei, Gott recht zu bitten; Gott ist ja auch nicht

verpflichtet, uns seine Gnade zu schenken, wie die Gegner behaupten. Auch bekannten die Jansenisten, der Gehorsam gegen die Ordensregeln sei nur ein jüdischer, pharisäischer, ohne die Erkenntniß und den Glauben an die siegreiche Gnade Gottes. Für Le-Noir begann eine vieljährige Verfolgung, da er die Heiligkeit der Heiligen auf die Prädestination Gottes allein zurückführte.

Einen mächtigen Schritt zur Entscheidung that der Streit 1649 mitten unter den Unruhen der Fronde. Cornet, Syndikus der theologischen Facultät, legt der Sorbonne sieben Sätze zur Prüfung und Rüge vor, welche offenbar den Jansenisten galten, ob er gleich kein Buch, noch eine Person nannte. (Einer dieser Sätze war beigefügt, die Absichtlichkeit dieses Schritts ein wenig zu verbergen; er war gegen die Lehre gerichtet, als genüge die natürliche Furcht als Disposition zum Empfang des Abendmahls.) Man wandte ein, diese Sätze haben auch einen richtigen, katholischen Sinn, welcher sich bei Augustin finde; es komme daher Alles auf den Zusammenhang an, und die beiden möglichen Auslegungen und Bedeutungen seien daher wohl zu unterscheiden. Da aber dennoch, besonders durch den Andrang der Bettelorden, ein „parteiischer" Ausschuß zur Prüfung der Sätze niedergesetzt wurde, appellirten die 60 augustinischen Doctoren an das Parlament. Dieses hatte sich so eben aus dem offenen Kampf gegen die Königin, angeblich gegen den Minister, durch einen immerhin noch ehrenvollen Vergleich herausgezogen, ohne sich für besiegt zu bekennen. Man nahm hier die Sache mit Eifer auf; die ganze Körperschaft, der Anwalt des gallikanischen Princips, den gemäßigten Mole an der Spitze, suchte den Streit auf französischem Boden zu entscheiden; daher sollte zunächst ein Waffenstillstand auf einige Monate geschlossen werden, damit man zu einem Vergleich Zeit gewinne. Die römisch-katholische Partei in der Sorbonne wollte sich damit freilich nicht zufrieden geben. Da man ihr vor dem Parlament das Versprechen abdringen will, die indeß doch erschienene Censur der genannten Sätze nicht nach Rom zu senden, brach endlich einer das Wort: Ihr wollt also dem Pabst die Hände binden? — Nein, antwortete St. Amour, der Wortführer der Jansenisten, sondern wir wollen euch nur wo möglich verhindern, den Pabst zu berücken. Auch in Belgien behaupteten die Bischöfe, der Pabst

sei rücksichtlich der Bulle In eminenti überlistet worden (surpris ist der stehende Ausdruck).

Es ist aber allerdings nicht zu übersehen, daß die Hauptverfechter der jansenistischen Sache im Parlament Broussel und der Präsident Coigneux waren, welche auch in den eben beigelegten Kämpfen mit besonderem Feuer die Sache des Parlaments und des Bürgerstands im Namen Frankreichs, ja Europas gegen die Richtung der Regierung zum Kabinetsabsolutismus durchgefochten.

Während sich nun die Orden selbst in ihrem Innern parteiten, wie denn die Dominikaner in Frankreich den Jesuiten die Hand boten, in Italien und in Spanien es aber mit den Augustinianern hielten und sich durch Censur jesuitischer Sätze rächten, fing unter den Jansenisten selbst Uneinigkeit an sich zu erheben. Die Nothwendigkeit derselben lag schon in der Halbheit der Stellung; dazu kam die Eifersucht und Reizbarkeit der verschiedenen Nationalitäten. Der Franzose Faideau, Doctor der Sorbonne, hatte auch den von vielen anti-jansenistischen Katechismen einen augustinianischen entgegengesetzt. Boonen hatte sich überreden lassen, die Censur desselben durch die römische Inquisition für sein Erzbisthum Mecheln anzunehmen. Es werde dieser Schritt von Seiten des römischen Hofes als ein Beweis der Unterwürfigkeit gut angesehen werden, hatte man ihm gesagt, als ein Beweis, daß nur triftige Gründe ihn bisher zur Ablehnung der Bulle vermocht. — Es wurde dies ohne Verzug durch die Oratorianer nach Paris berichtet. Die dortigen Jansenisten warfen ihm entehrende Undankbarkeit vor. Wenn die Theologen der Niederlande, schrieb man ihm, sich so wenig aus den Schriften der französischen Theologen machen, so möchten diese noch viel weniger Grund haben, den Augustin von Jansen aufrecht zu halten, welcher ja, wie man ihnen immer vorwerfe, nicht blos ein Fremder sei, sondern sogar gegen Frankreich geschrieben habe. Sie seien jedoch mit Gottes Barmherzigkeit fest entschlossen, nie aus irgend einer menschlichen oder politischen Rücksicht eine Lehre aufzugeben, an welche sie nicht blos als an die Lehre Augustins, sondern als an die der Kirche glaubten, welche sie vertheidigen würden an allen Orten und in allen Formen, unter welchen sie dieselbe irgend finden würden. — Was nun aber den Vorwurf betreffe, daß in einem Katechismus

und in der Landessprache diese Lehren vor das Volk gebracht worden sein, so müsse es also gehalten werden; die Auserwählten müssen belehrt werden, daß sie ihr Heil nur Gottes Gnade allein verdanken, der allenthalben eingedrungene Semipelagianismus müsse auch allenthalben bekämpft werden. — Der Erzbischof unterdrückt wirklich die schon gedruckte, aber noch nicht ausgegangene Censur. Allein der ausgesprochene, zum Bewußtsein gebrachte Unterschied der nationalen Gegensätze konnte nicht wieder zurückgenommen werden.

In Spanien wurden die Jesuiten nicht müde, zu wiederholen, daß Jansen ein geborener Holländer, seine Anhänger also Rebellen und Ketzer seien.

Indeß schreiben die Jesuiten aus Rom an die Ihrigen in Frankreich, wenn der französische Klerus den Pabst um ein feierliches Urtheil angehen würde, was in Betreff der fünf Artikel zu glauben sei, so würde man unfehlbar eine Verdammung derselben erhalten, *da der Pabst sich eine günstige Gelegenheit wünsche, sich durch die französischen Bischöfe als souverainer Richter anerkannt zu sehen.* Man hatte nun die beiden die Ascese betreffenden unwesentlicheren Sätze fallen lassen, und so waren ihrer nur noch fünf. *Habert*, der alte Gegner St. Cyrans und Arnaulds, welcher indeß Bischof geworden, und einige Andere setzen ein Schreiben auf, wie man es verlangte. Das Buch von Jansen habe allerlei gefährliche Wirren und Irrungen erregt; es sei sehr zu wünschen, daß der römische Stuhl einschreite und entscheide, auf daß die Seelen gerettet werden, wie Christus dem Sturme Ruhe geboten. Ein Concil darum zu berufen, sei unmöglich; auch thue Eile Noth; die Betrogenen würden jetzt noch leichter enttäuscht und nur Wenige dürften es wagen, sich gegen den bestimmten Ausspruch der Kirche zu verstocken. Die Entscheidung müsse aber bestimmt sein, damit alle bisherigen Ausflüchte abgeschnitten würden. — Man wagte nicht, das Schreiben vor den eben amtlich versammelten gallikanischen Klerus zu bringen, ob man es gleich gerne in seinem Namen abgefaßt haben wollte. Indeß fanden sich über 50 Bischöfe, welche unterschrieben; „denn der Semipelagianismus ist die jedem nicht durch die Gnade wiedergeborenen und erleuchteten Menschen die natürliche und angeborene Lehre". Auch war ja wirklich die

Lehre des tridentiner Concils gefährdet. Nicht blos den römisch gesinnten Bischöfen, auch denen, welche es zunächst mit dem Hofe hielten, mußte bei der Spannung desselben mit dem Parlamente die Einmischung dieser unmittelbar nahen Macht noch unangenehmer scheinen, als wenn man den Pabst zum Richter machte. Die Gewalt, welche man diesem damit einräumte, konnte man ihm auch wieder nehmen. St. Vincent war sehr thätig, sowohl als Gewissensrath der Königin, als bei der Geistlichkeit. Er vermag Anna, an den Pabst zu schreiben, er möge durch seine Entscheidung die öffentliche Ruhe wieder herstellen und „damit ihre Majestät und das ganze Land verpflichten, die Decrete und Bullen Roms anzunehmen". — Da durch diese theologischen Streitigkeiten, wie durch die Fronde, das Zerwürfniß sich aller Gewalten und Verhältnisse bemächtigt hatte, schien nur von außen die befriedigende Entscheidung gegeben werden zu können. Keiner schien irgend einen ihm Gleichstehenden als Richter anerkennen zu wollen, der Bischof nicht die Versammlung der Bischöfe. Von sechs Parteien erklären fünf, sie werden sich dem fügen, was der Pabst entscheiden würde, schreibt Vincent. Und wenn der eine Theil einen Richter verlangt und anerkennt, der andere aber Ausflüchte gebraucht, so ist es ein übles Zeichen für diesen. Diese Partei will kein Heilmittel von Seiten des Pabstes, weil sie es für möglich erkennt; sie verlangt, daß durch ein Concil geholfen werde, eben weil sie wohl sieht, wie es unmöglich ist, daß bei dem jetzigen Stand der Dinge etwas durch ein Concil geschehe. Sobald nur der Pabst seinen Spruch gethan, werden sich die rechten Kinder der Kirche durch ihren Gehorsam sofort von den Halsstarrigen leicht unterscheiden lassen. Mögen sie auch glauben, die Wahrheit und die Vernunft für sich zu haben; auch die Ketzer haben es geglaubt. Darum glaubte man aber nicht, schließt der Heilige, daß man eine milde Vereinigung anwenden müßte, um das Übel zu heilen; man hat vielmehr Feuer und Schwert gebraucht und öfters zu spät, wie es denn auch in diesem Fall geschehen könnte.

Durch seine Schreiben und einige im Lande umherreisende Leute erhielt man endlich 85 Unterschriften von Bischöfen.

Dr. Arnauld zeigte in einer kleinen Schrift, wie die Bajus betreffenden Bullen und die In eminenti in Frankreich nicht angenommen sind und man sich also nicht darauf zu berufen und ihre

nähere Bestimmung vom Pabst zu erbitten habe. Der gallikanische Episkopat begebe sich dadurch ja seines wichtigsten Rechts, in allen vorkommenden Streitigkeiten, auch über die Lehre, in erster Instanz zu urtheilen. So erschienen denn auch mit derselben Erklärung im Februar 1651 beim päbstlichen Nuntius in Paris die Erzbischöfe von Ambrun und von Sens und sechs Bischöfe und legten besonderes Gewicht darauf, daß das Schreiben an den Pabst durchaus nicht im Namen des gallikanischen Klerus abgefaßt sei. Dieser Protestation gesellten sich bald noch Mehrere bei. Es ist leicht zu erachten, welche Partei sich damit in Rom mehr empfahl; und doch war die Entscheidung jetzt in die Hände der Kurie gespielt.

Beide Theile schicken nunmehr bevollmächtigte Theologen nach Rom. Der französische Gesandte lud sie zusammen zu einem Mahle und ermahnte sie im Namen des Königs, mit Höflichkeit, ohne Leidenschaftlichkeit gegen einander zu verfahren. Die augustinischen Bevollmächtigten, denn also nannten sie sich, fragten nun die anderen, ob sie sich nicht mit ihnen vereinigen wollten, eine Congregation auszuwirken, damit die Wahrheit ins Licht gestellt und ein dauernder Friede in der Kirche gegründet würde. Die Gegner erwiderten, man würde diesem ihrem Begehr nicht hinderlich sein; sie seien indeß nur beauftragt, vom Pabste eine Entscheidung zu verlangen; dazu bedürfe es aber keiner Congregation, noch einer langen Untersuchung, da die Anfrage ja schon einmal entschiedene Dinge betreffe. Damit zeigten die Gesandten der mehreren Bischöfe, daß sie von der Gesinnung des Pabstes genau unterrichtet waren. Die Congregation de auxiliis schwebte ihm und Vielen am römischen Hofe, namentlich den Nichttheologen, als ein schreckhafter Gedanke vor. Man fürchtete eine Erneuerung derselben. Der Pabst lehnte alle die Streit- und Parteischriften von der Hand; das sei nicht seine Profession; er sei alt, habe die Theologie nicht studirt und könne sie nicht mehr studiren, sagte er zu St. Amour. — Der Pabst ist Legist, nicht Theologe, sagte man ihm in Rom.

Indeß wird doch eine Congregation eingesetzt. Allein umsonst verlangen die Augustinianer, daß man sie vor derselben ihre Sache gegen die anwesenden Gegner durchfechten und disputiren lasse. Der Pabst weist auf ein Krucifix, das sei sein Rath; er

bete zu dessen Füßen, und was ihm dann als gewiß erscheine, nehme er als Inspiration. Die Gallikaner konnten es nicht über sich gewinnen, auf die gleichsam parlamentarische Weise der Erörterung zu verzichten. Der Pabst belehrte sie aber: Der souveräne Statthalter Christi ist nicht verpflichtet, alle Dinge durch Disputationen zu prüfen. Man muß glauben, die göttliche Inspiration werde ihm auch ohne diese Formen nicht fehlen, um alle Streitigkeiten untrüglich zu entscheiden. Die Wahrheit seiner Decrete hängt allein von dieser seiner Inspiration ab. Sie sollen es sich aus dem Sinn schlagen, als hätten sie auch vor ihm noch Feinde zu bekämpfen.

Etwas unglücklich war der Versuch der Jesuiten, sich mit den Dominikanern über eine Formel zu verständigen, da der alte Zwiespalt dadurch nur wieder aufgeregt werden mußte. Diese Conferenz wurde mit aller diplomatischen, abgemessenen Förmlichkeit und Feinheit abgehalten; es wird mit nicht minderer Genauigkeit berichtet, wie weit die Bevollmächtigten von verschiedenen Graden der Gegenpartei zum Empfang entgegengekommen oder wie weit sie dieselbe begleitet, als die Formeln, welche man einander gegenüberstellte, den Gegner damit zu umflügeln. Da man sich im Inquisitionsgebäude fand, übten die Dominikaner eine gewisse gastliche Höflichkeit an dem Gegner. Die Jesuiten schienen gleichsam die schiefe Schlachtordnung anwenden zu wollen; sie behaupteten, es handle sich gar nicht um die Lehre von der Gnade an sich, die sei weiter nicht zu erörtern, sondern nur um das Buch von Jansenius, um die Lehren von Bajus, welche ja Pius V, er, eine Zierde des Dominikanerordens, verdammt habe. Hallier wollte dem Orden eine wirksame Gnade einräumen mit dem Vorbehalt, daß sie nicht nöthigend sei; die Dominikaner ließen sich aber nicht Sand in die Augen streuen, sie blieben dabei, durch die Jesuiten werde das Gute vom menschlichen Willen abhängig gemacht. Allein die Bemühungen des Generals der Dominikaner, bei dem Pabste Fürsprache für Augustin einzulegen, waren fruchtlos. Achtzehnmal versucht er Audienz beim heiligen Vater zu erhalten, ihm selbst über Tisch durch einen Verwandten ein doch sehr kurz gefaßtes Papier überreichen zu lassen. Alles war umsonst. Der Pabst hatte Unlust genug von dem Streit einiger Damen seiner Familie, er konnte diese nicht zur Ruhe

bringen; streitende Theologen und streitende Frauen zu vernehmen und zu beschwichtigen, wäre für Einen Mann zu viel gewesen.

Während die Jesuiten den Dominikanern die Sache so darstellen, als handelte es sich nur um Jansens Schrift, wissen sie die Bevollmächtigten der französischen Augustinianer zu vermögen, ihre Sache von derjenigen der Belgier zu trennen, und zwar durch die entgegengesetzte Vorspiegelung; es würden jene mehr ausrichten, wenn sie Jansens Schrift nicht weiter berührten und nur auf die Unterscheidung des katholischen und des ketzerischen Sinnes der fünf Sätze drängen. Jansens Schrift war einmal der Leib, der Repräsentant des Augustinismus, beide unzertrennlich, wie denn auch die Belgier dieses zeigten. Die französischen Augustinianer machten durch diese scheinbare Klugheit ihre Stellung nur um so inconsequenter, und am Ende mußten sie doch gerade darauf in der Unterscheidung du fait und du droit zurückkommen. Auch in der Congregation war zuerst bestimmt worden, jeder Satz solle nach dem Sinn, welchen er an sich selbst habe, untersucht werden; allein bald handelt es sich doch hauptsächlich darum, ob und wie derselbe sich bei Jansen finde. Er war die Veranlassung des Streits gewesen; von wannen man aber ausgegangen, dahin kommt man immer wieder zurück.

Die Jesuiten waren in Rom zu Hause und finden durch ihre mächtigen Bundesgenossen vielfachen Vorschub. Sie suchen ihre Gegner durch die Warnung, als wollte die Inquisition sich ihrer bemächtigen, zu schrecken und zur Flucht zu vermögen. Anfangs war es ihnen auch mit einem derselben gelungen. Die Jansenisten sehen sich darauf beschränkt, in Rom einige Schriften von Augustin drucken zu lassen, da diese daselbst sehr unbekannt und beinahe nicht zu finden waren. Die Jesuiten aber bearbeiteten mit großer Gewandtheit, mit praktischeren Mitteln, Frankreich von Rom aus und Rom von Frankreich aus. Hier erzählen sie in den Provinzen dem Volke, es seien in Rom Jansenisten verbrannt worden, andere haben sich selbst erhängt. Allerlei Geschichten werden erzählt, wodurch die Gefahr der Prädestination für die Sittenlehre erwiesen schien. Eine Frau sei ihrem Manne dreimal ungetreu geworden und habe denn im Beichtstuhl gesagt, die Gnade habe sie dreimal verlassen. Ähnliches sagten sie von den Oratorianern in Rom, bei welchen sich ein verkleidetes

Mädchen gefunden haben ſollte; die Geſandten der auguſtiniani-ſchen Biſchöfe wohnten nämlich hier im Oratorium. Ein Mann in der Pfarrei St. Roch zu Paris ſagte verzweifelnd zu ſeinem Beichtvater, er ſei nicht unter der Zahl der Auserwählten, Gott habe ihm die Gnade, zu beten, verweigert, Chriſtus ſei für ihn nicht geſtorben. Die Ärzte erklären den Mann für wahnſinnig. Allein man berichtet nichtsdeſtoweniger dergleichen nach Rom und verfehlt daſelbſt ſeine Abſicht nicht.

Die Conſultatoren haben indeß ihre Gutachten abgelegt, der Pabſt ſelbſt erſcheint in der Congregation, ihre Anſichten in Kürze zu hören; am 19. Mai 1653 tragen auch die Geſandten der auguſtiniſchen Biſchöfe vor dem Pabſt in der Congregation ihre Sache vor. Man beglückwünſcht ſie allgemein darüber. Allein es war dies wohl nur geweſen, damit man nicht ſagen könnte, ſie ſeien unverhört verdammt worden. Der Pabſt ver-ordnet abermals Gebete in allen Kirchen Roms um die Erleuch-tung des Heiligen Geiſtes. Er glaubte auch deſſen Beiſtand be-ſonders erfahren zu haben; eines Morgens ſoll er nach ſeinem Gebet ſeine Secretäre zu ſich gerufen und ſelbſt die ganze Bulle dictirt haben; doch hatte er ſchon zuvor unter einigen ihm vorge-legten Abfaſſungen Eine ausgewählt. Den Tag vor Pfingſten, am 31. Mai 1653, gab er der Bulle die Sanction; am Pfingſt-feſt ſelbſt wurde ihr das bleierne Siegel aufgedrückt. Die Jeſui-ten ſollen es, nach der Deutung ihrer Gegner, gerade auf dieſe Tage gerichtet haben, da Clemens VIII in denſelben die Verdam-mung von Molinas Lehre hätte verkündigen wollen. Sie haben alſo darin, daß die jetzige Bulle von dieſem Datum ſei, einen beſonderen Ruhm gefunden; ſo verrathe ſich die Bulle aber ſchon als ihr Machwerk. Acht Tage darauf ward ſie unter Bewachung, und nur auf kurze Zeit, an die Peterskirche und das Florafeld angeheftet, damit es nicht möglich wäre, Abſchrift davon zu neh-men. Sofort wurden Copien davon verabfolgt an den Kai-ſer, den König von Frankreich, den König von Polen, den Her-zog von Baiern, an die drei geiſtlichen Kurfürſten, den Erzbi-ſchof Leopold, Statthalter der Niederlande, den Großinquiſitor von Spanien und an den franzöſiſchen Epiſkopat. Die Bulle lautet aber:

Innocenz, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, allen Christgläubigen Gruß und apostolischen Segen.

Da sich besonders in Frankreich, bei Gelegenheit des Erscheinens eines Buches: „Augustinus von Cornelius Jansen, Bischof zu Ypern", ein Streit erhoben hat über fünf Sätze, haben mehrere französische Bischöfe uns diese Sätze vorgelegt und uns inständig um ihre Prüfung gebeten, auf daß wir über jeden derselben ein Urtheil aussprächen, welches keinen Zweifel und keine Dunkelheit übrig ließe. — Diese Sätze waren folgenden Inhalts u. s. w.

Wir, denen unter der großen Menge von Geschäften, welche beständig unseren Geist beschäftigen, nichts so sehr am Herzen liegt, als die Kirche Gottes, welche uns von oben anvertraut ist, nachdem die Irrlehren der schändlichen Meinungen ausgefegt sind, mit Zuversicht kämpfen und mit Sicherheit schiffen zu sehen, nachdem die Fluthen und Stürme aller Unwetter besänftigt sind, auf daß sie im ersehnten Hafen des Heils ankommen könne; wir haben der Wichtigkeit der Sache gemäß jeden der oben erwähnten Sätze sorgfältig prüfen lassen, durch mehrere Meister in der Theologie, vor einigen Cardinälen der heiligen römischen Kirche, und haben ihre Ansichten reiflich in Betracht gezogen, welche uns sowohl mündlich als schriftlich mitgetheilt worden sind; wir haben dieselben lange erörtern hören in verschiedenen Congregationen, welche in unserer Gegenwart über alle diese Sätze und über jeden einzeln gehalten worden sind.

Nachdem wir vom Anfang dieser Untersuchung an insbesondere und öffentlich Gebete verordnet durch viele Christgläubige, um den Beistand Gottes anzurufen, und nachdem diese Gebete sofort mit mehr Eifer wiederholt worden waren und wir selbst sorgfältig den Heiligen Geist angefleht hatten, sind wir durch die Gunst seiner Gnade endlich dahin gekommen, folgende Erklärung und Bestimmung zu geben:

Der erste dieser Sätze: Einige Gebote Gottes sind für die Gerechten unmöglich, welche nach den ihnen zu Gebot stehenden Kräften sie thun wollen und sich bemühen, und selbst die Gnade, wodurch diese Gebote ihnen möglich gemacht würden, mangelt ihnen. — Wir erklären diesen Satz für vermessen, gott-

los, gotteslästerlich, mit dem Anathem belegt, häretisch und verdammen ihn als solchen.

Zweiter Satz: Man widersteht nie der innerlichen Gnade im Stande der gefallenen Natur. — Wir erklären ihn für häretisch und verdammen ihn als solchen.

Dritter Satz: Um im Stande der gefallenen Natur Verdienst oder Schuld zu haben, ist es nicht nöthig, daß der Mensch eine der (inneren) Nothwendigkeit enthobene Freiheit habe; die des (äußeren) Zwanges enthobene Freiheit genügt. — Wir erklären diesen Satz für häretisch und verdammen ihn als solchen.

Vierter Satz: Die Demi-Pelagianer gaben die Nothwendigkeit einer inneren, zuvorkommenden Gnade für jede (gute) Handlung zu, sogar für den Anfang des Glaubens; sie waren aber darin Häretiker, daß sie wollten, diese Gnade sei eine solche, welcher der Wille des Menschen sowohl widerstehen, als gehorchen könne. — Wir erklären diesen Satz für falsch und häretisch und verdammen ihn als solchen.

Fünfter Satz: Es ist demi-pelagianische Gesinnung, zu sagen, Christus sei gestorben, er habe sein Blut vergossen für alle Menschen. — Wir erklären diesen Satz für falsch, vermessen und anstößig; wird er aber so verstanden, Christus sei nur für das Heil der Prädestinirten gestorben, so erklären wir ihn für gottlos, gotteslästerlich, beleidigend und herabsetzend für die Güte Gottes und für häretisch, und wir verdammen ihn als solchen.

Wir verbieten demnach allen Christgläubigen beiderlei Geschlechts, von diesen Sätzen anders zu halten, zu denken, zu lehren oder zu predigen, als es in unserer gegenwärtigen Erklärung und Bestimmung enthalten ist, unter den im Gesetz über die Häretiker und ihre Begünstiger verhängten Censuren und Strafen.

Wir befehlen gleichermaßen allen Patriarchen, Erzbischöfen, Bischöfen und Ordinarien der Orte und den Ketzerinquisitoren, zu bestrafen und gänzlich festzunehmen kraft genannter Censuren und Strafen und vermittelst anderer rechtlicher und thätlicher Mittel, und selbst, wo es Noth thut, die Hülfe des weltlichen Arms anzurufen wider Die, so widersprechen oder rebellisch sein sollten. Wir sind aber damit nicht gemeint, durch diese Erklärung und Bestimmung betreffend die fünf Sätze, auf irgend eine

Weise die anderen Meinungen zu billigen, welche in genanntem Buche des Cornelius Jansen enthalten sind.

Gegeben in Rom, in St. Maria Maggiore, im Jahr der Menschwerdung unseres Heilandes 1653, den Tag vor den Kalenden des Junius, im neunten Jahr unseres Pontificats.

Indeß war in Frankreich der Kampf mit großer, steigender Erbitterung fortgeführt worden. Die Universität, die immer mehr zu den Jesuiten sich hinneigende Sorbonne, das Parlament, St. Vincent zogen die armen in Paris studirenden Irländer hin und her. Dieser wollte die armen Studenten nur unter der Bedingung in ein Collegium unterbringen, daß sie die Bulle In eminenti und die Censur der noch nicht verdammten fünf Artikel unterschrieben; die Universität verbietet es ihnen und droht, ihnen die Ertheilung der nöthigen Grade und Zeugnisse zu verweigern.

Beide Theile halten Religionsgespräche und Disputationen vor vornehmen Personen, wobei jeder Theil sich den Sieg zuschreibt und die Akten veröffentlicht. Die Jansenisten legen der Unkenntniß ihrer Gegner in der Patristik eine Schlinge, darein dieselben denn auch wirklich fallen. Sie geben ohne Namen des Verfassers einen Brief von St. Prosper, Schüler Augustins, an Rufin heraus. Die Jesuiten fallen darüber, als über eine neue ketzerische Schrift der Jansenisten her; nachdem man ihnen einige Zeit dazu gelassen, zeigt man ihnen, wie sie ihre pelagianische Gesinnung damit verrathen. — Es war natürlich sehr schwer, die Jesuiten von der Authentie dieser Schrift zu überzeugen.

Brisacier schreibt gegen die Nonnen von Port-Royal eine unbändige Schmähschrift [1]). Darin heißt es unter Anderem: Nach den Regeln, welche den Töchtern des St. Sacrament-Ordens vorgeschrieben sind, wird man eine neue Religionsgemeinschaft stiften und sie nennen: unbußfertige, verzweifelte Jungfrauen, ohne Sacrament, ohne Communion, phantastische, tolle Mädchen, und wie man sie noch sonst nennen mag. Deren Original wird zu Port-Royal sein, anderswo die Copie. — Gegen den Vorwurf, als verachten sie das Sacrament, durften sie sich nur auf die beständige Anbetung desselben berufen und darauf, daß sie dasselbe durch die Enthaltung davon und durch die

1) Le Jansénisme confondu par le P. Brisacier, avec la défense de son sermon fait à Blois le 29 de Mars dernier (1651).

Strenge in der Buße nur zu ehren ſuchen. Auch nahm ſich der Erzbiſchof, als ihr Oberer, ihrer Ehre nachdrücklich an, verbürgte ihre Rechtgläubigkeit und reinen Wandel, und befahl, mit Vorbehalt einer Citation vor ſein Gericht, die Rüge des Verleumders im December 1651 von den Kanzeln von Paris zu verleſen und an den Kirchthüren anzuſchlagen.

Briſacier rühmt ſich in ſeinem Buche, er habe über dem Getöſe der Kanonen und des Kriegs ſeine Gelehrſamkeit nicht verlernt; die Furcht und er haben keinen Verkehr; er ſei eben ſo geſchickt im Kriege der Schule als des freien Feldes. Daher ſpotten die Enluminures auch über ihn mit ſeinen eigenen Worten:

Dans les périls qui l'environnent,
Lorsque les plus vaillans s'estonnent,
Il est ferme et jamais la peur
N'eut de commerce avec son coeur.
Sa parole est toute guerrière
Et sa science cavalière;
Il fait des salves d'argumens
Et force les retranchemens.

Dieſe Großſprecherei wird dadurch noch komiſcher, daß er ſeinen kriegeriſchen Muth zum Theil an wehrloſen Jungfrauen übte und ſich noch dabei rühmt, er habe dem Publicum einen gefährlichen Dienſt geleiſtet. — Die Kanzeln dröhnten und bebten von der Gewalt des Streits. Während derſelben Faſtenzeit erfüllten 24 jeſuitiſche Prediger, „welche eben ſo viele Sturmglocken gegen Port-Royal waren", die Kirchen von Paris mit ihren Angriffen. Die Jeſuiten verleugneten zum Theil ganz die ihnen ſonſt eigene Beſonnenheit (ils se déchaînèrent).

Maimbourg, 1610 zu Nancy geboren, ſeit 1626 Jeſuite, ſpäter aber aus der Geſellſchaft ausgeſchloſſen wegen ſeiner zu gallikaniſch-höfiſchen Geſinnungen, war ein lebhafter Gegner der Reformirten ſowohl als der Janſeniſten. Einer der Männer von Port-Royal erzählt uns:

Ich war eines Tags zufällig in der Kapelle des Jeſuitencollegiums von Clermont, als ich einen Mann von ſonderlichem Ausſehen die Kanzel beſteigen ſah, der nicht zu Denen gehört, von welchen die Schrift ſagt, die Weisheit ihrer Seele leuchte auf ihrem Antlitz; ſeine Keckheit hätte den Leuten bange machen

können, wäre sie nicht mit tausend theatralischen Geberden verbunden gewesen, welche ihnen das Lachen abgewinnen sollten. Seine Rede war aber noch erstaunlicher. Es war der zweite Sonntag nach Pfingsten, wo man das Evangelium vom guten Hirten liest; er nahm davon Gelegenheit, den Stand der Hirten zu erheben, und bemerkte, einst sei dieser Stand nicht so gering gewesen, wie heutzutage, daß vielmehr Könige und Fürsten ihn nicht für unwürdig hielten. Er zählte sofort eine lange Reihe von Fürsten her, die Hirten gewesen, vergaß die Patriarchen nicht, führte das Verzeichniß bis zu David herab, bei welchem er sich lange aufhielt. (Diese Ausführung mochte leicht noch besondere Beziehungen gewinnen durch den damaligen Geschmack für Hirtengedichte und Schäfermasken.) Er machte eine sehr wortreiche Beschreibung von Davids Schönheit, von der Farbe seiner Haare, von seinen Kleidern, endlich von seinem Hunde. „Es war dieses ein so muthiger Hund, daß wohl zu glauben ist, während sein Herr sich mit Goliath schlug, sei er, um sich nicht die Unehre der Unthätigkeit zuzuziehen, mittlerweile fortgegangen, sich mit den Wölfen Arbeit zu suchen." Nachdem der gute Pater also einmal auf den Artikel von den Hunden eingegangen war, konnte er sich nicht mehr herausfinden, als wäre er durch eine geheime Sympathie daran festgebannt gewesen; er entlehnte davon die Eintheilung seiner Predigt, welche in vier Theile zerfiel nach den vier Hundegattungen. Die erste Gattung war die der englischen Doggen, die zweite die Hofhunde, die dritte die Löwenhündchen, die vierte die guten Hunde; davon machte er nun eine Anwendung auf die verschiedenen Gattungen von Predigern. Die englischen Doggen waren die Jansenisten oder, wie man sie damals nannte, die Arnauldisten, die er als rücksichtslose Leute darstellte, welche alle Menschen zerreißen, ohne einen Unterschied unter unschuldigen und schuldigen zu machen, und alle Welt mit ihren harten Pönitenzen erdrücken. Die Hofhunde beschrieb er als feige, die nur auf ihrem Düngerhaufen muthig, sonst aber stets in Furcht seien; dieses wandte er auf die entsprechenden Prediger an. Die Löwenhündchen waren nach ihm die Hof-Abbés. Sie haben, sagte er, den Schnitt von Löwen, machen viel Lärm; sieht man sie aber in der Nähe, lacht man darüber. Überdies beschrieb er ihre Manschetten, ihre Überschläge, ihre Chorhemden,

ihre Geberden. Die guten Hunde endlich waren die Jesuiten, Prediger wie er. Man kann es sich nicht vorstellen, wie er diesen lächerlichen Gegenstand behandelte, bis zu welchem Übermaas er das Possenhafte der Beschreibung trieb. Ich kann versichern, daß ich sah, wie die ehrwürdigen Väter auf den Galerien sich von Anfang der Rede bis zu Ende die Seiten vor Lachen hielten; die übrigen Zuhörer wußten sich nicht besser zu fassen; man konnte sich kaum enthalten, laut herauszuplatzen. Das erfreute den guten Pater und ermuthigte ihn, das Gelächter seiner Zuhörer durch neue Grimassen zu vermehren. Nachdem ich Zeuge gewesen von dieser entsetzlichen Profanation und erfahren, es sei der Jesuite Maimbourg, entfernte ich mich mit mehr Ärgerniß über die Gesellschaft, als über ihren Prediger. — Es ist dieser Bericht allerdings erst 20 Jahre nach dieser Predigt gedruckt worden.

Jean Adam, gebürtig aus Limousin, war seit seinem vierzehnten Jahre (1622) bei den Jesuiten, welche fanden, daß er sich besonders zur Kanzelberedtsamkeit eigne. Nachdem er sich auf den Kanzeln der Provinz geübt, wurde er nach Paris beordert, wo er im Louvre und St. Germain[1]) de l'Auxerrois vor der Königin Anna predigte. Er war kühn und feurig, hatte alle Eigenschaften eines großen Declamators. Eine seiner Passionspredigten machte großes Aufsehen; er verglich die Juden, welche Christum gekreuzigt, mit den Parisern, die Mutter des Herrn aber mit der Königin, und Johannes, den Evangelisten, mit — Mazarin. Die Königin fragte den Prinzen Guemene, wie ihm die Predigt gefallen; dieser versicherte, er verdanke ihr, daß er dadurch gründlich für die Ansicht von den Präadamiten gewonnen worden sei (eine neue Ketzerei, welche damals die Theologen vielfach beschäftigte), das heißt: er sei nun überzeugt, Adam sei nicht der erste Mensch auf der Erde. Es bedurfte des ganzen Einflusses der Jesuiten und Kapuziner, daß ihm der Erzbischof von Paris 1650 nicht zu gleicher Zeit mit dem Jansenisten-Prediger Brousse die Kanzel verbot. Die Jesuiten entfernten ihn auch,

1) Es war ein für die Jesuiten unangenehmes Zusammentreffen, daß der Pabst den Gedächtnißtag St. Loyolas auf den Tag setzte (31. Juli), welchen der von den Franzosen als National-Heiliger verehrte St. Germain längst eingenommen hatte. Prinz Conde hatte eine Vision zu Gunsten Loyolas, allein das Parlament nimmt sich des Franzosen an; der Pabst vermittelte.

nachdem er den Gegnern und sich genug geschadet, nach Sedan, einem Hauptschauplatz des Kampfes mit den Reformirten; allein man fand auch hier, daß er durch Mangel an Würde und Ernst sich gerade diesen gegenüber zu viel vergebe.

Vielmehr feurig, als subtil, wie er war, gehörte er zu den Predigern, welche nicht sowohl die Übereinstimmung der Lehre der Jesuiten mit Augustin zu beweisen suchten, als diesen Kirchenlehrer selbst um seines ungestümen Feuers willen angriffen, ihm selbst auf der Kanzel vorwarfen, er habe, als ächter Afrikaner, mehr Feuer als Licht, mehr Hitze als Besonnenheit; es sei ihm in Bekämpfung der Irrlehren gegangen wie mit einem Manne, dem sein Gegner einen starken Stoß gebe; indem dieser ihn gegen einen Baum wirft, bewirkt der Gegenstoß gerade das Gegentheil des Beabsichtigten. Auch wisse Augustin bei seiner Vorliebe für die dunkeln Lehren selbst nicht recht, was er wolle, indem er ja auch seine Ansicht dreimal verändert habe. Kurz, er nannte Augustin einen afrikanischen Hitz- und Sprudelkopf. Er führte zu seiner Entschuldigung an, es habe auch der Jesuite Gabriel a Porta oft gesagt, es wäre zu wünschen, Augustin hätte nie über die Gnade geschrieben. — St. Paulus hatte mitunter ein gleiches Schicksal mit Augustin; es wird versichert, Jesuiten in Italien haben auch den Apostel als einen zu hitzigen und leidenschaftlichen Kopf darüber getadelt, daß er in seinen meisten Streitschriften sich zu sehr ohne Maas den Einfällen seines Eifers, der Heftigkeit seines Geistes überlassen habe, daher seine Behauptungen nicht zu hoch anzuschlagen seien; seine Lectüre sei sehr gefährlich, indem sie zum Theil einen ketzerischen Beigeschmack habe. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn er nie geschrieben hätte. Es soll wiederholt davon die Rede gewesen sein, die Briefe Pauli einer Censur zu unterwerfen und mit Verbesserungen herauszugeben (réformer), wie man mit den classischen Schriftstellern des heidnischen Alterthums that. Mehrere dieser Jesuiten sollen auf der Kanzel gesagt haben, Paulus sei nur da gültig, wo er mit Petrus übereinstimme; auch habe er nicht gewagt, seine Briefe zu veröffentlichen, ehe Petrus sie durchgesehen und gebilligt.

Pater Cauſſin vergleicht in seiner Cour Sainte Paulus und Augustin mit zwei großen Meeren, welche durch das Ungestüm des Geistes so sehr an dem einen Ufer anschwellen, daß es scheint,

als wollten sie das andere für einige Zeit trocken liegen lassen; wie aber der Ocean, nachdem er sich auf der einen Seite weit und breit ergossen, in die ihm von Gott verordneten Gränzen zurückkehrt, so kehren auch diese Beiden, nachdem sie sich über die rebellischen Geister erhoben haben, welche gegen die Wahrheit aufstehen, in ein friedliches Gleichgewicht zurück, das Haus des Herrn zu erbauen.

Adam wurde bei dieser Gelegenheit auch in einen Streit über Inspiration verwickelt, wie denn diese Lehre mit der Prädestination durch mehrere Mittelglieder verbunden ist [1]). Er soll Augustin gleichsam durch die Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit Pauli erläutert und entschuldigt haben, wie denn Gott dergleichen auch bei inspirirten Schriftstellern nicht ganz verhindere. Solche Schwachheit komme aber bei kanonischen Schriftstellern daher, daß sie mit den von ihrer Einbildungskraft dargebotenen Ausdrücken die ihnen von Gott geoffenbarten Objecte darstellen; so David, wenn er sagt, es sei auch nicht Ein Mensch, der etwas Gutes thue. Die Jansenisten in ihrer Schutzschrift für Augustin setzen die ganze Gefahr dieser Behauptung auseinander: Wenn Gott in den von ihm inspirirten, kanonischen Schriftstellern irgend eine Schwachheit zuläßt, wenn in Paulus ein natürliches Feuer brennt, das nicht von Gott ist, so wird jeder Freigeist und Häretiker bei Allem, was er in der Heiligen Schrift gegen seine Überzeugung findet, sagen, es komme vielmehr von der Schwachheit oder von dem natürlichen Feuer des Menschen, als vom Geiste Gottes. Dieses zulassen, hieße Jedem die Freiheit gestatten, einen Unterschied darin zu machen, aus der Schrift hinauszuwerfen, was ihm gefällt, als bloßes Erzeugniß menschlicher Schwachheit. Solche Behauptungen kommen auch bei Adam nur daher, daß er die Lehre Pauli im neunten Kapitel des Römerbriefs, die Worte: Gott erweise Barmherzigkeit, wem er wolle, und verstocke, wen er wolle, als Producte menschlichen Feuers gerne los sein wollte. Zugleich erinnert man an zwei Sätze, welche als anerkannte Lehre der Jesuiten 1588 von den Facultäten zu Löwen und Douai verdammt worden: 1) Wenn auch etwas zur Heili-

1) Freilich hatte der Prädestinatianer Jürieu die kleineren Propheten mit einem Rade verglichen, welches (durch den Geist Gottes) in Schwung gebracht, weiter läuft, als es die bewegende Kraft beabsichtigte.

gen Schrift gehört, so ist es darum nicht nothwendig, daß alle Worte vom Heiligen Geist inspirirt seien; 2) es ist nicht nothwendig, daß alle Wahrheiten und alle Sätze dem heiligen Schriftsteller unmittelbar durch den Heiligen Geist inspirirt seien.

Rene Rapin stellt den Streit von einer sehr populären Seite dar (in seinem Evangelium Jansenistarum), indem er einen Prediger der Prädestination zu den Heiden kommen läßt, welche denn erstaunt sind über einen Gott, der das Gute, wozu wir doch kein eigen Vermögen haben, mit Androhung der Höllenstrafen von uns verlangt. In Macon, berüchtigt durch die Grausamkeiten, welche die Katholiken und die Reformirten aneinander übten, hielten an Fastnacht 1651 die Jesuitenschüler eine Procession, welche den Triumph der von den Jesuiten gelehrten, allen Menschen gegebenen, allgemeinen Gnade (Gratia sufficiens) darstellte. Auf dem Triumphwagen saß ein kokett, als Mädchen aufgeschmückter Knabe; zum Zeichen, was er vorstelle, hielt er eine Standarte mit der Aufschrift: Grace suffisante. Hinter dem Wagen ging mit betrübter Haltung ein anderer Knabe, in bischöflicher Tracht und Mitra aus Papier. Über die ganze Gestalt war ein schwarzer Schleier geworfen. Dieser Knabe war das Bild von Jansenius und seiner Schmach. Die Jansenisten erhoben laut ihre Stimme gegen diese Verspottung des Episkopats:

Ici votre demoiselle (die grace bien ajustée)
Le promenant comme un ours
Lui fait faire cinquante tours.

Das schon genannte Spottlied beschreibt ein Gemälde, welches ein molinistischer Geistlicher der Diöcese Cambray in seiner Kirche aufhing mit den Worten:

Saint Ignace adore à genous
La croix du redempteur de tous.
A droit deux démons sur l'enclume
Forgent l'exégrable volume
Où Luther de rage animé
Contre l'église s'est armé.
Plus bas encore on void deux diables
Occupez à forger les fables,
Et le poison né dans le sein
De l'abominable Calvin.
A gauche quatre anges funèbres

Joignant leurs armes de tenèbres
Forgent ensemble avec le fer
Comme un chef-d'oeuvre de l'enfer,
Comme un comble de la manie,
Les ouvrages du Jansénie.
De longues chaisnes passent d'eux
Aux autres esprits mal-heureux;
Marquant, que ces deux frénétiques (Luther und Calvin)
Ces chefs des derniers hérétiques,
Sont les guides de cet auteur,
Dont un Saint fut le conducteur.

Die Jeſuiten gaben nämlich auf 1654 einen Kalender heraus, dem ein Kupferſtich beigefügt iſt, welcher die Niederlage der Janſeniſten darſtellt. Der Pabſt ſitzt in der Mitte, über ihm ſchwebt die Taube; er hört auf die Worte der Religion und übergiebt der geiſtlichen Gewalt, welche, einer Minerva oder Roma gleichend, mit Helm und Schlüſſeln ihm zur Seite ſteht, das flammende Strafeſchwert. Der König thront von dem wie eine Sonne ſtrahlenden, göttlichen Eifer und der Eintracht umgeben, welche einen Bündel Pfeile hält; zu ſeinen Füßen betet die Frömmigkeit. Er zeigt der mit dem weltlichen Schwerte bewaffneten Gerechtigkeit die Feinde an, welche ſchon fliehen, die Dummheit mit Eſelsohren, den Betrug, welchem die Maske entfällt, Janſen, in biſchöflichem Gewande, aber mit Satansflügeln. Der Irrthum hält ſich die Augen zu gegen das ihm vorgehaltene Buch, gegen die Wahrheit der Schrift. Die Janſeniſten, wohl Portraits, beſonders die Nonne mit der Brille, werden von dem leicht kenntlichen Calvin und den Seinigen freundlich aufgenommen.

Daß der Stifter der neuen Ketzerei ein Biſchof iſt, wird von den Jeſuiten immer gefliſſentlich hervorgehoben und dieſe Würde gelegentlich heruntergeſetzt, während die Janſeniſten beſonders bemerken, daß alle in Rom zur Congregation beigezogenen Theologen Ordensgeiſtliche waren.

Dieſem Jeſuitenkalender und Kupferſtich ſtellten die Janſeniſten gleichſam als Colorirung die Enluminures (von enluminer, anmalen, coloriren) zur Seite. Davon gingen zu Anfang des Jahres 1654 zwei Auflagen ſchnell ab; noch 1683 wurde in Lüttich eine neue Auflage gemacht. Die dritte enluminure erzählt

von einigen Jesuiten, die sich bei dem Bilderhändler Ganiere, bei welchem der Kalender verkauft wird, verbergen, wie Leute, die Vögeln das Netz gestellt, um zu hören, ob die schöne Waare den Leuten auch gehörig angepriesen wird und was diese darüber sagen.

Là les Alizons, les Guilmettes,
Et les vendeuses d'allumettes,
Et ceux qui chantent dans Paris
La mort des rats et des souris:
Hommes, femmes viennent ensemble,
Et disent ce qui leur en semble.
Une donc le bec afilé
Sembloit être mieux emparlé,
Voyons ma commère, dit elle,
Le Senius (Janseniuš) et sa sequelle,
Vois-tu donc ils sont ébahis
Les plus hupez [1]) gagnent pays,
Et tous en bien pauvre équipage
Délogent sans plier bagage [2]).
Voilà le Pape et le bon Roy
Qui les mettent en des-aroy (déroute, désordre).
Qu'est ce Prélat qui porte un livre? —
Est-ce donc Senius, ou non;
Est-ce un diable qui se déguise
En Prélat pour tromper l'Eglise?
Mais qui sont ces autres magots?
Ce sont ces maudits huguenots.
Quoy donc ces Docteurs catholiques
Seroient-ils bien si frénétiques,
Si méchans et si malheureux,
Que de s'aller perdre avec eux?
Mais vous, ma commère Perrette,
Qu'en dites-vous donc? ha pauvrette!
Desormais que deviendrez-vous?
Car vous estes parmy ces loups.
Si l'almanach est véritable,
Votre perte est inévitable.
Votre prétendu saint Curé
Qui du peuple est tant honoré,
Ce n'est pas que je le déprise,

1) Die den Kamm am höchsten trugen; auch die Schlauesten.

2) Es ist nicht ein bloßer Rückzug, es ist eine völlige Niederlage und Flucht.

C'est un très digne homme d'Eglise.
Mais il est aussi, ce dit-on,
Seniste à double carillon.

Les pères (die horchenden Jeſuiten), qui tenoient à l'erte
Leur double oreille bien ouverte,
Rioyent sous cape en écoutant
Un discours qui leur plaisoit tant.

Lors Perrette assez advisée
Démesle ainsi cette fusée.
S'il en faut venir au combat,
Ma commère, à bon chat bon rat.
Mais comme dit Dame Françoise,
Vivons en paix, et fuyons noise.
Puisqu'en ce cas vous sçavez bien,
Que vous ny moy ne sçavons rien.
Nous ne sommes ny doctoresses,
Ny devins, ny devineresses:
Laissons aux sçavans leur sçavoir:
Voyons ce que Dieu nous fait voir.
Dimanche un Docteur très-habile
Nous dit, comme un mot d'Evangile,
Qu'au fruit on connoist le fruitier,
Et qu'à l'oeuvre on void l'ouvrier.
Par cette règle, ma commère,
Examinons nostre bon père,
Qu'on dénigre et qu'on veut honnir,
Quand Dieu témoigne le bénir.
Il est discret; il est affable:
Il est doux: il est charitable.
Pauvre ou riche à luy c'est tout un:
De tous il est père commun.
Il donne aumosne sur aumosnes:
Mais il nous fait les plus beaux prosnes.
On s'y presse, on vient de tous lieux.
Il dit d'or; et fait encore mieux.
Car j'honore ceux qui m'instruisent,
Mais bien plus s'ils font ce qu'ils disent.
Je donnerois pour un niquet
Tout ce qui n'est que du caquet.
J'en voy le fruit. Seniste, ou non,
C'est tout babil: mais il est bon.

Lors les pères, baissant les cornes,
S'en vont tout pensifs et tout mornes:

Jugeant leur piège un peu grossier,
Pour prendre beaucoup de gibier.

Diese Verse führen uns aus der Vogelperspective, darein die Geschichte sich so leicht verliert, auch einmal wieder in das Gassenthum und die kleine Welt herab.

Indeß war die Bulle in Paris angekommen und Mazarin hatte die Bischöfe, welche ihre Diöcesen und Gemeinden verlassen hatten, um in Paris an den Genüssen und Intriguen des Hofs Theil zu nehmen, bei sich versammelt, um die Bulle im Namen der gallikanischen Kirche anzunehmen und an die einzelnen Bischöfe zur Publication zu versenden. Alle Maßregeln und ersten Schritte in diesen Angelegenheiten gingen nun von diesen großentheils mehr dem Hofe, als der Kirche angehörigen Bischöfen aus, wobei sie denn freilich nur Werkzeuge waren. Mehreren derselben wird vorgeworfen, sie haben mit dem Christenthum ihren Spott getrieben und es für eine Narrheit gehalten. Eine der Hauptakten wurde von ihnen unmittelbar nach einem prächtigen Mahle bei Mazarin ausgestellt. Dieser selbst hatte, außer anderen politischen Gründen, unter den damaligen Unruhen alle Ursache, sich dem Pabste gefällig zu machen, um im Nothfall in Rom eine ehrenvolle Zuflucht zu finden. Doch war er nicht immer gleich bereitwillig, zur Unterdrückung der Jansenisten die Hand zu reichen. Daher zog es sich in die Länge. Següier, der Staatskanzler, derselbe, nach dessen Wunsch auf sein Grab geschrieben wurde, Gott habe seinen Diener in Frieden fahren lassen, da er noch die Zurücknahme des Edicts von Nantes erlebt; Següier war so jäh, daß er die Bischöfe, welche Bedenklichkeiten erhoben, dem Pabst an Händen und Füßen gebunden hätte nach Rom schicken wollen. Marca (siehe Beilage XI), der politische Erzbischof von Toulouse, würdiger Nacheiferer der Minister-Cardinäle, bedurfte einer Bestätigungsbulle von Rom. Die jedoch die Sache als die ihrige betrieben, waren zunächst die Jesuiten. Öfters gingen sie dem römischen Stuhle zu rasch; denn die völlige Vernichtung der Jansenisten lag doch nicht in gleichem Maas in seinem Interesse, wie in dem der Jesuiten. Vielmehr ließ er immer die Bischöfe vorangehen, er ließ sich die Sache zur Entscheidung vorlegen, sich aufsuchen. Dabei verlangte die päbstliche Politik, daß man sich dennoch nicht das Ansehen gebe, als wäre die erste Entscheidung

von den Bischöfen ausgegangen, als seien sie die berufenen Ausleger der päbstlichen Bullen und Breven. Der Pabst war sehr vorsichtig; einerseits ahnte ihm schon, was der Episkopat als Werkzeug des Königs oder eines Ministers werden könnte; andererseits fürchtete er von Seiten des Augustinismus eine Reformation, wie die von Luther und Calvin, wenn man blindlings zuschlage. Allein es konnte sich im Gegensatz gegen den Semi-Pelagianismus nur eine mit dem Protestantismus zusammenfallende Reform erheben; von dem Protestantismus aber waren die Jansenisten durch die von Jugend auf eingesogenen Vorurtheile, durch ihre Liebe zu den Kirchenvätern, durch ihren Sinn für eine mächtige Organisation der Kirche, welchem im Protestantismus nichts entsprach, und durch den ascetischen Eifer getrennt. Eine kirchliche Reform erhebt sich nicht ohne Anknüpfungspunkte an das nationale Leben; die Massen in Frankreich waren einmal entschieden gegen die Reformation; zugleich waren die Kräfte jedes Widerstandes durch Entsittlichung des Episkopats, durch den Absolutismus des Hofs moralisch und physisch gelähmt. Der Hof wollte aber keine Reformation, er war in der Gewalt der Jesuiten; die Städte, der Bürgerstand waren gebrochen und allen Unruhen durch das Spiel der Fronde abgeneigt. Die Jansenisten aber waren sich dessen wohl bewußt. Des Calvinismus und des Pelagianismus zugleich angeklagt, warfen sie den Gegnern vor, eine neue Ketzerei eingeführt zu haben, — die Ketzerei der Unterdrückung und der Knechtschaft. Sie waren innerlich und äußerlich gebunden und hatten nur am Parlamente einen schwachen Rückhalt; denn dem Parlament blieb es nicht verborgen, daß es sich um die Einführung der Inquisition, nur unter einem anderen Namen, handele. Es nahm sich der Buchdrucker an, welche heimlich die Flugschriften der Jansenisten druckten und gefangen gesetzt wurden. Allein der Hof hatte schon angefangen, Gesetze zu geben und zu thun nach seinem Wohlgefallen, ohne die Parlamente zu befragen. So war die politische und moralische Entmannung der Grund der kirchlichen und religiösen Knechtschaft; jene mußte durch diese unerschütterlich feststehen. Und so konnte das ganze Gebäude nur zumal zusammenstürzen.

Die Bischöfe, welche Bedenken trugen, eine von den gallikanischen Gewalten, der Versammlung des Klerus und dem Par-

lament nicht angenommene Bulle zu publiciren, wurden auf mancherlei Weise gewonnen und geschreckt. Der Erzbischof von Paris weigerte sich, bis man die Persönlichkeit der Königin ins Spiel brachte; es sei die erste Gefälligkeit, darum sie ihn bitte; ob er sie ihr verweigern wolle? So sprach auch Louis XIV zu den reformirten Adeligen, welche ihm die größten Dienste geleistet; er schlug ihnen alle Beförderung ab, da sie nicht einmal für den persönlichen Wunsch ihres Königs Zartgefühl genug hätten, seiner Religion zu werden. Das waren aber nur die Vorläufer der Verfolgung mit Feuer und Schwert. Andere Bischöfe wurden durch Aufregung ihres Kapitels geschreckt, welches die päbstlichen Befehle wider ihren Willen publicirte. Ein sehr wirksames Mittel, den Bischof durch das Volk zu zwingen, war die vorläufige Verweigerung des unter der Form des Jubiläums zu ertheilenden Ablasses für die Diöcese. Die städtischen Magistrate selbst pflegten dieses sehr hoch anzuschlagen. — Am meisten Aufenthalt machte der Erzbischof von Sens, Gondrin, welchen Gourville gut charakterisirt zu haben scheint: er hatte viel Geist, sprach sehr gut, aber ein wenig zu viel. Er hätte sich gern in die größeren Angelegenheiten gemischt, wie denn Alles zu dieser Zeit sich mit Cabalen beschäftigte. Seine Eitelkeit aber trieb ihn dabei, mehr das Geräusch, als den Erfolg der Sache zu suchen. Zuerst publicirte er die Bulle mit einer Verwahrung des Rechts der Bischöfe, in wichtigen Angelegenheiten in erster Instanz zu entscheiden, und mit einer Erklärung, daß Augustins Lehre damit nicht umgestoßen werde. Er mußte dieses zurücknehmen, widerrief aber auch diese Erklärung, und widersprach und widerrief einige Zeit lang immer seine unmittelbar vorhergehenden Akte. So unrühmlich auch sein charakterloser Widerstand war, so unangenehm blieb er dem Pabst, für welchen eine widerstandslose Annahme der Bulle, welche sich auf andere, in Frankreich nicht angenommene Bullen stützte, ein großer Triumph gewesen wäre. Doch wir wenden unsere Blicke von einem Schauspiel, welches nur für beide Theile betrübt und ehrlos war.

Die Bulle von 1653 hatte, besonders durch ihren Schluß, vorausgesetzt, die fünf Sätze seien von Jansenius, ohne es bestimmt auszusprechen. Die Jansenisten zeigten sich bereit, die fünf Sätze (in ihrem ketzerischen Sinne) zu verdammen, wo sie sich finden;

allein bei Janſenius, ſagte man, finden ſie ſich nicht. Darunter lag nun immer noch die Behauptung, es haben die Sätze auch einen katholiſchen, wahren Sinn, und das ſei eben der von Janſenius. Durfte dieſes behauptet werden, ſo fehlte die letzte Entſcheidung, die Bulle hatte den Streit nicht beigelegt, die Einzelnen, auch Laien blieben Richter über den Sinn und, was den Jeſuiten beſonders am Herzen lag, der verhaßte Feind war nicht vernichtet, er war ihnen entwiſcht; die Arnauld, Port-Royal blieben unerſchüttert. — Die Hofbiſchöfe prüfen daher Janſens Auguſtin und finden die fünf Sätze darin; ſie vermögen den Pabſt zu einer Bulle vom 29. September 1654, worin ausgeſprochen iſt, die fünf Sätze ſeien die in dem Buche enthaltene Lehre. Ein Formular wird aufgeſetzt, wodurch man mit Herz und Mund bekannte, dieſe Lehre Janſens als Verdrehung von Auguſtins Lehre zu verdammen. — Darüber erhebt ſich nun die bekannte Unterſcheidung du fait et du droit, deſſen, was hiſtoriſche Thatſache, und deſſen, was Recht, was Norm, Lehre, was Glaubensgeſetz iſt. Die Ausdrücke ſind dem juridiſchen Sprachgebrauch entlehnt, wie denn dieſes Element, beſonders bei dem parlamentariſchen Dr. Arnauld, ſich bei dieſer Frage ſehr geltend macht [1]). Auf den Unterſchied ſelbſt hatte die löwener Univerſität längſt in einem Schreiben in dieſer Angelegenheit an den Pabſt aufmerkſam gemacht; ſie hatte daher vorgeſchlagen, es ſolle von einer aus Biſchöfen und Doctoren niedergeſetzten Commiſſion Janſens Buch unterſucht werden, ob es die an Bajus gerügten Irrthümer enthalte. Deren Ausſpruch ſolle gelten und gegen jeden Widerſpenſtigen mit Strafe verfahren werden.

Nun ging man aber ſchon weiter. Der Pabſt hatte geſprochen und doch fragte man: Iſt man als Katholik verpflichtet, zu glauben, die fünf Sätze ſeien in Janſens Schrift, wenn man das Buch nicht geleſen, oder wenn man es geleſen und die fünf

1) Fleury freilich findet, daß dieſe Ausdrücke durchaus nicht in der Analogie des ſtreng juridiſchen Sprachgebrauchs ſind. Er läßt in der Abhandlung über ſeinen Lehrer Gaumont, Rath beim cour des aides zu Paris, dieſen ſich alſo darüber ausſprechen: Bei den Rechtsgelehrten iſt die Frage, welches der Sinn eines Geſetzes ſei und was ſeine Worte bedeuten, eine question de droit und nicht de fait; dies iſt daſſelbe mit der Frage, ob die fünf Sätze in Janſen ſind. Es handelt ſich ja nicht darum, beſtimmte Worte zu finden, ſondern den verdammten Sinn dieſer Sätze. Es iſt dies alſo eine question de droit.

Sätze nicht darin gefunden hat? Da es sich dabei bald für Viele um Erhaltung von Würden und Ämter handelt, sucht man auf irgend eine Weise vielmehr Ausreden und Worte, um sich vor sich selbst für eine solche Unterschrift zu entschuldigen, als objective Gründe, wodurch man hätte wirklich überzeugt werden mögen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Verdrehungen des sittlichen Bewußtseins und die Tortur des Wahrheitssinnes, welche dabei geübt wurden, Pascal vor Allem herausforderten, die jesuitische Moral, welche nicht blos eine Moral der Jesuiten ist, an den Pranger zu stellen und zu geißeln. Da wurde denn vorgebracht: Man müsse dem Frieden ein Opfer bringen, ein Schisma in der Kirche vermeiden. Wenn man nicht unterschreibe, entziehe man ja der Kirche seine Dienste; dann werden erst Pelagianer in die von den Rechtgläubigen verlassenen Stellen eindringen. Möglich sei es ja immerhin noch, daß die Censur Recht habe; eine gegen die Wahrheit abgelegte Unterschrift sei ja an sich ungültig; man könne ja auf irgend eine Weise, sei es auch schweigend, Protestation einlegen. Die Geschichte der Kirche zeige Beispiele genug von solchen Unterschriften gegen die persönliche Überzeugung. Ein Richter unterschreibt ja auch ein gegen seine persönliche Überzeugung durch Stimmenmehrheit gefaßtes Urtheil. Ein Theil der die Unterschrift Leistenden war gewiß davon überzeugt, die Sätze finden sich in Jansen, und unterschrieb ohne Falsch. Andere indeß fanden, daß die Sätze nicht nur bei Jansen, sondern auch bei Augustin sich finden, sie dürften dieselben also nicht ohne Unterscheidung des Sinnes verdammen. Nur Wenige aber fühlten den Beruf, zu Märtyrern zu werden; es würde ja doch keinen Erfolg haben, sagte man. Mit der Kraft der unabhängigen Vereine und Körperschaften war alle Kraft eines ehrlichen Widerstands gebrochen. Der vereinzelte Mann ist schwach, darum feig und unehrlich; nur die Einigung mit Gott kann ihn stark machen. Wenn aber darauf nicht eine Einigung mit Menschen gebaut ist, gewährt diese Kraft Gottes nur den Muth, ohne Verrath zu Grunde zu gehen, mit dem Troste, daß was für diese Welt fruchtlos ist, es doch nicht vor Gott sein könne.

Die Last der ganzen Frage mußte früh auf den Mann fallen, auf welchen die Jesuiten es persönlich abgesehen hatten. Dieser Mann war Dr. Anton Arnauld.

Ein Geistlicher in der Kirche St. Sülpice, in der Vorstadt St. Germain, verweigert am 24. Februar 1655 dem Herzog von Liancourt die Absolution. Der Herzog war ein um seiner Biederkeit und seines feinen Geschmacks für die Kunst und deren Unterstützung willen sehr hochgeachteter Mann. Sein Hotel in der Seine-Straße wird in den gleichzeitigen Beschreibungen von Paris als ein Ort gerühmt, wo Alles vereint war, was eine edle Kunst zu leisten vermag. Für ein unschätzbares Kunstwerk hielt man ein Ecce homo von Andreas Salario. Laut eines Briefs von d'Andilly hatte Liancourts Gattin 1639 einen Jesuiten, Haraucour, um sich, welcher ihr durch d'Andilly und Barillon empfohlen worden war und ganz zu den strengen Grundsätzen hielt, aber schon 1640 starb. D'Andilly schreibt um diese Zeit an die Herzogin: Wenn Sie Gott in demselben Verhältniß lieben, wie Ihren Gemahl, so bin ich fest überzeugt, daß Sie eine große Heilige wären. Es ist aber ein erstaunlicher Unterschied zwischen Gott und einem Manne. So sehen Sie denn, daß Ihnen, so weit Sie auch fortgeschritten sein mögen, noch ein langer Weg zu machen übrig bleibt. — Der Herzog hatte nunmehr einen jansenistischen Abbé im Hause, und seine Enkelin, de la Roche-Guion, später Gattin des Prinzen Marsillac, wurde in Port-Royal erzogen. Der Herzog wandte sich mit seiner Klage an den Oberen des Beichtigers; Dr. Arnauld läßt darüber seinen „Brief an eine Person von Stande" drucken. Allein seine Feinde in der Sorbonne erheben Klage gegen zwei ketzerische Sätze in diesem seinem Schreiben. Er lehrte: Die Gnade, ohne welche man nichts Gutes thun kann, hatte St. Petrus in dem Augenblick verlassen, in welchem er Christus verleugnete. — Die Lehre der beiden Parteien schied sich eigentlich darin, daß nach den Einen die Gnade uns erst nach einer schweren Sünde verläßt, nach den Jansenisten vorher, bei den leichteren Regungen der Sündigkeit, wenn wir ihnen nicht durch die Gnade widerstehen. Arnauld wollte durch dieses Beispiel gegen alle Selbstgerechtigkeit und Selbstvertrauen nur die zur Wachsamkeit und Gebet ermahnende Lehre aussprechen, daß Alles auf Gottes alleinige Gnade ankomme. — Allein liegt in diesem Beispiel nicht noch etwas Weiteres, wie in einem Räthsel, dessen Inhalt man mehr verbirgt, als ausspricht? Das Gleichniß von Petri Verleugnung

war den Jansenisten dieser Zeit sehr geläufig; dieses lag allerdings zum Theil auch in den Ereignissen selbst. Allein Petrus, ist er nicht das personificirte Pabstthum? ist nicht in ihm die Möglichkeit, das Beispiel gegeben, daß der Fels der Wahrheit selbst für einen Augenblick wankend werde? Aber in ihm war auch die Hoffnung versiegelt, daß der Nachfolger Petri den krähenden Hahn hören und Buße thun würde. Daß die Wahrheit für eine kleine Zeit verkannt und verlästert werde, darf uns nicht irre machen; auch dem Sohn Gottes ist es also ergangen, und diese Schmach ist ihm ein Weg zur Verklärung und Herrlichkeit geworden, tröfteten sich die Jansenisten. Hat doch auch Pabst Honorius sich übereilt und die Irrlehre gebilligt. Er aber ist der schlagendste Beweis, daß der Pabst in historischen Thatsachen (fait) irren kann; denn hätte Honorius sich darin nicht geirrt, so müßte er ja in der Lehre, im Glaubensgesetz selbst (droit) geirrt haben.

Arnauld sagte nun zweitens: Leute, welche Jansen mit Sorgfalt gelesen, aber die ihm in der Auslegung der päbstlichen Constitution beigelegten Sätze nicht gefunden haben, können Gewissens halber nicht erklären, daß sie dieselben darin finden, auch wenn sie diese Sätze in allen möglichen vorkommenden Büchern verdammen. Sollten sie sich darin täuschen, so ist es ja nur eine historische Thatsache, in welcher die Augen Richter sind, nicht der Glaube, welcher sich nur auf göttliche Offenbarung gründen kann. Diese Frage liegt ganz außerhalb des religiösen Interesses. Daher kann man solche Leute nicht als Ketzer behandeln, zumal wenn sie erklären, daß sie entschlossen seien, sich alles Streitens über diese Thatsache selbst zu enthalten, was der höchste Grad der Unterwürfigkeit ist, den man auch ökumenischen Concilien in Betreff besonderer historischer Thatsachen erweist. — Zu dieser Unterwerfung der Überzeugung (soumission de créance) in Betreff dessen, was Glaubensgesetz sein sollte, zur stummen Unterwürfigkeit in Ehrfurcht (soumission de respect) in Betreff der historischen Thatsachen erwiesen sich die Jansenisten beinahe immer bereit.

Allein trotz seiner Appellation an den Pabst sah Arnauld die Mehrzahl der Sorbonne bereit, ihn zu verdammen. Vierundsechszig Doctoren, großentheils jüngere, weigern sich, diesen Sitzungen

weiter beizuwohnen, da man die Freiheit der Discussion durch die Aufstellung der Regel gestört habe, daß Jeder höchstens eine halbe Stunde sprechen dürfe. Die Gegner fanden mehr Mönche für sich, als Gründe (raisons zugleich so zu sagen: Verstände, Intelligenzen), spottet Pascal. Es hielten sich 16 Doctoren neutral; 120, darunter 40 Mönche, verdammten Arnauld und schlossen ihn von der Sorbonne aus, wenn er nicht binnen kurzer Frist widerrufe. Selbst Nicht-Jansenisten erklären die Ausschließung für ungültig wegen der formellen Fehler des Verfahrens. Es waren weit mehr Mönche zugelassen worden, als das Parlament längst für gesetzlich erklärt hatte, und in ähnlichen Fällen, behauptete man, habe eine einfache Stimmenmehrheit genügt. Der Hof hatte durch die Gegenwart des Kanzlers Següier die Freiheit der Verhandlungen gestört. Das Urtheil ward am 31. Januar 1656 gefällt; es wurde noch der außerordentliche Zusatz gemacht, daß Keiner zu den Ehren und Ämtern der Facultät zugelassen werden sollte, der dieses Urtheil nicht unterschriebe. St. Beuve wurde auf seine Weigerung hin wirklich ausgeschlossen, und ihm nach 80 Doctoren, selbst noch später Cardinal Retz.

Arnauld aber hatte sich schon seit einigen Monaten aus Port-Royal des Champs entfernt, dahin Angelica im Januar 1654 wieder mit einem Theil der Nonnen gekommen war. Gerüchte von bevorstehenden Verfolgungen kamen Schlag auf Schlag; man meldete, Angelica sollte in die Bastille geworfen werden, die Nonnen zerstreut. Man wollte schon einen Zettel, mit einem Verzeichniß derselben, auf der Toilette der Königin gesehen haben. Wenn uns Gott nur seine Gnade läßt, tröstete Angelica, so ist es ja ein Glück, für seine Wahrheit zu leiden. Wenn so Viele in Verfechtung der heiligen Bilder zu Märtyrern und Heiligen geworden, so muß uns beinahe bange werden über der Seligkeit, für diese Wahrheit verfolgt zu werden. — Indeß fanden sich auch jetzt noch Frauen, welche in Gott muthig genug waren, um Aufnahme in Port-Royal zu bitten und selbst eine Abtei darum niederzulegen. Selbst diese pflegten den Wunsch auszusprechen, daß man sie die niederen Stufen der Prüfung wieder durchmachen lasse, da sie wohl über dem langen Befehlen als Äbtissinnen den

demüthigen, sich seines ganzen eigenen Willens begebenden Gehorsam verlernt hätten.

Mit Arnauld waren Nicole, Le-Maitre, Fontaine in einer entlegenen Straße von Paris verborgen. Lûsanzi kam von einem Besuche bei den verborgenen Freunden nach Port-Royal zurück und hieß Sacy errathen, welchen Aushängeschild ihr Haus führe; den Schutzengel, antwortete Sacy dem erstaunten Lûsanzi; denn so war es. Man durchsuchte in der Stadt und auf dem Lande alle Schlupfwinkel; man schonte kein Geld. Die Häuser der Freunde von Port-Royal wurden der strengsten Untersuchung unterworfen. Eine Dame sagte zu den Schergen, welche Alles bei ihr durchwühlten: Arnauld ist gut verborgen; er ist hier verborgen, sprach sie, auf ihr Herz weisend, faßt ihn hier, wenn ihr könnt! Einmal wäre er durch einen Zufall beinahe entdeckt worden; ein Advocat Arnauld, welcher im benachbarten Hause wohnte, sollte Schulden halber verhaftet werden; die Archers traten aber in die Hausflur des Schutzengels und begehrten zu Arnauld geführt zu werden.

So lebten die Freunde hier einige Jahre im Verborgenen zusammen und sorgten für ihre meisten Bedürfnisse selbst. Le-Maitre scherzte häufig über Nicole, welcher oft nicht wußte was er that und wohin er ging, indem sein Geist nach den Inseln der Abstractionen reiste; gestachelt durch des Freundes Spott, als könne er nicht einmal sein Bett ohne Fehler machen, setzte er nun seine Ehre darein, es recht in der Ordnung zu machen, lachte aber selbst darüber mit, wenn er in seinen Gedanken ein wesentliches Stück vergessen.

Von dieser bürgerlich bescheidenen Wartburg gingen aber Schriften aus, welche die Welt in Bewegung erhielten und die Sieger am Hofe des Pabstes und des Königs nicht zur Ruhe kommen ließen. So erläßt Arnauld von hier seine Sendschreiben an den Bischof Pavillon von Alet, darin er ihm auseinandersetzt, wie er zwischen seinem Gewissen und dem Pabste im Gedränge sei; er fragt den frommen Prälaten um Rath, ob er gegen seine eigene Überzeugung (contre ses propres lumières) in Folge der Bulle glauben müsse, daß die verdammte Lehre in Jansen stehe, oder ob er mit seiner bisherigen Überzeugung doch die Verdammung der Sätze als der Lehre Jansens unterschreiben solle; ob

er, um den Jesuiten die Gelegenheit zu nehmen, die wahre Lehre von der Gnade zu stürzen, sagen dürfe, der Pabst sei übel berichtet (informé) in der Sache. — Der Bischof konnte sich an den kühnen Gedanken nicht sogleich gewöhnen; er glaubt Arnauld zur Unterschrift verpflichtet. Allein dieser wiederholt, da er sich dabei nicht beruhigen kann, die Frage, ob er vernünftigerweise (prudemment) etwas, dessen Gegentheil er gewiß wisse, glauben oder unterschreiben müsse. Der Bischof bittet abermals um Bedenkzeit und antwortet nach langem Gebete um göttliche Erleuchtung, wer in einem solchen Falle die Unterschrift verweigere, sei nicht zu tadeln.

Als die Königin auf die Bulle, welche die Sätze als Lehre Jansens verdammte, äußerte, jetzt bleibe doch den Jansenisten kein Ausweg mehr offen, sie müssen es jetzt glauben, so nahm Bartet das auf dem Tische liegende Gebetbuch der Königin und sagte, wenn man ihm sagte, und wäre es auch der Pabst selbst, es seien in diesem Büchlein Lehren enthalten, welche er einmal nicht darin finden könnte, so könnte er es einmal nicht glauben, noch sich für verpflichtet halten, es zu glauben. Die Königin gab ihm Recht und sagte, es würde ihr auch so gehen.

Arnauld beruft sich darauf, daß ein jeder Richterspruch ja nicht schon dadurch gültig sei, daß er überhaupt von einem Richter gefällt worden; sondern nur, wenn dieses mit Beobachtung der gehörigen Untersuchungsformen geschehen. In Rom habe man aber Jansen gar nicht geprüft. Er erörtert die Frage, in wieweit die Pflicht des Gehorsams bei dem Unterthan gehe. Augustin sagt, man dürfe dem unmittelbar uns Vorgesetzten nicht gehorchen, wenn wir damit dem höchsten Herrn ungehorsam würden. Dieser aber ist Gott.

Die ganze Entscheidung scheint freilich einfach; diesen Männern, so hoch ihr Geist sonst stand, war es eine schwere Frage, um so schwerer, je ehrlicher und gründlicher sie dieselbe nahmen. Es standen sich zwei Principien, zwei Welten gegenüber, das Princip der freien Persönlichkeit und das des Katholicismus, die neue Welt und die des Mittelalters. In dem Kern der Jansenisten lagen beide Elemente zusammen, die neuere Philosophie war ihnen in ihren Anfängen nicht fremd, das Princip des Protestan-

tismus wirkte in ihnen wider ihr Wissen und ihren Willen, und doch hingen sie an der katholischen Kirche.

Es waren aber diese Männer zu gediegen, zu sehr Denker, zu ehrlich vor Allem, als daß sie nicht die Last des Widerspruchs gefühlt, als daß sie nicht hätten streben sollen, ihn zugleich aufzudecken und, wo es möglich wäre, ihn zu lösen. — Der Pabst hatte die Frage nicht muthwillig aufgeworfen oder herbeigeführt; auch diesmal waren es fremde Leidenschaften, welche das Äußerste verlangten, welche die Sache auf die Spitze stellten, so gefährliche Fragen anschürten, um die Gegner darunter zu erdrücken. Der Pabst mußte dem Zuge der Sache folgen; lange hatte man umsonst von ihm das Gesetz verlangt, daß von Allen, welche nur irgend zum geistlichen Stande gerechnet werden könnten, die Unterschrift verlangt würde. Sollte und mußte er einmal auf die ihm vorgelegten Fragen entscheiden, so war es natürlich, daß er zu seinen eigenen Gunsten entschied, zumal da die Entscheidung gegen das Buch, welches so viele ärgerliche Geschäfte erregt, implicite schon in den früheren Bullen und in der Sache selbst lag; er konnte sich doch nicht für incompetent erklären. Dazu kam, daß eine so gute Gelegenheit nicht bald wieder zu erwarten war, vom Hofe und den Bischöfen Frankreichs in den alten Ansprüchen und in solchen Machtsprüchen unterstützt zu werden. Es war zu befürchten, daß Mazarin mit seinen gehorsamen Bischöfen auf eigene Hand eine Entscheidung in Glaubenssachen geben würde. Die Thatsache und das Glaubensgesetz endlich lassen sich einmal in der, auf ihrer Tradition ruhenden, katholischen Kirche nicht trennen.

Die Tradition ist die Summe und Kette von allem Dem, was die Kirchenväter gelehrt; wenn aber die Kirche nicht mit Untrüglichkeit entscheiden kann, was jeder Lehrer gelehrt, so kann sie auch die Summe dieser Lehren nicht als Tradition der Kirche, als Glaubensgesetz aufstellen. Die Tradition selbst ist ja eine Thatsache. Die Jansenisten behaupteten ja selbst diese Untrüglichkeit der Kirche in Beziehung auf Augustin, indem sie sagten: die Kirche hat die Lehre Augustins über die Gnade als Norm aufgestellt, also ist sie Norm. — Die Kirche konnte aber Augustins Lehre nur als Norm aufstellen, wenn ihr ein untrügliches Urtheil über die Thatsache zustand, was Augustins Lehre sei. So hat

die Kirche auch von jeher nicht blos im Allgemeinen und namenlos Irrlehren verworfen, sondern als die Irrlehren Luthers, Calvins; wenn man ihr diese Fähigkeit und das Recht, die Thatsache zu bestimmen, abspricht, nimmt man ihr das Richteramt.

Wer soll aber dann Richter sein auf Erden, zu scheiden die Wahrheit und die Lüge? Die Heilige Schrift? Aber was ist sie ohne das thatsächliche Zeugniß der Kirche, welche uns doch dieses Buch überliefert, uns den rechten Schlüssel dazu geben muß? Konnte die Kirche untrüglich über die Thatsachen entscheiden, ihre ursprüngliche, evangelische Wahrheit sei in dem Bibelbuch enthalten, so muß ihr dasselbe Urtheil über ähnliche ihr vorgelegte thatsächliche Fragen zustehen, ob dieses oder jenes Buch die rechte oder die falsche Lehre enthalte.

Es ist aber ein großes Zeichen, daß um dieselbe Zeit, da diese Männer irre wurden am Orakel der Kirche, der Plan von ihnen berathen und gefaßt wurde, die Bibel in die Volkssprache zu übersetzen. Die Berathungen darüber wurden in dem Schloß des Herzogs von Luynes gehalten, in Vaumürier, wo man sich erst noch versammelt hatte, das System von Descartes zu besprechen, und wo Pascal bestimmt wurde, seine lettres provinciales zu schreiben.

Man könnte vielleicht sagen, der Glaube an die untrügliche Entscheidung der Kirche in solchen Thatsachen sei für die katholische Kirche eben so unzertrennlich von ihrer Untrüglichkeit in dem Glaubensgesetz, wie für die protestantische Lehre der Glaube an die Thatsachen der evangelischen Geschichte, oder an die Authentie der neutestamentlichen Schriften, der von den evangelischen Dogmen unzertrennliche Leib sind. Es würde sich dabei wiederum erweisen, wie juridisch, gesetzlich die katholische Kirche ist im Vergleich mit der protestantischen. — Arnauld wurde es sich wohl bewußt, daß man seine Principien auch auf die Thatsachen der evangelischen Geschichte anwenden könnte, und er verwahrt sich daher dagegen in seinem Testament:

Die angebliche Unzertrennlichkeit der Thatsache und des Glaubensgesetzes zerstört die Grundlagen des katholischen Glaubens, wenn nämlich mit den Leuten der Formularpartei behauptet wird, die Kirche oder der Pabst seien unfehlbar in der Entscheidung **einer nicht geoffenbarten Thatsache** und daß sie, wenn

Kirche oder Pabst darüber entschieden haben, Gegenstand göttlichen Glaubens wird, so daß man den Glauben daran nicht verweigern könnte, ohne in die Ketzerei zu verfallen.

Während die Prälaten, welche auf die Unterschrift des Formulars drangen, besonders Annat und Marca, selbst nicht darüber einig waren, worauf eigentlich diese unbedingte Verpflichtung zur Unterschrift beruhe, trennten sich auch die jansenistischen Theologen, besonders als 1661 die Verfolgung und der Zwang der Unterschrift dringender wurden, in verschiedene Ansichten. Einige glaubten, man könne ohne weiteren Zusatz das Formular unterschreiben, daß man mit Herz und Mund die fünf Sätze als Jansens Lehre verdamme, denn es verstehe sich von selbst, obgleich im Formular durchaus kein Unterschied zwischen der Thatsache und dem Glaubensgesetz lag, es verstehe sich von selbst, daß die innere Glaubensüberzeugung sich nur auf das Glaubensgesetz beziehen könne, während in Betreff der Thatsache nur ein Zeugniß unserer stummen, ehrfurchtsvollen Unterwerfung darin liege. — Dagegen erhoben sich Andere: Wenn man nicht überzeugt ist, daß die fünf Sätze (in dem Sinn, in welchem sie verdammt sind) in Jansenius liegen, so darf man nicht ohne beigefügte ausdrückliche Erklärung und Vorbehalt unterschreiben; sonst würde ja die Unterschrift einen lügenhaften Vorbehalt in sich-schließen, welcher um so frevelhafter wäre in einem Glaubensbekenntniß und noch dazu ein Meineid mit einer Verleumdung gegen einen gottseligen Bischof. — Pascal endlich hatte sich zunächst und namentlich in den lettres provinciales an die Unterscheidung der Thatsache und des Glaubensgesetzes gehalten; allein immer mehr drang sich ihm die Überzeugung auf, diese Sätze seien die Lehre Jansens und Augustins, und der Pabst habe in dem Glauben selbst geirrt, indem er sie verdammt. Daher kann man die Verdammung der fünf Sätze nicht unterschreiben, ohne sich durch ausdrückliche Erklärung zu dem Sinne derselben zu bekennen, in welchem Jansen sie gelehrt. Ohne diese Verwahrung und dieses Bekenntniß würde man nicht blos gegen die christliche Lauterkeit sich versündigen, sondern selbst an der strengen Gerechtigkeit und Ehrlichkeit. Es ist offenbar, daß der Pabst und die Bischöfe, welche das Formular abgefaßt haben, die Sätze in Jansens Sinn verdammen, daß sie voraussetzen, das Glaubensgesetz schließe die Thatsache schon in sich; alle

Welt versteht die Unterschrift so und sagt es laut, nur Wenigere sprechen es halblaut in Flugschriften aus; Niemand wagt es öffentlich zu erklären, daß er das Formular anders verstehe. Solche kaum halblaute Äußerungen aber kommen in Glaubenssachen nicht in Betracht, da hier das Licht offenbar vor die Menschen, nicht unter den Scheffel gestellt werden soll. Jede Unterschrift ohne die bestimmte Erklärung, daß man die fünf Sätze wohl in ihrem ketzerischen Sinn verdamme, aber in Jansens Sinn glaube, ist daher zweideutig und darum unehrlich.

Hätte Pascal nicht also Zeugniß von der Wahrheit abgelegt, so würde er nimmermehr dastehen und die gleisnerische Lüge und die dialektische Beschönigung der Sünde an den Pranger stellen dürfen, ohne die breite Heerstraße Derer zu wandeln, welche über die jesuitische Moral den Stab brechen und, als wären dadurch ihre Hände in Unschuld gewaschen, hingehen und nach den Grundsätzen handeln, welche sie selbst verdammen.

Drittes Kapitel.

Die Provinzialbriefe.

St. Beuve nennt Pascal wohl mit absichtlicher Doppelsinnigkeit le génie de Port-Royal, das wirklich über alle größeren und kleineren Talente des Vereins erhabene Genie, und zugleich den Genius, den Schutzengel von Port-Royal, das verklärte Port-Royal selbst. Wir müssen es uns vorbehalten, diesen Mann in seiner Persönlichkeit, im Grund seines Wesens und in seiner Entwicklung darzustellen, indem wir damit den zweiten Band dieser Geschichte zu eröffnen gedenken. Das köstlichste Pfand und Gleichniß seines Geistes hat er uns in seinen Gedanken über die Religion hinterlassen; sie sind das Vermächtniß eines Sterbenden, welcher zwar auch nur stückweise sieht, dem aber die fromme Ahnung, der Glaube zur Anschauung zu werden anfängt. Erst mit seinem Tode tritt der innerste Kern seines Wesens hervor; sein Tod aber fällt jenseits der uns zunächst gesteckten Schranken, so nahe Pascal auch Angelica auf dieser dunkeln Straße nachwallte.

Dagegen haben die berühmten lettres provinciales eine ganz unmittelbare Beziehung auf die uns hier beschäftigenden Verhältnisse. Sie sind zunächst durch diese Verhältnisse selbst, anfangs beinahe ohne Plan, hervorgerufen worden. Es war im Januar 1656; die Sache Dr. Arnaulds war eben bei der Sorbonne anhängig; die Geister, die Meinungen spalteten sich für oder wider. Doch war weder der Spruch dieser Körperschaft, noch die öffentliche Meinung zur Reife gediehen. Der Streit über so tiefliegende Fragen, von Leidenschaften, Parteiinteressen, äußerlichen Rücksichten und Auctoritäten geschürt, hatte die Hauptpunkte selbst mehr verwirrt, als ins Klare gebracht, beinahe Niemand wußte mehr, um welche Fragen es sich denn eigentlich handle. Die Gegner Arnaulds, über die äußeren Maßregeln einverstanden, waren im Grunde sehr unter sich verschieden; Manche standen zum Theil ihren eigenen Bundesgenossen in den wesentlichen Fragepunkten ferner, als dem gemeinschaftlichen Gegner, Arnauld. Denn mit Worten läßt sich nicht blos streiten, es läßt sich darauf auch ein äußerlicher Verein oder doch ein Waffenstillstand schließen, wenn es anderweitige Verhältnisse nothwendig machen. Aber gerade durch diese Verschiedenheit der Darstellung der Streitsache von Seiten der Gegner Arnaulds, durch ihre abweichenden Grundsätze mochten Menschen verschiedener Gesinnung und Ansicht gewonnen werden; wie man behauptete, die Jesuiten hegen absichtlich eine gewisse Verschiedenartigkeit der Grundsätze in ihrer Compagnie, um verschiedenen Leuten Verschiedenes anbieten zu können und gleichsam durch eine große Auswahl an Lebensregeln, an disciplinarischem Herkommen sich den Zulauf der Menge zu sichern. Allein man konnte auch eben diese Verschiedenheit in der Lehre bei den nur äußerlich vereinten Gegnern Arnaulds nachweisen, wodurch denn jede Anforderung, sich dem Spruch der selbst Uneinigen zu unterwerfen, als dappelt widersinnig und ungerecht erscheinen mußte.

So wurde denn Dr. Arnauld von seinen Freunden aufgefordert, den Stand der Rechts- und Streitfrage vor dem Publicum auseinanderzusetzen. Wenn er sich schweigend verhalte, gebe er sich den Schein, als verstumme er im Gefühl seines Unrechts.

Er las bald darauf dem Kreise der Seinigen eine solche Arbeit vor; es war im Schloß Vaumürier. Allein da man ihm

kein Zeichen des Beifalls und der Zustimmung gab, sagte er: Ich sehe, ihr findet diese Schrift nicht gut, und ich glaube, ihr habt Recht; er wandte sich an Pascal mit den Worten: Sie sind jung, Sie sollten etwas thun. Dieser legte sogleich Hand an das Werk; er las seinen ersten Brief dem Vereine dieser Männer vor. Arnauld war der Erste, welcher sich durchaus befriedigt bezeigte und den Druck verlangte. So gab ein Brief immer wieder Veranlassung und Muth zu einem neuen. Der Beifall war allenthalben beispiellos. Einen so auffallenden Erfolg hatte noch kein Schriftsteller in Frankreich gehabt. — Der Titel lautete: Lettres écrites par Louis Montalte à un provincial de ses amis, daraus der Kürze halber bald nur lettres provinciales gemacht wurde. Der Freund in der Provinz, wenn überhaupt ein solcher angegeben werden muß, war Perrier, Schwager Pascals, bei dem Gerichtshofe in Clermont. Pascal nennt sich Montalte (Hochberg) nach seinem gebirgigen Vaterlande, der Auvergne. Diesem Perrier also sandte ein Freund den 17. Brief mit der Bitte, denselben nicht sogleich zu zeigen, „weil erst 10,000 Exemplare davon aufgelegt seien; da aber noch viel mehrere nöthig sind, könnte es leicht geschehen, daß etwas daran verändert würde". Die Briefe wurden auch bald in alle neu-europäische Sprachen übersetzt, von Nicole als Wendroc ins Latein. Widerlegungen und Schutzschriften, Ausgaben mit Anmerkungen wurden mehrere Jahrzehnde fort in großer Menge gewechselt. Umsonst schritten der Hof, die Kurie, einige Parlamente mit Verdammung der Schrift ein. (Das Parlament in Bordeaux war nicht dazu zu bestimmen.) Das Interesse für die Briefe selbst schien dadurch nur gesteigert zu werden. Sie waren eine wichtige Diversion gegen die Jesuiten. Die Geistlichkeit der Normandie, die Pfarrer von Paris nahmen diese Flammenzeichen wahr, die unevangelischen, die unsittlichen Grundsätze der Jesuiten für den Beichtstuhl auszuheben und die öffentliche Rüge derselben, selbst durch die oberste Kirchenbehörde zu betreiben. Pascal, Nicole, Arnauld wurden mittelbar beauftragt, im Namen der versammelten Pfarrer Schriften gegen die „schlaffe Moral" der Jesuiten ausgehen zu lassen. Die Vertheidigung der Casuisten war so ungeschickt und schamlos, daß sie selbst einer päbstlichen Censur verfielen, während die Pfarrer, die mit dem Volke zunächst in Berührung stehende Geistlichkeit des

nördlichen Frankreichs, besonders die von Paris, nunmehr theilweise mit Port-Royal Eine gemeinschaftliche Sache zu verfechten hatten. Da nach mehr als einem Jahrhundert 1789 die schöneren, täuschenden Anfänge einer friedlichen Wiedergeburt der Nation auch für die Wiedererweckung einer freien, lebendigen Kirche Hoffnung gaben, da fanden sich abermals die Reste des Jansenismus und die Landgeistlichen zusammen, zu diesem Geschäfte freudig Handreichung zu thun. — Die Jesuiten wußten durch ihre Schmiegsamkeit die Verdammung der Ihrigen für den Augenblick unschädlicher zu machen; verloren sie auch zum Theil die öffentliche Meinung, so behielten sie doch festen Fuß bei den öffentlichen Gewalten. Selbst diesen Siegestrophäen Port-Royals war ein Stachel des drohenden Untergangs beigegeben. Während der Erzbischof von Rouen die jesuitische Moral verdammt, verlangt er allgemeine Unterschrift für die Censur der vier Sätze. — Die drei ersten und die drei letzten Briefe, der 16, der 17 und 18. Brief, beziehen sich zunächst auf die Verhältnisse und Fragen, welchen wir bisher gefolgt, auf das Dogma, auf Arnaulds Rechtssache bei der Sorbonne, auf die vier Artikel und andere Angriffe gegen Port-Royal. Als man einerseits den ungemeinen Eindruck bemerkte und das Glück, welches die Briefe machten, und als andererseits Arnaulds Ausstoßung von der Sorbonne ausgesprochen war, ermannte sich Pascal, aus der Vertheidigung zum Angriff zu schreiten, den Gegnern die Frucht des ehrlosen Sieges über seinen Freund zu rauben. Das ist die Veranlassung zu den Angriffen auf die jesuitische Moral von dem 4. bis 15. Briefe. Durften wir nicht unbeachtet lassen, wie diese im Augenblick auf die Gestaltung des Streites wirkten, so können sie doch ihre Würdigung erst finden, wenn die positiven Grundsätze Pascals über das allein Wahre und Gute entwickelt sind. Denn die Verneinung, die Protestation haben nur in dem Positiven, im reellen Glauben ihre Wahrheit. Manche Rüge jesuitischer Grundsätze müßte kleinlich und unbillig erscheinen, hätte sie nicht ihren Grund in Pascals strenger Gewissenhaftigkeit, in seinem unbedingten Streben nach dem wahrhaft Guten und Wahren, welches ihm das allein Objective, das einzige Sein ist. Nur wer also gegen sich selbst unerbittlich ist, darf es auch gegen Andere sein.

Pascals Briefe stehen wie auf dem Gipfel der Literatur von

Port-Royal, so in ihrer Mitte; sie bilden eigentlich den Übergang von der ersten Epoche derselben zur zweiten. Sie erörtern das Dogma, noch mehr aber die Grundfragen der Sittenlehre. Jene erste Epoche war vorherrschend dogmatisch; Jansens Augustin überragt beiweitem alles Übrige; wie daraus die Verfolgung und tausendfache Anfechtung sich erhob, so gab diese Lehre auch die Kraft, dies Leiden zu tragen. Doch lag nothwendig ein reicher Schatz an moralischen Principien in diesem Werke, wie sie denn auch darin in besonderen Abschnitten weitläufig, mit Gründlichkeit behandelt werden. Die Schrift Arnaulds über die häufige Communion hatte einen dieser Punkte der praktischen Sittenlehre, die Moral des Beichtstuhls betreffend, herausgehoben. Ein neues Glied nur in dieser Entwicklung, in dieser Richtung sind unsere Briefe. Theils der Erfolg in diesem Gebiete, theils die Unmöglichkeit auf dem dogmatischen die eigenthümliche Tendenz Port-Royals fortzuführen, mußte seine Freunde auf das mehr sittliche Gebiet hinüberführen; da aber ein tiefes inneres Bedürfniß dabei zu Grunde lag, mußte auch etwas Anderes, als eine blos formelle Sittenlehre daraus erwachsen. Es war vielmehr die Erbauung, die innere Veredlung, Evangelisirung und Erlösung des Menschen, was Nicole in seinen Versuchen über die Moral, Quesnel in seinen Schriften, und namentlich in seiner Auslegung des Neuen Testaments bezweckte und wirkte.

So bleibt denn für uns zunächst nur der Theil dieser Briefe, welcher sich vorherrschend mit dogmatischen Fragen befaßt.

Auch in der Art der Bearbeitung verrathen sich unsere Briefe als ein Product von Port-Royal. Obgleich Pascal die Autorschaft bleibt, wurden ihm doch durch mehrere Freunde wesentliche Dienste dabei geleistet. Es war eine Art gemeinsamer Arbeit; Nicole verbesserte den 2, 8, 13, 14. Brief, den ersten sah er mit Arnauld durch. Er soll Pascal zu dem 9, 11 und 12. Briefe den Plan gemacht, ihm zu den drei letzten die Materialien geliefert haben. Solche gemeinsame Leistung, statt das Verdienst zu verringern, ehrt vielmehr den Hauptarbeiter, wie seine Gehülfen. Denn den Meisten dürfte es wohl leichter werden, den Inhalt von hundert Bänden zu Einer Arbeit zusammenzufassen, als sich mit anderen Männern zu Einer Geistesthat bestimmend und empfangend zu durchdringen. Denn das rechte Geben, wie das rechte

Nehmen, das wahre Gehorchen und Bestimmen, die lebendige Einheit und das Maas in Beiden ist eine nur Auserwählten geschenkte Kunst.

Es ist freilich wiederum auch nicht zu verkennen, daß Pascal wohl tiefer in das Wesen der Casuistik eingedrungen wäre, hätte er vielmehr die Werke derselben im Zusammenhang gelesen, statt daß er sie wahrscheinlich großentheils nur aus den ihm vorgelegten Auszügen kennen lernte.

Er hatte sich zu der Verfassung dieser Briefe in eine Herberge zum König David in der Straße des Poirées, mitten in Paris, dem Jesuitencollegium gegenüber, gesetzt. Die Jesuiten glaubten die Werkstätte, daraus so scharfe Pfeile hervorgingen, sich nicht also nahe. Perrier kam um diese Zeit nach Paris und stieg in demselben Gasthofe ab, ließ sich aber nicht anmerken, in welchem Verhältniß er mit seinem Zimmernachbar stand. Der Jesuite Fretat besuchte ihn hier, theilte ihm als Verwandter mit, man halte in der Compagnie Pascal für den Verfasser dieser Briefe, und bat ihn, seinen Schwager von einem so gefährlichen Unternehmen abzumahnen. Perrier war sehr froh, als der Pater mit seinem Begleiter abgetreten war, denn es lagen auf seinem Bette etwa 20 Exemplare des 7. und 8. Briefes zum Trocknen ausgebreitet, ohne daß sie jedoch dafür erkannt worden wären.

Der Ton ist sich in den Briefen nicht immer gleich geblieben. Anfangs ist es mehr die Sprache des lebendigen Zwiegesprächs; indem Pascal theils in der Lebendigkeit des Briefstyls mit seinem Freunde in der Provinz sich unterredet, theils die Gespräche mehrerer Personen unter sich erzählt. Dieser gleichsam gedoppelte Dialog erhöht seine Lebendigkeit. Wie denn überhaupt die Schriftsteller von Port-Royal ihren Styl auf bestimmte Regeln zurückzuführen pflegten, so hatte auch Pascal als Gesetz der Kunst des Schriftstellers festgestellt: 1) Der Leser oder vielmehr Der, mit welchem wir reden, muß die vorgebrachten Dinge ohne Mühe und mit Vergnügen verstehen; 2) er muß Interesse dafür bekommen, so daß die Eigenliebe ihn um so eher dazu bewege, darüber nachzudenken. Ein näheres, gegenseitiges Verhältniß des Schriftstellers und des Lesers, eine Art von Rapport, schien ihm nothwendig, daher er den Eindruck jedes Satzes und Wortes zuerst an seinem eigenen Gefühl, an eigener Erfahrung erproben wollte.

Nur das tiefe Studium des menschlichen Herzens giebt uns die rechten Verhältnisse der Rede. — Nach und nach wird das Zwiegespräch in den Briefen zur Rede; es ist als sähen wir ihn mit ausgerecktem Arme auf der Rednerbühne, vor dem Parlament, vor Tausenden, vor Vaterland und Kirche die verderblichen Lehren der Gegner, diesen gleisnerischen Hochverrath an der menschlichen, an der christlichen Gesellschaft anklagen. Er erinnert uns an die Philippica des alten Anton Arnauld.

Es wäre ein Leichtes, eine Masse von Zeugnissen und Urtheilen beizubringen, welche die Briefe Pascals beinahe über alle anderen Producte, namentlich der classischen Literatur Frankreichs erheben. Voltaire, welcher über die theologischen Streitigkeiten des Jansenismus so unerbittlich gespottet und welcher im Angesicht der Verwirrung, darein der über ein Jahrhundert fortgesetzte Wortwechsel sich am Ende verlieren muß, geneigt sein mußte, auch seine Anfänge also aufzufassen, Voltaire fällt in seiner Geschichte Louis XIV folgendes Urtheil darüber: Das erste Buch von Genie in französischer Prosa waren die Provinzialbriefe. Alle Arten von Beredtsamkeit sind darin befaßt. Es findet sich darin kein Wort, das seit hundert Jahren unter der Veränderung gelitten hätte, welche so oft die lebenden Sprachen umwandelt. Auf dieses Buch ist die Epoche der Fixirung unserer Sprache zurückzuführen. Der Bischof von Lúçon, der Sohn des berühmten Bússy, hat mir gesagt, daß er einmal den Bischof von Meaux (Bossuet) gefragt, welches Buch er am liebsten geschrieben haben möchte, wenn er nicht die seinigen gemacht hätte. Bossuet antwortete ihm: Die Provinzialbriefe.

Bossuets Urtheil ist gewiß unparteiisch und competent; freilich bezieht sich diese Classicität zum Theil auf die Sprache selbst, welche dem Franzosen ungleich mehr ein Gegenstand objectiven Studiums ist, als selbst jetzt noch dem Deutschen die seinige. Ein großes Verdienst dieser Briefe beruht allerdings darauf, daß sie ganz aus den Fragen der Zeit hervorgingen, was ihnen einerseits diesen ungeheuren Beifall vermittelte, während es andererseits scheint, als hätte er mit den Interessen des Augenblicks abnehmen müssen.

Allein haben denn nur die Werke des Alterthums das Vorrecht, immer schön zu bleiben? oder vielleicht die Werke der bil-

denden Kunst? als wäre allein die sichtbare Natur ewig dieselbe, als hätte nicht auch der menschliche Geist seine Gesetze, seinen Gehalt, seine eigenthümlichen Äußerungen, welche dieselben bleiben auch unter den mannichfaltigsten Verhältnissen. Waltet ja doch eine Art Seelenwanderung in der Geschichte; es ist derselbe Geist, welcher in unseren Tagen und vor zwei Jahrhunderten sich unter verschiedenen Leibern, Masken und Gestalten halb verborgen hat und halb verrathen. So müssen denn wir selbst den uns hier geschilderten Charakteren, den feineren Wendungen und Ausflüchten, wir müssen der Wahrheit und der Täuschung Leben geben; die Sachen, die Umrisse giebt uns Pascals Feder, wir aber müssen die persönliche, lebendige Wahrheit dazu geben. — Wir nehmen hier zunächst die beiden ersten Briefe Pascals, darin er zeigt, wie die Gegner Arnaulds nur in der Feindschaft gegen ihn Eins sind. Während die Dominikaner in Rom die Vereinigung mit den Jesuiten und ihrer Lehre abgelehnt, hielten es die Dominikaner in Frankreich und in der Sorbonne mit diesen gegen die Vertheidiger der angestammten augustinischen Lehre ihres eigenen Ordens. Kein Wunder, denn Augustins Lehre war Arnaulds Freunden eine lebendige, der Ausdruck lebendigen Bedürfnisses und ihrer innersten Erfahrung, den meisten Dominikanern in dogmatischen, scholastischen Formeln verknöcherte Überlieferung. Alvarez hatte den neuen Thomisten einige Formeln für eine allgemeine, aber unkräftige Gnade gegeben; in diesen Wörtern vielmehr, als Worten lag das Geheimniß eines rein äußeren Übereinkommens mit den Jesuiten.

Wird vielleicht auch in unseren Tagen ein ähnliches, nicht ganz ehrliches Spiel getrieben mit bloßen Wörtern? wird vielleicht auch in unseren Tagen in den Fragen, welche die höchsten Interessen der Menschen betreffen, mit bloßer werthloser Papiermünze bezahlt, welche man für widerrufen erklärt, sobald man es für passend hält? Werden nicht Tausende dadurch getäuscht? Der Muth der Ehrlichkeit, welcher auf dem unerschütterlichen Glauben an die Kraft und den nothwendigen Sieg der Wahrheit beruht, fehlt wohl noch Vielen. Und wie einst Thomisten und Jesuiten es vortheilhaft fanden, sich den Anschein zu geben, als wären sie einig über die Lehre, um einen Dritten aus dem Wege zu räumen, so findet es sich vielleicht auch in unseren Tagen, daß

buchstabengläubige, leblose Orthodoxie sich verbindet mit nicht minder seelenloser Neologie auf halbscholastische Ausdrücke und Formeln hin, mit dem stillschweigenden Vertrag, daß sich jeder Theil darunter denken möge, was er wolle, um Diejenigen zu unterdrücken, welche aus dem innersten Born christlicher Wahrheit und Lebens schöpfen und den Leib des Herrn in einem für Viele neuen und doch uralten Geiste aufzubauen streben.

Die Thomisten, die Altorthodoxen der Kirche, schienen allerdings eifersüchtig gegen Diejenigen, so die alten Lehren der Kirche nun mit Kraft als eine lange verhüllte Wahrheit verkündigten; es lag für sie, für die alten Wächter derselben, ein Vorwurf darin, als hätten sie das ihnen anvertraute Leuchtfeuer erlöschen lassen. Allein noch mehr wirkte auf die Thomisten oder Dominikaner der bindende Ausspruch des Pabstes, das unabweisbar aufgedrungene Glaubensgesetz. Der Zwang der Symbole und der Unterschriften war zu allen Zeiten die Quelle der Unlauterkeit, welche das Geistige, die innere Überzeugung um des Äußeren willen in seiner Entwicklung erstickte und zum Opfer brachte.

So hat denn jede wahre Schilderung menschlicher Eigenthümlichkeiten und Verhältnisse ihre gleichsam prophetische Perspective; sie erfüllt sich zu jeder Zeit wieder an anderen Persönlichkeiten, mit veränderten Namen und Formeln. Nur wer sie zu deuten weiß, aus seiner Anschauung zu beleben, hat und genießt sie ganz.

Pascal erinnert uns durch die Weise, wie er die Dominikaner, zumal auch in den letzten Briefen, behandelt, an die Stellung, welche Paulus vor dem Gericht einnahm, indem er sich an die Pharisäer wandte und betheuerte, er werde um der Hoffnung der Auferstehung willen verfolgt. Nur liegt in Pascal eine scharfe Züchtigung für die falschen Freunde, welche die ihnen verwandte Wahrheit anklagen und ihren natürlichen Feind mit einem Judaskusse umarmen.

Wir theilen hier einige dieser Briefe selbst mit, die auch Frauen und Ungelehrte in den Stand setzten, über die tiefsten Doctrinen zu urtheilen, welche das Leben beherrschten. So classisch die Weise ist, darin dieses ausgeführt worden, darf man doch wohl sagen, daß jetzt von hundert Personen, welche diese Briefe dem Namen nach kennen, welche vielleicht bei Gelegenheit ihre Classicität aussprechen, kaum Eine sie wirklich gelesen. Es

giebt eine ganze Klasse solcher Bücher und beinahe unbekannterweise gerühmter Classicitäten. Worin liegt wohl der Grund davon?

Der erste Brief Montaltes an seinen Freund in der Provinz ist geschrieben aus Paris vom 23. Januar 1656:

Wir waren sehr im Irrthum. Erst gestern wurde ich enttäuscht; bis dahin dachte ich, der Gegenstand der Streitigkeiten an der Sorbonne sei sehr bedeutend, von äußerster Wichtigkeit für die Religion. So viele Versammlungen einer so berühmten Körperschaft, wie die der theologischen Facultät zu Paris ist, wobei so viele ganz besondere und beispiellose Sachen vorgefallen, lassen davon eine so hohe Idee fassen, daß man nothwendig glauben muß, es handle sich dabei um einen ganz außerordentlichen Gegenstand. Indeß werden Sie sehr überrascht sein, wenn ich Ihnen melde, auf was dies große Aufheben hinauskommt, wie ich es Ihnen denn in wenigen Worten sagen will, nachdem ich mich vollkommen darüber unterrichtet.

So eröffnet Pascal seinen Brief. Die Art, wie er die Sache anfaßt, verräth seine Kenntniß der die Menge beherrschenden Ansichten und Vorurtheile. Die Meisten, wenn sie von Streitigkeiten über theologische oder philosophische Sätze hören, sind sehr geneigt, das Ganze für einen Wortstreit zu halten, da ihnen der Grund und Zusammenhang der fraglichen Punkte doch verborgen bleiben muß und allerdings bei jedem längeren Streiten beide Theile sich in gewissen Formeln festrennen und verhärten, wie in einer Schale, dabei das Wort an und für sich leicht eine unverhältnißmäßige Bedeutung gewinnt. Pascal wußte wohl, daß es sich dabei um wesentliche Grundlehren der Kirche handle; allein die Sache bot doch auch eine solche Seite dar, und es war nicht wenig gewonnen, wenn er die lesende Welt überzeugte, nicht sowohl der Streit selbst beruhe auf wesenlosen Formeln, als die Einigung der gegen Arnauld thätigen Parteien; nur äußere, persönliche Gründe bestimmen die thomistische Partei, unter dem Vorwande einiger nichtssagenden Worte, Männer anzufeinden, welche dieselbe Grundlehre mit ihnen theilen. Schon früher war gesagt worden, die Anklage des Jansenismus sei eine bloße Einbildung, die angebliche Irrlehre, welche man zu bekämpfen sich den Anschein gebe, ein Hirngespinnst, ein Fantom, ein Kindermärchen.

Es lag dabei die Wahrheit zu Grunde, die auguſtiniſche Lehre ſei die rechte Kirchenlehre; daher könne von einem von der Kirchenlehre abweichenden Janſenismus gar nicht die Rede ſein. Dieſe Seite der Sache iſt die dem Witze am meiſten Stoff darbietende. Darum bemeiſtert ſich ihrer auch Pascal, und ihn nachahmend andere, minder feine Satiren. Noch bis in das vorige Jahrhundert herunter wiederholt ſich dieſe Darſtellung der Streitfragen. Da aber in dieſer Auffaſſung der Streitpunkte nur ſo viel Wahrheit liegt, als zu einem Witze nöthig iſt, nicht der ganze Grund der Sache, ſo hat ſie nicht wenig zur Verwirrung des Streites beigetragen, den Janſeniſten geſchadet, indem ſie dadurch die wirklichen Verſchiedenheiten der Lehre zu verheimlichen ſchienen; ganz beſonders aber hat es den Scherzen Voltaires in die Hände gearbeitet, welcher einer des ewigen Streites müden Zeit die erwünſchte Verſicherung gab, es ſei ein bloßer Wortſtreit, welcher ſeit einem Jahrhundert die katholiſche Kirche erſchüttert; alle ſolche theologiſchen Streitigkeiten ſeien von Anfang der Kirche an nur Wortkriege geweſen, durch Leidenſchaften angefacht. Dieſe Anſichten mußten offenbar nicht wenig dazu beitragen, den Glauben an die durch ſolche Kämpfe feſtgeſtellten, poſitiven Lehren der Kirche zu untergraben.

Pascal fährt fort: Man unterſucht in der Sorbonne zwei Fragen; die eine betrifft eine Thatſache, die andere ein Geſetz.

Die Thatſache betreffend, handelt es ſich darum, ob Arnauld ein frecher Menſch iſt, weil er in ſeinem zweiten Briefe geſagt, er habe das Buch von Janſen genau geleſen, ohne darin die vom ſeligen Pabſt verdammten Sätze zu finden; jedoch, wie er dieſe Sätze überall verdamme, wo er ſie nur immer finde, verdamme er ſie auch in Janſen, wenn ſie in ihm enthalten ſeien. — Es handelt ſich alſo hierbei darum, ob er ohne Frechheit ausſprechen konnte, er zweifle daran, ob dieſe Sätze in Janſen ſeien, nachdem doch die Biſchöfe erklärt, ſie ſeien darin.

Die Sorbonne war darüber ſelbſt uneins; die Einen gaben ihm Recht, Manche erklärten, ſie zweifeln ſehr daran, ob man die Sätze in dem Buche nachweiſen könne; die Mehrzahl, großentheils Mönche, beharrt bei der Verdammung von Arnaulds Satz, ohne ſich auf die Unterſuchung einzulaſſen, ob, was er geſagt, wahr oder falſch ſei; denn es handle ſich ja nicht um die

Wahrheit, sondern nur um die Frechheit seines Satzes.

Mir für meinen Theil macht es keine Anfechtung, wie es mit dieser Thatsache steht, ob Arnauld sich Frechheit hat zu Schulden kommen lassen oder nicht; aber wenn ich mich fürchtete, gleichfalls der Frechheit zu verfallen, würde ich wohl der Mehrzahl der Leute, welche ich sehe, folgen. Denn nachdem sie bisher auf das dem Publicum gegebene Wort hin geglaubt, diese Sätze seien in Jansen, fangen sie nunmehr an, das Gegentheil zu argwöhnen, da man sich sonderbarerweise weigert, die Sätze in dem Buche nachzuweisen, wie ich denn noch Niemanden gefunden, welcher mir versichert hätte, er habe sie darin gesehen. (Die Jansenisten konnten freilich mit Recht nur behaupten, die Sätze finden sich nicht wörtlich, nicht in dem Sinne in dem Buche, in welchem sie allein von der Kirche haben verdammt werden können; denn sie lehrten ja, die Sätze haben auch einen katholischen, augustinischen Sinn, welcher sich bei Jansen finde.) So fürchte ich denn, diese Censur möchte mehr schaden, als nützen, sie möchte bei Denen, welche den Hergang genauer kennen, eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Denn die Welt wird offenbar mistrauisch und glaubt die Sachen nur, wenn sie dieselben sieht. Aber, wie ich schon gesagt, dieser Punkt ist von geringem Belang, da es sich dabei nicht um den Glauben handelt.

Der Artikel des Glaubensgesetzes scheint viel bedeutender, eben weil er ja den Glauben selbst berühren soll. Daher habe ich mir besondere Mühe gegeben, mich darüber zu unterrichten. Sie werden aber sehr befriedigt sein, wenn Sie sehen, daß es eine eben so unbedeutende Sache ist, als die erste.

Es handelt sich darum, daß Arnauld in demselben Briefe gesagt: Die Gnade, ohne welche wir nichts vermögen, hat St. Petrus bei seinem Falle verlassen. — Wir Beide glaubten, es handle sich dabei um die wichtigsten Grundsätze über die Gnade, als: ob sie nicht allen Menschen geschenkt sei, oder ob sie durch sich selbst (allein) wirksam sei; aber wir hatten uns sehr getäuscht. Ich bin in kurzer Zeit ein großer Theologe geworden, und Sie sollen Beweise davon haben.

Um die Sache nach der Wahrheit zu erfahren, ging ich zu St., Doctor des Collegiums zu Navarra, welcher nahe bei mir

wohnt, wie ihr wißt, einem der eifrigsten Gegner der Janseniſten. (Es iſt dies offenbar ein Thomiſt.) Da mich nun meine Wißbegierde beinahe eben ſo feurig machte, als er es iſt, fragte ich ihn, ob ſie nicht beſtimmt erklären wollten, die Gnade ſei Allen geſchenkt, damit man fürder dieſen Zweifel nicht mehr vorbrächte. Allein er verwies mir dies ſcharf und erklärte: das ſei nicht der Streitpunkt. Es gebe auf ſeiner Seite Leute, welche behaupten, die Gnade ſei nicht Allen gegeben. Die Examinatoren ſelbſt haben in verſammelter Sorbonne dieſe Meinung für problematiſch erklärt; er ſelbſt ſei dieſer Anſicht und bewies mir dies durch die berühmte Stelle Auguſtins: Wir wiſſen, daß die Gnade nicht allen Menſchen gegeben iſt.

Ich entſchuldigte mich nun, daß ich ſeine Anſicht falſch verſtanden, und bat ihn, mir zu ſagen, ob ſie nicht wenigſtens den anderen Satz der Janseniſten verdammen, welcher ſo viel Lärm mache: Die Gnade iſt durch ſich ſelbſt (allein) wirkſam, ſie beſtimmt unſeren Willen unwiderſtehlich das Gute zu thun. Aber, ſiehe da, ich war mit dieſer zweiten Frage nicht glücklicher! Ihr verſteht nichts davon, antwortete er; es iſt dies keine Ketzerei, vielmehr eine orthodoxe Anſicht, welche ich ſelbſt bei meiner Disputation in der Sorbonne durchgefochten.

Ich wagte nicht, ihm meine Zweifel vorzulegen; ich wußte weiter nicht, wo denn die Schwierigkeit liege, und bat ihn alſo, um mich darüber aufzuklären, worin denn eigentlich die Ketzerei in dem Satze Arnaulds liege. — Dieſe liegt darin, antwortete er mir, daß er nicht anerkennt, die Gerechten haben auf die Weiſe, wie wir es verſtehen, das Vermögen, Gottes Gebote zu erfüllen. — Ich verließ ihn nach dieſer Belehrung, und ſtolz, daß ich nun den Knoten der Sache wiſſe, ſuchte ich Herrn N. auf, welcher ſich mit jedem Tage beſſer befindet und ſchon geſund genug war, mich zu ſeinem Schwager zu führen, einem Janseniſten, wenn es je einen gegeben, dabei aber doch einem ſehr guten Manne. Um deſto beſſer aufgenommen zu werden, ſtellte ich mich, als gehörte ich entſchieden zu den Seinigen und ſagte: Sollte es möglich ſein, daß die Sorbonne die Irrlehre in die Kirche einführte, alle Gerechten haben immer das Vermögen, die Gebote zu erfüllen. — Wie reden Sie? ſprach mein Doctor. Sie nennen Irrlehre einen ſo katholiſchen Satz, welchen allein

die Lutheraner und Calviniſten beſtreiten? — Was, ſagte ich, das iſt nicht Ihre Anſicht? — Nein, erwiderte er, wir verfluchen ſie als ketzeriſch und gottlos. Ich war überraſcht über dieſe Antwort und fand, daß ich diesmal zu ſehr den Janſeniſten gemacht, wie vorher zu ſehr den Moliniſten. Da ich mich aber von der Wahrheit ſeiner Antwort noch nicht überzeugen konnte, bat ich ihn, mir im Vertrauen zu ſagen, ob er behaupte, daß die Gerechten immer ein wahres Vermögen haben, die Gebote zu beobachten. Der gute Mann wurde ganz warm darüber, jedoch in frommem Eifer, und betheuerte: er verleugne ſeine Geſinnungen vor Niemandem, wer es auch ſei. Das ſei allerdings ſeine feſte Überzeugung. Er und die Seinigen werden dieſen Satz bis auf den Tod vertheidigen, als die lautere Lehre von Thomas und Auguſtin. (Nach Janſen hat jeder Menſch eine ganz abſtracte Freiheit, ſofern ſie zur Zurechnung nöthig iſt; der Gerechte hat allerdings das Vermögen zum Guten, da man nur durch die das gute Werk nothwendig mit ſich bringende Gnade gerecht iſt. Sobald der bisher Gerechte, in Folge ſündiger Anwandlungen, von der Gnade verlaſſen wird, iſt er nimmer gerecht; es bleibt ihm auch nicht das wirkliche Vermögen, Gutes zu thun, wie die Jeſuiten von Jedem behaupten, welcher einmal durch die Aufnahme in die Kirche die Gnade empfangen hat. Pascal geht über dieſe Unterſcheidungen weg und dürfte ſich allerdings ſelbſt den Vorwurf zuziehen, welchen er den Gegnern macht, im trüben Waſſer ſein Netz auszuwerfen.)

Dieſer Janſeniſt ſprach mit ſolchem Ernſte, daß ich keinen Zweifel hegen konnte. Auf dieſe Verſicherung kehrte ich zu meinem erſten (thomiſtiſchen) Doctor zurück und erklärte ihm mit großem Wohlgefallen, ich ſei überzeugt, der Frieden müſſe bald zwiſchen den Parteien in der Sorbonne abgeſchloſſen werden. Die Janſeniſten ſeien einverſtanden über das Vermögen der Gerechten, die Gebote zu erfüllen. Ich ſei bereit, Bürgſchaft zu leiſten, ich wollte es ſie mit ihrem Blute unterzeichnen laſſen. — Ganz ſchön, ſprach er, man muß Theologe ſein, um der Sache auf den Grund zu ſehen. Der Unterſchied zwiſchen uns iſt ſo fein, daß wir ihn kaum ſelbſt angeben können; es würde Ihnen zu ſchwer werden, ihn zu verſtehen. Daher mögen Sie ſich damit begnügen, zu wiſſen, daß die Janſeniſten Ihnen immerhin erklä-

ren mögen, daß alle Gerechten immer (so lange sie gerecht sind, die gerecht machende Gnade haben) das Vermögen haben, die Gebote zu erfüllen. Darum streiten wir auch nicht. Aber sie werden Ihnen nie sagen, dieses Vermögen sei ein naheliegendes (prochain). Das ist der eigentliche Punkt.

Dieses Wort war mir neu und unbekannt. Bis dahin hatte ich diese Angelegenheiten verstanden; dieser Ausdruck aber warf mich ins Dunkel zurück; ich glaube, er ist nur erfunden, die Sache zu verwirren. Ich bat ihn daher um eine Erörterung. Allein er machte gegen mich ein Geheimniß daraus und entließ mich ohne weiteren Aufschluß; ich solle die Jansenisten fragen, ob sie dieses naheliegende (stets zu unserer freien Verfügung stehende) Vermögen annehmen. Ich belastete mein Gedächtniß mit diesem Ausdruck; denn meine Erkenntniß hatte keinen Theil daran. Daher suchte ich, aus Furcht, ihn zu vergessen, eilends meinen Jansenisten wieder auf und sprach sogleich nach den ersten nothwendigen Artigkeitsformeln: Sagen Sie mir doch gefälligst, ob Sie das naheliegende Vermögen (Gutes zu thun) zulassen? Er fing an zu lachen und sagte ganz trocken: Sagt mir einmal, in welchem Sinne Sie es verstehen; dann will ich Ihnen auch sagen, was meine Überzeugung darüber ist. Da meine Kenntniß nicht so weit reichte, sah ich mich auf dem Punkte, ihm nicht mehr antworten zu können. Um indeß keinen fruchtlosen Besuch gemacht zu haben, sprach ich auf gut Glück zu ihm: Ich verstehe es im Sinne der Molinisten. — Er erwiderte darauf, ohne sich dadurch aus seiner Ruhe bringen zu lassen: An welche Art von Jansenisten verweisen Sie mich? Ich bot sie ihm alle zusammen, da sie ja doch nur Eine Masse ausmachen und in demselben Geiste handeln. — Er aber hob an: Sie sind sehr wenig darin unterrichtet. Es sind diese Leute so wenig derselben Gesinnung, daß sie vielmehr ganz verschiedene Ansichten haben. Da sie aber Alle in dem Plane Eins sind, Arnauld zu Grunde zu richten, sind sie über diesen Ausdruck „naheliegend" übereingekommen, so daß die Einen und die Anderen sich seiner bedienen sollten, ob sie ihn gleich verschieden verstünden, nur um dieselbe Sprache zu reden und durch diese scheinbare Übereinstimmung eine beträchtliche Masse zu bilden, womit sie ihn unfehlbar unterdrücken könnten.

Diese Antwort setzte mich in Erstaunen. Ohne jedoch diesen Eindrücken der böswilligen Absichten der Molinisten Raum zu geben, welche ich nicht auf ein bloßes Wort hin glauben will und woran ich kein Interesse habe, hielt ich mich allein an Erforschung des verschiedenen Sinns, welchen sie diesem mysteriösen Worte „naheliegend" geben. Er sagte zu mir: Ich wollte Ihnen gerne Aufschlüsse darüber geben, aber Sie würden einen so anstößigen Widerspruch darin finden, daß Sie Mühe hätten, es zu glauben. Ich würde Ihnen verdächtig sein. Sie werden Ihrer Sache gewisser werden, wenn Sie es von diesen Leuten selbst vernähmen; ich will Ihnen die Männer nennen. Sie brauchen nur einen Le-Moine und den Pater Nicolai, Jeden besonders zu besuchen. — Ich kenne aber den Einen so wenig als den Anderen, antwortete ich. — Er nannte mir nun Mehrere ihrer Anhänger, durch welche ich bei denselben eingeführt werden könnte, davon ich denn auch Einige kannte. Ich entschloß mich, seinem Rath zu folgen, und ging zunächst zu einem der Schüler Le-Moines (des Jesuiten; Nicolai ist der Stellvertreter der neuen Thomisten). — Ich bat ihn sehr, mir zu sagen, was es heiße: Das naheliegende Vermögen haben etwas zu thun. Dies ist etwas Leichtes, sagte er; es heißt dies so viel, als Alles haben, was nöthig ist, es zu thun, so daß nichts fehlt, um zu handeln. — Also, sagte ich, das naheliegende Vermögen haben, über einen Fluß zu setzen, heißt, einen Nachen, Fährleute, Ruder u. s. w. haben, so daß mir nichts fehlt. — Ganz gut, antwortete er. — Und das naheliegende Vermögen haben, zu sehen, sprach ich zu ihm, heißt, ein gutes Gesicht haben und in vollem Tageslicht stehen. Denn wer ein gutes Gesicht in der Finsterniß hätte, hätte nach Euch nicht das naheliegende Vermögen, zu sehen, da ihm ja das Licht mangelte, ohne welches man ja doch nicht sehen kann. — Ganz richtig, erwiderte er. — Folglich, fuhr ich fort, wenn Sie sagen, alle Gerechten haben das naheliegende Vermögen, die Gebote zu beobachten, so verstehen Sie darunter, daß sie immer alle zur Erfüllung nothwendige Gnade haben; also daß ihnen von Seiten Gottes nichts fehlt. — Versteht es wohl, sagte er, sie haben immer, was sie nöthig haben, um die Gebote zu beobachten, oder wenigstens um Gott darum zu bitten. — Ich verstehe es, antwortete ich, sie haben Alles, was sie brauchen,

Gott um seinen Beistand zu bitten, ohne daß es nöthig wäre, daß sie von Gott eine neue Gnade zu beten empfingen. — Sie verstehen es ganz recht, sprach er. — Es ist also nicht nöthig, daß sie noch eine (besondere) wirksame Gnade erhalten, um zu Gott zu beten? — Durchaus nicht, erwiderte er, nach Le-Moine.

Um die Zeit nicht zu verlieren, ging ich sofort zu den Jakobinern [1]) und meldete mich bei Denen, welche ich als neue Thomisten kannte. Ich bat sie, mir zu sagen, was man unter dem naheliegenden Vermögen zu verstehen habe. Ist es nicht ein solches, fragte ich sie, welchem zur wirklichen Handlung nichts mangelt? — Nein, antworteten sie mir. — Aber wie, mein Vater, wenn etwas zu diesem Vermögen mangelt, können Sie es noch „naheliegend" nennen und können Sie zum Beispiel sagen, es habe ein Mensch bei Nacht, ohne irgend ein Licht das naheliegende Vermögen, zu sehen? — Allerdings hätte er es, nach unserer Ansicht, wenn er nur nicht blind ist. — Nun gut, sagte ich, aber Le-Moine versteht es auf eine ganz verschiedene Weise. — Das ist wahr, erwiderten sie mir, aber wir verstehen es einmal also. — Ganz gut, sagte ich; denn ich streite mich nie um den Namen, wenn man mich nur über den Sinn aufklärt, welchen man damit verbindet. Aber ich sehe daraus, daß wenn Ihr sagt, die Gerechten haben immer das naheliegende Vermögen, zu beten, Ihr es so versteht, daß sie noch eine andere, besondere Hülfe nöthig haben, ohne welche sie nie wirklich beten werden. — Ah! das geht ja ganz schön, antworteten mir die Väter und umarmten mich, das geht ja ganz schön; denn sie brauchen noch eine wirksame Gnade, welche nicht Allen gegeben ist; diese erst bestimmt ihren Willen, wirklich zu beten. Die Nothwendigkeit dieser Gnade zum Gebet leugnen, ist eine Ketzerei.

Das geht ja ganz schön, sagte nun auch ich; aber nach Ihnen sind ja die Jansenisten gute Katholiken und Le-Moine ist ein Ketzer. Denn die Jansenisten behaupten, der Gerechte habe das Vermögen, zu beten, aber er bedürfe dazu doch noch einer wirksa-

1) Jakobiner nannte man die Dominikaner nach ihrem in der Straße St. Jakob in Paris liegenden uralten Kloster. Das Kloster, davon die Revolutionärs von 1793 den Namen hatten, lag bei der Straße St. Honore, wo jetzt der Marktplatz von St. Jakob ist.

men Gnade, und dies ist es ja eben, was Sie annehmen. Le-Moine aber sagt: die Gerechten beten ohne diese wirksame Gnade, und das ist es ja eben, was Sie verdammen. — Ja, sagten sie, aber Le-Moine nennt dieses Vermögen ein naheliegendes.

Wie, meine Väter, erwiderte ich, das heißt mit Worten spielen, wenn Sie sagen, Sie seien einverstanden wegen der gemeinschaftlichen Ausdrücke, deren Sie sich bedienen, während Sie doch dem Sinne nach sich widersprechen. — Meine Patres erwiderten nichts darauf; darüber kam mein Schüler Le-Moines dazu durch einen Zufall, welcher mir außerordentlich schien. Ich habe freilich indeß erfahren, daß sie sich nicht selten zusammenfinden, daß sie vielmehr immer untereinander gemischt sind. — Ich sagte also zu meinem Bekannten, dem Le-Moinisten: Ich kenne einen Menschen, welcher behauptet, alle Gerechten haben beständig das Vermögen, zu Gott zu beten, doch so, daß sie nie wirklich beten ohne eine sie bestimmende wirksame Gnade, welche Gott nicht immer den Gerechten schenkt. Ist er ein Ketzer? — Halt! rief mein Doctor, Sie könnten mich überlisten. Nur langsam, distinguo; wenn er dieses Vermögen ein naheliegendes nennt, ist er Thomist, also Katholik; wo nicht, ist er Jansenist, also Ketzer. — Er nennt es aber weder naheliegendes, noch nicht-naheliegendes. — Er ist also ein Ketzer, erwiderte er; fragen Sie nur diese guten Väter. — Ich nahm sie nicht zu Richtern, denn sie stimmten schon durch eine Bewegung des Kopfes bei; ich sagte vielmehr zu ihnen: Er weigert sich, dieses Wort anzunehmen, weil man es nicht erklären will. — Darauf wollte einer der Patres eine Definition davon geben; allein er wurde durch den Le-Moinisten unterbrochen, welcher zu ihm sagte: Wollt Ihr unsere Streitigkeiten wieder anfangen? Sind wir nicht übereingekommen, das Wort „naheliegend" nicht zu erklären, es von beiden Theilen zu gebrauchen, ohne daß wir sagen, was es bedeutet? — Der Jakobiner gab ihm Recht.

So durchdrang ich denn ihren Plan und sprach, indem ich mich erhob: Ich fürchte sehr, meine Väter, es möchte dieses Alles lautere spitzfindige Feindseligkeit sein; was auch in Euren Versammlungen geschehe, ich wage Euch vorherzusagen, daß auch nach Ausspruch der Censur der Friede doch nicht hergestellt sein wird. Denn wenn man entscheidet, man müsse die Sylben

„naheliegend" aussprechen, wer sieht da nicht, da sie nicht erklärt sind, daß Jeder von Euch sich besonders des Siegs wird erfreuen wollen? Die Jakobiner werden sagen, dies Wort sei in ihrem Sinne zu verstehen. Le-Moine wird behaupten, es sei in seinem Sinne.

So wird es denn beiweitem mehr Streit über die Erklärung des Wortes geben, als über seine Einführung. Freilich hätte es keine große Gefahr, das Wort ohne irgend einen Sinn aufzunehmen, da es ja doch nur durch den Sinn schaden kann. Aber es wäre eine der Sorbonne und der Theologie unwürdige Sache, zweideutiger und verfänglicher Worte sich zu bedienen, ohne daß sie erklärt würden. Endlich, meine Väter, ich bitte Sie zum letzten Mal, sagt mir, was ich glauben muß, um katholisch zu sein. — Man muß, sprachen sie Alle zusammen, man muß sagen, alle Gerechten haben das naheliegende Vermögen, und dabei von allem Sinn absehen. **Abstrahendo a sensu Thomistarum, et a sensu aliorum theologorum.**

Das heißt, sprach ich, indem ich sie verließ, man muß dieses Wort aussprechen, um nicht dem Namen nach Ketzer zu sein. Denn ist dieses Wort aus der Schrift? — Nein, antworteten sie mir. — Kommt es von den Vätern, den Concilien, den Päbsten? — Nein. — Ist es ein Wort von St. Thomas? — Nein. — Welche Nothwendigkeit ist denn also vorhanden, es zu gebrauchen, da es an und für sich weder Auctorität, noch Sinn hat? — Sie sind eben eigensinnig, erwiderten sie mir; aber Sie werden es sagen oder zum Ketzer werden, und Arnauld nicht weniger; denn wir sind die größere Zahl. Und wenn es Noth thut, lassen wir so viele Franziskaner kommen, daß wir gewiß die Oberhand behaupten.

Auf diesen schlagenden Grund habe ich sie soeben verlassen, Ihnen sogleich davon Bericht abzustatten, woraus Sie ersehen, daß es sich um keinen der folgenden Punkte handelt und daß diese weder von dem einen, noch dem anderen Theile verdammt sind:

1) Die Gnade ist nicht allen Menschen gegeben.

2) Alle Gerechten haben immer das Vermögen, Gottes Gebote zu erfüllen.

3) Sie haben nichtsdestoweniger zu ihrer Erfüllung und

selbst zum Gebet noch eine besondere wirksame Gnade nöthig, welche ihren Willen unwiderstehlich bestimmt.

4) Diese wirksame Gnade ist nicht immer allen Gerechten gegeben; sie hängt von Gottes lauterem Erbarmen ab. — So ist es denn also nur das Wort „naheliegend" ohne allen Sinn, welches Gefahr läuft.

Glücklich zu preisen sind die Völker, welche es nicht wissen! glücklich Diejenigen, so gelebt, ehe dies Wort aufgekommen! denn ich sehe kein Mittel, das helfen könnte, wenn nicht die Akademie durch einen Akt ihres Ansehens dieses barbarische Wort, die Quelle so vieler Streitigkeiten, aus der Sorbonne verbannt. Ohne dies scheint die Censur (Arnaulds und mittelbar des Augustinismus) sicher; allein ich sehe voraus, wie sie weiter keinen Schaden anrichten wird, außer daß sie die Sorbonne durch ein solches Verfahren eines Theils ihres Gewichts berauben wird, da sie dadurch nothwendig des ihr bei anderen Gelegenheiten nöthigen Ansehens beraubt werden muß.

Ich lasse Sie indeß durchaus frei, ob Sie sich zu dem Wort „naheliegend" schlagen wollen oder nicht; denn ich liebe Sie zu sehr, als daß ich Sie unter diesem Vorwand verfolgen könnte. Misfällt Ihnen diese Mittheilung nicht, so werde ich fortfahren, Sie von Allem, was vorfällt, fürder in Kenntniß zu setzen.

Die durch Richelieu geschaffene Akademie hatte ihre Gerichtsbarkeit zunächst im Gebiet der Nationalsprache; insofern hing sie mit dem Concentrationssystem Richelieus zusammen. Er suchte damit die sich hebende Macht der Literatur an sich zu locken. Pascal bringt sie hier mit in die Berechnung, um damit zu versiegeln, daß die ganze Kriegslist der Feinde an einem bloßen Worte hänge.

Was nun das fragliche Dogma von der Nothwendigkeit der Gnade zum Guten betrifft, so hielten alle Parteien das gute Werk und das Gebet, das ora et labora, für unzertrennlich. Allein die Jesuiten hatten eben an das Gebet ihren Pelagianismus angeknüpft; das innere Leben war nach ihnen also kein von der Sünde gebundenes, denn durch die einmal allen Christen gemeinhin gegebene Gnade war es ja Jedem möglich gemacht, auf die rechte, erhörbare Weise zu Gott zu beten, während die Thomisten sowohl, als die Jansenisten, auch die Kraft und das Ver-

dienst des Gebets nur der besonderen Gnade Gottes zuschrieben. Die modernen Thomisten allerdings hatten, wenn auch nur den Worten nach, etwas der allgemeinen Gnade der Jesuiten Entsprechendes eingeführt. Zwar konnten sie, unter das Joch von St. Thomas gebannt, in Wirklichkeit sich von der strengen Lehre über die Gnade nicht zu weit entfernen; allein solche neue vermittelnde Worte verriethen immerhin einen, wenn auch gebundenen, unwirksamen Willen (velleitas), sich dem pelagianisirenden, mehr rationalistischen System der Jesuiten anzunähern. Dies ist der Schlüssel zu dem zweiten Briefe Montaltes, vom 29. Januar 1656.

Eben als ich meinen letzten Brief an Sie schloß, erhielt ich einen Besuch von unserem alten Freunde N., für meine Wißbegierde das größte Glück auf der Welt. Denn er ist sehr unterrichtet in den Fragen der Zeit, kennt das Geheimniß der Jesuiten, bei welchen er jede Stunde ist, und zwar bei ihren ersten Leuten. Sobald wir über die Angelegenheit, welche ihn zu mir geführt, gesprochen hatten, bat ich ihn, mir kurz zu sagen, welches die Streitpunkte zwischen beiden Parteien sind.

Er entsprach auch im Augenblick meiner Bitte und sagte: es seien deren zwei hauptsächliche. Der erste betreffe das naheliegende Vermögen, der zweite die hinreichende Gnade. Ich habe Sie über den ersten Punkt im vorhergehenden Briefe aufgeklärt, daher ich Ihnen in diesem vom zweiten Punkte melden werde.

Ich erfuhr also mit Einem Wort, ihre Verschiedenheit in Betreff der Gnade liege darin, daß die Jesuiten eine Gnade behaupten, welche allgemein allen Menschen gegeben sei, welche dem freien Willen so unterstellt wäre, daß er sie wirksam oder unwirksam machte, je nachdem er wählt, ohne irgend eine neue Hülfe von Gott und ohne daß von Gottes Seite etwas zum wirklichen Handeln fehlte. Daher kommt es, daß sie diese Gnade die „hinreichende" nennen, weil sie allein hinreicht zur Handlung. Die Jansenisten dagegen behaupten, es gebe keine wirklich hinreichende Gnade, welche nicht zugleich eine wirksame wäre; das heißt, alle Gnaden, welche den Willen nicht (mit innerer Nothwendigkeit) bestimmen, wirklich zu handeln, sind zum Handeln nicht hinreichend; denn sie sagen, man handle nie (thue nie et-

was vollkommen Gutes) ohne wirksame Gnade. Dies wäre also der Unterschied unter ihnen.

(Die Jansenisten glauben, das Gute und sein Verdienst werde vom Menschen abhängig gemacht, sobald er Gottes Gnade folgen oder auch nicht folgen könne. Der gefallene Mensch aber hat ja in sich selbst kein Vermögen, keine wirkliche Willensregung zum Guten, und Gottes Gnade darf nicht von ihm abhängig gemacht werden.)

Da ich nun nach der Lehre der neuen Thomisten fragte, sagte er: Diese ist sonderbar; sie stimmen mit den Jesuiten darin überein, daß sie eine allen Menschen gegebene hinreichende Gnade zulassen, während sie doch behaupten, die Menschen handeln nie mit dieser Gnade allein; vielmehr müsse Gott, um sie zum Handeln zu bewegen, eine ihren Willen wirklich zur Thätigkeit bestimmende „wirksame Gnade" dazu geben, welche er aber nicht Allen schenkt. — Also ist nach dieser Lehre, sagte ich, diese Gnade hinreichend, ohne hinzureichen. — Ganz richtig; denn wenn sie hinreicht, so braucht es keine weitere; reicht sie aber nicht hin, so ist sie nicht hinreichend.

Aber welcher Unterschied ist doch unter ihnen und den Jansenisten? fragte ich. — Sie unterscheiden sich dadurch, daß die Dominikaner wenigstens das voraus haben, daß sie dennoch sagen, alle Menschen haben die hinreichende Gnade. — Das verstehe ich wohl, erwiderte ich; aber sie sagen es ja, ohne es zu denken, denn sie fügen ja hinzu, man müsse, um gut zu handeln, eine wirksame Gnade haben, welche nicht Allen gegeben ist. So sind sie ja mit den Jesuiten über einen Ausdruck ohne Sinn einverstanden, während sie im Grund der Sache ihnen entgegen und mit den Jansenisten darin Eins sind. — Das ist wahr, sagte er. — Wie kommt es denn aber, fragte ich, daß die Jesuiten sich mit ihnen vereinigt haben, daß die Jesuiten sie nicht ebensowohl bekämpfen, wie die Jansenisten; denn sie werden an diesen Dominikanern ja doch immer mächtige Gegner haben, welche die bestimmende, wirksame Gnade behaupten und die Jesuiten verhindern werden, ihre angeblich allein schon hinreichende Gnade aufzustellen.

Die Dominikaner sind zu mächtig, erwiderte er mir, und die Gesellschaft Jesu ist zu politisch, um öffentlich dagegen anzulaufen. Sie begnügt sich damit, daß sie über Jene so viel ge-

wonnen hat, daß dieselben wenigstens den Namen der hinreichenden Gnade zulassen, obgleich sie diesen Begriff anders verstehen. Damit hat die Compagnie das gewonnen, daß sie die Ansicht der Dominikaner als unhaltbar darstellen kann, sobald sie es für passend hält; was ihr denn auch leicht werden wird. Denn gesetzt, alle Menschen haben hinreichende Gnaden, so giebt es nichts Natürlicheres, als daraus zu schließen, die besondere wirksame Gnade sei nicht weiter nöthig zum Handeln, da ja diese hinreichende Gnade, als hinreichende, die Nothwendigkeit jeder anderen ausschließen würde. Wer einmal „hinreichend" sagt, der bezeichnet damit Alles, was zum Handeln nothwendig ist, und es würde den Dominikanern wenig helfen, wenn sie auch überlaut betheuerten, sie geben dem Worte „hinreichend" einen anderen Sinn. Das Volk, an die herrschende Bedeutung dieses Ausdrucks gewöhnt, würde ihre Erörterung nicht einmal anhören. So hat also die Compagnie ihren schönen Gewinn davon, daß die Dominikaner diesen Ausdruck annehmen, und heischt weiter nichts von ihnen. Wenn Sie erst wüßten, was unter Clemens VIII und Paul V geschehen (congregatio de auxiliis), wie die Compagnie von den Dominikanern in Aufstellung der hinreichenden Gnade gehemmt wurde, so würden Sie jetzt nicht darüber erstaunen, daß Sie sehen, wie sie sich hütet, sich mit den Dominikanern zu verfeinden, wie sie ihre Zustimmung dazu giebt, daß die Dominikaner bei ihrer Ansicht bleiben, unter der Voraussetzung, daß auch der Compagnie freistehe, die ihrige zu behalten, und vorzüglich, wenn die Dominikaner dieselbe durch den Namen der hinreichenden Gnade begünstigen, dessen sich öffentlich zu bedienen sie übereingekommen sind.

Die Compagnie ist sehr befriedigt durch diese Gefälligkeit der Dominikaner. Sie verlangt nicht, daß dieselben die Nothwendigkeit der wirksamen Gnade leugnen. Das hieße ihnen zu viel zumuthen; man darf seine Freunde nicht tyranniſiren; die Jesuiten haben so schon genug gewonnen. Denn die Welt bezahlt sich mit Worten; nur Wenige ergründen die Sachen selbst; so giebt es also, seit von beiden Theilen der Name der hinreichenden Gnade, obgleich in verschiedenem Sinne, angenommen ist, es giebt, einige ganz feine Theologen ausgenommen, Niemanden, der nicht dächte, die Sache, welche dieses Wort bedeutet, werde

von den Jakobinern eben so festgehalten, wie von den Jesuiten.

Ich gestand ihm, das seien geschickte Leute; um nun aus seiner Unterweisung Nutzen zu ziehen, ging ich stracks zu den Jakobinern, wo ich an der Pforte einen meiner guten Freunde fand, einen großen Jansenisten; denn ich habe deren bei allen Parteien. Dieser fragte nach einem anderen Pater, als welchen ich suchte. Aber durch meine nachdrücklichen Bitten vermochte ich ihn, mich zu begleiten, und so ließ ich mich bei einem der neuen Thomisten melden. Dieser war sehr erfreut, mich zu sehen. Nun, mein Vater, redete ich ihn an, es genügt nicht, daß alle Menschen ein naheliegendes Vermögen (zum Gutes-thun) haben, kraft dessen sie indeß nie wirklich handeln; sie müssen auch eine hinreichende Gnade haben, mit welcher sie eben so wenig handeln. Ist das nicht die Lehre Eurer Schule? — Ja, sagte der gute Pater; auch habe ich es diesen Morgen in der Sorbonne gesagt. Ich habe meine ganze halbe Stunde ausgesprochen, und ohne den Sand (Sanduhr) hätte ich gewiß das heillose Sprüchwort, welches schon in ganz Paris verbreitet ist, umgekehrt: Er urtheilt vom Hut, wie ein Mönch in der Sorbonne. — Was wollt Ihr denn sagen mit Eurer halben Stunde und Eurem Sande? Schneidet man Eure Meinungen nach einem gewissen Maase ab? — Allerdings, seit einigen Tagen. — Aber verpflichtet man Euch denn, daß Jeder eine halbe Stunde rede? — Nein; man redet so wenig man will. — Aber man hat nicht so viel als man will? sprach ich. Das ist ja ein herrliches Gesetz für die Ignoranten, ein schöner Vorwand für Diejenigen, welche nichts Gutes zu sagen haben. Aber kurz, mein Vater, diese allen Menschen gegebene Gnade ist also hinreichend? — Allerdings, antwortete er. — Und doch, fragte ich, hat sie keine Wirkung ohne die wirksame Gnade? — Das ist richtig. — Und alle Menschen, fuhr ich fort, haben die hinreichende, nicht alle aber die wirksame Gnade? — Ganz richtig, sagte er. — Das heißt ja aber, Alle haben genug Gnade und Alle haben nicht genug; das heißt, diese Gnade ist hinreichend, ob sie gleich nicht hinreicht; sie ist hinreichend dem Namen nach, nicht hinreichend der Wirklichkeit nach. Wahrhaftig, mein Vater, das ist ja eine sehr feine Lehre! Haben Sie denn, seit Sie die Welt verlassen, auch vergessen, was

bei ihr das Wort „hinreichend" bedeutet? Erinnern Sie sich nicht, daß es Alles in sich schließt, was zum Handeln nothwendig ist? Aber Sie haben gewiß die Erinnerung daran nicht vergessen. Ich will mich einer Vergleichung bedienen, welche es Ihnen fühlbarer machen wird; wenn man Ihnen täglich nur zwei Unzen Brot und ein Glas Wasser verabreichte, würden Sie wohl mit Ihrem Prior zufrieden sein, der Ihnen sagte, dies sei hinreichend, um Sie zu nähren, unter der Voraussetzung nämlich, daß Sie mit einer anderen Sache, welche er Ihnen aber nicht gäbe, Alles hätten, was Ihnen zu Ihrer Nahrung nothwendig wäre? Wie mögen Sie aber sagen, alle Menschen haben die hinreichende Gnade, um gut zu handeln, während Sie doch gestehen, es gebe eine andere, durchaus nothwendige, um gut zu handeln, welche nicht Alle haben? Oder ist vielleicht dieser Glaubenspunkt von geringer Bedeutung und überlassen Sie es der Freiheit der Leute, ob sie glauben wollen, die wirksame Gnade sei nothwendig oder nicht? Ist es eine gleichgültige Sache, zu sagen, daß man mit der hinreichenden Gnade allein schon in Wirklichkeit gut handelt? — Wie, sagte der gute Mann, gleichgültig! Das ist eine Ketzerei, eine ausgemachte Ketzerei. Die Nothwendigkeit der wirksamen Gnade zum wirklichen Guthandeln ist eine Glaubenssache; diese Nothwendigkeit leugnen, ist eine Ketzerei.

Aber wie steht es denn eigentlich mit uns, rief ich; welchen Ausweg muß ich ergreifen? Wenn ich die hinreichende Gnade leugne, bin ich Jansenist; wenn ich sie annehme, wie die Jesuiten, so daß die wirksame Gnade nicht nothwendig ist, bin ich, wie Sie eben sagten, ein Ketzer; und wenn ich sie in Ihrem Sinne annehme, so daß außerdem noch die wirksame Gnade nöthig ist, so versündige ich mich gegen den gesunden Menschenverstand, so sagen die Jesuiten, ich sei ein ungereimter Mensch. Was habe ich nun zu thun in dieser unvermeidlichen Nothwendigkeit, entweder ungereimt, oder ein Ketzer, oder Jansenist zu sein? Wohin ist es mit uns gekommen, wenn allein die Jansenisten weder gegen den Glauben, noch gegen die Vernunft verstoßen und nur sie zugleich der Narrheit und dem Irrthum entgehen?

Mein Freund, der Jansenist, sah darin ein gutes Zeichen

und glaubte mich schon gewonnen zu haben. Indeß sagte er nichts zu mir, sondern wandte sich nur an diesen Pater: Thun Sie mir doch den Gefallen, mein Vater, und sagen Sie mir, worin Sie mit den Jesuiten übereinkommen. — Darin, erwiderte dieser, daß die Jesuiten sowohl, als wir, die Allen gegebenen hinreichenden Gnaden anerkennen. — Aber, antwortete der Jansenist, in diesem Worte „hinreichende Gnade" giebt es zwei Dinge zu unterscheiden; einerseits ist es der bloße Wortklang, welcher nur eine Schwingung der Luft ist, und andererseits die Sache selbst, seine Bedeutung, welche wesenhaft und wirklich ist. Wenn Ihr daher mit den Jesuiten über das Wort „hinreichend" übereinkommt, zugleich ihnen aber rücksichtlich des Sinns widerstreitet, so widerstreitet Ihr ihnen offenbar in der Substanz des Begriffs selbst und seid mit ihnen nur im bloßen Klange Eins. Heißt das aber ehrlich und von Herzen handeln?

Aber, erwiderte der gute Mann, worüber beklagt Ihr Euch denn, da wir doch an Niemandem durch diese Redeweise einen Verrath begehen? Sagen wir doch in unseren Schulen offen heraus, daß wir es auf eine den Jesuiten ganz entgegengesetzte Weise verstehen. — Worüber ich mich beklage, sagte mein Freund, ist, daß Ihr dieses nicht allenthalben verkündigt, daß Ihr unter dem Ausdruck hinreichende Gnade eine nicht hinreichende Gnade versteht. Indem Ihr also den Sinn der gewöhnlichen Ausdrücke in der Religion verändert, seid Ihr Gewissens halber verpflichtet, zu sagen, daß Ihr, indem Ihr allen Menschen eine hinreichende Gnade zugesteht, darunter versteht, daß sie keine wirklich wirksamen Gnaden haben. Alle Menschen auf der Welt verstehen das Wort „hinreichend" in demselben Sinn; die neuen Thomisten allein verstehen es in einem anderen. Alle Frauen, welche schon die Hälfte des Menschengeschlechts ausmachen, alle Hofleute, alle Kriegsleute, alle Magistrate, alle Rechtsgelehrte, die Kaufleute, die Handwerker, das ganze Volk, alle Klassen von Menschen, die Dominikaner allein ausgenommen, verstehen unter dem Worte „hinreichend" das, was alles Nothwendige in sich befaßt. Beinahe Niemand ist von dieser Sonderlichkeit in Kenntniß gesetzt. Man sagt überall nur, die Jakobiner lehren, alle Menschen haben hinreichende Gnaden. Was kann man daraus Anderes schließen, als daß sie lehren, alle Menschen haben alle Gnaden, welche

zum (Gut=) Handeln nothwendig sind, besonders wenn man sieht, daß sie durch ihr Interesse und eine gemeinsame Intrigue mit den Jesuiten verbunden sind, welche es ja bekanntlich so verstehen? Ist die Uniformität Eurer Ausdrücke, verbunden mit der Vereinigung der Partei, nicht eine offenbare Erklärung und eine Bestätigung der Uniformität Eurer Gesinnungen?

Alle Gläubigen verlangen von den Theologen Entscheidung darüber, welches der wahre Stand der Natur seit dem Sündenfall sei. St. Augustin und seine Schüler antworten: sie habe keine hinreichende Gnade mehr, außer sofern es Gott gefällt, ihr eine solche zu geben. Darauf sind die Jesuiten gekommen und sagen: Alle haben wirklich hinreichende Gnaden. Man fragt die Dominikaner über diesen Zwiespalt. Was thun diese? Sie vereinigen sich mit den Jesuiten, sie machen durch diese Vereinigung die größte Zahl aus; sie sagen sich von Denjenigen los, welche diese hinreichenden Gnaden leugnen, und sprechen sie allen Menschen zu. Was kann man daraus Anderes schließen, als daß sie die Jesuiten autorisiren? Und dennoch bestimmen sie, diese hinreichenden Gnaden seien unnütz ohne die wirksamen, welche nicht Allen verliehen sind!

Wollt Ihr ein Bild der Kirche mit diesen verschiedenen Ansichten haben? Mir kommt sie vor, wie wenn ein Mensch von Hause geht, um eine Reise zu machen; er begegnet aber Räubern, welche ihn mit mehreren Hieben verwunden und ihn halbtodt liegen lassen. Er läßt aus den benachbarten Städten drei Ärzte holen. Der erste untersucht seine Wunden, erklärt sie für tödtlich, nur Gott könne ihm seine verlorenen Kräfte wiedergeben. Darauf kommt der zweite, will dem Kranken schmeicheln und versichert ihn, er habe noch hinreichend Kräfte, sein Haus zu erreichen, schmäht den ersten, welcher sich seiner Ansicht entgegenstellt, und faßt den Plan, ihn ins Verderben zu stürzen. Der Kranke in diesem zweifelhaften Zustande sieht von Weitem den dritten Arzt kommen, streckt die Hände gegen ihn aus, als müßte durch diesen über ihn entschieden werden. Dieser, nachdem er die Wunden untersucht und von den Ansichten der beiden ersten in Kenntniß gesetzt worden, umarmt den zweiten, hält mit ihm zusammen; beide verbinden sich gegen den ersten, jagen ihn mit Schmach fort; sind sie ja doch die Stärkeren der Zahl nach. Der

Kranke aber schließt aus diesem Verfahren, dieser Arzt sei von der Ansicht des zweiten; er befragt ihn wirklich darum, und Jener erklärt ihm, seine Kräfte seien allerdings hinreichend, die Reise zu machen. Der Verwundete aber fühlt seine Schwachheit und fragt ihn, wie er dazu komme, sie so zu beurtheilen. — Darum, antwortet ihm der Arzt, weil Ihr noch Eure Beine habt, die Beine aber sind die Werkzeuge, welche nach dem Gange der Natur zum Gehen hinreichen. — Aber, fragte der Kranke, habe ich denn wirklich die ganze nothwendige Kraft, mich ihrer zu bedienen? denn es scheint mir, daß meine Beine mir in meiner Schwachheit unnütz sind. — Gewiß nicht, erwidert ihm der Arzt, Sie werden auch nimmermehr wirklich gehen, wenn Ihnen Gott nicht eine außerordentliche Hülfe sendet, Sie zu halten und zu führen. — Wie, sagte der Kranke, ich habe nicht so hinreichende Kräfte in mir, daß nichts fehlte, um wirklich zu gehen? — Davon seid Ihr weit entfernt, war die Antwort. — So sind Sie ja aber von einer Ansicht, welche der Ihres Genossen über meinen wahren Zustand entgegensteht. — Ich gestehe, so ist es, erwidert der Arzt.

Was denkt Ihr nun, daß der Kranke gesagt habe? Er beklagte sich über das sonderbare Verfahren, über die zweideutigen Ausdrücke des dritten Arztes. Er warf ihm vor, daß er sich mit dem zweiten vereinigt, während er doch eine entgegengesetzte Ansicht hatte, mit dem er nur scheinbar übereinstimmte; daß er den ersten fortgestoßen, mit welchem er doch in Wirklichkeit übereinstimmte. Nachdem er nun seine Kräfte versucht und sich von ihrer Schwachheit durch Erfahrung überzeugt, schickte er beide Ärzte fort, rief den ersten zurück und gab sich ganz in seine Hände. Nach dessen Rath flehte er nun Gott um Kräfte an, indem er sich nicht darüber täuschte, daß sie ihm fehlen. Es widerfuhr ihm Barmherzigkeit und mit dieser Hülfe kam er glücklich in sein Haus zurück.

Der gute Pater, über eine solche Parabel erstaunt, antwortete mir nichts. Ich sagte freundlich zu ihm, um ihm den Muth nicht zu benehmen: Aber, mein Vater, was habt Ihr doch gedacht, den Namen „hinreichend" einer Gnade zu geben, von welcher Ihr behauptet, es sei ein Glaubensartikel, daß sie wirklich nicht hinreiche? — Sie haben gut davon reden, erwiderte er; ich

bin Mönch und Glied einer Körperschaft. Wißt Ihr diesen Unterschied nicht anzuschlagen? Wir hängen von den Superioren ab, diese wieder von Anderen. Sie haben unsere Stimmen versprochen; was wollt Ihr, daß aus mir werde? — Wir verstanden den Wink und gedachten seines Genossen, der um einer ähnlichen Angelegenheit willen nach Abbeville verwiesen worden war.

Aber warum hat sich denn Eure Körperschaft verpflichtet, diese Gnade anzunehmen? fragte ich. — Das ist etwas Anderes, erwiderte er. Alles, was ich Euch kurz sagen kann, ist, daß unser Orden so viel möglich die Lehre von St. Thomas über die wirksame Gnade aufrecht erhalten hat. Wie feurig hat er sich den Anfängen der Lehre von Molina widersetzt! Wie hat sie gearbeitet, die Nothwendigkeit der wirksamen Gnade Christi festzustellen! Wißt Ihr nicht, was Clemens VIII und Paul V damals gethan, wie der Tod den Einen, einige italienische Angelegenheiten den Anderen verhindert haben, seine Bulle zu publiciren, so daß unsere Waffen im Vatican geblieben? Die Jesuiten aber, welche zu Anfang der Ketzerei Luthers und Calvins sich die wenige Einsicht des Volks, um den Irrthum (der Reformatoren) von der Wahrheit in der Lehre von Thomas zu unterscheiden, zu Nutz gemacht haben, hatten binnen Kurzem ihre Lehre mit solchem Erfolg verbreitet, daß sie bald als Meister über den Glauben des Volkes dastanden; wir aber befanden uns in der Lage, daß wir als Calviniſten verschrieen und behandelt wurden, wie heut zu Tage die Jansenisten, wenn wir die Wahrheit der wirksamen Gnade nicht durch das wenigstens scheinbare Zugeständniß einer hinreichenden Gnade etwas milder bestimmt hätten. Was konnten wir in dieser Noth Besseres thun, um die Wahrheit zu retten, ohne jedoch unseren Credit zu verlieren, als daß wir den Namen der hinreichenden Gnade zuließen und zugleich leugneten, daß sie wirklich hinreiche. So ist die Sache gegangen.

Er sagte dies so traurig zu uns, daß er mir Mitleiden erregte, aber nicht meinem Beistand, welcher zu ihm sprach: Schmeichelt Euch doch ja nicht, die Wahrheit gerettet zu haben; hätte sie keine anderen Schirmvögte gehabt, sie wäre in so schwachen Händen zu Grunde gegangen. Ihr habt in der Kirche den Namen ihres Feindes aufgenommen; das heißt aber, darin ihren

Feind selbst aufnehmen. Die Namen sind von den Dingen unzertrennlich. Hat sich das Wort „hinreichend" erst einmal befestigt, so habt Ihr gut sagen, daß Ihr darunter eine Gnade verstehet, die unzureichend ist; man wird Euch mit dieser Erklärung gar nicht annehmen. Eure Auseinandersetzung wäre vor der Welt gehässig; man redet darin offenherziger von minder bedeutenden Dingen; die Jesuiten werden triumphiren. Ihre in Wirklichkeit hinreichende Gnade, nicht die Eurige, welche es nur dem Namen nach ist, wird für anerkannt gelten; man wird aus dem Gegentheil Eurer Ansicht einen Glaubensartikel machen.

Wir werden Alle den Märtyrtod dulden, erwiderte der Pater, ehe wir unsere Zustimmung dazu geben, daß die hinreichende Gnade im Sinne der Jesuiten festgestellt werde, da ihr St. Thomas gerade entgegen ist, welchem bis zum Tode zu folgen wir uns eidlich verpflichten. — Darauf erwiderte ihm mein Freund, der es etwas ernster nahm als ich: Seid mir davon still, mein Vater; Eurem Orden ist eine Ehre übertragen worden, welche er schlecht bewahrt. Er giebt die ihm anvertraute Gnade auf, welche nie, seit der Schöpfung der Welt, aufgegeben worden ist. Diese siegreiche Gnade, von den Patriarchen erwartet, verheißen von den Propheten, uns durch Christum gebracht, von Paulus gepredigt, durch Augustin, den größten der Väter, entwickelt, von seinen Nachfolgern mit Liebe festgehalten, bestätigt durch St. Bernhard, den letzten der Väter, behauptet von St. Thomas, den Engel der Schule, durch ihn Eurem Orden überliefert, aufrecht erhalten durch so viele Eurer Väter, so glorreich vertheidigt durch Eure Ordensbrüder unter den Päbsten Clemens und Paul; diese wirksame Gnade, welche in Eure Hände niedergelegt war, wie ein anvertrautes Pfand, auf daß sie in einem heiligen, nie ersterbenden Orden Prediger fände, welche sie bis an das Ende der Zeiten verkündigten, diese Gnade findet sich wie aufgegeben für so unwürdige Interessen. Es ist Zeit, daß andere Hände sich waffnen, ihre Sache auszufechten. Es ist Zeit, daß Gott dem Lehrer der Gnade Schüler erwecke, welche die Furcht, welche irdische Verbindlichkeiten nicht kennen und Gott allein um Gottes willen dienen. Die Gnade kann der Dominikaner als Vertheidiger entbehren; aber es werden ihr darum nie Vertheidiger fehlen, denn sie bildet sie sich selbst durch ihre allmächtige

Gewalt. Sie verlangt lautere Herzen, welche sich von allem Zeitlichen losgesagt; sie selbst reinigt die Herzen und macht sie frei von den Interessen der Welt, welche sich mit den Wahrheiten des Evangeliums nicht vertragen. Bedenkt es wohl, mein Vater, und hütet Euch, daß Gott diesen Leuchter nicht von seinem Platz wegnehme; daß er Euch nicht in der Finsterniß und ohne Krone lasse, Eure Kälte gegen eine für die Kirche so wichtige Sache zu strafen! —

Auf die Abfassung der drei letzten Briefe hat Nicole besonders großen Einfluß geübt.

Die Jesuiten hatten geantwortet, es brauche weiter gar keine Widerlegung, als daß man auf jeden dieser fatalen Briefe erwidere, der Verfasser sei aus Port-Royal, also ein Ketzer. Pascal macht es sich zur Hauptaufgabe, zu zeigen, daß hier gar nicht von Ketzerei die Rede sein könne, nachdem er einzelne Verleumdungen gegen Port-Royal in ihrer Nichtigkeit und Erbärmlichkeit dargestellt und sich über sein persönliches Verhältniß zu Port-Royal ausgesprochen. Ich bewundere Euch, mein Vater, sagt er, daß Ihr Alle, welche Euch entgegen sind, sogleich als Eine Person betrachtet; Euer Haß umfaßt (embrasse, gleichsam umarmt) sie Alle zusammen und bildet daraus ein Ganzes von Verdammten; Ihr wollt, daß Jeder davon für alle Anderen einstehe. — Er sucht den Grund dieser Anschauungsweise darin, daß allerdings die Jesuiten selbst unzertrennlich durch ihre Compagnie aneinander gebunden sind.

Ihr werdet immer sagen, ich sei von Port-Royal; denn das ist immer das Erste, was Ihr Jedem sagt, welcher Euren Unfug bekämpft. Als wären nur in Port-Royal Leute, welche Eifer genug haben, die Reinheit der christlichen Moral gegen Euch zu vertheidigen. Aber so sehr ich diese um die Kirche verdienten Männer ehre, auch Einige derselben kenne, so habe ich doch nie mit ihnen zusammengelebt, wie Ihr die Welt glauben machen wollt, während Ihr doch nicht wißt, wer ich bin. Aber ich hoffe es Euch fühlbar zu machen, daß Gott den Beruf, Eure Unordnungen zu bekämpfen, nicht auf sie beschränkt hat; wenn er mir nur die Gnade schenkt, mich aufrecht zu halten in der Absicht, welche er mir eingeflößt, Alles für seinen Dienst zu gebrauchen,

was ich von ihm erhalten. Ich werde mit Euch so reden, daß es Euch vielleicht Leid thun soll, daß Ihr nicht mit Einem aus Port-Royal zu thun habt. Denn während Diejenigen, welche Ihr durch offenkundige Verleumdung beschimpft, sich darauf beschränken, Gott ihre Seufzer darzubringen, um Verzeihung für Euch auszuwirken, fühle ich, den diese Verleumdung nicht trifft, mich verpflichtet, Euch Angesichts der Kirche erröthen zu machen, damit Ihr diese heilsame Beschämung erfahret, davon die Schrift redet und welche beinahe das einzige Heilmittel ist für eine Verhärtung, wie die Eurige: Erfülle ihr Angesicht mit Schmach, so werden sie Deinen Namen suchen, o Herr!

Pascal giebt sich das Ansehen, als wäre ihm Port-Royal fremder, als es in Wahrheit der Fall war. Indem verborgene Druckerpressen seine Briefe verbreiteten, er selbst in seinem Versteck persönlich geschützt war, blieb zu fürchten, die Rache möchte um so schwerer auf Port-Royal, auf ihn aber der Vorwurf fallen, sie hervorgerufen zu haben. Darum sucht er seine und Port-Royals Sache zu trennen.

Während die Jesuiten als Beichtväter des Königs und der Großen durch große Würden und Titel die Gewalt erlangten, ihre Gegner zu unterdrücken, rühmt sich Pascal seiner Armuth und Niedrigkeit, welche ihm die vollkommenste Freiheit und den kühnen Muth zu ihrer Bekämpfung schenke. An was wollt Ihr mich fassen, da ich meine Sicherheit in der mich deckenden Verborgenheit finde? Ihr fühlt Euch durch eine unsichtbare Hand getroffen, welche aller Welt Eure Verirrungen sichtbar macht. Umsonst glaubt Ihr mich in Denen anzugreifen, mit welchen Ihr mich verbunden glaubt. Ich fürchte weder für mich, noch für irgend einen Anderen, da ich weder an irgend eine Gemeinschaft, noch an irgend einen Menschen gebunden bin. All Euer Einfluß nützt Euch nichts gegen mich. Ich hoffe von der Welt nichts, ich fürchte, ich will nichts von ihr; ich brauche, Gott sei Dank! weder Jemandes Gut, noch Ansehen. So entgehe ich denn allen Euern Schlingen. Port-Royal mögt Ihr wohl fassen, nicht mich. Man hat Leute aus der Sorbonne gestoßen; das stößt mich aber nicht aus meinem Zimmer. Ihr mögt wohl Gewaltthätigkeiten üben gegen Priester und Doctoren, aber nicht gegen mich. So hattet Ihr denn vielleicht noch nie mit einem Manne

zu thun, welcher so sehr außer dem Bereich Eurer Angriffe gewesen und in so guter Verfassung Eure Irrlehren zu bekämpfen; denn ich bin frei, ohne Verbindlichkeit, ohne Anhänglichkeit, ohne Verhältnisse, ohne Geschäfte, in Euern Maximen ziemlich unterrichtet und fest entschlossen, es so weit zu treiben, als ich mich durch Gott dazu verpflichtet halte, ohne daß irgend eine menschliche Gewalt mein Verfahren festhalten oder auch nur hemmen könnte.

Die Jesuiten hatten gegen Port-Royal die abenteuerlichsten Beschuldigungen vorgebracht; den unschuldigsten Äußerungen war ein ketzerischer Sinn untergeschoben worden. St. Cyran hatte einen seiner Freunde über den Tod seiner Mutter getröstet und dabei gesagt: das angenehmste Opfer, welches man Gott bei solchen Ereignissen bringen könne, sei das der Geduld. — Dies ward ihm als ein Beweis seines Calvinismus ausgelegt. Er glaube ja demnach nicht an das Meßopfer, welches ja doch das Gott angenehmste Opfer sei.

Je fester Port-Royal sich an das Sacrament des Abendmahls anschloß, um sich dadurch, trotz der Prädestination, von den Reformirten zu unterscheiden, desto mehr gaben sich die Jesuiten Mühe, es auch in diesem Punkte zu verdächtigen. Pascal häuft Stellen aus St. Cyran und Dr. Arnauld zusammen, zum Zeugniß, daß sie den leibhaftigen Christus im Meßopfer anbeten. In keinem Artikel sei Port-Royal so sehr von allem Verdacht frei, da sich die Nonnen doch nach diesem Sacramente nennen und ohne Unterlaß den auf unseren Altären Thronenden anbeten. — Grausame, feige Verfolger! dürfen denn nicht einmal die abgeschlossensten Klöster eine Zuflucht vor Euren Verleumdungen sein? Ihr reißt sie öffentlich von der Kirche los, während sie im Stillen für die Kirche und auch für Euch beten. Ihr verleumdet Jungfrauen, welche keine Ohren haben, Euch zu hören, noch einen Mund, Euch zu antworten. Aber Christus, in welchem sie verborgen sind, um erst eines Tages mit ihm offenbar zu werden, hört Euch und antwortet für sie.

Den Grund aber, warum die Jesuiten deren Rechtgläubigkeit im Abendmahl angreifen, deckt er auf, indem er daran erinnert, wie Dr. Arnauld ihre mehr als leichtsinnigen Grundsätze über den Genuß dieses Sacraments an den Pranger gestellt. — Es ist Euch nur darum zu thun, Eure saubern Gewohnheiten

darin beizubehalten. Mögen die Festmahle Christi mit Greueln erfüllt werden, wenn nur alle Welt Eure Kirchen erfüllt. Erklärt nur Jeden für einen Ketzer, wer sich immer dagegen setzt; so muß es sein, koste es, was es wolle. — Pascal zeigt, daß die Jesuiten alle möglichen praktischen Misbräuche hegen, die irgend aus dem Unglauben und der Ketzerei in der Lehre, deren sie Port-Royal fälschlich beschuldigen, fließen möchten: Wenn Ihr mit Port-Royal glaubt, das Brot sei wirklich in Christi Leib verwandelt, warum verlangt Ihr nicht, wie man hier doch thut, daß das steinerne und eisige Herz Derer, welchen Ihr rathet, sich diesem Mahle zu nahen, wirklich in ein fleischern, in ein liebendes Herz verwandelt sei? — Wenn Ihr glaubt, Christus sei darin im Stande des Todes, um Diejenigen, welche sich ihm nahen, zu lehren, der Welt, der Sünde, ihnen selbst abzusterben, warum vermögt Ihr Diejenigen sich diesem Tische zu nahen, in welchen ihre frevelhaften Leidenschaften noch ganz lebendig sind? Wie mögt Ihr Diejenigen für würdig erklären, das Himmelsbrot zu essen, welche nicht würdig sind, das irdische Brot zu genießen!

In dem unmittelbar vorhergehenden fünfzehnten Briefe hatte er die Grundsätze einiger jesuitischer Casuisten über die Verleumdung entwickelt, wie diese nach denselben erlaubt sei, um die eigene oder des Ordens Ehre zu vertheidigen. Nun zeigt er aber, wie die Jesuiten damit durch Gottes Zulassung ihren eigenen Verleumdungen allen Glauben bei den Leuten benommen. Denn die Verleumdung ist unnütz, wo sie nicht mit einem großen Ruf der Ehrlichkeit verbunden ist, wenn der Verleumder nicht für unfähig gehalten wird, zu verleumden; er muß dafür gelten, als graue ihm vor diesem Verbrechen. Euch aber, meine Väter, verrathen ja Eure ausgesprochenen Grundsätze. Diese habt Ihr aufgestellt, um Euer Gewissen zu beruhigen. Ihr wolltet verleumden, ohne verdammt zu werden; Ihr wolltet zu diesen heiligen, frommen Verleumdern gehören, von welchen Athanasius spricht. So habt Ihr denn, Euch vor der Hölle sicher zu stellen, diesen Grundsatz ergriffen, welcher Euch auf das Wort Eurer Doctoren hin dagegen sichert. Aber indem Euch eben dieser Grundsatz gegen die Übel des anderen Lebens schützt, hat er den Nutzen verloren, welchen Ihr Euch davon für dieses Leben verspracht. In-

dem Ihr das Laster der Verleumdung vermeiden wolltet, habt Ihr die Frucht davon verloren; so ist das Böse gegen sich selbst, so hemmt und zerstört es sich selbst.

Alle Eure gewichtigen Autoren aber werden Gottes Gerechtigkeit nicht aufheben; Ihr konntet kein zuverlässigeres Zeugniß davon ablegen, daß Ihr nicht in der Wahrheit seid, als indem Ihr Eure Zuflucht zur Lüge genommen. Wäre die Wahrheit für Euch, so würde sie auch für Euch kämpfen, sie würde für Euch siegen. Welche Feinde Ihr auch hättet, die Wahrheit würde Euch davon befreien; denn also lautet die Verheißung. Ihr nehmt Eure Zuflucht zur Lüge, aber nur um die Irrthümer zu stützen, womit Ihr den Sündern in der Welt schmeichelt, die Verleumdungen aufrecht zu halten, womit Ihr die frommen Leute, welche sich denselben widersetzen, unterdrückt. Da aber die Wahrheit Euern Absichten entgegen war, mußtet Ihr, wie der Prophet sagt, Euer Vertrauen auf die Lüge setzen. Ihr spracht: Die Unglücksfälle, welche die Menschen betrüben, werden nicht bis an uns kommen; denn wir haben auf die Lüge gehofft, und die Lüge wird uns schützen. — Aber was antwortet ihnen der Prophet: Da Ihr Eure Hoffnung auf die Verleumdung und das Geschrei gesetzt, so wird Euer Frevel und Euer Sturz dem einer hohen Mauer gleichen, welche jähen Sturzes zusammenfällt, einem thönernen Gefäß, welches man an allen seinen Theilen zerbricht und zerschmettert, mit so starker und gründlicher Wucht, daß auch nicht Ein Scherben überbleiben wird, damit man ein wenig Wasser schöpfen oder ein wenig Feuer tragen möchte. Denn Ihr habt, spricht ein anderer Prophet, betrübt das Herz des Gerechten, welches ich selbst nicht betrübte; Ihr habt der Bosheit der Gottlosen geschmeichelt und sie darin bestärkt. So werde ich denn mein Volk aus Euern Händen reißen und erweisen, daß ich ihr Herr bin und der Eure.

Er gemahnt sie der schweren Strafe, womit die Kirche Verleumdung belegt; dieselben Strafen, wie für absichtlichen Todtschlag. Die beiden ersten Concile verweigern dem Verleumder, wie dem Mörder, die Communion bis auf den Tod. Das Latran-Concil erklärt die überwiesenen, wenn auch gebesserten Verleumder für unwürdig des geistlichen Standes. Einige Päbste haben sogar Diejenigen, welche Bischöfe, Priester oder Diakonen ver-

leumden, damit bedroht, ihnen selbst im Tode die Communion zu versagen. Die Verfasser einer verleumderischen Schrift, welche ihre Behauptungen nicht beweisen können, verurtheilt Pabst Hadrian zur Züchtigung mit der Peitsche; meine hochwürdigen Herrn, flagellentur! So weit war die Kirche zu jeder Zeit von den Irrlehren Eurer Gesellschaft entfernt, welche es in der Verdorbenheit so weit gebracht, daß sie Verbrechen wie die Verleumdung entschuldigt, um sie mit um so größerer Freiheit zu begehen.

Was nun den Vorwurf der Ketzerei gegen Port-Royal betrifft, so zeigt er, wie man beinahe jedes Jahr denselben auf eine andere neue Wendung der Sache gegründet, bis man zuletzt dabei stehen geblieben, daß man die Ketzerei in der Weigerung finde, die fünf Sätze als Sätze von Jansen, ohne weitere Erklärung, zu unterschreiben. Sie so, ohne alle Auslegung unterzeichnen, sei so gut, als seine Unterschrift auf ein weißes Papier setzen; die Jesuiten machen nachher daraus, was ihnen gut dünkt. Jetzt sagen sie wohl, um die Leute zu dieser Unterschrift zu vermögen, die wirksame Gnade wolle damit gar nicht beeinträchtigt werden; wenn sie aber erst einmal alle Welt zu dieser Unterschrift gebracht, werden sie schon aufstehen und sagen: Die von der ganzen Kirche verdammte Lehre Jansens ist offenbar die Lehre von der wirksamen Gnade, also ist diese durchaus verdammt, auch von ihren Vertheidigern.

Wenn nun aber eine Ketzerei darin liegen soll, daß man sich der Entscheidung des Pabstes über eine Thatsache nicht unbedingt unterwirft, so wäre die ganze alte Kirche, die Päbste, die Concilien, bis auf Baronius, auf Marca herab im Irrthum. Haben doch jesuitische Schriftsteller die Rechtgläubigkeit von Origenes verfochten, dessen Schriften von großen Concilien verdammt sind; seit der Reformation ist von den größten Verfechtern der Kirche die von dem sechsten Concil und vielen Päbsten bestätigte Verdammung der Schrift des Pabstes Honorius für unrichtig erklärt worden. Das Wesentliche ist, daß die Lehren, welche von einer Kirchenversammlung oder einem Pabst in einem Buche verdammt sind, von uns verworfen werden; über Thatsachen behalten sich diese Mächte selbst die Möglichkeit einer Revision und Berichtigung vor. Ein bestimmter Glaubensartikel aber kann nie wieder zur Frage gebracht werden. Wie kann aber Jemand verpflichtet

werden, ein Buch zu verdammen, von welchem er überzeugt ist, daß es die Lehre der Kirche enthält? Er würde mit seiner Unterschrift nicht dasselbe, sondern das Gegentheil von der Handlung Dessen thun, welcher unterschreibt in der Überzeugung, das Buch enthalte eine Irrlehre.

Da es immerhin peinlich sei zu sagen, der Pabst habe geirrt, so sei wohl am besten, es so zu fassen, der Pabst sei von den Jesuiten betrogen worden. Es sei dies aber in dem gegenwärtigen Falle um so eher möglich gewesen, da die Jesuiten ihm immer wiederholt hätten, die fünf Sätze finden sich Wort für Wort in Jansen. So etwas habe doch nichts weniger als den Anschein einer Erdichtung gehabt.

Die Päbste selbst aber, welche es wohl besser wissen, als die Jesuiten, ob sie solchem Betruge ausgesetzt seien oder nicht, haben sich darüber ausgesprochen. Sagt doch St. Gregor zu Leuten, welche sich verwunderten, daß sich ein anderer Pabst hatte täuschen lassen: Warum wundert Ihr Euch darüber, daß wir betrogen worden, da wir doch Menschen sind? Habt Ihr nicht gesehen, daß David, der König mit dem Prophetengeist, den Erdichtungen Sibas glaubte und so ein ungerechtes Urtheil gegen Jonathans Sohn fällte? Wen darf es da noch befremden, daß Betrüger uns bisweilen täuschen, uns, die wir keine Propheten sind? Die Menge der Geschäfte überhäuft uns, und da sich unser Geist so unter viele Dinge vertheilt und weniger auf jedes Einzelne gerichtet sein kann, sind wir um so leichter in Einer Sache zu betrügen. — Die erhabene Stellung der Päbste erhebt sie nicht über den Betrug, sondern macht denselben, wenn er eintritt, nur gefährlicher und bedeutender.

Es erhellt aber genügend aus der Geschichte der Kirche, daß Leute, welche bei Königen und Päbsten die unterthänigen Diener machen, dieselben bisweilen listig überreden, die Vertheidiger des wahren Glaubens zu verfolgen, indem sie nur Ketzereien zu verfolgen glauben. Daher haben auch Päbste, welche solche Täuschungen verabscheuen, den Bischöfen erlaubt, ihre Bullen zu suspendiren, wenn die darin vorausgesetzten Thatsachen nicht richtig wären.

Aber woraus sollen wir die Wahrheit der Thatsachen lernen?

Hier eröffnet Pascal eine Theorie, welche die Skepsis der neueren Zeit, besonders des Naturforschers, mit dem Glauben an Schrift und Kirche vermitteln soll und uns die Höhe seines Standpunktes nun klar erscheinen läßt. Statt aus der Schrift das dem natürlichen Verstande Ungenießbare und Anstößige auszuscheiden, oder herauszuwerfen, weist er uns an, den Widerstreit der höchsten, souverainen Erkenntnißkräfte als einen Wink zu betrachten, daß wir noch tiefer in den Sinn der Schrift einzudringen und zu forschen haben.

Ihr fragt, womit wir die Wahrheit der Thatsachen ermitteln sollen? — Mit den Augen, mein Vater; darin sind sie die rechtmäßigen Richter, wie die Vernunft in den natürlichen und begreiflichen Dingen, der Glaube in den übernatürlichen und geoffenbarten.

Wir sehen, die Wahrheit ist darum für Pascal nicht eine getheilte; die Sinne so gut wie die Offenbarung haben die Bürgschaft ihrer Wahrheit nur in Gott, welcher uns Menschen unserer Natur gemäß die Eine Wahrheit auf verschiedene Weise zugänglich macht. Jede dieser Weisen giebt uns nur ein Bruchstück der Einen ganzen Wahrheit.

Da Sie mich einmal darauf gebracht, mein Vater, so muß ich Ihnen sagen, daß nach der Ansicht der beiden größten Kirchenlehrer, St. Augustins und Thomas, unsere drei Erkenntnißprincipien, die Sinne, die Vernunft und der Glaube, jeder seine besonderen Gegenstände hat und in diesem Bereich seine Gewißheit. Und wie sich Gott der Vermittelung der Sinne bedienen wollte, dem Glauben Eingang zu verschaffen, fides ex anditu (der Glauben kommt vom Hören); so fehlt so viel, daß der Glaube die Gewißheit der Sinne zerstörte, daß man vielmehr den Glauben zerstören würde, wenn man die Treue im Zeugniß der Sinne in Zweifel ziehen wollte. So bemerkt St. Thomas ausdrücklich, daß es Gottes Wille war, die sinnlichen Accidenzen sollten im Abendmahl bleiben, damit die Sinne, welche nur über die Accidenzen urtheilen, nicht darum betrogen würden.

Daraus folgern wir, daß wir jedweden Satz, welchen man uns zur Prüfung vorlegt, zuerst seiner Natur nach erkennen müssen, um zu sehen, auf welches dieser drei Principien wir uns darin zu beziehen haben. Handelt es sich um eine übernatürliche

Sache, so werden wir darüber weder nach den Sinnen, noch nach der Vernunft urtheilen, sondern nach der Schrift und den Entscheidungen der Kirche. Handelt es sich um einen nicht geoffenbarten Satz, welcher der natürlichen Vernunft entspricht, so wird diese dabei der berufene Richter sein. Handelt es sich endlich um eine Thatsache, so werden wir den Sinnen glauben, welchen es ihrer Natur nach zukommt, darüber zu erkennen.

Diese Regel gilt so allgemein, daß man nach Augustin und Thomas, wenn uns in der Schrift selbst eine Stelle aufstößt, deren nächster, buchstäblicher Sinn dem entgegengesetzt ist, was die Sinne oder die Vernunft mit Gewißheit anerkennen, daß man diese letzteren darum nicht aufzugeben braucht, um sie der Auctorität dieses scheinbaren Schriftsinnes zu unterwerfen. Sondern man muß die Schrift nur recht auslegen und einen anderen Sinn suchen, welcher mit dieser sinnlichen Wahrheit übereinkommt; denn da Gottes Wort auch in den Thatsachen untrüglich ist, die Mittheilung der Sinne aber und der Vernunft, sofern sie in ihrem Bereiche thätig sind, auch wahr sind, so müssen diese beiden Wahrheiten unter sich übereinstimmen. Da sich die Schrift aber auf verschiedene Weise auslegen läßt, während die Mittheilung der Sinne nur Eine ist, so muß man in diesen Fällen diejenige als die wahre Auslegung der Schrift nehmen, welche mit der getreuen Auffassung der Sinne übereinkommt.

Wollte man aber anders handeln, so würde man die Schrift nicht ehrwürdig machen, sondern sie vielmehr der Verachtung der Ungläubigen aussetzen. Denn, sagt Augustin, wenn diese merkten, daß wir Dinge, von welchen sie gewiß wissen, daß sie falsch sind, glauben, weil sie in der Schrift stehen, so würden sie unsere Leichtgläubigkeit auch in anderen Dingen verlachen, welche verborgener sind, wie die Auferstehung der Todten und das ewige Leben. — Das hieße aber, fügt St. Thomas hinzu, ihnen unsere Religion verächtlich machen und den Eingang dazu verschließen.

Und das wäre auch, mein Vater, das Mittel, den Ketzern den Eingang dazu zu verschließen und ihnen des Pabstes Auctorität verächtlich zu machen, wenn man sich weigern wollte, Diejenigen für Katholiken zu halten, welche nicht glauben, daß Worte in einem Buche seien, worin sie sich nicht finden, weil ein hintergangener Pabst es einmal erklärt. Nur die Prüfung des Buches

allein kann überweisen, daß die Worte darin sind. Die Thatsachen erweisen sich nur durch die Sinne. Wenn Eure Behauptung wahr ist, so beweist es; wo nicht, so beunruhigt Niemanden, daß er es glauben solle, denn es wäre umsonst. Alle Mächte der Welt können mit all ihrer Auctorität uns eben so wenig von einem thatsächlichen Punkte überzeugen, als ihn verändern; denn es giebt nichts, das machen könnte, daß das, was ist, nicht sei.

So war es ganz umsonst, daß die Mönche zu Regensburg von Pabst Leo IX ein feierliches Decret erhielten, wodurch er erklärte, der Leib von St. Dionys, dem ersten Bischof von Paris, welchen man gewöhnlich für den Areopagiten hält, sei in Frankreich weggenommen und in die Kirche ihres Klosters gebracht worden. Dies verhindert nicht, daß der Leib dieses Heiligen nicht immer in der berühmten Abtei gewesen wäre, welche seinen Namen trägt (St. Denys) und noch dort ist, wo Ihr Mühe haben möchtet, die Annahme dieser Bulle durchzusetzen, obgleich der Pabst darin bezeugt, er habe die Sache mit allem möglichen Fleiße geprüft (diligentissime), mit dem Beirath mehrerer Bischöfe und Prälaten; also daß er alle Franzosen streng verpflichtet (districte praecipientes), anzuerkennen und zu gestehen, sie haben diese heiligen Reliquien nicht mehr. Die Franzosen aber, welche vermittelst ihrer eigenen Augen die Falschheit dieser Thatsache wußten, welche den Reliquienkasten geöffnet und diese heiligen Reste unversehrt gefunden hatten, wie die Geschichtschreiber dieser Zeit bezeugen, glaubten damals, wie man seitdem immer geglaubt, das Gegentheil von dem, was ihnen dieser Pabst zu glauben befohlen hatte; denn sie wußten wohl, daß auch die Heiligen und die Propheten der Täuschung durch Andere ausgesetzt sind.

So war es auch umsonst, daß Ihr zu Rom ein Decret gegen Gelilái auswirktet, wodurch seine Ansicht in Betreff der Bewegung der Erde verdammt wurde. Damit wird auch nicht bewiesen sein, daß sie in Ruhe bleibt; und wenn man unumstößliche Beobachtungen hat, womit bewiesen wird, daß sie gerade sich dreht, so werden alle Menschen zusammen weder sie verhindern, sich zu drehen, noch auch verhindern, daß sie sich selbst mit derselben drehen. Bildet Euch auch ja nicht ein, als hätten die Verdammungsschreiben des Pabstes Zacharias gegen St. Virgi-

lius, welcher behauptete, es gebe Antipoden, diese neue Welt vernichtet. Denn ob er diese Meinung gleich für einen sehr gefährlichen Irrthum erklärt, so glaubt doch ja nicht, der König von Spanien habe sich schlecht dabei befunden, daß er vielmehr Christoph Columbus geglaubt, welcher davon herkam, als dem Urtheile des Pabstes, welcher nie daselbst gewesen; zweifelt darum auch ja nicht daran, daß die Kirche einen großen Nutzen davon gehabt, indem auf diese Weise für so viele Völker die Erkenntniß des Evangeliums vermittelt worden, welche in ihrem Unglauben zu Grunde gegangen wären.

So sehen Sie denn also, mein Vater, welches die Natur der Thatsachen ist, nach welchen Principien man davon urtheilen muß. Es ist nun aber auch leicht, den Schluß auf unseren Gegenstand anzuwenden und einzusehen, daß, wenn die fünf Sätze nicht von Jansen sind, sie unmöglich aus ihm ausgezogen werden konnten, daß das einzige Mittel, ein Urtheil darüber zu fällen und die Welt davon zu überzeugen, darin liegt, das Buch in einer regelmäßigen Conferenz zu prüfen, wie man es von Euch schon seit langer Zeit verlangt. Ehe dies geschehen, habt Ihr kein Recht, Eure Gegner eigensinnig zu nennen; denn sie sind ohne Vorwurf im Punkt der Thatsache, wie sie ohne Irrthum sind in den Glaubenspunkten; Katholiken in dem Glaubensgesetz, vernünftig in Betreff der Thatsache, unschuldig im Einen, wie im Anderen.

Es scheint sonderbar, daß Pascal die Entscheidung über die Frage, ob die fünf Sätze in Jansen sich finden, nicht dem Verstande, sondern den Sinnen zuschreibt. Veranlassung dazu gab ihm die Behauptung Annats, es finden sich die fünf Sätze Wort für Wort darin; während der feine Marca nur behauptete, sie liegen unverkennbar im Sinne und Zusammenhang von Jansens Lehre. Gegen ihn hätte der Verstand als Schiedsrichter angerufen werden müssen. Außerdem, daß Annat Jesuite war, blieb Pascal im Vortheil, indem er jenen Gegner an der kühnen Behauptung faßte. Je einfacher der Beweis auf diese Art gewesen wäre, je leichter er Alles beigelegt und Jeden über allen Zweifel erhoben hätte, desto verdächtiger mußte der Rückzug der Jesuiten sein. Das große Publicum sieht es gar gerne und wird leicht für Den gewonnen, welcher so feine, hohe Fragen auf die fünf

Sinne und den gesunden Menschenverstand reducirt und daran appellirt. Jedem thut es wohl, sich gleichsam als Schiedsrichter aufgerufen zu sehen in einer Sache, worüber sich die Gelehrten seit Jahren gestritten. Das wußte der feine Menschenkenner Pascal wohl und verschmähte diese kleine Bestechung des Publicums nicht.

Fassen wir aber noch einmal seine ganze Erkenntnißtheorie ins Auge, so ist nicht zu verkennen, daß wir keine vollkommene Befriedigung in diesen drei Erkenntnißweisen der Einen Wahrheit finden. Sie begränzen sich eigentlich nur äußerlich, statt sich zu stützen, zu decken, zu durchdringen. Der Sinn des Gesichts, welcher nur Eine, in seinem Gebiet unumstößliche Wahrheit giebt, erklärt ja auch die Erde für stehend, die Sonne für wandelnd; erst die damit verbundene geistige Beobachtung mochte das Gegentheil erweisen. Warum soll nun aber hier der Verstand Recht haben, nicht die Sinne? — Dies läßt uns recht die Bedeutung der Lehre eines der bedeutendsten und frömmsten Theologen Frankreichs und jenes Jahrhunderts erkennen, welcher uns jede Erkenntniß und Wahrnehmung in Gott schauen läßt.

Namentlich drängt sich uns aber die Frage auf: Welches Vermögen soll unterscheiden und bestimmen, ob diese oder jene Sache in den Bereich der Offenbarung oder der Vernunft oder der Sinne gehört? Wo ist der Sitz dieses letzten Appellationsgerichts für die Erkenntnißvermögen, welche doch möglicherweise sich widersprechen können? in einem dieser drei Vermögen, oder in einem vierten höheren?

Viertes Kapitel.

Schwere Bedrängnisse, Erlösung davon durch Wunder und den Tod.

Pax sit intus et non timebis foris.

Wir kehren nunmehr nach Port-Royal zurück, welches sich nun erst unter diesen aufsteigenden Gewittern als einen Port und

Hafen erwies, dessen Oberfläche wohl bewegt werden mochte; aber der Ankergrund war zu gut; die kleine Gemeine konnte wohl Gefahr laufen, sie konnte äußerlich vernichtet werden, Schiffbruch leiden an ihrem Glauben konnte sie nicht.

Die Feinde schilderten es als einen Ort, wo 40 gute Federn, von Einer Hand (Arnaulds) geschnitten, bereit wären, die Lehren ihrer Meister gegen alle Welt zu verfechten. Auch die Königin, welche beinahe nichts Anderes hörte, als für die Jansenisten Nachtheiliges, ließ sich mehr und mehr bestimmen, die zur Auflösung Port-Royals führenden Schritte zu billigen. Mazarin sagte von ihr, sie sei sonderbar (admirable) in dieser Sache; wenn man im Allgemeinen von den Jansenisten rede, wolle sie, daß man sie alle ausrotte; sobald man ihr aber vorschlage, Einige derselben zu verderben, und daß mit d'Andilly oder mit irgend einem Anderen der Anfang gemacht werden müsse, so rufe sie gleich, sie seien zu wackere Leute, zu gute Diener des Königs. So wisse man nie, was ausgemacht sei. — Zu Anfang des Jahres 1656 schreibt Angelica: Die Königin hat der Versammlung des Klerus befohlen, uns aufs Äußerste zu treiben, und ihr erklärt, sie betrachte es als ihre eigene Angelegenheit. Ich fühle keine Bitterkeit darüber gegen die Königin; ich weiß, daß sie ein sehr gutes Werk zu thun glaubt, daß man sie ohne Unterlaß beredet, sie könnte kein besseres thun; wie unser Herr ja gesagt, die Verfolger seiner Diener würden glauben, ihm einen Dienst damit zu erweisen. Alles, was uns daher zu wünschen bleibt, ist, daß wir in dieser Eigenschaft und nicht um unserer Verbrechen willen dulden; zwar sind wir nicht schuldlos, aber durch Gottes Gnade Kinder der Kirche.

Indeß wurde Dr. Arnauld aus der Sorbonne gestoßen; der Staatssecretär Brienne, ein Freund Port-Royals, gab die etwas übereilte Nachricht, daß der Nuntius die Zerstreuung der Einsiedler im Namen des Pabstes verlange. Angelica schreibt an die Königin Maria von Polen, während die Einsiedler sich anschickten, sich selbst zu entfernen: Die Vorbereitungen zu unserer Zerstreuung rücken jeden Tag vor. Man erwartet von der Tiber das Wasser und den Befehl, uns darein zu versenken. Wir hatten den Plan, alle Einsiedler zu entfernen, ehe sie vertrieben würden; sie fühlen aber alle einen so tiefen Schmerz darüber, daß sie diese

Einöde verlassen sollen, daß sie baten, man möchte sie bis auf den letztmöglichen Augenblick damit warten lassen, bis auf die harte Nothwendigkeit, welche sie denn zwingen wird, ein Gut zu verlieren, welches ihnen so theuer ist, daß sie jeden Tag noch hoch anschlagen.

Die Königin ließ am 15. März d'Andilly in Kenntniß setzen, daß man den Verein der Einsiedler aufheben würde, und ihn auffordern, sich mit den Seinigen zurückzuziehen. Das thaten denn nun auch die Übrigen; d'Andilly zog nach Pomponne.

Angelica schreibt darüber an den in Paris mit Dr. Arnauld im Versteck lebenden Le-Maitre: Die Einsiedler haben mich bei ihrem Abzug sehr erbaut. Ihr Schmerz war durchaus christlich, ohne Murren, ohne Entmuthigung, ohne Kummer. Kurz, man sah bei ihrem Ausgang, daß sie bei ihrem Eingang nur Gott gesucht. Unsere Schwestern sind auch, Gott sei Dank, betrübt wie sie es sein sollen, aber mit Schweigen. Die meisten Schwestern erfuhren den Abzug der Einsiedler erst, als man ihren Hausrath brachte. Die kleinen Mädchen, welche ihre Brüder in den Schulen auf dem Maierhofe hatten, haben sehr geweint, weil sie fürchteten, auch ihre Reihe möchte kommen. Aber Gott sieht Alles. Ohne den Glauben ist Alles unerträglich; mit dem Glauben ist Alles sanft. Alle unsere Aufmerksamkeit ist zu dieser Stunde darauf gerichtet, uns recht zu demüthigen, recht zu beten und uns in großer innerer Einsamkeit zu halten, wie wir in äußerlicher leben.

Die Nonnen des benachbarten Klosters Gif nahmen den größten Antheil an den Prüfungen ihrer Schwestern und stellten öffentliche Gebete für Dr. Arnauld an.

Den 30. März 1656 erscheint d'Aubrai, Lieutenant-Civil, zu Port-Royal des Champs, um sich zu versichern, ob es völlig von den Männern geräumt sei. Dieser Beamte war sehr mild und artig und versicherte widerholt, daß man nicht soviel Verfolgung hätte zu leiden gehabt, wäre nicht ein Theil dieser Männer als große Geister bekannt. Das gebe Raum für die Anklage der Häresie. Er verlangte nur Angelica zu hören [1]), welche als die Hauptperson betrachtet wurde, ob sie gleich nicht Priorin war.

1) Mémoires de 1742. Tom. II. Pag. 108 — 119.

Als d'Aubrai sie aufforderte, die Wahrheit in Allem zu bekennen, antwortet Angelica: Ja, Gott ist die Wahrheit, und indem ich die Wahrheit sage, werde ich ihm die Ehre geben. — Die Untersuchung ging darauf hin, das Zusammenleben der Männer als eine Verbindung, da diese aber nicht von Staat, noch Kirche bestätigt war, als verbotene, strafbare Verbindung nachzuweisen. Wie und durch welche Vollmacht haben sie sich zusammengethan? war die Hauptfrage. Angelica bestand darauf, daß es sich von selbst, ohne vorangelegten Plan also gemacht. — Was dachte man sich nun aber unter einer Verbindung, einer Association? Die Merkmale einer solchen ergeben sich aus den Punkten, auf welche die Untersuchung einging. — D'Aubrai behauptete, man wisse, daß die Männer, wenigstens seit sie in den Scheunen gewohnt (1648), angefangen haben in Gemeinschaft (en communauté) zu leben. Angelica leugnete dieses bestimmt, denn unter Gemeinschaft verstehe man, daß es eine Allen gemeinsame Regel gebe, während diese Männer nur die allen Christen gegebene Regel als verpflichtendes Gesetz beobachtet haben. Sie haben aber keinen Oberen, keine Kleidung, als die Jedem beliebige gehabt. Jeder habe über sein Vermögen stets frei verfügt, Jeder habe fortgehen können, wann und wohin er gewollt, zum Beweis, daß sie keinerlei bindende Verpflichtung auf sich genommen. — Weiter wurde darauf inquirirt, ob die Männer nicht eine eigene Kapelle gehabt haben, daselbst Messe zu halten. Darauf erwiderte Angelica, daß statt der 40 Priester, wovon man geredet, nur zwei, Dr. Arnauld und Sacy, hier gewesen seien. Diese haben stets in der Kirche der Abtei ihre Messe gehalten, wozu die anderen Einsiedler gekommen. Einige haben allerdings in einer Kammer zusammen die Offiz zu den kirchlichen Stunden gebetet. — Einen neuen Punkt der Anklage konnte und wollte Angelica nicht ableugnen, daß nämlich die Einsiedler zusammen — gespeist und daß sie namentlich dazu durch eine Glocke zusammenberufen waren. — Schon 1654 hatte Le-Maitre in seiner Schutzschrift diese Frage berücksichtigt und das Recht der Vereinigung, freilich innerhalb engerer Schranken als jetzt die evangelischen Vereine, als ein unmittelbar menschliches, als ein zur evangelischen Freiheit gehöriges, in Anspruch genommen. Allerdings bedürfen Vereine,

sagt er, welche rechtliche Personen sein und darauf Anspruch machen wollen ein gemeinsames Vermögen zu haben und Stiftungen anzunehmen, sie bedürfen allerdings der Bestätigung der bürgerlichen und geistlichen Oberen. Hier aber ist kein Band, als das des göttlichen Geistes, welches freilich das stärkste ist, kein Ziel, als die gemeinsame Seligkeit; die herrschende Regel ist die allen Christen gegebene. Ist es ein Verbrechen, Eine Seele und Ein Geist zu sein, so ist es das Verbrechen der ersten Christen; ist es ein Werk der Gerechtigkeit, einen solchen Verein zu stören, so ist es die Gerechtigkeit der die ersten Christen verfolgenden heidnischen Obrigkeit, also eine Gerechtigkeit, welche den Obrigkeiten des „allerchristlichsten Königreiches" fremd ist. So müßte es auch verboten, es müßte eine unerlaubte Vereinigung sein, wenn man zusammen speiste, ja wenn man zusammen die Bibel läse. Er beruft sich noch einmal darauf, daß sie nichts Eigenthümliches suchen, wie die Orden thun, und schließt: Ja, wir brauchen keinen anderen offenen Brief (lettres patentes) als den von Gott, versiegelt von seinem Heiligen Geist, keine anderen Breven, als diese apostolische Gnade, welche während dreier Jahrhunderte die christliche Kirche mit solchen Vereinen christlicher Freunde bevölkerte. — Man wußte, daß bei der Regierung darauf angetragen war, die Scheunen abzubrechen, um die Rückkehr der Einsiedler unmöglich zu machen. Angelica, dieses zu verhindern, erwähnte, der Abzug der Einsiedler sei ihnen gelegen gekommen, da sie sonst neue, durchaus unentbehrliche Fruchtspeicher hätten bauen müssen. — Besonders nachdrücklich erkundigte sich d'Aubrai darnach, ob man in Port-Royal keine Pressen gehabt. Angelica lehnte es bestimmt ab. Die Frage wegen der Presse, ihre Freiheit und ihre heimliche Geschäftigkeit im Dienste der Freunde von Port-Royal wird nunmehr immer wichtiger. Bald wurden in Kellern und entlegenen Orten Schriften gedruckt, meist mit holländischem Druckort. Die Jesuiten und die ihnen dienstbare Polizei schärften ihre Spürorgane. Das Wort ist ja das Schwert des Geistes, wie das Schweigen sein Schild, die Presse sein Geschütz, der Verein seine Phalanx.

Im Ganzen war man sehr artig und freundlich von beiden Seiten bei diesem Verhöre. Nur als Angelica von dem Verhöre

von 1638 ein Wort fallen ließ, fiel Aubrai ein: Madame, für wen sehen Sie mich an? Ich bin nicht Laubardemont, der Teufel von Loudun.

Der gute Mann war indeß von zwei in den Maiereigebäuden zurückgebliebenen Einsiedlern ein wenig zum Besten gehalten worden, indem sie sich stellten, als wären sie unwissende Bauern. Als der Commissär nach der Druckerei fragte, antwortete Bruder Charles, er kenne keine Schwester dieses Namens im Hause. Auf seine Erkundigung nach den Buchdruckerpressen führte er ihn zur Presse in der Weinkelter. Aubrai fragte auch nach den Knaben in den Schulen, was man sie lehre. Was weiß ich das, erwiderte Charles, sie sagten, man lehre sie die Menschlichkeit (humanité). Die Lehrer plagen die armen Kinder sehr; sie sind mit ihnen spazieren gegangen, die Knaben haben es nöthig. — Auch Bruder Bouilli spielte seine Rolle gut, sprach ganz bäurisch, so daß Aubrai nach dritthalbstündigem Verhöre nicht gewahr wurde, wie sie nur Scherz mit ihm trieben.

Aubrai untersuchte sofort auch die benachbarten, zu Port-Royal gehörigen Schulen.

Angelica aber hielt ihre Schwestern mit den Worten aufrecht: Wenn uns nur Gott den rechten Glauben und die rechte Liebe giebt, so sind wir mehr als stark genug. An Le-Maitre schreibt sie: Wir leben in einer erstaunlichen Zeit, die Finsterniß ist schrecklich. Vernunft und Gerechtigkeit scheinen die Erde zu verlassen; darum müssen wir nur zum Himmel allein unsere Zuflucht nehmen. Ich habe doch den Trost, den vollkommen demüthigen und bußfertigen Eifer unserer Schwestern zu sehen. Nie waren sie so in der Einsamkeit, im Schweigen und der Andacht, als sie es jetzt durch Gottes Gnade sind.

Schon hatte man Kunde, daß die Verfolgung ihren unerbittlichen Weg gehen, die Mädchen, welche im Kloster erzogen wurden, weggenommen werden sollten; Tag und Nacht, ohne Rast und Ruhe rangen die Schwestern im Gebet, als plötzlich wie durch eine höhere Hand die Widersacher gehemmt wurden. Kurz es war in dieser äußersten Noth — ein Wunder geschehen.

Die Berichte darüber stimmen nicht ganz über den Verlauf der Sache überein. Wir wählen den von Racine. Sollen wir vielleicht zum voraus diese nicht unbedeutenden Abweichungen in

der Erzählung als einen hinreichenden Grund geltend machen, die ganze Sache als eine Erfindung anzusehen? Standen doch die Geschichtschreiber dem Ereigniß so nahe.

Es war in Port-Royal de Paris eine Kostgängerin von 10 bis 11 Jahren, eine Tochter von Perrier, Rath bei dem cour des aides zu Clermont in Auvergne, eine Niece von Pascal. Sie litt seit drei und einem halben Jahre an einer Thränenfistel am Winkel des linken Auges. Diese Fistel war nach außen sehr dick und hatte innerlich starke Zerstörung angerichtet; sie hatte das Nasenbein angefressen und den Gaumen durchlöchert. Die davon abträufelnde Flüssigkeit war für sie eine Qual. Ihr Auge war bedeutend verkleinert und alle benachbarten Theile so aufgeschwollen, daß man die ganze Seite des Kopfs nicht berühren konnte, ohne ihr große Schmerzen zu verursachen. Man konnte sie nicht ansehen ohne eine Art Grauen. Sie war allen berühmten Augenärzten, Chirurgen und Operateurs gezeigt worden. Da aber alle bisherigen Mittel das Übel nur verschlimmert hatten und man fürchtete, das Geschwür möchte sich über das ganze Gesicht verbreiten, waren die drei geschicktesten Chirurgen von Paris entschlossen, sie so bald wie möglich zu brennen. Man theilte den Entschluß dem Vater mit, welcher sich sogleich auf den Weg machte, der Operation beizuwohnen; man erwartete ihn einen Tag um den anderen.

Es war in Paris ein frommer Geistlicher, welcher einen Dorn aus der Krone Christi besaß. Diesen lieh er einigen Klöstern, auch den benachbarten Karmeliter-Nonnen. Die Nonnen von Port-Royal baten desgleichen darum in ihrer schweren Bedrängniß, und so wird er den 24. März 1656 nach Port-Royal de Paris gebracht. Es war ein Freitag in der Fastenzeit, an welchem die Kirche die Messe mit den Worten eröffnet: Herr, thue ein Wunder zu meinen Gunsten, damit meine Feinde es sehen und beschämt werden, damit sie sehen, mein Gott, Du habest mir geholfen und mich getröstet. — Nachdem die Nonnen, die Novizen und Kostgängerinnen eine Procession gehalten und zu Ehren der Passion gesungen und gebetet, küßten sie der Reihe nach die Reliquie. Zu der Perrier sagte die Lehrerin, welche nur mit Angst und Mitleiden das arme Kind ansehen konnte: Empfehle Dich Gott, meine Tochter und berühre den Dorn mit Deinem

kranken Auge. Die Kleine that also. Noch denselben Abend, nach anderen Nachrichten den folgenden Morgen, fand es sich, daß ihr Auge vollkommen heil war. Indeß brach man dennoch die Regel des Stillschweigens nicht; sie theilte es zunächst nur einer einzigen Freundin mit; man fürchtete sogar, das Gerücht von dem Wunder möchte den Feinden nur Gelegenheit zur Verspottung geben. So geschah es auch, daß Aubrai sechs Tage nach diesem Ereigniß in Port-Royal des Champs sein Verhör anstellt und nichts davon erwähnt. Indeß verlangte nach vier Tagen einer der Chirurgen bei Gelegenheit sie zu sehen; er hatte noch nichts von der wunderbaren Heilung gehört und glaubte zuerst, es sei nicht dasselbe Kind; er argwöhnt, man habe durch irgend einen Charlatan das Geschwür nur äußerlich entfernt, und untersucht es genau. Allein erstaunt findet er, daß das linke Auge so gesund ist, wie das rechte. So eilt er denn, holt seine beiden Collegen, welche, nicht minder bestürzt, die ganze Stadt davon erfüllen, wie sie denn auch nachher ein Zeugniß ausstellen, es übersteige dies Ereigniß die natürlichen Kräfte und könne nur wunderbar geschehen sein. Das Kind selbst war fest davon überzeugt.

Als das Gerücht sich schnell durch ganz Paris verbreitet, strömen die Menschen herbei, die heilige, wunderthätige Reliquie anzubeten. Man hält eine besondere Dankfeierlichkeit; der Großvicar von Paris mit 16 Diakonen erschien und hielt eine große Messe in der Kirche, wobei die kleine Perrier auf einem besonderen Platze von dem gläubigen Volke gesehen wurde. Ihr Bild wurde in Kupfer gestochen.

Die Großvicare, für den abwesenden Erzbischof hatten vorher die Sache untersuchen lassen und bestätigen das Wunder; ihr Urtheil wird in Tausenden von Exemplaren verkauft. Auch die Königin, welche sich eben in Compiegne aufhielt, sendet ihren Leibchirurgen, welcher auch, nachdem er die Geheilte, die Nonnen, die Ärzte, welche sie behandelt, vernommen, erklärt, es könne nur Gottes Werk sein.

Le-Maitre, welcher ein Übel am Fuße hatte, ließ den Chirurgen Dalence in seinen verborgenen Aufenthalt kommen, eigentlich um ihn zugleich über diese Angelegenheit zu vernehmen, da Dalence zuerst die Heilung entdeckt. Daher that er, als wäre er

ein Edelmann aus Angers, schalt bei Gelegenheit seines Bischofs auf die Jansenisten, welche eben jetzt, da sie aufs Äußerste getrieben worden, gar geschickt ein Wunder dazwischen schieben. Dalence aber unterbrach ihn und bezeugte es als Augenzeuge; er versichert, er sei so erstaunt gewesen, nachdem er die Sache näher untersucht, wie wenn jetzt der Boden, darauf er stehe, sich in Gold verwandelte. — Die Übel dieses Hauses, hatte Dalence gesagt, als er die Heilung gewahrte, sind wie ein Vogel, der davonfliegt, sowie man ihn haschen will.

Sacy, welcher an allen Ereignissen das allein zu sehen schien, was erbaut, sagte darüber: Die Krönung Christi war der bitterste, grausamste Spott, den er in seinem ganzen Leiden erfuhr, durch den bloßen Muthwillen der Soldaten, ohne irgend ein Geheiß, an ihm verübt. Und ein Dorn dieser Krone hat dieses Wunder gewirkt. Das lehrt uns, daß auch wir nicht murren sollen über Alles, was uns begegnen mag, auch wenn Diejenigen, welche uns zerreißen, kein Recht und keine Gewalt dazu haben. Wenn es Gott gefiele, uns durch dieses Wunder also recht dulden zu lehren, so würde ich uns für glücklicher schätzen, als wenn er uns von allen Verfolgungen befreite. — Angelica dankte Gott für das Pfand seiner Gnade, aber sie fürchtete, ihre Töchter möchten ein ungeordnetes Wohlgefallen daran haben und sich durch viele Besprechungen darüber zerstreuen.

Man bewunderte die reiche Gnade Gottes über das Haus Pascal-Perrier; war das Wunder an dem leiblichen Auge des Kindes groß, so war das geistige Wunder der Demuth an dem großen Geiste nicht minder zu preisen. Pascal bediente sich von nun an seines Siegels und Wappens nicht mehr; er ließ sich auf einen Ring die Worte stechen: Scio cui credidi (ich weiß, an wen ich glaube). Man hört heut zu Tage diese heilige, schreckliche Stimme, welche die Natur bestürzt macht, die Kirche aber tröstet. Ich fürchte, meine Väter, daß, wer sein Herz verhärtet und beharrlich sich weigert, ihn zu hören, wenn er als Gott redet, gezwungen sein wird, ihn mit Schrecken zu hören, wenn er als Richter zu ihm sprechen wird. — Also ruft Pascal den Feinden Port-Royals ob diesem Ereigniß zu. — An Mademoiselle de Roannes schreibt er: Gott tritt nur für Wenige und selten aus dem Geheimniß der Natur hervor, welches ihn deckt. Er hat sich

bis zur Menschwerdung darunter verborgen gehalten. Sofort hat er sich noch mehr verborgen, indem er sich mit der Menschheit verhüllte. Denn er war kenntlicher, so lange er unsichtbar war. Nun aber hat er sich im Sacrament noch tiefer eingehüllt. Alle Dinge sind Schleier, die Gott verhüllen; die Christen aber sollen ihn in Allem erkennen, und wir haben ihm um so mehr zu danken, daß er sich uns, besonders im Leiden offenbart, während er sich vor den Anderen verbirgt. — Die Geheilte lebte bis zu einem sehr hohen Alter in Clermont, wo fromme, Port-Royal befreundete Personen, besonders als sie gebrechlich wurde, bei ihr sich versammelten, bis sie am 14. April 1733 starb.

Das Wunder wurde noch lange als ein Beweis für die Wahrheit der katholischen Kirche gegen die Freigeister dieser Zeit angeführt. Besonders aber erwiesen daraus die Freunde von Port-Royal die Gerechtigkeit seiner Sache; Christi Wunder beweisen für Christum und seine Lehre, und er beruft sich selbst darauf, die Wunder der Kirche für die Kirche, also das Wunder in Port-Royal für das verleumdete Kloster. Da Gott vorzüglich für die unterdrückte Unschuld und Wahrheit Wunder thut, so kann es nicht zum Beweis für die Wunderkräftigkeit der Reliquien überhaupt geschehen sein, da diese von Niemandem angefochten wird.

Während das Volk in seiner Meinung von Port-Royal von einem Extrem rasch zum anderen sich umwandte, wurden die eigentlichen Feinde nur noch mehr erbittert. In dem Rabat-joie des Jansénistes beschuldigten sie diese eines Betruges.

Wer irgend die Wunder des Geistes in den Geistern und an der Materie glaubt, könnte die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eines solchen Ereignisses auch hier mit Freuden zulassen; denn wer möchte den Nonnen von Port-Royal einen Betrug aufbürden? ist ja doch, bei unserer endlichen Erkenntniß der heilenden Kräfte, ihrer verborgenen Quellen und ihrer Ergießungen, keine strenge Scheidelinie von unserer Hand zu ziehen, wo das Natürliche durch das Übernatürliche begrenzt und ausgeschlossen wird. Freilich handelt es sich dabei nicht um Ein Wunder, um Ein Ereigniß. Der Andrang des Volks, erzählt Racine, zu der Kirche von Port-Royal, welcher der Besitzer den heiligen Dorn geschenkt, schwoll mit jedem Tage mehr an, Gott schien Wohlgefallen daran zu haben, die Anbetung des Volkes zu autorisiren, durch eine

Menge neuer Wunder, welche in dieser Kirche geschahen. Nicht nur ganz Paris nahm seine Zuflucht zu dem heiligen Dorne und zu den Gebeten der Nonnen, sondern man bat sie auch von allen Orten des Königreichs her um Stücke Leinwand, welche die Reliquie berührt hatten; und diese wieder, erzählt man, bewirkten mehrere wunderbare Heilungen.

Gleichzeitig mit dem großen Ruf des Wunders verbreiteten sich die lettres provinciales; nicht blos ein großer Theil Derer, welchen es um den Ernst der Frömmigkeit zu thun war, hielten fest an Port-Royal, auch der größere Theil Derer, welche auf reine Grundsätze der Sittenlehre und des Wandels hielten, oder Witz und feinen Sinn und Geschmack liebten, waren für Pascals Freunde gewonnen. Die öffentliche Meinung bedurfte aber eines Wunders zu ihrem Umschwung, um sich mit Kraft geltend zu machen und den drohenden Gewalten sich entgegenzustellen.

So viel ist gewiß, daß Arnauld seine pariser Einsamkeit wieder mit der in Port-Royal vertauschen konnte, daß ihm dahin Nicole nachfolgte, daß d'Andilly und die anderen Einsiedler sich wieder dahin zusammenfanden. Singlin wurde sogar, auf Angelicas Vorschlag, von Retz zum Superior der Nonnen ernannt.

Auch verdanken wir einem dieser Wunder eines der schönsten Gemälde der französischen Schule, die Heilung der Tochter des Malers selbst, Philipp Champagnes, durch die Kraft der Gebete von Agnes. Der Ausdruck der Ruhe, der verklärten Zuversicht auf die Erfüllung des Gebets; die kräftige Figur der knieenden Agnes, die zarte Gestalt der Kranken geben den tiefsten Eindruck der innigsten Harmonie und Friedens. Es ist dies Gemälde jetzt eine der Zierden des Louvre, wie einst Port-Royals, und keiner der geringeren Beweise für die Wahrheit dieser wunderbaren Thatsachen selbst.

Die Unterdrückung, unter welcher bisher Port-Royal geseufzt, hatte den Freigeistern Veranlassung gegeben, ihren Zweifel gegen die göttliche Vorsehung geltend zu machen. Giebt es doch nichts Ungerechteres, als Leute, welche an einer nicht geoffenbarten und für die Religion selbst so gleichgültigen Thatsache, wie der Inhalt von Jansenius ist, zweifeln, als solche Leute für Ketzer zu erklären und zu verfolgen. Wenn Gott sich in unsere Angelegenheiten mischt, wenn er der Gott der Gerechtigkeit, wenn die Religion

ganz besonders sein Werk, wenn die Kirche das Reich der Wahrheit ist, wie kann es geschehen, daß Männer der Kirche, welche die einzigen Wächter der Wahrheit sind, unterdrückt und ohne Hülfe ausgestoßen werden sowohl von den Menschen, als von Gott, welcher sich in tiefes Schweigen hüllt? — So sprach einer dieser Zweifler zu Pascal. Wir sehen daraus, wie die fortwährende Unterdrückung Port-Royals, wie der die Kirche erschütternde Kampf um „gleichgültige Streitpunkte" den Zweifel schärfen, dem Spott und Hohn Nahrung geben mußten. Wer Unrecht übt, untergräbt den Glauben an das Recht und damit an den lebendigen Gott; das bitterste, himmelschreiendste Unrecht aber ist die Unterdrückung religiöser Überzeugung. Darum pflichtet der ungläubige Haufen solcher Unterdrückung stets bei.

Pascal aber hatte auf genannte Zweifel geantwortet: er glaube allerdings, daß jetzt Wunder Noth thun; er zweifle auch nicht daran, daß Gott bald Wunder thun werde. — Desto mehr war er davon ergriffen, daß Gott gleichsam sein kühnes Versprechen gelöst, für ihn Wort gehalten hatte.

„So hatte denn dies Wunder einen ähnlichen Erfolg, wie dasjenige, so Gott in Mailand zu Gunsten von St. Ambrosius bei der Entdeckung der Leiber von St. Gervais und St. Protais wirkte." Die Verfolgung der Kaiserin Justine war darüber nicht ganz ausgelöscht worden, allein doch etwas erleichtert, und das gewährte einen Augenblick Ruhe. — Wir aßen diese folgende Zeit über unser Brot zwar nicht in thätlicher Verfolgung und auf der Flucht, aber mit Kummer und Thränen, schreibt eine Nonne.

Der Tod schlug der Gemeine von Port-Royal in diesem Zwischenraume der Ruhe tiefe Wunden; man war beschäftigt, die Worte der Sterbenden, die Thränen und Gebete zu sammeln, wie köstliche Perlen, eine Zierde den Bräuten des Himmels. Aber wiederholen mag ein fremder Mund diese goldenen Worte nicht, welche gerade durch ihre Anspruchlosigkeit und Einfachheit nur im Munde der unmittelbaren Zeugen Kraft haben. Und doch gehört zum eigensten Leben Port-Royals dieses tägliche Sterben seiner edelsten Glieder.

Innerhalb zweier Jahre raffte der Tod 25 Schwestern dahin; aber es drängten sich immer neue Jungfrauen nach in die dornenvolle Bahn der sich selbst abtödtenden Ascese, in den Dienst

Gottes, gleichsam zum Kampf mit Gott im Gebet. Lange währte das Leiden der Marie des Anges Suireau, reich an Erbauung für sie und ihre geistigen Töchter. Denn sie war Äbtissin. Tröstende, feine Beziehungen ihres Leidens auf das Leben, auf die Gebete, auf den Tod der Heiligen erfreuten sie. Sie faßte ihre Ermahnungen zusammen in den Worten: Wachet über die kleinen Dinge, denn daraus kommen die großen. Wiederholt rang sie mit dem Tode. Dann wurde nächtlicher Weile die Gemeine geweckt, ihr mit Gebet in ihrer Schwachheit beizustehen. Die Schwestern gelobten sich, eine der anderen zu gedenken im Gebet, wenn sie als abgeschiedene vor Gott stünden. Ihr Herz ward nach Port-Royal des Champs gebracht, zum Zeichen, daß die beiden Häuser nur eins seien. — Sie vermachte ihren Töchtern als den köstlichsten Schatz die Armuth, Stillschweigen und Unterwerfung.

Ihrem langsamen Todeswege eilte Madame d'Aumont unerwartet schnell voran. Sie hatte die eben noch sehr kranke Mutter des Anges im Traumgesichte gesehen; d'Aumont sah sie, wie sie mit heiterem, schon verklärtem Antlitze ihr winkte, ihrer geistigen Mutter über einen breiten See nachzufolgen. Da sie aber zauderte und furchtsam war, zeigte ihr die Mutter köstliche, edle Gesteine und versprach ihr solche zu geben, wenn sie zu ihr komme. — D'Aumont hielt dies für ein Anzeichen ihres Todes, und so war es auch. — Früher war sie bei den Nonnen der Heimsuchung in der Straße St. Antoine gewesen; allein sie hatte lieber eine Schenkung von 40,000 Livres, welche sie an diese Gemeinschaft gemacht, zum Opfer bringen wollen, als immer die Verleumdungen gegen die Zeugen von Gottes alleiniger Gnade anhören. So war sie nach Port-Royal gekommen, welchem sie durch ihre milde Freundlichkeit noch theurer wurde, als durch ihre reichen Gaben. Sie war Wittwe des königlichen Lieutenant-General Karl d'Aumont.

Schwere Kämpfe hatte Delphine d'Agennes zu bestehen, um von ihrem Vater auszuwirken, daß er sie in Port-Royal lasse. Nur die Berechnung, daß er sie im anderen Falle unterstützen müßte, sie aber in Port-Royal ohne Mitgift angenommen würde, hatte ihn endlich dazu vermocht. Ich bin eure Arme, sagte sie daher über der treuen Pflege, welche ihr in ihrer Krank-

heit wurde, ich bin die Arme des Hauses. Als solche habt ihr mich aufgenommen. Ich weiß aber auch, daß ihr Christo dienet, indem ihr mir dienet. Darum wage ich auch nichts dagegen zu sagen. — Der Tod war diesen Jungfrauen die Vollendung, die Erfüllung ihrer strengen Übungen, darum gingen sie ihm froh entgegen, weil sie wußten, er erst werde sie von aller Sünde erlösen. Als Hamon erklärte, der Zustand Delphines sei ein solcher, daß man ihr die letzte Ölung geben dürfe, rief sie ihm zu: O der guten Kunde, so ihr mir heute bringt! Das Fest soll also für mich sein! So werde ich gerade zu Gott gehen. — Sie besann sich nur ein wenig, ob es nicht Mangel an unbedingter Ergebung in Gottes Willen sei, daß sie sich über diese Kunde so freue; da es ja doch noch sein Wille sein könnte, sie durch ein längeres Leben zu sich zu führen. — So werde ich denn vor meinen Richter treten, rief sie; Heil mir, daß es mein Erlöser ist!

Die Welt schien Angelica ausgestorben durch den Heimgang von Gue de Bagnols, Maitre des Requetes, welcher durch seine fromme Gattin und die Predigten Singlins dem Evangelium gewonnen worden war. Er hatte sein Amt niedergelegt, 400,000 Livres, welche er nicht mit Recht zu besitzen geglaubt, zurückgegeben. Auch so behielt er immer noch eine Rente von 60,000 Livres, davon er 40,000 als ein für ihn unantastbares Gut zu bestimmten Almosen und guten Werken betrachtete. Damit hatte er zum Theil auch die Bauten in Port-Royal aufgeführt. Mit dem Rest sorgte er für Erziehung seiner Kinder und gab davon noch tägliche Almosen. Auch hatte er Töchter dem Geiste nach (filles spirituelles) in Port-Royal, für welche, und zwar nicht blos für ihre leiblichen Bedürfnisse, er treue Sorge trug. Als ein halbes Jahrhundert später bei der Zerstörung Port-Royals sein Sarg ausgegraben wurde, soll noch sein Blut geflossen sein, was man, wie einige wunderbar erhörte Gebete an seinem Grabe, für Pfänder seiner Heiligkeit mit Dank gegen Gott pries.

Aber nicht blos wenn sie mit Reichthum oder glänzenden Gaben des Geistes verbunden war, wurde die Frömmigkeit in Port-Royal geehrt. Neben den auch in der Welt mit Ehre genannten Namen wird der des Bedienten Fai in den Memoir und dem Nekrolog von Port-Royal genannt, sein Herz in der Kirche begraben. Und doch war er einer der Tagelöhner, nicht

man bei der Maierei traf. So wenig er hatte, gab er dennoch auch dieses an vielleicht nicht Ärmere weg, also daß ihn ein reicher Mann wegen seiner geringen Sorge für die Zukunft tadelte. Man fand, daß das Hemde aus Roßhaaren, welches er auf bloßem Leibe trug, tiefe Spuren in seiner Brust zurückgelassen.

„Auch der große Redner der französischen Sprache redet nun die Sprache der Engel", schreibt Gomberville 1658, welcher auch von demselben Le-Maitre gesagt:

Je te dirai ce que je pense,
O grand exemple de nos jours,
J'admire tes nobles discours,
Mais j'admire plus ton silence.

Le-Maitre wurde gerade durch die Denkmale seiner früheren Beredtsamkeit noch in seinen letzten Jahren sehr beunruhigt, während er mit Dr. Arnauld in der Verborgenheit lebte. Ob es gleich schon 20 Jahre waren, seit er von dem Schauplatz des Parlaments abgetreten, erschienen doch einige verstümmelte Ausgaben seiner Reden. Man fordert ihn auf, sie in ihrer ächten Gestalt zu geben; er verspricht es und legt Hand an das Werk. Allein ein Theil der Einsiedler ist sehr gegen solche Eitelkeit. Warum ein 20jähriges Stillschweigen doch noch brechen? Wenn Le-Maitre dieser Art von Beredtsamkeit, welche besonders darin besteht, daß sie Leidenschaften aufregt, mit Recht entsagt hat, warum ihre Wirkung auf Jahrhunderte fortpflanzen? Mehrere Heilige haben mit großem Erfolg als Rechtsanwalte gesprochen; aber keiner habe nach seiner Bekehrung und Taufe diese seine Reden durchgesehen und herausgegeben, welche ihnen doch nur einen durchaus menschlichen Ruhm verschaffen können.

Diese Widersprüche und Zweifel ergriffen Le-Maitre so sehr, daß er darüber erkrankte. Seine Reden erschienen indeß, von einem seiner Freunde mit Le-Maitres Beirath herausgegeben, und man bewunderte es von Neuem, daß ein Mann, welcher also gesprochen, auch so zu schweigen gewußt. Der Eindruck, welchen sein Rücktritt aus dem Parlament gemacht, erneute sich.

Wohl im Zusammenhang mit diesen Angelegenheiten wurde ihm von einem Freunde im Verlaufe eines frommen Gesprächs gesagt, es wäre ihm vor Gott zu wünschen, daß er nicht blos todt, noch halb lebendig sein möchte, sondern ihm selbst

ganz todt und ganz lebendig in Gott für die Ewigkeit. Das Wort durchdrang seine Seele wie ein Pfeil; er schrieb es sich mit großen Schriftzügen auf, es stets vor Augen zu haben. Er übergab sich dem Beichtvater, Singlin, in einer neuen gründlichen Buße und Beichte (renouvellement). Er theilte Alles, was ihm Anfechtung machte, am liebsten seiner Cousine Angelica von St. Johann mit. Er hatte Mühe, ein Gleiches gegen seine Tante Angelica zu thun. Diesen neuen „Aufschwung des Adlers" hatte er an dem Tage genommen, da man in der Kirche das Evangelium von Lazarus verliest. Er betrachtete sich selbst als einen Lazarus im Grabe, daraus ihn Christi Stimme hervorrufen müsse.

Die letzte Zeit seines Lebens über war du Fosse, derselbe, welcher die Memoiren geschrieben, nachmals Sacys treuer Gefährte, besonders genau mit Le-Maitre verbunden und that ihm Handreichung bei dem großen Werke, welches er vorhatte. Es war dies die Geschichte der Heiligen der katholischen Kirche, als Ein Ganzes gefaßt, doch so, daß er wieder bei jedem Einzelnen eine eigene göttliche Vorsehung und Ökonomie nachweisen wollte. Noch auf dem Todtenbette beschäftigte ihn dieser Plan; er hoffte, Gott würde zu seiner Ausführung einen Würdigeren erwecken. Fosse selbst arbeitete noch an einigen Lebensbeschreibungen; er war sehr genau befreundet mit Tillemont, dem gewissenhaften Geschichtschreiber der ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche. Le-Maitre hatte ihm nach Regeln dictirt, welche Fosse bei den zu diesen Arbeiten nöthigen Übersetzungen aus dem Latein zu üben hätte. Sie zeugen von tiefer Reflexion über das Wesen, die Glieder, gleichsam über den Pulsschlag seiner Muttersprache. Er suchte die Gesetze des Rhythmus, welche in der Prosa zu beobachten sind, festzustellen, zugleich die Unterschiede der Prosa von der Poesie bestimmter zu zeichnen. Das Verhältniß und Ebenmaas der Glieder, gleichsam die Gewichte der Schlußworte, wußte er mit sicherer Hand festzustellen. Besonders fein ist die Bemerkung, daß man bei Feststellung solcher Regeln leicht dem Auge, der Gestalt des Buchstaben des Textes zu viel einräume, als wäre nicht alles Geschriebene zunächst dafür bestimmt, laut gelesen, gehört zu werden, als bestände die Harmonie der Rede vielmehr im Wohlgefallen des Auges, nicht in dem des Gehörs. Man sieht,

er hatte den wahren Weg gemacht, ein mit Bewußtsein und Erfahrung des schönen Styls schreibender Schriftsteller zu werden; er war zuerst Redner gewesen.

Mehrere Zeichen, besonders starkes Pochen an seine Wohnung, sollen Vorboten seines Todes gewesen sein. Für ihn war der Tod ganz besonders eine Beruhigung und Erlösung. Das Feuer, damit er einst seine Zuhörer zu Hunderten entflammt, hatte mitten in seinem Schweigen, und eben deshalb um so glühender, in seinem Inneren fortgeglommen. Daher seine heftige Ascese. An ihm besonders rächte es sich, daß Port-Royal nicht sowohl den Beruf der aufopfernden, sich den Bedürftigen mittheilenden That auf sich genommen, als den des Leidens. Im Dienste zum Wohl Anderer hätte er seiner selbst eher ledig, hätte er eher freudig und ruhig werden mögen, als indem er den Stachel der Ascese und Selbstbetrachtung nur immer tiefer in seine eigene Brust eindrückte. Er hatte seinen Austritt aus dem Parlament, welcher so großes Aufsehen machte, als ein ihn bindendes Gelübde betrachtet, und so war er denn auch damit unwiderruflich gebunden. Schon dies mußte eine Art Leidenschaftlichkeit, ein Steigen und Sinken der Willenskräfte in ihm bewirken. Sein eigener freier Entschluß war ein Zwang geworden.

Er starb am 4. November 1658. Angelica schreibt: Der Tod war ein Gewinn für einen Mann, welcher sich seit 20 Jahren in der Buße übte. Ich sah ihn beerdigen ohne Thränen, so viel auch die Anderen weinten, selbst meine Schwester, welche nur mit Mühe das Frühgebet sprechen konnte. Gott aber hat meinen Geist eingenommen mit der Hoffnung der Auferstehung, seine Güte überhäufte meinen Geist mit den Wahrheiten des Glaubens, welche die Creatur vor seiner göttlichen Majestät vernichteten, und alle Interessen, welche man sich vorstellen mag, selbst diejenigen, welche Gott zu betreffen scheinen, dem es ja doch auf eine Creatur nicht ankommen kann. — Auch Sacy wohnte der Beerdigung seines Bruders bei, aber erst als er allein sich in seine Kammer geschlossen, ließ er seinen verhaltenen Thränen freien Lauf.

Waren den Feinden von Port-Royal zunächst auch die Hände gefesselt, so blieben ihre Zungen doch frei, zu verwunden.

Nichts ist so schändlich, daß man es nicht am Ende von seinem Feinde glaubte; politische und noch mehr religiöse Parteien

und Massen glauben sich berechtigt, einander mit dem Verdacht, dem kecken Vorwurf des schwärzesten Frevels zu brandmarken; auf den Gedanken, auf den Streit, welcher einmal in Liebe und Haß die Gemüther beschäftigt, wird Alles bezogen, der allgemeinste Zusammenhang, auch nur die Möglichkeit eines solchen, genügt Dem, der sich überzeugen will; wo ist aber ein solcher allgemeiner Zusammenhang nicht, namentlich zwischen gleichzeitigen Dingen? Als der bübische Nebenbuhler Agamemnons und Alexanders Rom in Brand steckte, da mußten die Christen dem Pöbel der Weltstadt zur Lust brennen; wenn die Erde unfruchtbar war, wurden die Götterverächter in den Circus geschleppt; später, wenn der schwarze Tod wüthete, mußten die Brunnenvergifter, die Israeliten, bluten; als in den Straßen von Paris ein Goldarbeiter seine eigenen Kunden ermordete, ihnen die gekauften Kleinodien wieder abnahm und eine ganze Familie vergiftet wegstarb, deutete man auf die Reformirten hin, denen eben der König die Freiheiten des Edicts gebrochen; als London und seine Schätze vom Brande verheert wurden, da zweifelten Tausende nicht, daß die Katholiken ihnen dieses Fegefeuer angezündet [1]). — Ein unnatürlicher Krieg wüthete seit mehr als zwanzig Jahren zwischen dem allerchristlichsten König und seiner katholischen Majestät, den Ketzern zur Lust, welche nach dreißigjährigem Sengen und Morden den Papisten doch endlich die Hand zum Frieden geboten; dieser Krieg war aber um so unnatürlicher, da die Königin, die Regentin von Frankreich, bei jedem Siege, wie bei jeder Niederlage trauern mußte, denn ihre Heere bekämpften ihre eigene Familie, brachen ihren spanischen Stolz, zertraten die Fluren ihres Vaterlandes. Lange hatte man sich mit Friedenshoffnungen getragen; die vermehrten, unerhörten Rüstungen wurden stets unter der Erklärung gemacht, man wolle den Feind endlich zum Frieden zwingen. Das Volk seufzte unter der Last der Siege und Auflagen und hatte sich umsonst durch die Fronde und deren theures Spiel Luft zu machen gesucht. Wer mochte wohl daran Schuld sein, wer die laut ausgesprochenen Wünsche der Könige und der Völker stets vereiteln? — Wer anders, als die Jansenisten? sie, die in der Kirche Spaltung und Feind-

1) Und was mußten nicht Alles in unseren Tagen bald Polizei, bald Royalisten, bald ihre Feinde gethan haben?

schaft erhoben, mußten sie nicht wünschen, daß die beiden Schirmvögte der katholischen Einheit in unversöhnlicher Feindschaft sich bekämpfen? Parteien, welche durch eigene Kraft sich nicht behaupten mögen, suchen bei Fremden Hülfe, welche der Feind ihnen mit Freuden gewährt. Mit dem Frieden gewann die Regierung ja Muße und Kraft, die Ordnung endlich nicht mit Worten, sondern mit Gewalt herzustellen. Nicht nur beim Pöbel, auch bei Hofe ging dieses Gerücht, diese Klage ohne Kläger, und entzündete und schürte bei Beiden die Entrüstung gegen die Verräther an Kirche und Staat. Die Einsiedler von Port-Royal sahen, daß dieses also habe kommen müssen; denn war nicht dasselbe Loos auch der ersten Gemeinde der Christen geworden? mußte man sich nicht freuen über diese Ähnlichkeit, diese Gemeinschaft der Leiden der Heiligen?

Allein auch die Gefahren, welche daraus erwuchsen, waren nicht zu verkennen; d'Andilly schreibt zu Anfang des Jahres 1659 an den Bischof von Coutances, mit der Bitte, das Schreiben Mazarin mitzutheilen: Nachdem unsere Feinde gemerkt, daß unser strenges Stillschweigen ihnen allen Vorwand benimmt, uns rücksichtlich der Lehre oder unserer Ehrfurcht für den römischen Stuhl Gesinnungen beizumessen, welche den uns von Gott in die Herzen gegebenen durchaus entgegen sind, wollen sie nun Euer Eminenz überreden, als hegten wir einen Geist der Faction und der Cabale, welcher uns dem Staate nachtheilige Plane fassen lasse. — Entrüstet weist d'Andilly, seiner langen treuen Dienste sich bewußt, diese Bosheit von sich und den Seinigen ab und erklärt, für alle Anhänger Augustins gut stehen zu wollen, daß sie nicht nur von jeder Partei, sondern auch von jeder noch so kleinen Cabale sich entfernt halten. Wie Eure Eminenz, schließt er, an meinem Wort eben so wenig zweifeln, als an Ihrem eigenen, so bin ich auch des Wortes meiner Freunde versichert, da jeder weiß, er könnte keinen größeren Feind haben als mich, wenn er hierin meiner Erwartung nicht entspräche.

Allein nur zu bald zeigte es sich, daß diesmal d'Andillys Versicherungen keinen Glauben gefunden und daß nun namentlich auch die Königin Anna durchaus gegen ihn eingenommen sei. Einer seiner Söhne, Pomponne, stand in Unterhandlung um die Stelle des Kanzlers am Hause von Monsieur, Bruder des Kö-

nigs. Denn alle Stellen auch bei Hofe, wie beim Heere, wurden vom Inhaber mit Zustimmung des Königs verkauft, wie ein Lehen. Die Jesuiten aber sollen von diesem Plane Kunde erhalten und es der Königin und Mazarin angezeigt haben, welche den Absichten Pomponnes sich entgegenstellten, mit der Erklärung, sie können es nicht zulassen, da sein Vater in Port-Royal des Champs lebe und er selbst dort erzogen worden sei.

D'Andilly, dessen herzlich treue Gesinnung gegen die Königin, dessen Vaterherz, dessen Liebe zur göttlichen Wahrheit sich tief verwundet fühlte, wendet sich in einem Schreiben vom 23. Juni 1659, das er von Port-Royal aus datirt, an die Königin:

Bei einem so überraschenden Schmerze wie der meinige ist, mir das fühlbarste Leid, das mir nur zustoßen konnte, durch eine Person auferlegt zu sehen, welche ich am meisten nach Gott verehre, hoffe ich, Eure Majestät werden mir wenigstens nicht die Freiheit verweigern, mich über mein Unglück zu beklagen. Ich gestehe, ich hatte mich überredet, meine langen Dienste ohne irgend eine Belohnung, und alle, so mein Sohn sich erworben, für welche ihn auch Eure Majestät mit Ihrer Zufriedenheit beehrten, könnten ihm zu einer Gnade verhelfen, welche man ja Allen gewährt, die nie gedient haben, zur Erlaubniß, um eine Stelle zu unterhandeln. — Da Eure Majestät meinem Sohne die Ehre erweisen, ihn persönlich für würdig dazu zu achten, so ist er doch, nach dem zu urtheilen, was ich sehe, unwürdig allein in Betracht, daß er mein Sohn ist. So finde ich denn, daß ich, ohne mich dessen zu versehen, der größte Verbrecher im Königreiche bin, da mein Verbrechen so außerordentlich ist, daß die Strafe dafür, gegen alle Gesetze des Königreichs und gegen das Gesetz Gottes selbst, sogar auf meinen Sohn sich erstrecken muß, ob er gleich keinen Theil daran hat. Da aber Gott, indem er Ihnen die Krone aufs Haupt setzte, Sie, Madame, verpflichtet hat, Denen Gerechtigkeit zu gewähren, welche er Ihrer Macht unterworfen hat, werden Eure Majestät es nicht ungebührlich finden, daß einer Ihrer getreuesten Unterthanen von Ihnen Gerechtigkeit verlangt. So spreche ich denn dieses Begehren gegen Sie mit der vollen Überzeugung seiner Gewährung aus, wenn Sie

mir nur einiges Nachdenken über das gewähren wollten, was ich in wenigen Worten vortragen möchte. Das Verbrechen, dessen man mich beschuldigt, ist, daß ich Jansenist sei. Da mich nun die Nothwendigkeit zwingt, gegen Eure Majestät auszusprechen, was mich meine äußerste Zurückhaltung bisher verhindert hat in so bestimmten Ausdrücken gegen Sie laut werden zu lassen, so spreche ich es jetzt ohne Furcht aus: Dieser vorgebliche Jansenismus ist eine solche Chimäre, daß ich es Euer Majestät im Angesichte Gottes auf meine Seligkeit, welche mir mehr werth ist als tausend Leben, bezeugen kann, ich wisse nicht, worin dieser Jansenismus besteht. Wie sollte ich es auch wissen, da Diejenigen, welche meine Verwandten und mich bei Eurer Majestät so keck verleumden, dieweil ich nicht mehr im Louvre bin, ihnen zu antworten, da diese Leute selbst nicht vor mir, wenn Sie es auf diese Probe wollten ankommen lassen, würden zu sagen wissen, worin denn dieser Irrthum besteht. Ich bin durch Gottes Gnade ein so guter Katholik, als man es nur sein kann, und würde mich glücklich schätzen, all mein Blut ebensowohl für den geringsten, als für den wichtigsten unter den Glaubensartikeln zu vergießen.

Nachdem er nun noch gezeigt, wie billig seine Bitte sei, eben so gut Gehör und Glauben in seiner Angelegenheit zu finden, als seine anerkannt leidenschaftlichen Feinde, schließt er: Eure Majestät können gegen die Zuneigung und Güte, damit Sie mich beehrt, mich mit Leid ins Grab hinabsteigen heißen, indem Sie auf das Haupt meines Sohnes die Ungnade fallen lassen, daran er doch keinen Theil haben sollte, auch wenn ich dieses eingebildeten Verbrechens eben so schuldig wäre, als ich unschuldig bin. Aber nie wird eine so harte und unverdiente Behandlung in meinem Herzen die außerordentliche Achtung auslöschen, welche Gott tief in mein Herz schreiben wollte, welche, mit den Pflichten meiner Geburt verbunden, mir eine so große Leidenschaft für Ihren Dienst einflößt. Sollte sich aber Eure Majestät durch die Gerechtigkeit meiner Gründe wider Erwarten nicht überzeugen lassen, so möchten Sie vielleicht später zwischen Gott und Ihnen selbst Leid darüber fühlen, daß Sie die Tage eines Mannes verkürzt, der ohne allen Eigennutz, stets mit der größten Treue war Ihr u. s. w.

Es ist bezeichnend für den damaligen Stand der Angelegenheiten, daß d'Andilly nicht blos an demselben Tage noch an Mazarin schrieb, sondern ihm auch eine Abschrift seines Schreibens an die Königin übersandte. Er bittet den Cardinal, nachdem er Frankreich den Frieden geschenkt, auch ihm zu gewähren, sich des Friedens zu freuen; denn ich würde mich sonst der Feigheit schuldig machen, wenn ich das so verdiente Lob des Cardinals verkündigte, während ich doch Grund hätte, mich Angesichts der ganzen Erde über das mir angethane Unrecht zu beklagen. Es wäre aber ein eines so großen Ministers würdiges Unternehmen, den Majestäten vorzuhalten, wie wichtig es für die Könige ist, in den Herzen der Unterthanen die Liebe und den freudigen Diensteifer anzufachen, statt ihn zu ersticken; wie es ein böses Beispiel wäre, wenn man einem Manne, dessen Familie all ihre Habe im Dienste des Königs verbraucht hat, so übel lohnte. Hätte Gott meinem Sohne die Gnade erwiesen, mit mir Eines Sinnes zu sein, so brauchte ich Eure Eminenz nicht zu behelligen, denn wir würden dann beisammen in der Wüste bleiben und meine ununterbrochenen Gebete für ihn wären erhört, und überzeugt, wie ich bin, vom Nichts der vergänglichen Glücksgüter und vom unbegränzten Werth der ewigen, würde ich mich tausendmal glücklicher schätzen, als wenn er zu den höchsten Stellen und Ehren der Erde erhoben würde. Daß er aber des Glücks, das man in der Zurückgezogenheit findet, sollte beraubt sein und doch in der Welt nichts zu hoffen haben sollte, allein weil er mein Sohn ist, das wäre eine Grausamkeit, deren die Königin gewiß nicht fähig ist, wenn Sie ihr nur die falschen Ansichten, die man ihr eingeflößt hat, benehmen wollten.

Die Königin aber war diesmal nicht weiter von ihrem Vorhaben abzubringen; sie antwortet am 30. Juni 1659 „ihrem und ihres Sohnes Staatsrathe", d'Andilly: sie wünsche ihren Sohn, den Herzog von Anjou, in der Lauterkeit der Religion, im wahren Glauben und in der christlichen Unterwürfigkeit gegen die Kirche erzogen zu sehen. Pomponne gebe durch den Ort seiner Erziehung Grund zum gerechten Verdacht des Jansenismus; sie sei aber in den Welthändeln nicht so unerfahren, um sich bereden zu lassen, der Jansenismus sei eine bloße Chimäre, da er doch von Päbsten mit so vieler Sachkenntniß in Bullen verdammt und

diese Entscheidung zu großer Erbauung der Kirche von allen Gläubigen angenommen sei. — Einen Jansenisten, fährt sie fort, nenne ich Den, welcher nicht mit vollkommener Demuth und völliger Unterwürfigkeit die Entscheidung des Heiligen Stuhls über diese Angelegenheiten annimmt, welcher die ganze Kirche durch eine allgemeine Annahme und Zustimmung beigetreten ist; Den, welcher noch eigensinnig behauptet, der Sinn und die Lehre von Jansenius seien durch die Bulle nicht verdammt. Das von der Versammlung des Klerus dem König und der Königin vorgelegte, vom Pabst bestätigte Formular dient dazu, die dieser Ketzerei Verdächtigen oder damit Befleckten von den davon Freien zu unterscheiden. Will d'Andilly mit den Seinigen dieses unterschreiben, ist die Königin stets bereit, ihnen Beweise ihrer Gnade zu geben und sein Glück durch das seiner Kinder zu machen; sie bittet Gott, ihn in seiner Obhut zu bewahren.

Die Königin verlangte nicht blos aufopfernde Treue und Gewissenhaftigkeit, sondern sie glaubt auch auf das Opfer der eigenen Überzeugung nicht sowohl blos als Königin, sondern auch als Frau Anspruch machen zu können. Anna, in ihrer angeborenen spanischen Abneigung gegen Geschäfte, hatte endlich die Geduld verloren, durch Nachgiebigkeit den Streit und seine Erörterungen fortzuspinnen; sie verlangt von dem Manne, welchem sie sonst ihre Huld bezeigt, nun auch Schmiegsamkeit selbst in Angelegenheiten des Gewissens; sie fühlt sich durch seine Festigkeit persönlich gekränkt, daß er nicht einmal diese Rücksicht auf eine Dame, auf seine Königin nehme, ihr dieses Opfer, diese Gefälligkeit verweigere. Ganz im Tone der gereizten Laune beginnt ihr Schreiben mit der Erklärung, es koste ihr Mühe, zu glauben, d'Andilly fühle sich wirklich so verletzt durch die abschlägige Antwort, wie er sie glauben machen wolle, da er ja doch die Folgen seiner Unbeugsamkeit selbst habe vorhersehen müssen. D'Andilly, der so viel auf sein Wort, auf seine Wahrhaftigkeit hielt, fühlte sich tief gekränkt durch die Zweifel, welche die Königin gegen die Wahrheit seines Wortes und gegen die Lauterkeit seines Glaubens aussprach. Dieses bezeugt sein Brief vom 6. Juli 1659. — Daß er in Wahrheit sagen könne, er wisse nicht, was dieser angebliche Jansenismus sei, komme namentlich auch daher, daß er nur dem nachtrachte, was zu einem christlichen Le-

ben diene, daß er sich nicht mit den Streitpunkten befasse, sondern bei dem von allen Parteien Anerkannten stehen bleibe. So zweifelt denn Niemand, daß wir ein beständiges Bedürfniß des göttlichen Beistandes haben, daß wir verpflichtet seien, ohne Unterlaß unsere Zuflucht zu ihm durch das Gebet zu nehmen, und daß wir seiner Gnade alles das Gute, so wir an uns finden, zuschreiben müssen, namentlich aber diese wunderbare Gnade, wodurch er uns von den Ungläubigen ausgeschieden hat, welche ihn nicht kennen, von den Häretikern, welche ihn verlästern, und den Freigeistern, welche nicht daran denken, ihm zu dienen. Dieses ist meine ganze Theologie im Artikel von der Gnade. — Wie er selbst der katholischen Kirche stets unverbrüchlich anhängt, so auch seine Freunde; da sie ihm noch nie eine Unwahrheit gesagt, glaubt er sich verpflichtet, ihnen auch hierin Glauben zu schenken; sie bitten ja nur, man möge ihnen erklären, welche jansenistische Ketzerei oder welchen falschen Sinn der fünf Sätze sie festhalten, so wollten sie dieselben ja gerne verdammen. Jede Häresie müsse doch in Worte gefaßt und namhaft gemacht werden können.

D'Andilly schreibt zugleich der Herzogin von Chevreuse, der Mutter des Herzogs von Liancourt, seine Freunde haben ihm aufgetragen, der Königin zu versichern, sie wollen sich öffentlich für schuldig bekennen, wenn sich auch nur ein einziger Theologe im Königreich finde, welcher ihnen deutlich angeben könne, was eigentlich dieser Sinn von Jansenius sei, diese Häresie, diese durch Pabst und Kirche verdammten Meinungen, welche sie vertheidigen; so überzeugt seien sie, daß ihre Lehre selbst von den Jesuiten für wahr anerkannt werde. — Weiter haben seine Freunde ihm erklärt (denn er selbst habe sich ja nie mit dergleichen ernstlich befaßt), da man über den Glauben einig sei, streite man nur um Worte, indem beide Theile unter dem Worte „Sinn des Jansenius" etwas Verschiedenes verstehen. Man brauche also nur dieses Wort zu erörtern, sich darüber zu verständigen, um dem ganzen Streit ein Ende zu machen. Es haben aber auch alle Gegner zugestanden, eine Thatsache, welche nicht eine Lehre in sich befaßt, könne nie eine Ketzerei begründen. Der ganze Vorwurf aber, den man ihnen mache, sei, daß sie unter dem Vorwand, im Buche des Jansenius den häretischen Sinn, welchen man ihm beilegt, nicht anzuerkennen (was an sich nur eine That-

sache ist), daß sie, die Jansenisten, unter diesem Vorwande wirklich die häretischen Meinungen behaupten, welche man ihm beilegt und die der Pabst an ihm verdammt habe; was denn freilich eine Häresie wäre. Die ganze Frage also liege darin, ob dieses wirklich wahr sei. Somit ist die Sache leicht zu erörtern. Wird ihnen dieses Letztere nachgewiesen, so gestehen sie ein, daß sie schuldig sind; wo nicht, müssen die Gegner ihre Unschuld anerkennen.

Indeß wurden die Zeichen der Zeit immer bedenklicher, und die Geister wurden durch allerlei Gerüchte, durch Furcht und Hoffnung hin und her bewegt. Nur Angelica war ruhig und fest in der Überzeugung, der letzte, entscheidende Kampf nahe. Und für sie war er es auch. Sacy sah, wie heftige Äußerung halb fleischlichen Muths, wie Unwille gegen die Unterdrücker, wie Klagen und Furcht die Gemeinde bewegten. Alle diese unnützen Worte, verlangt er, sollen in Gebete verwandelt werden. Man vertheilte den Psalter unter die verschiedenen Glieder des Vereins und ihre verschiedenen Gebetszeiten, so daß er jeden Tag ganz von der vereinten Körperschaft gesprochen wurde, indem Jeder seinen Antheil für sich las. Gemeinschaftlich aber betete man den 32. Psalm. Wir müssen für unsere Feinde beten, sprach Sacy, damit sie wissen, wie sehr wir sie lieben.

Es kamen immer noch viele Leute, hier einige Zeit sich vor Gott zu sammeln. Aber oft waren von Denen, welchen es um ihrer Seelen Heil zu thun war, Solche schwer zu unterscheiden, welche großen Eifer bezeigten, sich zu bekehren und Buße zu üben, aber nichts Anderes beabsichtigten, als die Stimmung des Vereins auszuforschen und sich durch die Mittheilungen derselben bei Hofe zu empfehlen. Sie suchten durch ihre Klagen die Bewohner der Einsamkeit zutraulich zu machen; besonders hielten sie sich an den feurigen d'Andilly. Sacy aber blieb für sie beinahe unnahbar. Man sollte in die Kirchengebete die Worte einschalten, sagte er: Von dem wüthenden Feinde und von dem hinterlistigen Freunde befreie mich, mein Herr! — Diese Leute ziehen ihren Nutzen aus Allem. Molinist, Jansenist, Alles ist ihnen gut genug. Sie machen es wie die Schweizer; diese sehen auch Franzosen und Spanier im Kriege, ziehen Geld von beiden Theilen, stecken ihre Louisd'or in dieselbe Börse und sprechen: Vertragt

euch! — Solche Späher stellten den Beichtvätern von Port-Royal vor, wie es deren Pflicht sei, ihre Seelen zu retten; sie flehen, man möchte für sie zu Gott beten, man möge die göttlichen Gnaden mit ihnen theilen. — Da dergleichen Leute sich befleißigen, die Sprache des Vereins zu sprechen, die eigenthümlichen Ausdrücke desselben stets im Munde führen, sind sie ein gedrängter Auszug davon. So schreibt einer derselben: Ich bitte auch den heiligen Verfolgten, daß er die reichen Gnaden Gottes mit mir theile, ihn, welchen Gott sonder Zweifel zur Verherrlichung seiner letzten Strafgerichte bewahrt. Für ihn, für Gott, freilich ist es ein Leichtes, geduldig zu sein, denn er ist ewig; daher ist seine Stunde stets bereit, um seiner Gerechtigkeit nichts zu vergeben. — Bittet Gott, daß der Thurm, welchen ich zu bauen gedenke, auf den festen Fels gebaut sei, und daß ich den ganzen nöthigen Grund habe, um dieses Gebäude zur Vollendung zu führen. Ich gestehe, daß ich im Angesicht der Gerichte Gottes zittere, daß der erschreckliche Anblick meines vergangenen Lebens mir seine Gerechtigkeit furchtbar macht; aber meine Furcht hat doch keine Verwandtschaft mit der Verzweiflung. Ich finde nichts in meiner Seele, das nicht durch das Blut meines Erlösers ausgelöscht werden könnte. Kann ich wenig, so kann er viel. Er nimmt den Einen, er giebt den Anderen.

Also schrieb einer dieser Menschen, nur um sich in die Geheimnisse von Port-Royal einzuschleichen, dahin er sich um diese Zeit begab, „um in dieser reinen Luft Gott um seine Gnade zu bitten". Singlin aber war umsonst von ihm angegangen worden, seine Leitung zu übernehmen.

Schon zum Jahre 1658 sagt Gerberon kurz: Die Bücher, welche in diesem Jahre in Frankreich erschienen, waren weder zahlreich, noch bedeutend, außer in Rücksicht ihrer großen Bosheit. Es erschien nichts mehr von Seiten der Schüler Augustins; denn da sie sahen, daß man nur auf dem Wege der tauben Auctorität und der Gewalt verfuhr, glaubten sie, es sei nicht mehr die Zeit zu reden und zu schreiben, sondern zu beten und zu seufzen, auf daß Gott selbst seine Sache verfechte.

Die Ursulinerinnen in Rouen, die Bernhardinerinnen in Dijon werden um ihrer Anhänglichkeit an dieselben Lehren willen verleumdet; ihnen eine Tochter übergeben, sei so gut, als sie in

das hölliſche Feuer werfen. Die Jeſuiten ſollen den König beredet haben, es ſei von ihnen dem Janſenismus ein Altar geweiht worden.

Was mochte da von Port-Royal ſelbſt geſagt werden? Die Nonnen gaben Dr. Arnauld, Nicole und Sacy ihr Vermögen zurück, welches ſie auf Port-Royal ſtehen hatten, damit es im Schiffbruch nicht untergehe. Man rieth ihnen, dieſes Geld gemeinſchaftlich mit einer Geſellſchaft zum Theil befreundeter Holländer auf die Eindeichung der Inſel Nordſtrand anzulegen. (Siehe Beilage XII.) Dieſe blühende Inſel auf der ſchleswigſchen Weſtküſte war 1634 durch den Ruin der Dämme furchtbar verheert worden, Tauſende hatten das Leben verloren; der Landesherr, der Herzog von Gottorp, welcher im Gegenſatz zur däniſch-lutheriſchen Unduldſamkeit durch Duldung Diſſentirender den Handel zu heben und ſeine Finanzen zu verbeſſern ſuchte, hatte ihnen das verwüſtete Land angeboten, ſo daß die Majorität der Actienbeſitzer die herrſchende Religion auf der neugeſchaffenen Inſel beſtimmen ſollte. Es war ein Land und eine Religion auf Actien. Die Mündung der Elbe war überhaupt damals ein Aſyl für die in keiner der herrſchenden Kirchen Befriedigten, oft von dunkeln Bedürfniſſen Umgetriebenen, wie für Labadie, für Bourignon. Mehrere Straßen von Altona (die beiden „Freiheiten" beſonders) verdanken ihr Daſein dem Glaubenszwange und der hier gewährten Duldung. Vielleicht war hier, auf Nordſtrand, auf Nothfälle ein Zufluchtsort für die nunmehrigen Pilgrime von Port-Royal zu eröffnen, ein nordiſches Port-Royal! Eben um dieſe Zeit wanderten ja aus England jene ehrwürdigen Familien aus, der Kern der Bevölkerung der überſeeiſchen Freiſtaaten, um Gott in der Freiheit nach ihres Herzens Drang zu dienen; denn ſie wollten den Glauben, das Gebet und den Dienſt Gottes ſich nicht aufdringen laſſen, noch durch Ihresgleichen ſich zumeſſen, miſchen, beſchneiden, zuſetzen und ſtempeln. Scheint es doch überhaupt in Gottes Vorſehung zu liegen, daß in Zeiten, da neue Welttheile ſich aufſchließen, gegen alle menſchliche Wahrſcheinlichkeit und gegen alle herrſchenden Redensarten, den wohlwollenden Geſinnungen der Herrſchenden zum Trotz, durch ſolche Bedrückung der Gewiſſen Familien und Gemeinden getrieben werden, über fernen Meeren die Freiheit zu finden, Gott auf ihre

Weise das Opfer ihrer Lippen und ihres Herzens zu bringen. Sonst müßten ja diese Länder, zum Theil noch unberührt und in der unschuldigen Frische der ersten Schöpfung, nur dem Abenteurer und dem Verbrecher zum Erbtheil verfallen. Denn der für die Zukunft der Menschheit sorgt, ist Gott; die Menschen aber wissen nicht, was sie thun. Dadurch gewinnt auch die Gleichzeitigkeit der Reformation und der Entdeckung der neuen Welt, so sehr sonst allerdings beide Ereignisse, jedes in seiner Ordnung der Dinge, gehörig motivirt sind, sie gewinnt eine wahrhaft providentielle Bedeutung.

Sacy war nicht dazu zu bewegen, sein Vermögen zu dieser Unternehmung zu bestimmen. Dies Geld ist einmal Gott geweiht gewesen und soll es auch bleiben. Der Hospital des Incúrables bot ihm dafür eine lebenslängliche Rente von 1200 Livres; er wollte den Vertrag so abschließen, daß jährlich 500 an ihn, 500 für Fontaine verabfolgt werden sollten. Allein dieser lehnte das großmüthige Anerbieten ab. Dr. Arnauld aber und Nicole übergaben in die Hände des Abbé de Cordt, eines Holländers, ihr Vermögen, damit er an der Bedeichung und Colonisirung derselben, wie an den Rechten der Actien-Inhaber Theil nehme.

Allein es ging wörtlich in Erfüllung, was der Notar Gallois zu Sacy gesagt, dieses Geld zu einer so entfernten Unternehmung weggeben, heiße es in das Wesser werfen. Beide, Arnauld und Nicole, verloren ihr Vermögen dabei. Noch mehr aber war Louis XIV ungehalten darüber, als man später den Vertrag über den Antheil an der Insel unter Quesnels Papieren fand. Denn er ließ es sich eben sehr angelegen sein, die Auswanderungen der Reformirten durch die berüchtigten, bei aller Humanität der Ausdrücke dennoch blutigen Gesetze unmöglich zu machen. So wußte man ihm denn auch diesen Versuch Port-Royals, sich dem Bereich seiner Macht zu entziehen, als eine landesverrätherische Unternehmung darzustellen.

Indeß wurde jetzt schon alles Mögliche gethan, den König entschieden gegen Port-Royal zu stimmen. Sein Beichtvater, Annat, schrieb den geringen Erfolg seiner zahlreichen Schriften den Jansenisten zu. Schon darum wagte nicht leicht ein Geistlicher, dem Könige sich zu nahen, ohne einen Seufzer gegen diese Ketzerei laut werden zu lassen. Ein Theil der Bischöfe verglich

nur darum das, was der König gegen dieselbe gethan, mit Theodos und Constantins Verdiensten um die Kirche, damit die Gegner ihnen vollends preisgegeben würden. Gerade diejenigen Bischöfe, welche am meisten den Hof und des Königs Ohr umlagerten, mußten sich durch die Strenge der Männer von Port-Royal in Lehre und Wandel am schärfsten getroffen und gereizt fühlen. Sie folgten dabei freilich nicht blos ihrer Leidenschaft und Menschendienerei; der Pabst hatte einmal seinen Spruch gethan; die katholische Kirche hat ja überhaupt, namentlich seit der Reformation, keinen Raum für Freiheit in Glaubenssachen. Nur auf dem der protestantischen Lehre entgegengesetzten Extrem weit, sehr weit zu gehen, ist minder gefährlich. Viele glaubten die Lehre der Kirche, das Dogma, noch Mehrere hielten die Sittenlehre für gefährdet. Bourdaloue schreibt: Was könnte das ganze Gebäude eines christlichen Lebens mehr aus den Fugen heben, als der Gedanke: Gott will mich vielleicht erretten, vielleicht auch nicht. Ermahnt man mich, Gott zu dienen, meine Pflichten gegen die Religion getreulich zu erfüllen; ich werde sprechen: Was weiß ich, ob nicht alle Sorgen darum, alle Gewalt, welche ich mir anthue, alle meine Treue und Gewissenhaftigkeit mir nicht unnütz sein werden, da ich nicht weiß, ob Gott mich erretten will. (Der Jansenist würde darauf antworten, so spreche nicht ein Christ, sondern ein um Lohn dienender und darnach sein Werk berechnender Knecht; der Christ will nur, so viel an ihm ist, Gottes Willen thun, weil er gut ist, er denkt an keinen Lohn.) Man mag mir die Glorie des Himmels darstellen, die Seligkeit der Heiligen, ihre ewige Belohnung; ich müßte sagen: Weiß ich, ob ich zu dieser Herrlichkeit, diesem Glück und Belohnung berufen bin, da ich ja nicht weiß, ob Gott mich retten will? Macht man mir eine schreckliche Schilderung der göttlichen Gerichte, seines Richterspruchs, seiner Rache und aller Höllenqualen; ich müßte sagen: Weiß ich, ob es in meiner Gewalt steht, dieser Hölle auszuweichen, ob mein Geschick nicht schon entschieden ist; denn ich weiß ja nicht, ob Gott mich retten will. Und zeigt man mir in meiner Todesstunde das Crucifix und ruft man mir zu: Siehe, dein Erlöser! vertraue auf sein Verdienst, auf die Kraft seines Bluts; — weiß ich denn, ob dieses göttliche Blut, dieses so kostbare Blut auch für mich vergossen

worden ist? weiß ich denn, ob es der Preis auch meines Lösegeldes ist? denn ich weiß ja nicht, ob Gott mich retten will!

Die Prädestinationslehre wollte die wahrsten, tiefsten Erfahrungen des inneren Lebens ausdrücken; aber der Ausdruck war nicht so unantastbar wie diese innere, unaussprechliche Wahrheit selbst; er konnte allerdings zum Ärgerniß werden. Darin lag für die Einen das Recht, diese Lehre anzufechten, für die Anderen die Nothwendigkeit und unabweisbare Verpflichtung, sie zu verfechten bis aufs Blut.

Da Port-Royal sich für eine Zuflucht ansah, die Jedem offen stehe, welcher der Welt, besonders der großen Welt entfliehen wollte, so übte man eine mehr christliche, als kluge Gastlichkeit gegen Leute, welche bei Hof in Ungnade gefallen waren oder auch aus freier Wahl denselben verlassen hatten. Einige Freunde Port-Royals, wohl auch d'Andilly, redeten frei, wie man es zu den Zeiten Heinrichs und des ächten Gallicanismus ohne Tücke und Gefährde gehalten. Solche Worte wurden als Sprache Port-Royals gesammelt und angezeigt; man ermangelte nicht, Plan, einen geheimen Zusammenhang hineinzulegen. Um so mehr Glauben fanden baare Verleumdungen; Geistliche von Port-Royal sollten dem Herzog von Orleans während der Fronde angeboten haben, 1200 Mann auf ihre Kosten auszurüsten und zu besolden. Der Erzbischof von Sens, welchen man den Apostel der Jansenisten nannte, habe sich damals, den Säbel in der Hand, an die Spitze der aufrührerischen Truppen gestellt und habe so in einer Stadt seiner Diöcese ein im Dienst des Königs stehendes Regiment Irländer in Stücke gehauen. Bücher mit solchen Verleumdungen verkaufte man mit Privilegium; die Widerlegungen von Seiten Port-Royals wurden unterdrückt, einige selbst durch Henkers Hand verbrannt.

Seit 1654 spann sich der Streit mit dem vom Könige oder Mazarin nicht anerkannten, vielmehr geächteten Retz, Cardinal-Erzbischof von Paris, fort. (Siehe Beilage XIII.) Das Volk von Paris, welches ohnedies in dem Erzbischof die einzige Schranke der gesetzlosen Willkür des Königs sah, hielt fest an dem abenteuerlichen Prälaten. Schien er doch nach dem Recht

der Kirche so legitim wie der König. Port-Royal erkannte ihn als seinen Oberen an, man nahm seine Hirtenbriefe mit Ehrfurcht auf; auch wurde ihm, dem Landesflüchtigen, Geld vorgestreckt; man sah in ihm einen Verfechter der Unabhängigkeit der Kirche und des Episkopats; man hielt regelmäßige Gebete für seine Befreiung und Wiedereinsetzung. Port-Royal war ohne Zweifel den kühnen Anschlägen seiner in Paris verborgenen Generalvicare nicht fremd. Man läßt einem Erzbischof keinen Raum im Reiche, schrieb er an seine Amtsgenossen, als das Gefängniß. Man legt gewaltsame Hände an einen der Gesalbten des Herrn, ihn der Rache seiner Feinde zum Opfer zu bringen; man begeht ein Sacrilegium, das exemplarische Bestrafung verdient. — Die Auctorität aller Bischöfe ist angegriffen; die Heerde hat sich unterstanden, ihren Richter zu richten, Laien, einen Erzbischof abzusetzen und seinen Sitz für erledigt zu erklären. Dieses Attentat ist durch eine neue Art von Concil begangen worden, welches aus Marschällen und Staatsministern zusammengesetzt ist. Er verlangt nicht blos Thränen und Gebete, er verlangt Thaten.

Dies war es, was den König nun persönlich reizte und ihn bewog, „diesen Herd der Unruhe" zu vernichten. Hatte man ihn doch versichert, ihm Beweise zu liefern versprochen, daß Retz von Port-Royal Geld erhalten, um in Gemeinschaft mit den Spaniern den Bürgerkrieg zu eröffnen und Paris in Aufstand zu versetzen. Seine Appellationen an die Nation, an die Geistlichkeit, an seine Gemeinde sollten in Port-Royal geschmiedet sein. Sollte er ja doch einmal selbst in Port-Royal verborgen sein, während er nicht einmal wagte, zu den Feinden des Königs zu gehen, geschweige denn als Feind das Reich zu betreten.

Während nun die Großvicare von Paris, welche in Retzs Namen dem Erzbisthum vorstehen, durch mildere Formulare den Nonnen von Port-Royal durchzuhelfen suchen und für die Thatsache nur die Unterwerfung des ehrfurchtsvollen Schweigens verlangen, mittelbar also zulassen, daß man an die fünf Sätze in Jansens Sinn glaube, läßt der König am 13. December 1660 an die Versammlung der Bischöfe ein Schreiben ergehen. Er erklärt darin ausdrücklich, daß er um seines Seelenheils und Ruhms willen, wie wegen der Seligkeit seiner Unterthanen wolle, daß

der Jansenismus völlig vernichtet werde. Er trägt den Bischöfen auf, die besten Mittel dazu aufzufinden, welche er, wie Alles, was zum Ruin der Sekte dienen möge, mit seiner ganzen königlichen Gewalt unterstützen werde.

Nunmehr war aus einer Parteisache der Jesuiten eine persönliche Angelegenheit des Königs geworden. Der junge König fing eben um diese Zeit an, die Zügel der Regierung aus den Händen des sterbenden Mazarin zu übernehmen. Kurz nach dessen Tode faßte er in seinem Staatsrath einen sehr strengen Beschluß gegen Port-Royal, und kündigte damit an, daß er, der Selbstherrscher, die Unterwerfung oder den Untergang Port-Royals wolle.

Es wird ein Formular aufgesetzt, darin man die fünf Sätze als Sätze Jansens verdammt. Nicht nur alle Geistliche und Mönche, auch die Nonnen und Schullehrer sollen verpflichtet sein, es zu unterschreiben, widrigenfalls gegen sie als gegen Ketzer und Aufrührer verfahren werden soll! — „eine bis dahin in der katholischen Kirche unerhörte Sache, welche nur von den deutschen Protestanten verlangt worden war", sagt Racine. — Freilich war die ganze lutherische Orthodoxie mit allen Consequenzen durch die Concordienformel in einem Theil des lutherischen Deutschlands selbst den Schullehrern aufgezwungen worden. Es war aber auch durch diesen Geistesbann, sobald diese Unterschrift nicht mehr für die Meisten ein Akt innerer Überzeugung war, die Wurzel des kirchlichen Lebens, wie der Theologie, verdorrt und abgeschnitten worden.

Man warf den Nonnen von Port-Royal vor, daß sie sich so viel mit theologischen Streitfragen befassen, während Angelica versichert, nicht einmal die mehr praktische Schrift Arnaulds über die Communion habe man ihnen zu lesen gegeben. Die gelehrten Theologen, schreibt sie, mit welchen wir so viel Verkehr gehabt, ließen uns in frommer Einfalt, ließen uns die Gnade Christi in der Erkenntniß unseres Nichts und unserer Unmacht zum Guten suchen, welche uns hinleitet, in Christo alle unsere Stärke und Bestehen zu finden. — Wohl hatte sie die Ihrigen bei solchem Reichthum an Belehrung ermahnt, sie zum Sammeln aufgemuntert; denn es werden Jahre der Hungersnoth

kommen, da man von dem gesammelten Vorrath leben müsse. — Die Bischöfe Arnauld von Angers, Pavillon von Alet, Godeau von Vence, Choiseul von Comenges, Caulet von Pamiers, Bûzanval von Beauvais, erklären das Formular als gegen die Ordnungen und Freiheiten der Kirche; sie bestreiten das Recht der Klerusversammlung Glaubensartikel aufzustellen; sie scheinen noch am meisten vom Pabst zu hoffen, sie, die wahren Gallikaner. Allein die Versammlung des französischen Klerus ist ja nur zum Werkzeug geworden. — Indeß muß Sacy Port-Royal des Champs, Singlin das von Paris meiden; dieser entgeht kaum noch der Bastille. Sie verbergen sich in Paris, eben während Alles im Taumel der Festlichkeiten zum Empfang der jungen Königin begriffen war.

Sacy sang oft in seiner Kammer die Psalmen mit lauter Stimme; das gab ihm das Recht, die Kirche mit seinen Gesängen auszustatten. Oft traten ihm die Thränen in die Augen, ob er auch treu erfunden würde, wenn die Verfolgung auch über ihn ergehe. Wenn die Cedern also beben, sagt Fontaine, was wills mit uns, dem schlechten Gesträuche werden?

Angelica hatte den Winter von 1660 auf 1661 unter vielen körperlichen Schwachheiten und Leiden in ihrem lieben Port-Royal des Champs zugebracht [1]). Indeß hatte der König, nach Fontainebleau abreisend, den Großvicaren von Paris den Befehl gegeben, Singlin von seinem Superiorat in Port-Royal abzurufen. Angelica ließ sich nicht täuschen, daß neuer Sturm drohe, sie tröstete sich, daß die Schwestergemeinde, je mehr sie vor den Menschen vernichtet werden würde, vor Gott sich auferbauen werde. Sie wollte aber auf dem Punkte gegenwärtig sein, wo der erste Angriff drohte; es war als fürchtete sie sich, nicht von Anfang an auf dem Kampfplatze zu sein. Das war aber Port-Royal de Paris. Am Sonnabend vor Quasimodo, 23. April 1661, sagte sie den Schwestern mit außerordentlicher Stärke und Glaubensfreudigkeit Lebewohl und reiste nach Paris ab. D'Andilly wollte von ihr noch an der Pforte Abschied nehmen. — Gott befohlen, Bruder, sprach sie, festen Muth, was auch geschehe. —

1) Die meisten Nachrichten über diese letzte Zeit Angelicas sind entnommen aus einem beinahe gleichzeitig geschriebenen Berichte ihrer Niece, Angelica von St. Johann. **Mémoires de 1742. Tom. II. Pag. 121 — 174.**

Den habe ich völlig, meine Schwester, fürchte nichts. — Mein Bruder, mein Bruder, warnte sie; vergiß nie, daß Demuth ohne Festigkeit Feigheit ist; Muth aber ohne Demuth ist Anmaßung. — Unterwegs begegnet sie einem der Freunde, welcher mit der Neuigkeit von Paris kam, der Lieutenant-Civil habe eben das dortige Port-Royal verlassen, nachdem er die Namen aller Pensionäre aufgezeichnet, in der Absicht, sie auf königlichen Befehl daraus zu entfernen.

Angelica scherzte über ihre Genossinnen, welche darüber zu weinen anfingen, ob das ihr Gottvertrauen sei, wenn sie sich vor Mücken, vor Menschen, fürchten. Meine Schwestern, sprach sie, man muß für Alles und zu jeder Zeit Gott Dank sagen; laßt uns das Te-Deum singen! — Sie bat den Freund, die Nachricht auch nach Port-Royal des Champs zu bringen und den Schwestern zu melden, sie sollten sich durch nichts beunruhigen lassen, ihre Hoffnung aber allein auf Gott setzen. In Paris fanden sie Alles in Thränen; Angelica selbst war zerrissenen Herzens, daß ihr dreiunddreißig Töchter entrissen werden sollten, wenn sie der Gefahren gedachte, welchen dieselben da außen in der Welt durch den Austritt aus dem sichern Port des Klosters entgegengingen. Aber sie richtet sich sogleich wieder an einem unsichtbaren Stabe auf; ich glaube, man weint hier, sprach sie; ihr hoffet auf Gott und fürchtet noch etwas. — Man holt nun einen der Zöglinge nach dem anderen ab; dies währte acht lange Tage. Die Vorsteherin dieser Mädchen stand oft eine Viertelstunde vor der Thüre, ehe sie sich entschließen konnte, hineinzugehen und anzukündigen, wen man abzuführen verlange. Sobald sie die Thüre öffnete, warf sich der ganze Haufe mit lautem Weinen über sie und beschwor sie, Mitleiden zu haben. Einige wollten gar nicht mehr essen. Mehrere Verwandte, welche gekommen waren, eine dieser Schülerinnen abzuholen, sanken halb ohnmächtig bei diesem kläglichen Anblick nieder. — Angelica stärkte die freilich nicht stummen Lämmer, aber ihre Kraft selbst ward dadurch gebrochen. Sie fühlte, daß der Kampf der Natur und des Glaubens nicht mehr lange währen, daß jene bald unterliegen würde. In der unerschütterlichen Gewohnheit, darin sie sich stets geübt, sich und ihre Thätigkeiten, selbst die körperlichen, ihrem Willen und diesen dem

göttlichen unbedingt zu unterwerfen, hatte sie sich auch den Schlaf zu seinen bestimmten Stunden, selbst bei den größten Gemüthsbewegungen, als Pflicht und Gesetz auferlegt. Jetzt floh er sie ganze Nächte; sie brachte diese mit Schreiben an ihre Liebsten zu. Sonst war sie absichtlich stumm, oft wie im Gespräch mit Gott. Sie betrachtete sich als einen Verurtheilten vor dem bloßen Richterschwerte. — Es kam nun Schlag auf Schlag. Singlin, welchem sie, als dem Manne, auf dem St. Cyrans Geist ruhe, seit 20 Jahren gebeichtet, entbehrt sie zuerst sehr.

Auch Novizen und die Postulantinnen müssen sich von ihrer geistigen Heimath losreißen; besonders wehe that ihr die Trennung von Mademoiselle de Luynes und der de Bagnols, welche sie von der Wiege an erzogen hatte, von denen sie als geistige Mutter betrachtet wurde. Als die Herzogin von Chevreuse kam, ihre Töchter zurückzunehmen, bezeugte sie ihr, wie sie sich über Angelicas Festigkeit wundere. Ich werde den Muth verlieren, antwortete diese, wenn es keinen Gott mehr giebt; so lange aber Gott noch Gott ist, will ich auf ihn hoffen. — Sie schrieb um diese Zeit: Der liebe Gott hat uns Alles genommen, die Väter, die Schwestern, die Kinder. Sein heiliger Name sei gesegnet. Der Schmerz wohnt bei uns, aber in Frieden und in der Unterwerfung unter den göttlichen Willen. — So mußten denn Diejenigen, so das Opfer der natürlichen Familienbande gebracht, auch ihre neuen Väter, Schwestern und Kinder in Gott Gott selbst zum Opfer bringen.

Die Gemeinde von Port-Royal war für Angelica ihr wahrer Leib; denn ihr Geist war es ja, der diesen Leib und seine Organe und Glieder seit Jahren zusammengefügt, in organischer Einheit des Lebens erhalten hatte. Indem nun dieser ihr geistiger Leib zerrissen und geschwächt wurde, schwanden auch ihre leiblichen Kräfte; nur der Geist selbst war noch stark.

Agnes, als Äbtissin, schrieb an den König in fester Weise: er wisse wohl, daß jede geistliche Körperschaft durch die Novizen bestehe; diese wegnehmen und die Aufnahme neuer verbieten, sei also ein Todesurtheil über eine zu Christi Dienst verordnete Gemeinschaft. Das könne aber nur durch den Spruch der Kirche gefällt werden, nur in Folge großen Ärgernisses. Auf jeden Fall bitten sie, man solle ihnen ihre geistigen Kinder so entreißen, daß

deren geistige Mütter und Schwestern nicht selbst etwas dazu zu thun haben; auf daß offenbar würde, sie lassen blos die Gewalt über sich ergehen.

Allein Alles umsonst. Man glaubte durch eine Procession mit bloßen Füßen und mit allen Reliquien den Beistand Gottes und aller seiner Heiligen noch besonders anrufen zu müssen. Angelica trug dabei eine Reliquie des wahren Kreuzes. Es war am 10. Mai 1661. Allein sie erlag, indem sie in das Chor der Kirche eintrat, der leichten Last, sie sank zu Boden und konnte sich nicht mehr aufrichten; sie mußte so in ihre Zelle getragen werden. Also das Kreuz ihres Herrn, das Feldzeichen ihres Heilandes den Ihrigen vortragend, war sie zusammengesunken, wie ein greiser Krieger auf dem Felde der Ehre. Die Gefahr des Erstickens, die Entzündung hielt einige Wochen an, der treue Arzt Hamon that das Möglichste; auch der Priester gab ihr die letzte Salbung der Gotteskämpfer und das Abendmahl des Herrn. Ihre Zunge war gebunden, indem sie mit der Hand ihre Brust schlug, indem sie das Zeichen des Kreuzes machte, redete sie in der wahrhaft katholischen Sprache der Kirche zu dieser, ihrer Mutter, zu deren Kindern, ihren Schwestern und Brüdern.

Während dessen, 14. Mai, mußten acht Postulanten und sieben Novizen von lautem Jammer begleitet auf königlichen Befehl, der Gewalt weichend, das Haus verlassen. Aber sie legten ihre Schleier nicht ab, ob dies gleich eine factische Protestation gegen diesen Akt war. Agnes hatte ihnen darin freie Wahl gelassen, d'Andilly sie ermuthigt, die Schleier, welche sie als Bräute des Himmels zum Pfand erhalten, zu behaupten. — Dies thaten sie denn auch lange Jahre, viele bis an ihren Tod. — Im Ganzen waren dem Hause 66 Töchter auf diese Weise entrissen. — Zwei Tage nach diesem Raube schreibt Angelica an den früheren Frondeur, Ritter Sevigne, welcher seit einem Jahr in Port-Royal in geistigen Übungen lebte: Endlich hat uns Gott von Allem entblößt, er hat uns die Väter, die Schwestern, die Kinder genommen. Sein heiliger Name sei gesegnet. Der Schmerz ist hier, aber in dem Frieden und in der völligen Unterwerfung unter den göttlichen Willen; wir sind überzeugt, daß diese Heimsuchung ein sehr großes Erbarmen Gottes über uns ist, daß sie durchaus

nothwendig für uns war, uns zu reinigen und uns geschickt zu machen, so viele empfangene Gnaden recht zu gebrauchen. Glaubt mir, wenn Gott in seiner Gnade Plane größeren Erbarmens hat, so wird die Verfolgung noch weiter gehen. Wir wollen uns von Herzen demüthigen, um uns würdig zu machen seiner so wahrhaftigen, der Welt aber unbekannten Gnaden. — Darum rügte sie es auch, wenn eine Klage über die Verfolger laut wurde. Man muß dabei auf Gott sehen in allen Dingen, nicht auf die Menschen, welche nicht wissen, was sie thun.

Ihre freieren Stunden hatte Angelica benutzt, einen Brief an die Königin zu dictiren, Port-Royal sterbend von den Vorwürfen zu rechtfertigen. Sie unterzeichnete dieses Schreiben am 25. Mai [1]). Zwar dürfe sie selbst, im Begriff vor dem Throne, vor dem Richterstuhle Dessen zu erscheinen, welchem auch unsere geheimsten Sünden offenbar sind, sich durch die Urtheile der Menschen nicht zu sehr anfechten lassen. Aber es sei für sie eine Pflicht gegen Gott, den Ihrigen ein Zeugniß abzulegen, welches sie auch dem ihr fremdesten Hause schuldig wäre, wenn sie sich also von der Unschuld der Verfolgten überzeugt hätte. Angelica beruft sich darauf, daß das ganze Werk in St. Sales Geiste begonnen und fortgesetzt sei, wie auch seine zweite Seele, Chantal, dieses bezeugt. Man verlange von ihnen Akte, welche voraussetzen, daß sie sich mit theologischen Fragen beschäftigt; während es doch stets ihr Bestreben gewesen, als Kinder der Kirche in der Einfalt zu leben, Gott in Demuth und in Verborgenheit zu dienen. Nicht einmal mehr zur Erbauung geschriebene Bücher, wie das de la fréquente communion, seien bei ihnen gelesen worden. Manche glauben, die Schwestern seien sonst tugendsam, allein da ihr Glaube nicht gesund sei, müsse alle ihre Tugend verdächtig ein. Ich im Gegentheil, sagt Angelica, bin fest überzeugt, daß wir wegen des Glaubens Gottes Gericht keineswegs zu fürchten haben, da wir durch seine Barmherzigkeit der Kirche und dem Pabst in Demuth unterworfen sind. Aber ich zittere, wenn ich die Reinheit des Herzens betrachte, welche Gott von uns verlangt. Darum hat er uns vielleicht diese Trübsal zugesandt. Es steht

1) Mémoires de Fossé. Pag. 181 — 192.

aber von seinem Erbarmen zu hoffen, daß er, nachdem er uns einige Zeit mit Thränenbrot gespeist, uns wieder Ruhe schenken werde.

Daß Gott dazu Anna besonders bestimmt, dafür ist ihr deren Großvater, Philipp II von Spanien, Bürge, welcher St. Therese aus der schwersten Verfolgung ihres Lebens rettete. Denn, fährt sie fort, wir sehen in ihren Schriften, daß der Pabst selbst über sie falsch berichtet worden war und über die Nonnen ihres Ordens; auch sein Nuntius war in dieser Sache eingenommen worden, wie sie selbst sagt; als sie denn also in der äußersten Bedrängniß (violence) war und Alles verzweifelt schien, offenbarte ihr Gott, sie sollte sich an ihren König wenden, der sich ihrer als ein wahrer Vater annehmen würde. Es ist sehr merkwürdig, wie sie in dem Schreiben an diesen großen Fürsten anzeigt, daß man die Priester ihres Ordens, ihre Oberen, diese Diener Gottes, schrecklicher Verbrechen beschuldige und selbst mehrerer Häresien, und wie sie ihn bittet, diese Verleumdungen nicht zu hören. Denn, sagte die Heilige, wenn Euer Majestät dieselben anhören an einem von der Wahrheit der Sachen so wenig unterrichteten Orte, wie der Hof ist, wird man diese Leute ohne Mühe als Häretiker anschwärzen.

Angelica beruft sich auf das Zeugniß, welches der Erzbischof ihnen gegeben; da aber von der Leidenschaft das Wort des Hirten nicht gehört worden sei, habe Gott selbst durch Wunder sich zum Zeugen und Schirmvogt der verleumdeten Unschuld gemacht. Darum nehme sie auch die Hoffnung in das Grab, der die Herzen der Könige in seiner Hand hat, werde auch die Königin zu ihrer Beschützerin machen.

Das Beispiel von St. Therese war in jeder Beziehung trefflich gewählt; zugleich war sie Stifterin und die Heilige des mit Port-Royal aus Eifersucht verfeindeten Ordens der Karmeliterinnen. Wir sehen hier auch, in welchem Sinne die Heiligen dieser Zeit den Schutz der Könige glaubten anrufen zu dürfen; es lag dabei die Erfahrung zu Grunde, der Pabst könne sich als Richter über Glaubenssachen im Thatbestand irren, wenn er über den Stand der Parteien falsch berichtet werde.

Die Krankheit Angelicas, es war die Wassersucht, war äußerst

mühevoll; sie konnte ganze Wochen nur theils im Bette sitzen, theils auf dem Sessel, ohne sich jedoch zurückzulehnen. Die Bangigkeiten waren schwer. Die Drohungen der Feinde gegen das Haus konnten ihr nicht verborgen bleiben. Sie lobte Gott darum; denn da die Gemeinschaft so gesegnet gewesen an reichen geistigen Gaben und an Ruhm, sei dieses wohl das einzige Mittel, sie vor Hochmuth zu bewahren. Wir freuten uns darüber mit einer gewissen Eitelkeit. Wir waren in großer Gefahr, uns mit der weltlichen Weise anderer Klöster zu vergleichen und zu messen. Die Verfolgung gehört aber zum täglichen Brot, darum wir bitten, zur Gesundheit der Seele. — Singlin konnte nur einmal sie heimlich besuchen; auch ihr Neffe Sacy sollte nicht mehr kommen. Sie tröstete sich damit, daß alle die Ihrigen ja doch in der christlichen Liebe ihr nahe seien. Nie habe ich den Menschen an Gottes Stelle gesetzt. Wer nicht gerade auf die Quelle zugeht, der gräbt sich auf irgend eine Weise unsichere Cisternen. Ohne Gott, sagte sie freudig, sind sie doch nichts, und ohne sie wird mir Gott Alles sein. — Sie war bereit, auch dem schriftlichen Verkehr mit ihrem Neffen zu entsagen, da doch immer ein gewisses Wohlgefallen an der Creatur sich damit verbinde. — Es scheint mir, schreibt sie ihm, Gott sei Dank, daß ich weder Tod noch Leben begehre, sondern die Erfüllung seines heiligen Willens in dem Einen, wie in dem Anderen. Die wahre Vorbereitung auf den Tod ist doch, gänzlich auf sich selbst verzichten und sich in Gott versenken (s'abimer). — Ein sie charakterisirender Zug, welcher, sie stets begleitend, mit ihren gesetzlichen und ascetischen Bestrebungen innerlichst zusammenhängt, ist die Furcht vor dem Tode, oder vielmehr das Harren des Gerichtes. Es war das der Ausdruck der tiefsten Demuth, in welcher sie sich vor Gottes Heiligkeit des Gerichts bewußt war. Dies Bewußtsein des nahen Todes und Gerichts erhob sie aber auch über alle Drangsale der Gegenwart, als über Kleinigkeiten; sie warnte die Schwestern, sich irgend dadurch zerstreuen zu lassen. Ne Vous amusez point à tout cela, sagte sie halb scherzend. Daß ja in Allem nur Gottes Wille geschehe, war ihr Erstes und Letztes. Sie sollen diese Heimsuchungen hinnehmen, wie Maria die Verkündigung des Engels, in Erhebung über alles Irdische, Sinnliche und in demüthigem Gehorsam. Je mehr sie sich der Auflösung nahte, desto siegreicher ward in ihr das befreiende Bewußtsein der

Gnade. Sie hatte auch sonst gesagt, in den leichten Krankheiten habe sie stets eine große Todesfurcht gefühlt, nicht aber in den schwereren. Hamon sagt: Sie war groß, wo die Anderen klein waren, wo Andere sich muthig überheben, da war sie klein. Man mußte sie in großen Trübsalen sehen, wie sich ihr Glaube auf ihrem Antlitz und in ihrem ganzen Wesen spiegelte. Keine Stadt und kein Eroberer läßt das Te-Deum mit so großer Freudigkeit singen, als sie es im Grund ihres Herzens singt, wenn Alles verloren scheint. — Indem sie einmal von der Unmacht des Krankenlagers und der Nothwendigkeit sprach, vorher sich auf Tod und Gericht vorzubereiten, sagte sie: Nie zuvor habe ich das Wort der Schrift besser verstanden, daß, wo der Baum fällt, er auch bleiben muß. Denn wirklich ist der Baum in der Krankheit schon wie gefallen, man ist dann zu Allem unfähig. Das war auch ein Hauptpunkt der Schrift de la fréquente communion.

Während sie in erstickenden Bangigkeiten Tag und Nacht vorwärts geneigt auf ihrem Lehnsessel dasaß, hielten der neue Großvicar und der ihnen so abgeneigte, ganz gegen das Haus eingenommene Superior strenge Visitation. Der Großvicar kam zu ihr und sprach: Sie sind ja krank, meine Mutter; was haben Sie für ein Übel? — Ich bin wassersüchtig. — Jesus! meine Mutter, Sie sagen das wie eine andere Sache. Dies Übel befremdet Sie nicht? — Nein, mein Herr; ich bin aber vielmehr darüber befremdet, daß ich Sie also in unserem Hause sehe. Ich bin ja hieher gekommen, um hier zu sterben und mich darauf vorzubereiten; aber nicht dazu, um zu sehen Alles, was ich jetzt sehen muß; ich hatte keinen Grund, dies Verfahren zu erwarten, welches man jetzt gegen uns übt. — Mein Herr, sehen Sie, das ist der Tag des Menschen (da den Menschen Gewalt gegeben ist); aber es wird kommen der Tag Gottes, der wird viele Dinge aufdecken und Alles rächen.

Doch es wäre unrecht, ihre Worte, welche in der kleinen Gemeinde als köstliche Reliquien, wie Blutstropfen eines Märtyrers aufgefaßt und aufbewahrt wurden, wiederholen zu wollen. Sie gleichsam dem Munde der Dulderin entnehmen, heißt ihnen ihre Kraft nehmen. Die Reden von Gottes Gnade machen es nicht, sagte sie einer Dame, welche ihre Trostreden, damit sie sich und die Anderen tröstete, bewunderte. Meist waren es Bibel-

sprüche, namentlich Römer 8, 18, und vorzüglich die Psalmen, z. B. Ps. 118, 63. 64. Gott erbarme dich unser; denn wir haben deiner geharrt; du sollst früh unser Arm sein, unser Heil zur Zeit der Trübsal. — Ich nehme Theil an Allen, welche dich fürchten und deine Gebote halten. Die so dich fürchten, werden mich sehen und sich freuen; denn auf deine Worte habe ich überaus gehofft. Auf dich, Gott, habe ich gehofft; ich werde in Ewigkeit nicht zu Schanden werden. — Und doch war es das Werk ihres Lebens, das sie in ihrer harten Krankheit mußte zerstören sehen.

Es war am 6. August 1661, um 9 Uhr Abends, den Tag der Verklärung Christi, nachdem sie von Morgens früh an den Todeskampf gerungen, daß sie entschlummerte, vor Gottes Thron die Sache der unschuldig Verfolgten zu führen; wie sie freudig verkündigt hatte, daß nach ihrem Tode, nachdem sie, als Jonas, im Rachen des Ungeheuers begraben worden, die Verfolgung sich legen würde. Fontaine sagt: Sie blieb immer unerschütterlich fest in der Wahrheit, um auch wahrhaft Jungfrau zu bleiben. Durch des Heiligen Geistes Kraft hat sie nicht blos das Dräuen der Menschen, sie hat die eigene Natur überwunden und ist dem Lamm, ihrem Bräutigam, in Allem getreulich nachgefolgt.

Groß war der Zudrang des Volks; Tausende ließen mit ihren Rosenkränzen, Büchern, ihren verweinten Taschentüchern, mit Ringen die Leiche der Verklärten berühren. Singlin und Sacy, in der benachbarten Vorstadt St. Marceau verborgen, hörten die Todtenglocke von Port-Royal; sie schwiegen, verhüllten ihr Angesicht und weinten.

Sie wurde im vorderen Chor der Kirche von Port-Royal de Paris begraben, ihr Herz ward nach Port-Royal des Champs gebracht. Es blieb hier lange in einem vergoldeten Gefäße aufbewahrt. Als aber auch die Schwester Agnes daselbst am 21. Februar 1671 am Fuß des Stuhls der Priorin beerdigt worden war, setzte man dieses Herz auch bei vor dem Sitz der Äbtissin. Und war nicht Angelica die berufene Äbtissin, die sanfte und sorgsame, die lenksame Agnes aber die auserwählte Priorin von Port-Royal gewesen? Angelica wurde bald durch das Unglück und durch den Eifer mächtig, gewaltig, groß, dräuend, bald stark gegen die Starken, bald schwach mit den Schwachen, sie stürzte durch ihre Geisteskraft, sie demüthigte sich zum Niedrigen; sie flößte

Vertrauen, Liebe und Furcht ein. Mehrere erzählen, daß selbst ein freundliches Wort von ihr öfters Männer zittern machen konnte. Agnes blieb sich stets gleich, war das in seinem Schweigen beredte Muster der Gemeinde, ein mildes, lebendiges Gesetz, unwandelbar und doch nur gegen sich selbst streng; ihr stets gemilderter Ernst flößte inniges Zutrauen ein. Darum verglich man auch die beiden Schwestern, namentlich während der Verfolgung, Angelica mit einer vom Sturm nur höher und höher angefachten Flamme, Agnes mit der unter dünner Asche verborgenen, stets gleichen Feuergluth.

Aber es war, als sollte der Geist Angelicas, je mehr deren körperliche Kräfte schwanden, nunmehr auf die zarte Agnes übergehen. Während Angelica im Sterben war, durchsuchten die Commissäre das Haus; kühn lud Angelica die Gewalthaber vor Gottes Richterstuhl, vor welchen sie nun unmittelbar selbst treten sollte. Agnes aber weigerte sich bestimmt, sieben Novizen, welchen sie vor Kurzem das Gewand der Himmelsbräute gegeben, diese Opferschaafe, welche sich selbst dem Herrn dargebracht hatten, vom Altare desselben herauszugeben. Umsonst bedroht man sie, wenn sie denselben nicht gebiete, das Gewand niederzulegen; sie erklärt, nur der physischen Gewalt werde sie weichen. Man droht die Pforten einzubrechen; sie öffnet nicht, und so entreißt die Gewalt die sieben Novizen, welche aber, auch von der geistigen Heimath getrennt, die Kleidung derselben nicht ablegen.

Die Griechen, die Römer hielten blutige Kampfspiele über den Gräbern ihrer Helden. Auch der Christ findet Muth zum guten Kampfe ob den Gräbern Derer, die in Gottes Namen gerungen; denn sie sind gestorben in der Ähnlichkeit Christi. Dieses Muthes und dieser Kraft bedurften die Schwestern auch, denn einer der schwersten Kämpfe, ein Kampf mit ihrem eigenen Gewissen, mit ihrem demüthigen Gehorsam selbst, brach nun erst herein. — Wohl glauben auch wir, daß Wunder geschehen über Angelicas Grabe; ihr Leben selbst und ihr Absterben ist ein großes Wunder, ein Sieg des Glaubens über die Schwachheit des Fleisches. Port-Royal rang fort, um nach ihrem Ebenbild, durch dieselbe Kraft vor Gott überwindend äußerlich zu unterliegen. Ihr Geist, nein, vielmehr der Geist, der sich ihr besonders kräftig erwiesen, ist nicht blos die Einheit, das innere Band der Ge-

schichte Port-Royals bis zu diesem Ruhepunkte —, bis zu diesem Grabe; er bleibt es, bis der Leib dieser frommen Gemeinde aufgelöst und selbst die Mauern dieses Ports gestürzt werden. Seine Tiefen aber, die ungemessenen Tiefen der Gnade und himmlischen Friedens, konnte man die auch verschütten? — Die aber, so gewaltig durch Leiden und Verfolgung von Gottes siegreicher Gnade zeugten, konnten sie von dieser Gotteskraft verlassen werden?

Beilage I.

Ludovicus Molina, de justitia et jure.

Die Schrift de justitia et jure, von Ludovicus Molina, primarius in Eborensi Academia St. Theologiae professor (die Ausgabe, welche vor uns liegt, ist von Mainz, 1614) ist Philipp dem II, König von Spanien, dedicirt. Sie ist zunächst für Theologen bestimmt, die Gewissenszweifel ihrer Beichtkinder zu lösen (ut theologi in enodandis hominum conscientiis passim non haereant) und sie zum Regiment der Kirche und des christlichen Staats um so geeigneter zu machen. Die Sitten und Gesetze werden vom Standpunkt des Theologen aus aufgefaßt, aber die Arbeiten der Juristen vielfach benutzt. Die Auctorität von Aristoteles und Thomas (divus Thomas), für dessen ausführlicheren Ausleger er eigentlich angesehen werden will, alttestamentliches und römisches Recht durchkreuzen sich. Es ist dieses Buch besonders Männern sehr zu empfehlen, welche die socialen und rechtlichen Verhältnisse des damaligen Spaniens und noch mehr Portugals, die Gesetzgebung über die verschiedenen Abstufungen der Freiheit und Leibeigenschaft in diesen Ländern, ihr Ehe- und Erbrecht zu einem Gegenstand gründlicher Forschungen machen wollten. Auch über Handelsrecht, über einige Märkte für die spanische Wolle im Inlande, finden sich Erörterungen.

Besonders aber hat unsere Aufmerksamkeit die Darstellung des Sklavenhandels und seine rechtliche Begründung auf sich gezogen. Diese rechtliche Begründung solchen Seelenhandels und seine Schmach fällt freilich nicht ausschließlich auf den Verfasser, noch weniger auf seine Gesellschaft. Das Recht des Kriegs, das Recht im Kriege zu tödten, ist die Basis der Sklaverei; es kann kein Mensch seiner ihm angeborenen Güter beraubt werden, ohne daß er selbst einen Vortheil davon hätte. Es ist aber besser und erwünschter für ihn, zum Sklaven gemacht, als getödtet zu werden. Die christlichen Mächte haben gegenseitig dieses Recht, die Gefangenen zu Sklaven zu machen, durch eine Art stillschweigenden Vertrags aufgehoben; Christen und Heiden üben es aber noch gegen einander. Es läßt sich dieses Recht durch Verkauf übertragen, es pflanzt sich durch Geburt fort, jedoch so, daß in zweifelhaften Fällen die Wahrscheinlichkeit für die Freiheit ist. Der Vater, nicht aber die Mutter, hat das Recht, das noch nicht mündige Kind um großer Armuth willen zu verkaufen, es sei denn, daß es durch ein Gelübde einem Orden zugehöre. Darauf beruht nun namentlich die Rechtmäßigkeit des Sklavenhandels der Spanier und Portugiesen in Afrika und Amerika. — Es wird auch die Frage erörtert, ob der König von Spanien gewissenshalber gehalten gewesen sei, den Kindern der rebellischen Mauren in Granada die Sklaverei zu erlassen; die Gründe für das Ja und für das Nein werden beigebracht; doch erscheint

das Letztere wahrscheinlicher, da sie zugleich Glieder an einem feindlichen, wie an einem vom Christenthum wieder abgefallenen Ganzen waren.

Man glaube indeß darum nicht, daß das Dogma von der dem Menschen angeborenen Freiheit, daß die Principien des Naturrechts unserem Schriftsteller fremd seien; alle Dinge, die ganze Erde war ursprünglich Gemeingut, erst die Nothwendigkeit, eine Übereinkunft, vielleicht nach dem Ausgang aus der Arche, hat die Theilung begründet. Das positive und das Naturrecht werden bestimmt geschieden; dieses letztere ergiebt sich aus der Natur des Menschen und der natürlichen Objecte unmittelbar. Es ist jedoch ihr Verhältniß kein lebendiges Durchdringen beider, keine Bewegung und Offenbarung des einen im anderen, sondern nur ein mehr äußeres Hinzuthun und Hinwegnehmen. Das Naturrecht darf nie gänzlich, sondern nur theilweise, der Nothwendigkeit und des Nutzens wegen, von dem positiven aufgehoben werden. Der Unterschied beider wird auch so dargestellt: Das im Naturrecht begründete Verbot rührt daher, daß eine Handlung an und für sich schlecht ist; sie ist nicht schlecht, weil sie verboten ist, während das positive Recht eine an sich in abstracto vielleicht nicht schlechte Handlung, eben durch ihr Verbot, zu einer schlechten stempelt.

Die Gewalt der obersten Einheit in der menschlichen Gesellschaft, obgleich durch den Zusammentritt der Menschen bedingt, kommt unmittelbar aus dem Naturgesetz; Gott selbst aber giebt dieses Naturgesetz. Die Gesellschaft ist also unmittelbar von Gott, nicht blos durch die Willkür der Menschen entstanden, welche nur in der Gemeinschaft ihre Bestimmung zu erreichen vermögen. Diese Bestimmung aber ist eine gedoppelte: die zeitliche und die ewige, und so theilt sich die Gewalt der Gesetzgebung und Regierung in zwei Zweige, die des Klerus und der Laien, die geistliche und die weltliche. Es sind diese beiden Gewalten zwar so wesentlich, daß sie schon vor dem Fall als bestehend gedacht werden müssen, darum aber nicht immer nothwendig getrennt. Die Gesellschaft kann auch beide Gewalten einer und derselben Person übertragen. Es gestaltet sich dieses Verhältniß in verschiedenen Verhältnissen, auf verschiedenen Stufen der Entwicklung verschieden, wie denn diese Vereinigung beider Gewalten in Einer Person in der lamaischen Welt wirklich durchgeführt ist. Auch in Melchisedek und sogar im alten Bunde waren Priesterthum und Königthum geeinigt oder konnten es doch sein. Erst das Priesterthum des Christenthums, das Pabstthum war wesentlich übernatürlicher Einsetzung und damit über die weltliche Gewalt nicht blos eben so erhaben, als Gold über dem Blei steht, sondern auch unfehlbar. Diese Übernatürlichkeit wurde jetzt zum Bedürfniß, da die genau entwickelten, bestimmten Punkte des Glaubens nun ungleich mehrere geworden waren.

Den einzelnen, als Völker oder Gemeinwesen sich gestaltenden Gesellschaften steht es zu, die Form ihrer Regierung, die Rechte derselben zu bestimmen; es dürfen dieselben später ohne Zustimmung beider Theile, des Volkes und der Regierung, nicht ausgedehnt oder beschränkt werden; sind aber dennoch diese Schranken durchbrochen worden, hat man den ungerechten Theil verwarnt, so ist solche Tyrannei wie ein Einfall eines äußeren Feindes abzuwehren. Stets ist aber die Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Volk sich nicht aller Rechte begeben, daß keine unumschränkte Gewalt bestehe; in zweifelhaften Fällen ist es wahrscheinlicher, daß die Regierung ihre Rechte zum Nachtheil des Volkes erweitert habe. — Es befremden aber solche Sätze in einem Philipp dem II dedicirten Buche; sie dienten ihm allerdings als Bundesgenossen im Kriege gegen Heinrich III und IV in Frankreich. Allein auch sonst finden wir gerade bei diesen Schriftstellern, welche unter der gedoppelten Last des spanischen Absolutismus und des Jesuitengenerals sich beengt fühlten, dieses Bedürfniß, möchten wir sagen, sich in der Theorie gleichsam dafür die Zügel schießen zu lassen. Man vergleiche damit, was Mariana von der Unausführ-

barkeit der absoluten Herrschaft Eines sagt, wie hoch er darüber eine gemischte Verfassung stellt, ja wie er am Ende gar den Tyrannenmord rechtfertigt.

Nur die menschliche Gesellschaft, welche durch ihren so oder so bestimmten Willen den Staat und die Regierung constituirt, ist unmittelbar vom Naturgesetz abzuleiten, unmittelbar göttlicher Einsetzung, die Regierung, der König nur secundär. Aber nicht gleichermaßen ist es mit der Kirche und dem Pabste; er ist unmittelbar von Gott, zwar nicht nach seiner persönlichen Ernennung, sondern rücksichtlich der Gewalt seines Amtes. Der Kirche aber ist nur das Recht gegeben, auf eine von den Päbsten selbst bestimmte Weise, zur Ausübung dieser, nicht von ihr eingesetzten Gewalt, die Personen zu berufen.

Die Frage von der päbstlichen Gewalt nun wird durch eine Erörterung der Frage eröffnet (disputatio 28), ob Christus auch als Mensch Herr der Welt sei, über alle Fürsten derselben erhaben. Als Gott ist er es natürlich durch das Recht der Schöpfung; aber ob Gott ihm, als Menschen, diese Obergewalt übertragen, ihm geschenkt, das ist eine Frage, welche verschieden beantwortet wird, selbst von katholischen Schriftstellern. Auch die Dogmatiker der protestantischen Kirche haben diesen Punkt erörtert, beim Artikel von dem Stand der Erniedrigung und der Erhöhung Christi, von den beiden Naturen in Christo und dem Durchdrungensein der menschlichen durch die göttliche, in der Lehre von den Wundern. Allein hier fällt uns der Unterschied beider Systeme wieder recht in die Augen; bei den Protestanten ist es das rein dogmatische, theologische Interesse, welches dadurch befriedigt wird, während dieselbe Frage, als eine Basis des Kirchenregiments, im Katholicismus eine mehr juridische, eine socialere Seite darbietet. Wer ließe es sich wohl in unseren Tagen beifallen, daß man sich durch die Beantwortung dieser Frage die Gefahr zuziehen könnte, einer politischen Inquisition verdächtig zu werden? So war es aber gewiß in der Lage Molinas; er giebt die Gründe für und wider an, findet es aber doch wahrscheinlicher, daß Christus, als Mensch, dieser Gewalt entsagt habe, da er sein Reich für ein geistiges erkläre, da die Verdienstlichkeit seiner Armuth noch größer werde, wenn er sich des Gebrauches entschlagen bei allem Recht, welches er darauf gehabt. Es fließen hier offenbar mönchische Principien mit ein, da denn er, der Eheloſe, bis in den Tod Gehorsame, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege, auch hierin ein Muster der Vollkommenheit war. Auch eine Legitimitätsfrage durchkreuzt diese Erörterung; war Christus nicht durch das Erbrecht Marias oder Josephs rechtmäßiger König der Erde oder doch Judas, als Nachfolger Davids? Jenes wird verneint, dieses erscheint mindestens unwahrscheinlich.

Christus hatte zunächst unumschränkte Gewalt über die Kirche in Allem, was sie zu ihrem übernatürlichen Zwecke zu fördern vermag. Er hatte aber auch vollkommene Macht in den zeitlichen Dingen, sofern sie zu diesem Zweck nothwendig ist, so daß er z. B. zu diesem Ende Könige absetzen und alles Mögliche verändern konnte, wie er es noch kann. Auch der Pabst hat zu demselben Endzweck die Gewalt über alles Zeitliche der Glieder der christlichen Kirche; darum steht er aber Christo in seinem Erhöhungsstande nicht gleich, denn diesem sind nun alle, auch die nicht christlichen Reiche der Welt zu Füßen gelegt, wie er ja auf Erden dieser Gewalt sich nur freiwillig entschlagen.

Nach diesen Principien wird denn auch ausgesprochen, daß der Pabst weder durch natürliches, noch menschliches, noch göttliches Recht Herr der Welt ist; seine Gewalt geht zunächst nur auf das Geistliche; so hat er sich zunächst auch nur geistlicher Mittel, väterlicher und brüderlicher Ermahnung zu bedienen, und nur wo der geistliche, ewige Endzweck augenscheinlich bedroht ist (etwa wenn ein König von der Kirche abfällt, der Ketzerei offenkundig Vorschub thut), hat der Pabst auch zeitliche Mittel anzuwenden.

Molina spricht es ausdrücklich aus, daß eine mittlere Straße zwischen der Übertreibung der päbstlichen Gewalt und der fürstlichen einzuschlagen sei, und daß diese durchaus nicht von jener emanire, sondern auf einem davon unabhängigen Princip beruhe. So steht es ihm denn auch nicht zu, die Fürsten durch seine eigene Gewalt zu entsetzen, so wenig er sie einzusetzen hat. Sondern Beides kommt den Völkern zu, ist aber die Sache etwas zweifelhaft oder ist nicht das ganze Volk, sondern nur die Mehrzahl darüber einig (was wohl in jedem Falle wird behauptet werden können), soll der Pabst zu Rath gezogen werden, damit durch seine Auctorität der Schritt größere Zuversicht habe und er durch die ihm zu Gebot stehenden Waffen das für den Staat und für den ewigen Endzweck der Menschheit und der Gesellschaft Heilsamste unterstütze. Es ist jedoch dieses eigentlich nicht durchaus nothwendig, sondern den Völkern in solcher Lage nur sehr räthlich. Denn die Fürsten hängen ja nicht vom Pabste ab, wie die Bischöfe, der Kaiser ist ihnen im Weltlichen eigentlich unmittelbarer vorgesetzt.

Das Ganze hat aber, wie aus dem eben Angeführten erhellt, eine gewisse, zum Theil absichtliche, zum Theil durch die delicate Lage der Fragen gegebene Unsicherheit; es sind Widersprüche, welche kaum verhüllt werden. Diesen Eindruck des Skepticismus und der Unsicherheit macht, bei allem Dogmatismus, die Art des scholastischen Vortrags ohnedies auf uns.

Beilage II.

Der Jesuite Caussin, Beichtvater von Louis XIII.

Hier möge ein Beispiel von der Stellung der königlichen Beichtväter und ihrem Verhältniß zu den verschiedenen Gewalten Raum finden, zumal das Schicksal des Mannes nicht ohne alle Beziehung auf Port-Royal und auf St. Cyran ist.

Der Jesuite Caussin, welchen auf Richelieus Empfehlung hin Louis XIII zu seinem Beichtvater gemacht hatte, soll durch den savoyischen Jesuiten Monot bewogen worden sein, den König gegen Richelieu ungnädig zu stimmen; das heißt, er hielt dem König vor, wie die Bisthümer mit ganz anderen Rücksichten als zum Besten der Religion und der Kirche vergeben werden; er müsse aber Gott von Allem, was unter seiner Regierung geschehen, selbst Rechenschaft ablegen, vor ihm könne er die Verantwortlichkeit nicht auf seinen Minister laden. Allein da der König auch das ihm unter dem Siegel des größten Geheimnisses Mitgetheilte stets gewissenhaft Richelieu anzeigte (wobei er sich stets beklagte, man entferne alle seine Freunde von ihm), stand es um den Beichtvater bald schlimm. Es hatte dieser indeß noch eine Zuflucht; die Damen des Hofes beichteten ihm, namentlich auch die siebenzehnjährige Louise Motier de La-Fayette, eins der Fräulein der Königin, welche der König zärtlich liebte. War auch dieses Verhältniß ein mehr der Freundschaft ähnliches, so war es immerhin für das Mädchen nicht ohne Gefahr. Je mehr Richelieu diese Freundschaft auflösen zu müssen glaubte, wie es ihm denn auch gelang, dem König einen andern Gegenstand seiner Neigung unterzuschieben, desto fester hielt sich Caussin an die La-Fayette als an seinen letzten Nothanker und bot Alles auf, sie von dem ihr vielleicht mehr eingeflößten als selbstgefaßten Vorhaben abzubringen, ins Kloster zu gehen. Da indeß die Sache schneller fest beschlossen war, ließ er sein Beichtkind nicht unmittel-

bar in das Kloster führen, in welches sie einzutreten begehrte, sondern brachte sie zunächst nur in das näher gelegene Kloster der Heimsuchung unter. Er rieth ihr auch jetzt noch nicht blos wiederholt nachdrücklich ab, diesen letzten Schritt wirklich zu thun, sondern schrieb ihr auch noch folgenden Brief, ihr dadurch diese seine Lectionen zu wiederholen:

Ich versuchte, Sie auf die Probe zu stellen und ganz auf den Grund Ihres Herzens zu sehen. Wie, sagte ich, die Welt verlassen und den Hof, einen König, der Sie liebt, so viele schöne Hoffnungen, um einen Schleier zu nehmen und sich lebendig zwischen vier Mauern zu begraben! Es giebt so schon zu viele unglückliche Mädchen, welche sich blindlings in ein Kloster geworfen haben; Sie brauchen diese Zahl nicht noch zu vermehren. Sie wissen nicht, was es heißt, seinem eigenen Urtheil entsagen, seinen freien Willen aufgeben, nach dem Gutdünken unbekannter, vielleicht widerwärtiger Personen zu leben, welche Ihnen nicht gestatten werden, über eine Nadel zu verfügen, ohne ihre Zustimmung. Bisher lebten Sie am Hofe wie ein indischer Vogel, der sich mit Ambra und mit Zimmet nährt; da waren für Sie nur Lobeserhebungen, Artigkeiten und Bewunderung. Sie werden sich sehr verwundern, wenn man Ihnen nun ein schweres Kreuz auf die Schultern legt und Sie vielleicht schneller als Sie wünschen, nach dem Calvarienberg treibt. Überdies wären Sie eine Alte, welche der Buße nur noch wenige Tage zu widmen hätte, nachdem sie so viele andere ihrem Vergnügen gelebt, so würde Niemand etwas Befremdendes in diesem Ihrem Schritte finden; aber ein Mädchen von siebenzehn Jahren, so gut, so unschuldig —, einen König fliehen und sich ins Gefängniß stürzen! Hat Ihnen seine Unterhaltung je Anstoß gegeben? Wissen Sie nicht, daß Sie dieselbe eben so rein verlassen, als Sie derselben Ihr Ohr geöffnet? Ja, Sie kennen ihn zu gut, als daß Sie fürchteten, er möchte je etwas Anderes von Ihnen begehren, als was Gott Ihnen zu gestatten erlaubt. So leben Sie denn mit ihm, thun Sie alles Gute, das Ihnen auf diese Weise möglich gemacht wird, da Ihnen einmal Gott so viel Gewalt über seinen Geist gegeben hat.

Allein das Mädchen war stärker als der Beichtvater, sie hielt den frommen Entschluß aufrecht; er aber fiel von der kaum erklommenen Höhe eines königlichen Beichtvaters. Man warf ihm vor, er sei zudringlich gegen den König gewesen, habe ihm ungerechterweise vorgeworfen, die Schweden seien durch ihn nach Deutschland gerufen worden, die Türken zum Krieg gegen die Christenheit, gegen Spanien und Östreich ermuthigt; er lasse seine Mutter im Auslande verhungern (was nur zu sehr der Wahrheit gemäß war). Somit sei es offenbar, sagten Richelieus Creaturen, daß Caussin es mit den Feinden des Königreichs halte und ein unvernünftiger Mensch sei. Auch verfehle er sich gegen die Regeln seines Ordens, welche den Beichtvätern der Großen nachdrücklich verbieten, sich in die Staatsangelegenheiten zu mischen. Da er dem König bedeutete, er solle unparteiische, uneigennützige Leute zu Rath ziehen (gegen Richelieu), und ihm dieser entgegenhielt, daß er ja Väter aus seinem Orden zulasse, erwiderte Caussin, ja, um diesen zu gewinnen, stifte man Altäre. Es hatte aber eben damals Richelieu 2000 Thaler zu Erbauung des Hochaltars im Profeßhause der Jesuiten (St. Louis, St. Antoine-Straße) gegeben. So läßt ihn, sagte man, die blinde Hitze seiner Leidenschaft gegen seinen eigenen Orden reden. Dem Pater Caussin wurde nur die Wahl gelassen, ob er für einen Tollkopf, für einen Schwachkopf oder für einen schlechten Menschen gelten wolle; wer in solchen Unternehmungen scheitert, hat mit Recht immer Unrecht. Nachdem er vom Mai bis December 1637 Gewissensrath des Königs gewesen, wurde er nach Rennes geschickt, wo eins der berühmtesten Häuser des Ordens war. Die Gazette de France vom 26. December 1637 zeigte seine Entsetzung mit den Worten an: Seine Majestät hat Pater Caussin dispensirt, ihr fürder als Beichtvater zu dienen und ihn vom

Hofe entfernt, weil er sich an demselben nicht mit der gehörigen Zurückhaltung benahm und sein Benehmen so übel war, daß Jeder und sein Orden selbst sich weit mehr darüber verwundert, daß er so lange in diesem Amte geblieben, als über seine Entsetzung. — Er wurde unter dem Vorwande, er intriguire immer fort, von Rennes weiter nach der Bretagne, nach Quimper-Corentin geschickt. Von hier schrieb er am 7. März 1638 einen Brief, worin er sich beklagt, von seinem Orden im Stich gelassen und preisgegeben worden zu sein.

Nach anderen Nachrichten (das bisher Mitgetheilte ist großentheils aus den sogenannten Memoires Richelieus) aber wurde Caussin das Opfer seiner Gewissenhaftigkeit, indem er sich sogar gegen seine Oberen geweigert haben soll, ihnen die ihm vom Könige im Beichtstuhl anvertrauten Geheimnisse zu verrathen und sich von ihnen sein Benehmen gegen den König vorschreiben zu lassen; wenigstens habe er ihren guten Rath nicht durch diesen Verrath am Zutrauen des Königs erkaufen wollen. Alle Nachrichten kommen darin überein, daß er dem König lebhafte Vorstellung wegen Unterstützung der Ketzer in Deutschland machte, und besonders wegen seiner Unbarmherzigkeit gegen seine Mutter, Maria von Medici. Wie aber die Sachen standen, erschien eine Versöhnung mit ihr als das bestimmteste Zeichen der Ungnade gegen Richelieu und mußte dieselbe also auch nothwendig mit sich führen. Hätte er sich als Werkzeug des Cardinal-Ministers wollen gebrauchen lassen, sagen seine Freunde, würde er seines Einflusses und Glückes gewiß gewesen sein. Merkwürdig ist, daß Dr. Arnauld behauptet, Caussin habe gelehrt, um das Sacrament würdig und mit dem rechten Erfolg zu empfangen, genüge die attritio, die Furcht vor den Höllenstrafen, nicht, es müsse nothwendig noch die Liebe Gottes hinzukommen; wie auch, daß Richelieu dieses mitunter benutzt habe, ihn zu stürzen. Es scheint, auf diese Lehre, auf die Nothwendigkeit der lebendigen Buße und der Liebeswerke gestützt, habe Caussin vom Könige die Zurückrufung seiner Mutter verlangt. Nach Lancelot hätte darum besonders Richelieu auf diese Lehre und auf ihre Vertheidiger Seguenot, vom Oratorium, und St. Cyran einen so bittern Haß geworfen.

Der König war seit einigen Tagen sehr nachdenklich und betrübt geworden, der Herzog von Angouleme selbst, welchen Caussin dem Könige als ersten Minister empfohlen hatte, verrieth dem Cardinal die Ursache dieser Stimmung; so groß war der Glaube an die Unerschütterlichkeit seines Regiments, die Furcht vor seinem Zorn. Den Verwandten der La-Fayette, welche auch zu dem Complott gehörten, durch welches Richelieu gestürzt werden sollte, und dessen unschuldige Werkzeuge der Beichtvater und dieses Fräulein waren, wurde nur unter der Bedingung Verzeihung vom Minister zugesichert, daß sie das harmlose Geschöpf vermöchten, sich sofort ins Kloster einzuschließen. Dieses Bundesgenossen im Herzen des Königs beraubt, blieb Caussin nichts übrig, als das Gewehr zu strecken. Es war eine der vielen Verschwörungen gegen die Gewalt des Ministers, welche der unmächtige, weil willenlose König hervorgerufen und nun preisgab, sobald Richelieu Kunde davon erhielt, erschrocken darüber, daß er so weit sich gewagt, indem er sich selbst in noch engere Bande legen ließ.

Louis XIII hatte zwar Caussin der Rache des Cardinals geopfert, aber dies verhinderte nicht, daß er nicht zeitlebens für seinen „bon homme" Caussin ein, wenn auch thatloses Interesse behielt. — Einige bringen die Geburt Louis XIV mit den Versuchen Caussins, Louis XIII seiner Familie näher zu befreunden, in Zusammenhang, Andere mit dem Abschied des Königs vom Fräulein de La-Fayette.

Es bleibt auf jeden Fall bei dieser Katastrophe Manches sehr im Zwielichte; es ist aber oft nicht minder belehrend, die verschiedenen Wahrscheinlichkeiten und Verhüllungen eines Ereignisses zu kennen, als die nackte Thatsache,

denn jene verrathen uns nicht minder das Treiben der Zeit; was eine Generation für sich selbst für möglich hält, hat dadurch auch ein Maas von Wahrheit und Wirklichkeit.

Caussin war besonders durch seinen literarischen Ruhm zu der gefährlichen Stellung am Hofe erhoben worden; er hatte über die ägyptischen Hieroglyphen geschrieben, Sammlungen aus griechischen Dichtern, eine Anweisung zur Beredtsamkeit, eine Schrift bei Gelegenheit der Einnahme von Rochelle, in welcher er eben aus dieser wunderbaren Thatsache die Ketzerei der Stadt bewies; ganz besonders berühmt, namentlich bei den Frommen, machte ihn seine **Cour Sainte**, welche beinahe in alle europäische Sprachen übersetzt wurde. Anna soll ihn als Regentin auf Verlangen Mazarins nach der Bretagne verbannt haben, weil er in seinem 1650 erschienenen Buche **de Regno et Domo Dei** viel gar zu Schönes gesagt habe von den Eigenschaften und Tugenden, welche ein Fürst üben solle. — (Die Zeitgenossen erwähnen noch als eine besondere Merkwürdigkeit, daß der Stand der Sonne nicht blos auf Caussins leibliche, sondern auch auf seine geistigen Kräfte den größten Einfluß geübt habe. Es konnte nicht fehlen, daß diese Verwandtschaft und Sympathie mit dem mächtigsten Gestirn des Himmels und seinen Kräften ihn in den Augen seiner Zeitgenossen höher stellte, in den Augen Mancher mehr, als seine wirklichen Vorzüge es vermochten.)

Es war nun eine große Frage, was für einen Beichtvater Louis annehmen, ob man ihm einen Ordensmann geben sollte, oder, wie Andere meinten, einen schlichten Weltpriester, einen Bischof; man glaubte sich, besonders nach einem solchen Vorgange, gegen einen Beichtvater sicherstellen zu müssen, welcher ein Interesse hätte, das sich mit dem des Cardinals nicht vertrüge. Bei Weltpriestern fürchtete man persönliches Interesse und Begünstigung ihrer Verwandten, bei Ordensgeistlichen war die Gefahr, einer ganzen fremden Macht Einfluß auf den König zu gewähren. Indeß wäre es offenbar eine Beleidigung gegen die Jesuiten gewesen, wenn man einen Fremden genommen hätte; sie schienen ein Erbrecht darauf zu haben. War ja doch der schottische Jesuite Gourdon, der Vorfahrer Caussins, nur seiner Kränklichkeit wegen ersetzt worden. Man hatte vergessen, daß man den Pater Cotton nicht sowohl genommen hatte, auf daß der König ihm beichtete, als um an ihm ein Pfand für die Zuverlässigkeit und die Plane des Ordens zu haben. Endlich hatte Richelieu einmal für gut erfunden, das Gewissen des Königs der Wache und Pflege dieser guten Väter anzuvertrauen.

Sehr merkwürdig aber ist die Instruction, welche Richelieu nicht blos diesem neuen Beichtvater gab, sondern seine Vorschriften für den König, wie er sich mit demselben zu stellen habe. (Richelieu spricht darin von Caussin stets als von einem geistesschwachen **pauvre homme, le petit bon homme.**) Der König solle ihm wenig Zutritt zu seiner Person gestatten, solle die Augen offen halten, daß er nicht auf diesem Wege betrogen werde, besonders aber dürfe er seinen Beichtvater nicht zu dem Irrthum verleiten, als sehe er es gerne, daß derselbe mit seinem Staatsrath nicht befreundet sei. Der König habe den Männern, welchen er sein Zutrauen in den großen Angelegenheiten geschenkt, in den geringeren kein Mistrauen zu erweisen, wenn der Staat nicht beständig durch seine Schuld durch Factionen beunruhigt werden solle, sondern damit die Regierung einen gleichen, festen Schritt gehen könne. Der König nahm diese Weisung hin.

Dem neuen Beichtvater aber wurde vom Minister-Cardinal die Weisung gegeben, sich nicht mit Staatsangelegenheiten zu befassen; auch habe er sich gar nicht um die Ernennung von Bischöfen und Äbten zu kümmern, ob die Personen würdig seien oder nicht. Ein Mann, aufgewachsen in der Unschuld des Klosterlebens, sei wenig geeignet, bei Weltmenschen Verstellung und Wirklichkeit zu unterscheiden, da sie ihre Fehler wohl zu verbergen und sich heilig

zu machen wissen. Dieselben Anweisungen, zum Theil wörtlich dieselben, gab ihm auch sein Orden. Es sei ja für Besetzung der geistlichen Würden nie so gewissenhaft gesorgt worden. Er solle sich mit Jedermann einlassen, nicht von Jedem sich Rath geben lassen; er habe ja nicht jeden Tag, sondern nur an bestimmten Tagen, wenn der König beichte oder sonst etwas Besonderes vorkomme, sich an den Hof zu verfügen. Überhaupt solle er mehr dem Gebet und seinen Büchern, als der Welt und der großen Gesellschaft leben. — Richelieu aber hatte zu viel Kenntniß der Menschen und der Verhältnisse, um nicht einzusehen, die Stellung eines Beichtvaters, besonders bei einem schwachen und folglich mistrauischen Könige, welchen Gefühl seiner Würde und Gewissensscrupel stets gegen die Politik des Ministers und gegen seine Herrschaft gleichsam meuterisch machten, welcher, um sich dem fremden Joche zu entziehen, stets bei Fremden Hülfe und Rath suchte, die Stellung eines Gewissensraths müsse hier nothwendig es mit sich bringen, daß er sich auch um Staatssachen kümmere. Politik und Gewissen durchkreuzten sich in dem bedauernswürdigen Louis, welchen der unbeugsame Wille der Verhältnisse und der noch unbeugsamere seines Herrn und Ministers zwang, seine leibliche und seine geistliche Mutter, Maria von Medicis und die katholische Kirche, zugleich zu bekämpfen. Darum aber konnte auch Richelieu die Angelegenheiten des Staats nicht mit sicherer Hand leiten, die Politik blieb stets schwankend und schwach, so lange er das Gewissen des Königs nicht durch einen Mann, der es zu leiten wüßte, in seiner Gewalt hielt. Es mußte — wunderbares Zusammentreffen und Widerspruch der menschlichen Dinge — das Gewissen des Frankenkönigs, seiner Freiheit beraubt, in sklavischer Bevormundung gehalten werden durch den Bändiger der französischen Reformirten und durch einen Jesuiten, auf daß die evangelische Kirche in Deutschland die Freiheit der Gewissen bewahren könne. — Aber eben das Organ des Cardinal-Ministers, wenn auch von ihm berufen an eine so hochwichtige Stelle, mußte es nicht unwillkürlich durch den persönlichen Einfluß auf das Gewissen des Königs Einfluß auf die Staatsangelegenheiten gewinnen? Das sah Richelieu wohl ein; was er nicht nehmen konnte, das wußte er bedingungsweise zu geben; eine so natürliche und doch so seltene Kunst. So lautet denn ein Artikel des dem König überreichten Gutachtens: Damit aber Pater Sirmond nicht glaube, man wolle ihm, indem man ihm die Freiheit übel zu thun abschneidet, auch die nehmen, das Gute zu fördern, thut man ihm zu wissen, daß er, wenn er etwas gegen das Verfahren in Staatsangelegenheiten sollte einzuwenden haben, mit Genehmigung seiner Majestät die Staatsräthe um Aufschluß darüber bitte. Sollte er aber durch die von diesen ihm angegebenen Gründe sich nicht befriedigt finden, so werden sie zusammen mit Seiner Majestät davon sprechen und auf seinen Befehl den Beschluß fassen, in Gegenwart beider Theile sich darüber mit den unterrichtetsten Leuten des Königreichs ehrlich zu berathen. So war denn die goldene Brücke gebaut und der eiserne Schlagbaum aufgestellt; der Beichtvater konnte nicht mit dem König sich weiter über dergleichen Verhältnisse einlassen, ohne entweder Richelieu zum Zeugen zu nehmen oder seinem Versprechen zuwider zu handeln und Jenem eine gerechte Waffe in die Hand zu geben. — Außerdem verließ sich aber Richelieu offenbar auch auf die Dankbarkeit der Jesuiten, da er ihnen Caussins Unterfangen nicht nachtrug; wie sie ihm denn auch dieses ausdrücklich bezeugten. Solche Corporationen haben ein gutes Gedächtniß für Wohlthaten, wie für Beleidigungen, ihre Existenz beruht großentheils auf Tradition solcher Verhältnisse. Zugleich durfte Richelieu überzeugt sein, daß sie diesmal einen Mann stellen würden, der seinen Oberen mehr zu Willen wäre; sie aber wußten, daß es mit der Besetzung dieser Stelle durch sie aus sei, wenn sich Richelieu noch einmal getäuscht finden würde. — Der neue Beichtvater, Sirmond, war so sehr Ausdruck des unversöhnlichen Systems, welches in den letzten Krankheitsjahren Richelieus

sich gebildet, daß er mit demselben fallen mußte. Sobald der König, selbst sterbend, gerührt durch den Tod seiner Mutter im Exil, anfing, das Joch etwas leichter zu machen, wurde der gemäßigte Pater Dinet sein Beichtvater. Wie jetzt die Veränderung eines Systems einen Wechsel der Minister zur Folge und zur Ursache hat, so damals einen Wechsel der Beichtväter. Auch war ja auf den Beichtvater die Verantwortlichkeit für den König gelegt, nicht dem Volke und seinen Vertretern, sondern Gott gegenüber.

Endlich aber vergleiche man diese Bevormundung und Regulirung des königlichen Gewissens und des Staats durch Richelieu mit dem Bündniß der Maintenon, Le-Telliers mit dem schrecklichen Louvois zur Beschwichtigung des königlichen Gewissens, zur Realisirung der Einheit des Staats und der katholischen Kirche und zu gegenseitiger Bürgschaft ihres Einflusses.

Man hat gewöhnlich die Ansicht, die jesuitischen Beichtväter der Könige seien beinahe durchgehends feine Intriguanten gewesen, Weltmänner, welche sich in Alles mischten, zum Theil von höfisch salbungsreicher Beredtsamkeit. Wir finden aber im Gegentheil, daß sie gewöhnlich scholastische Gelehrte waren, von Ausdauer, aber von weniger Feinheit in den Künsten des Hofes, vor Allem ihrem Orden unbedingt gehorsam. Es war diese Gattung auch den Interessen des Ordens viel angemessener, als Leute, welche Lust und die gefährliche Gewandtheit gehabt hätten, in alle die kleinen Intriguen der Höfe sich einzulassen. Sie würden sich und den Orden unfehlbar oft compromittirt und statt in seinem Auftrag, als seine Organe zu handeln, sich durch ihre Neigung bestimmen lassen, ihr Spiel auf eigene Hand zu spielen.

Beilage III.

Geschichte der Verfassung Frankreichs, nach Retz.

Cardinal Retz giebt uns folgende classische Geschichte der Verfassung von Frankreich (Pétitot. Tom. 44, Pag. 179 etc.): Frankreich hat seit mehr als zwölf Jahrhunderten Könige; aber diese Könige waren nicht immer unumschränkt, wie heutzutage. Ihre Auctorität wurde nie durch geschriebene Gesetze geregelt, wie die der Könige von England und Aragonien; sie war nur gemäßigt durch angenommene Gewohnheiten, welche anfangs in die Hände der Generalstaaten, später in die der Parlamente niedergelegt (mises en depôt) waren. Die Einregistrirung der Verträge zwischen den Kronen, die Verification der ausgeschriebenen Steueredicte sind nunmehr (unter Louis XIV) beinahe verwischte Bilder der weisen Mittelstraße, welche unsere Väter zwischen der Willkür der Könige und der Ausgelassenheit der Völker ausgefunden haben. Diese Mitte wurde von den weisen und guten Fürsten als eine Würze ihrer Gewalt betrachtet, sehr nützlich, um sie ihren Unterthanen schmackhaft zu machen; ungeschickte und übelwollende haben sie als ein Hinderniß für ihre unordentlichen und launischen Einfälle angesehen. Die Geschichte von Joinville zeigt uns deutlich, daß St. Louis diese Verfassung gekannt und geehrt hat; die Werke von Oresme, Bischof von Lizieux, und des berühmten Juvenal des Ursins, überführen uns, daß Karl V, der den Beinamen des Weisen verdient hat, nie wähnte, als stehe seine Gewalt über den Gesetzen und seiner Pflicht. Louis XI, nicht sowohl klug als schlau (artificieux), verletzte auch in diesem, wie in allen anderen Punkten, den guten Glauben. Louis XII hätte es wieder gut gemacht, wenn

nicht die Herrschsucht des Cardinals d'Amboise (Georges d'Amboise, von unberühmter Familie, erster Minister von Louis, Cardinal 1498, stirbt 1510), unumschränkter Herr seines Geistes, sich widersetzt hätte. Dem Connetable von Montmorency (Anne de M., Connetable 1538, stirbt 1567) gab seine unersättliche Habsucht mehr Anstoß, die Auctorität Franz I auszudehnen, als zu regeln. Die ungeheueren, weitgreifenden Plane der Guisen erlaubten ihnen unter Franz II nicht, an ihre Begränzung zu denken. Unter Karl IX und Heinrich III war der Hof so ermüdet von bürgerlichen Unruhen, daß man Alles für Empörung nahm, was nicht Unterwerfung war. Heinrich IV, der kein Mistrauen gegen die Gesetze hegte, weil er sich selbst vertraute, bewies seine große Achtung für sie durch die Rücksicht, welche er nahm auf die so kühnen Vorstellungen Mirons, Prevots der Kaufmannschaft, in Betreff der Renten des Stadthauses. Rohan sagte: Louis XIII sei nur darum so eifersüchtig auf seine Rechte, weil er sie nicht kenne. Der Marschall d'Ancre (ein Italiener, Concino Concini, getödtet im Louvre 1617) und der Herzog von Luynes (Karl d'Albert, wird Connetable und stirbt 1621) waren nur Ignoranten, nicht fähig, ihn darüber zu unterrichten. Der Cardinal Richelieu, ihr Nachfolger, machte sich einen Schatz aus allen bösen Absichten und Unwissenheiten der beiden letzten Jahrhunderte, und bediente sich desselben für seine Interessen. Er verbarg sie unter nützliche und nothwendige Maximen, die königliche Auctorität aufzurichten; das Glück begünstigte seine Plane durch die Entwaffnung der protestantischen Partei in Frankreich, durch die Siege der Schweden, durch die Schwachheit des (deutschen) Reichs, durch die Unfähigkeit Spaniens, und so bildete er in der legitimsten unter den Monarchien die scandalöseste und gefährlichste Tyrannei, welche vielleicht je einen Staat unterjocht hat. Die Gewohnheit, welche die Kraft hat, die Leute in einigen Ländern an das Feuer zu gewöhnen, sie hat uns so verhärtet, daß wir Dinge tragen, welche unsere Väter mehr fürchteten, als das Feuer. Wir fühlen die Knechtschaft nimmer, welche sie nicht sowohl für ihr eigenes Interesse, als für das ihrer Fürsten verabscheut haben; Richelieu hat aus dem, was sonst als Tugend galt, ein Verbrechen gemacht. Die Miron, Harlay, Marillac, Pibrac, Faye, diese Märtyrer des Staats, welche durch ihre guten und gesunden Grundsätze mehr Factionen gesprengt haben, als deren Spaniens und Englands Gold erweckte, sie waren die Verfechter der (politischen) Doctrin, um deren Behauptung willen Richelieu den Präsidenten Barillon (d'Andillys Herzensfreund, siehe dessen Briefe) nach Amboise verbannte. Er war es, der anfing, die Magistrate zu bestrafen, dafür, daß sie Wahrheiten aufstellten, für welche ihr Leben zu wagen sie ihr Eid verpflichtete.

Die weisen Könige, welche ihre wahren Interessen kannten, machten die Parlamente zu Bewahrern ihrer Ordonnanzen, besonders um einen Theil des Mismuths und des Hasses von sich abzuwälzen, welche die Vollstreckung der heiligsten und oft der nothwendigsten Gesetze bisweilen hervorbringt. Sie glaubten sich nicht zu erniedrigen, indem sie sich selbst die Hände banden, Gott zu vergleichen, welcher immer dem gehorcht, was er einmal befohlen hat. Die Minister aber, stets durch ihr Glück zu sehr verblendet, als daß sie sich mit dem begnügen sollten, was die Grundgesetze erlauben, suchen sie nur umzustürzen. Richelieu hat daran eben so unklug, als fleißig gearbeitet. — Nur Gott kann allein durch sich selbst bestehen; die am besten gegründeten Monarchien, die Monarchen mit der höchsten Gewalt erhalten sich nur durch die Verbindung der Waffen und Gesetze; eine Verbindung, welche so nothwendig ist, daß die einen sich nicht ohne die anderen behaupten können. Die Gesetze ohne den Beistand der Waffen verfallen der Verachtung, die Waffen, denen durch die Gesetze kein Maas gesetzt ist, fallen bald in Anarchie. Nach-

dem Cäsar die römische Republik vernichtet hatte, bestand die Macht, durch die Gewalt der Waffen auf seine Nachfolger übergegangen, so lange als sie selbst die Auctorität der Gesetze aufrecht erhalten konnten. — (Dieses wird am Beispiele des römischen, ottomanischen und fränkischen Reichs, seiner Majores-domus [maires du palais] weiter gezeigt.) Man verdrängt die Könige durch dieselben Mittel von ihren Thronen, durch welche man sich bei ihnen einschmeichelt, durch Schwächung und Veränderung der Staatsgrundgesetze, was immer minder erleuchteten Fürsten gefällt, weil sie darin eine Vergrößerung ihrer Macht zu sehen glauben, während es in der Folge den Großen zu einem Vorwand, den Völkern zu einem Grunde des Aufstandes wird.

Man sieht, Retz verkannte über den kleinen Ereignissen und Triebfedern, welche die bürgerlichen Unruhen mit sich brachten, die eigentlichen Grundursachen nicht, wie man ihm gerne vorwirft. Das Land war noch nicht moralisch vernichtet, obgleich auch nach Richelieus Tode Alles noch Jahre lang schwieg; das Volk hatte sich wie verblutet, aber es raffte sich auf einmal wie ein Fieberkranker auf. Das Parlament bestand noch, es schien ein Organ der Willkür geworden zu sein; eben darum fehlte ihm die feste Anhänglichkeit. Wer drei Monate vor dem Ausbruch der Unruhen, sagt Retz [1]), als Alles stumm auf den Wink gehorchte, vorhergesagt hätte, es werde Unruhen geben, würde für einen Wahnsinnigen gegolten haben. Es zeigt sich einige Regung, ein Fünkchen; dieses anfangs beinahe unmerkliche Lebenszeichen giebt keiner der Großen, keine der unterdrückten Provinzen, sondern das Parlament, welches noch nie eine Revolution begonnen (in den Zeiten des Despotismus aber zweimal, 1648 und 1789), das Parlament, welches gewiß die von ihm gemachte Revolution durch blutige Sprüche verdammt haben würde, wenn irgend ein Anderer sie angefangen hätte. Es murrte über das Tarif-Edict; als es aber erst das gethan, erwachte alle Welt. Erwachend suchte man die Gesetze, als tappte man in der Finsterniß mit den Händen, aber man fand keine Gesetze mehr. Man wurde bestürzt, man schrie darnach; Einer verlangte sie vom Anderen. In dieser Aufregung wurden die wesentlichen Fragen, indem sie erörtert wurden, problematisch und darum für die eine Hälfte der Welt gehässig, während sie zuvor im Dunkel und darum in der hohen Ehrfurcht gestanden, welche ihr Alterthum gebot. Das Volk drang ins Heiligthum; es hob den Vorhang, welcher immer das bedecken sollte, was man sagen, was man glauben kann über das Recht der Völker und der Könige, welche nie so gut zusammenstimmen, als wenn man darüber schweigt. Der Sitzungssaal des Parlaments profanirte nun diese Geheimnisse. — Wir könnten wohl zu den beiden Kräften der Staaten, den Waffen und Gesetzen, eine dritte fügen, beide vermittelnd: die Corporationen, worin sich die gesetzliche Gewalt verkörpert. Ohne sie sind die Gesetze todt; diese Corporationen aber, der gesetzlichen Kraft beraubt, ersterben. Das sind die Ursachen der Erschütterungen und Reactionen im Staatskörper selbst, welcher durch solche Krisen die Integrität, gleichsam den Kreislauf seiner Lebenskräfte herzustellen sucht, auf die Gefahr hin, sich selbst aufzulösen. — So hält auch Retz für den Fürsten, wie für den Demagogen die Grundregel fest, man halte das Volk nur sicher in seiner Gewalt durch solche vermittelnde Institutionen; wer es unmittelbar halten will, ist bald sein Abgott, bald sein Sklave. Darum wollte er in seinem Takt sich nie vom Parlamente trennen, ohnedies da seine kirchliche Auctorität, als gallikanischer Coadjutor, mit der Gewalt des Parlaments Eins schien.

1) Pag. 191.

Beilage IV.

Die Mémoires von Pontis.

Die Mémoires von Pontis, welche im 31. und 32. Bande der Sammlung von Petitot enthalten sind, verfaßte Thomas du Fosse, welcher den unter den Waffen gealterten Mann in Port-Royal kennen lernte. Fosse ist derselbe, welcher die Mémoires sur messieurs de Port-Royal geschrieben; er unterbrach seine Arbeit für die Biographien der Heiligen, die Erinnerungen des grauen Soldaten niederzuschreiben. Hat man auch diesen Mémoires vorgeworfen, daß Pontis stets nur von sich rede, so haben sie dafür den Vortheil, daß sie das Interesse um so mehr concentriren. Wir sehen in ihm recht den Muth, die Loyalität und doch die geheime Misstimmung darüber, daß der König glaube, der Edelmann sei schon genug bezahlt, wenn er seine Dienste dem Könige darbringen dürfe; wir finden in ihm jene ehrliche Indignation, die so vielen Männern dieser Zeit gemein ist, welche noch die freiere Weise unter dem Ritterkönig Heinrich IV gesehen. Er, der sein Leben hundert Mal in unterirdischen Belagerungswerken und beim Sturm auf hohen Zinnen eingesetzt, er wurde hülflos vom Könige gelassen, als er in Schwaben nach tapferem Widerstand in die Hände der Feinde fiel. Man würde ihn im Kerker haben vermodern lassen, hätte nicht ein niederländischer Kaufmann, dessen Sohn er einmal aufgenommen, ihm getreulich mit Aufopferung Hülfe gebracht. — Madame de Sevigne bezeugt ihm, daß er die Zeiten Louis XIII mit Wahrheit, Naivetät und gesundem Sinn aufgefaßt, wie auch, daß der große Conde das Buch mit vielem Wohlgefallen gelesen.

Pontis war jüngerer Sohn einer adeligen Familie in Dauphine, hatte sich also mit einigen Verbindungen selbst seinen Weg zu bahnen. Ein Zufall führte ihn sehr jung mit Heinrich IV bei einem seiner galanten Abenteuer zusammen; allein durch seine Unbesonnenheit hätte er sich mehrmals beinahe dem Scharfrichter in die Hände geliefert. Die Unruhe, welche so lange Bürgerkriege im französischen Blut zurückgelassen, trieb ihn und Andere, besonders Adelige, in fremden Ländern auf eigene Hand den Krieg mitzumachen, da daheim Friede war. Sie hatten sogar im Sinne, bis Moscovien auf diese Weise zu ziehen. In Holland rettete sie nur eine schöne lateinische Bittschrift vor dem Tode der Ausreißer; Oranien sah ein, daß es jungen Franzosen nicht zum Verbrechen zu machen sei, wenn sie sich bei einem längeren Aufenthalt an jedem Orte langweilen, wo es nicht gute Gelegenheit gebe, sich die Hälse zu brechen. Veränderungsliebe sei einmal ein französischer Nationalfehler, sagten sie; ohnedies seien sie in fremde Länder gezogen, deren Eigenthümlichkeiten, besonders im Kriegswesen, kennen zu lernen, und haben sich allerdings in der Form ihrer Abreise verfehlt. — Auch das Duell brachte ihn wiederholt in große Gefahr. Dazu kam die sonderbare Sitte, daß namentlich des Duells wegen zum Tode verurtheilte Soldaten von ihren Freunden, als den letzten Freundschaftsdienst, verlangten, von ihnen bei der Execution erschossen zu werden. Die Offiziere begünstigten sogar diese barbarische Sitte; einer von Pontis Freunden hatte ihn umsonst um diesen Beweis seiner Liebe angesprochen, und es kam so weit, daß er bei beharrlicher Verweigerung ins Gefängniß geworfen wurde. — Mehrere dieser Gefahren wurden ihm durch einen Horoskopsteller zuvor angezeigt. Er erkennt an, daß dieses eine gottlose Kunst und viel Betrug des Teufels dabei sei. Den Gestirnen den Einfluß auf unser Schicksal zuschreiben, welchen nur Gott hat, ist eine

Art Gestirndienst und Idolatrie. Gott giebt den bösen Geistern wohl manchmal Gewalt, den Menschen Böses zuzufügen, und da einige dieser Wahrsager mit diesen Geistern in Verbindung stehen, können sie es auch vorhersagen. Meist ist es jedoch Zufall und Betrug; die Mathematiker sprechen ihre Muthmaßungen aus und Gott läßt sie bisweilen eintreffen, als gerechte Strafe, damit Diejenigen, welche sich an sie wenden, um so mehr in ihrem Wahn bestärkt werden. Auch bei diesen Betrachtungen leuchtet ihm die Auctorität Augustins voran (Confessionen, Buch 4, Cap. 3, und Buch 7, Cap. 7.); Esau und Jakob, die auch in der Prädestination so wichtig sind, widerlegen, da sie in einer und derselben Stunde geboren sind, die Behauptung, daß die Constellation der Geburtsstunde auf Charakter und Schicksal Einfluß haben. Diese Reflexionen, obgleich später in der von Nicole besorgten Ausgabe weggeschnitten, sind wohl als der Glaube eines Theils der Männer von Port-Royal anzusehen; wie wir auch nicht umhin können, zu argwöhnen, einige Reden, vielleicht auch namentlich die von Zamet, seien von Fosse improvisirt, nach dem Vorgange der classischen Geschichtschreiber. Bei Gelegenheit der kriegerischen Züge von 1643 erzählt uns Pontis (Petitot. Band 32, Seite 374): Da muß ich denn etwas Außerordentliches melden, das ich auf dem Wege nach Vaudrevange sah. Diese Stadt ist an der Gränze von Lothringen gelegen, etwa 15 Meilen (französische) von Metz. Sie ist gleichermaßen von Hugonotten und von Katholiken bewohnt. Die katholische Kirche dient auch den Hugonotten zur Predigt (prêche); der katholische und der reformirte Geistliche (le curé et le ministre) leben in vollkommen gutem Einverständniß zusammen. Die Katholiken hören an den Sonntagen die Messe von acht bis zehn Uhr, wo sie dann die Kirche verlassen und den Hugonotten den Platz räumen, indem sie einander freundlich grüßen. Von derselben Kanzel, auf welcher der katholische Geistliche den Seinigen gepredigt, predigt der reformirte den Reformirten. Doch haben diese nur das Schiff der Kirche, indem das Chor, wo der Altar steht, den Katholiken zu eigen gehört. Wenn den einen Sonntag die Katholiken um acht Uhr in die Kirche gegangen sind, so kommen sie den folgenden erst um zehn Uhr. Man beobachtet eine so vollkommene Gleichheit unter ihnen, daß mich, nachdem ich vom katholischen Geistlichen tractirt worden, auch der reformirte besuchte und einlud, bei ihm zu speisen, indem sie Beide Alles abwechselnd thaten. — Beweist ein solches Beispiel nicht, daß die Spaltung der Gemüther durch den christlichen Geist in beiden Kirchen sich hätte versöhnen mögen ohne den weltlichen Despotismus?

Pontis sah sich besonders auch in den Krieg gegen die Protestanten thätlich hineingezogen. Die Bewohner von Negrepelisse hatten eine Besatzung von 400 Königlichen in nächtlichem Aufstande ermordet. Der König, obgleich krank, zog sofort (1622) aus, ihnen ein Gleiches zu thun; es sollte kein Quartier gegeben werden. Als die königlichen Truppen mordend durch die Straßen drangen, warf sich eine schöne Jungfrau von guter Familie Pontis zu Füßen und flehte ihn an, ihre Ehre zu schützen. Er verbarg sie, selbst mit Lebensgefahr, mehrere Tage in seinem Zelte, indem ihr bei jedem Geräusche eine ausgeweidete Kuh als Zuflucht diente. Lange zeigte ihm ihre Familie sich dafür dankbar. — Merkwürdig ist, was er von seiner Bereisung der reformirten Bevölkerung in den Sevennen, im Jahre 1623, erzählt [1]). Er ging dahin im Auftrag des Gouverneurs von Montpellier und stattete dem Könige sofort Bericht davon ab. Diese hugonottische Bevölkerung bewohnt kleine Weiler und Dörfer. Es sind diese Stämme lauter brave Soldaten, da sie großentheils ihre Jugend in den Kriegen Hollands verlebt, wodurch sie geschickt und kriegsgeübt geworden. Dieses eben gab Ursache, sie zu

1) Petitot. Band 31, Seite 381.

fürchten und war die Veranlassung zu dieser Sendung. Ich fand sie, schließt er, jedesmal friedlich, so oft ich dahin zurückkehrte. — Es ist aber sonderbar, wie diese Bevölkerung eines Gebirgszugs im südlichsten Frankreich, allein durch den Kampf für dasselbe geistige Princip, mit dem fernen Holland so eng verbunden war. Dort studirten wohl auch manche Geistliche der Sevennen. Daraus erklärt sich denn auch die Errichtung der Regimenter von protestantischen Franzosen in Holland gegen Louis XIV; es war dies also nichts Neues, die französische Krone war nur Feindin ihrer früheren Bundesgenossin, der Republik, geworden. Diese Stelle giebt zugleich einen Beitrag zu dem Beweise, wie die Unternehmungen Louis XIV gegen Holland und die Unterdrückung seiner protestantischen Unterthanen zusammenhing; zugleich aber erklärt sich daraus der glückliche Widerstand, welchen die Camisarden dem Prätendenten einer europäischen Universalmonarchie entgegensetzten. — Als Gefangener in Augsburg, nachdem er mit einer Abtheilung in Meringen capitulirt, rühmt er ungleich mehr das Erbarmen der lutherischen Weiber, welche ihnen Brot, Bier und Most in ihre Grüfte hinabließen, als die Nonnen, welche es für politischer hielten, ihnen jede Unterstützung zu versagen. Kaum waren sie aus dem Kerker entlassen, so dachten die Franzosen schon daran, Augsburg ihren Landsleuten durch eine Verschwörung und Überfall in die Hände zu spielen.

Richelieu hatte ihn aufgefordert, aus den königlichen in seine Garden zu treten; allein er hatte zu viel Selbstgefühl und Eifer für den Dienst des, freilich sonst von den Meisten hinter seinen Minister zurückgesetzten, Königs. Dieser Eifer wurde ihm freilich schlecht belohnt; hatte er eine Bitte an den Staatsrath, so sagte der König: Wir sind abermals geschlagen worden; das heißt, Richelieu war dagegen. Solche Schwäche der höchsten Gewalt auf Erden machte tiefen Eindruck auf Pontis Gemüth; kurz vor seinem Tode zeigte ihm der König seinen Skelettarm mit den Worten: Das ist der Arm der Könige von Frankreich. Louis war in seiner Krankheit so schlecht bedient, daß er selten eine Fleischbrühe bekam, die warm gewesen wäre. — Dazu kam bei Pontis noch das Gefühl von der Undankbarkeit Derer, für welche er sein Leben geopfert. Es war in der Ordnung der Vorsehung, daß mir nichts nützte, was Andere erhoben hätte, sagt er; später erkannte er dankbar, daß sie ihn damit für etwas Besseres aufbewahrt. Es erinnert uns aber dieses an den Glauben der Arnauld, es laste ein Misgeschick auf ihrem Hause, welches ihnen allenthalben auf dem Wege des Glücks hemmend gegenübertrete.

Der jähe Tod eines Freundes erschütterte ihn tief, der doch dem Tod in tausend Gestalten ins Angesicht geschaut. Er kam um diese Zeit (1649) in Berührung mit Männern von Port-Royal, welche ihm sehr abriethen, aus einem so bewegten Leben auf einmal in die Einöde überzugehen; er solle sich nach und nach von seinem gewöhnlichen Umgang abziehen, aufs Land gehen und dann erst, wenn er sich fest und reif glaube, sich ganz in die Einsamkeit zurückziehen. Sonst könnte er die Betrübniß darüber, daß die Welt ihn verlassen, für einen Entschluß halten, die Welt zu verlassen. Er war damals 60 Jahre alt; er starb in einem Alter von 92 Jahren, 1670, nachdem er lange durch seine Demuth und Ergebung allen Bewohnern des Klosters zur Erbauung gedient. Oft rief er sein Losungswort in diesem neuen Dienste: O Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel, nur der Dienst und die Furcht Gottes nicht!

Der Jesuite Avrigny behauptete 1725, seinen Zeitgenossen zum Trotz, diese vielgelesenen Mémoires (sie waren 1676 erschienen) seien ein Roman; Voltaire erklärt die ganze Persönlichkeit von Pontis für mythisch. Allerdings erwähnt seiner nur Abbé Arnauld ausdrücklich; allein Frankreich hatte zu

allen Zeiten einen Reichthum an tapferen Männern, deren Namen uns die Geschichte großentheils verschweigt; auch ist das Zeugniß Condes und der Sevigne nicht zu verachten.

Beilage V.

D'Andillys Briefe.

Gramond, Präsident des Parlaments in Toulouse, hatte in seine Geschichte Frankreichs [1]) ein Manifest des Herzogs von Orleans eingerückt, worin derselbe behauptet hatte (1631), Pater Joseph und d'Andilly haben ihn dem König verdächtig zu machen gesucht und deshalb den Marschall Ornano überredet, in den König zu dringen, den Herzog in den Staatsrath aufzunehmen. Rücksichtlich dieser Thatsache und der ihr anhaftenden Gehässigkeit glaubte d'Andilly sich vertheidigen zu müssen. Er zeigt, wie der Schreiber des Manifests ein Mann gewesen, welcher ihn persönlich schon seit längerer Zeit aus der Gunst des Herzogs zu verdrängen gesucht, wie er damals schon seit sechs Monaten auf Ornano gar keinen Einfluß mehr gehabt, daß er dem König in der besten Absicht rathen konnte, den Herzog in den Staatsrath aufzunehmen.

Gramond hatte aber zu den Namen Joseph und d'Andilly den Beisatz gemacht: Venalia Cardinali mancipia (feile Sklaven des Cardinals Richelieu), und zwar so, daß es scheinen konnte, als ständen diese Worte im Manifeste selbst. Dies besonders nun bewog d'Andilly, sich brieflich an Montraue, den Chef und ersten Präsidenten genannten Parlaments, zu wenden. Er schreibt am letzten December 1643 an ihn: Ich weiß nicht, ob ich Ihnen wie gewöhnlich in diesem Augenblick sagen kann, daß ich hier in Ruhe die Süßigkeit des Landlebens und der Einsamkeit genieße, da mir ein Freund zeigt, daß man mich öffentlich verlästert (déchire) in einer Schrift, welche vielmehr den Namen einer Satire, als einer Geschichte verdiente. — Ich darf eben weil ich ein geringerer Mann, durch meine äußere Stellung nicht über solche Angriffe erhaben bin, nimmermehr durch mein Stillschweigen einen Betrug autorisiren, welcher meinen guten Namen trüben und also meinen Kindern alles Gute, das sie von mir erben werden, die Ehre, rauben würde. Ich erfülle daher eine heilige Pflicht, indem ich Ihnen schreibe, um ihnen das zu wahren, was ich als Vater verpflichtet bin ihnen ohne Flecken zu hinterlassen, den einzigen Schatz, von welchem ich wünsche, daß sie ihn ohne Unterlaß durch ihre Tugend mehren. — Was nun die Schmähreden Gramonds betrifft, so bezüchtigt er mich nicht nur, ich sei ein Sklave, sondern auch eine feile Seele. Als hätte man, indem man zur Feder greift, um eine Geschichte zu schreiben, das Recht, sich größere Gewalt anzumaßen, als die Gewalt der Könige ist, welche sie zu Herren über unser Gut und Blut macht, aber nicht so weit geht, unsere Ehre zu ihrer Verfügung zu stellen; glaubt er, mir die meinige ungeahndet rauben zu können, die einzige Belohnung, die mir bleibt von so vielen im Dienst des Königs und des Staats hingebrachten Jahren, welche dem Könige und Staate nach meiner Ansicht eben so nützlich sein dürften, als seine Geschichte. Der ganze Hof, den er freilich sehr wenig kennt, weiß, daß ich nie für einen Sklaven gegolten habe. Vielmehr wenn das Gegentheil für einen Fehler angesehen werden darf, so

1) Pag. 678.

wäre dies der Punkt, worüber er mich hätte anklagen können. Mich von dieser Seite angreifen, heißt: mich von meiner starken Seite angreifen. Also, um nicht ein Rühmen zu machen aus einer Gnade, die ich allein von Gott habe, will ich mich nicht länger meines Vortheils bedienen und gehe so zum anderen Anklagepunkt über: ich sei eine feile Seele. Aber gab es je einen so aller Urtheilskraft baaren Ankläger, da ich mich hierin eben so stark finde? Heißt das eine feile Seele sein, zwanzig Jahre im Finanzfache, zu einer Zeit, wo Überfluß darin herrschte, dem Könige gedient haben, mit Gottes Beistand darin immer so reine Hände behalten haben, wie ich, so daß ich dabei einen Theil meines väterlichen Vermögens verzehrte, statt große Reichthümer zu gewinnen, wie es mir sehr leicht gewesen wäre u. s. w.

Obgleich Gramond gestand, die anstößigen drei Worte finden sich nicht im Original, ob er gleich sich genöthigt sah, den betreffenden Bogen neu zu drucken und diese Worte auszulassen, so war die Sache doch nicht sogleich beigelegt. Er wollte einmal nicht ganz Unrecht haben, wollte die Streiche, welche d'Andilly gegen ihn richtete, um die seinigen zu pariren, nicht geduldig hinnehmen. Er ließ einen Brief an Philarch drucken, darin er zu verstehen gab, es dürfte sich im Verfolg der Geschichte manche Gelegenheit darbieten, der Familie Arnauld etwas anzuhaben. D'Andilly sah sich noch zu einer langen, wirklich großentheils sehr überzeugenden Apologie genöthigt, woraus erhellt, daß wenn auch die ihm zur Last gelegten Thatsachen nicht ganz abzulehnen seien, wenigstens die bösliche Absicht auf Richelieu, auf d'Andilly aber höchstens der Vorwurf falle, sich von demselben haben betrügen und gebrauchen zu lassen. — Dies konnte jedoch nicht verhindern, daß die Sache später noch einmal auf eine ehrenrührige, gehässige Weise aus dem Grabe verdienter Vergessenheit ausgescharrt wurde.

Diese Beschuldigung aber veranlaßte d'Andilly, welcher eben im Begriff stand, nach Port-Royal sich zurückzuziehen, als Darstellung und Rechtfertigung seiner politischen Laufbahn, eine Sammlung seiner Briefe herauszugeben. Er wollte sein Haus noch bestellen, sein bisheriges Leben in Ordnung bringen; dazu gehört auch, daß er seine Ehre, beinahe das Einzige, was er dabei gewonnen, in Sicherheit brächte. — Uns dienen sie zugleich als belehrende Wiederholung seines Lebens, als der intimere Sinn seines Lebens in der Welt und ihren Geschäften. Sie führen uns eine Reihe der ihm am nächsten befreundeten Personen vor, erläutern Manches, was ohne Zerstörung der Einheit und ohne Hemmung des Laufs der Dinge in der Geschichte seines Lebens nicht näher erörtert werden konnte.

Die am meisten fortlaufende und eine der innigsten Correspondenzen ist die mit dem gestrengen Parlamentär, dem Präsidenten Barillon, dem Manne des Rechts. D'Andilly sagt von ihm in seinen Mémoires [1]): Da die Freundschaft zwischen zwei Brüdern nicht größer sein kann, als die unserige, und ich also den Grund seines Herzens nicht weniger kannte, als er den des meinigen, so glaube ich seiner Ehre das Zeugniß schuldig zu sein, daß weder Ehrfurcht, noch Eitelkeit an der unbeugsamen Festigkeit Antheil hatten, welche ihn mehrere Verbannungen, verschiedene Gefangenschaften gekostet hat. Die Freimüthigkeit, womit er seine Überzeugung sagte, kam nur daher, daß er sich durch sein Gewissen dazu verpflichtet glaubte. Gerne hätte er sich in die Ruhe der Einsamkeit mit seinen Freunden und Büchern zurückgezogen. Nie habe ich eine über alles Geldinteresse erhabenere Seele gesehen; er legte mehr Processe durch Vergleich bei, als er im Parlament durch richterlichen Spruch beendigte. So vereinigte er getrennte Familien wieder, hatte die Hände stets offen für die Bedürfnisse der Armen und erhielt seinen Geist in einer solchen Ruhe, daß wer ihn sah, Mühe hatte, seinen eigenen Augen

1) Petitot. Band 34, Seite 105.

zu trauen, daß er gefangen oder verbannt sei. Auch konnte man es nicht ohne Befremden sehen, daß er nicht sobald gefangen oder verbannt war in eine Provinz des Königreichs, als es schon den Anschein bekam, er sei nur dahin gegangen, Besitz zu nehmen von einem hohen Ehrenamt. So groß war die Auctorität, welche er sich sofort erwarb. Auf der anderen Seite war es freilich auch wieder nicht zu verwundern, daß ihm seine große Fähigkeit, sein freimüthiger und verbindlicher Sinn, seine Nachsicht und Uneigennützigkeit die Herzen aller Welt gewannen. Ich erinnere mich, daß der Kanzler, indem er eines Tags mit mir von der Absicht sprach, welche man hatte, ihn wiederum zu verbannen, da man ihm immer als Hinderniß im Parlament begegne, zu mir sagte: Wir wissen nur nicht, wo wir ihn hinschicken sollen, da er allenthalben wie im Triumph aufgenommen wird.

Madame de Motteville giebt uns [1]) eine Charakteristik von diesem Präsidenten des pariser Parlaments, wobei wir uns des Gedankens beinahe nicht erwehren können, sie habe uns zu gleicher Zeit auch das Bild seines Freundes Arnauld d'Andilly mit ein paar flüchtig hingeworfenen Zügen geben wollen [2]). Er war, sagt sie, ein Ehrenmann, seiner Rechtschaffenheit wegen geachtet; aber er gehörte zu den Misvergnügten (chagrins), welche stets die durch das Glück Begünstigten, die am Hofe Mächtigen hassen und glauben, ein großherziger Mann dürfe nur die vom Unglück Verfolgten (misérables) lieben, was solche Männer immer in Parteien verwickelt, welche feindselig gegen den Hof sind. So hatte er auch der Königin Anna sich lebhaft angenommen und sich in ihrem Dienste die Ungnade des allgewaltigen Ministers zugezogen (1638), so lange die Königin selbst mishandelt und geringgeschätzt wurde. Sobald sie aber Regentin geworden war, zog sein böser Stern, sein unglückliches Temperament (wohl auch seine Ehrlichkeit und die Freimüthigkeit, womit er gegen den Hof die Rechte des Volks oder doch des Parlaments vertheidigte) dem zum Märtyrthum Geborenen Annas Ungnade zu; sie sagte selbst: so lange der König gelebt (und sie nichts gegolten), habe sie keinen treueren Diener gehabt; seitdem sie aber Regentin geworden, habe er sie verlassen und alle ihre Schritte getadelt. Er bekam am 23. Mai 1644 Befehl, sich seines Präsidentenamts beim Parlament zu begeben, und starb in Pignerol, wohin er, begleitet von der Theilnahme vieler Rechtschaffenen, ins Exil geschickt worden war. Die Veranlassung dazu war, daß das Parlament seinen Unwillen darüber laut werden ließ, daß im Staatsrath alle seine Beschlüsse annullirt wurden. Ohnedies war die Königin damals im Zuge, alle Diejenigen von sich zu entfernen, welche ihr in ihrem Unglück getreu gewesen; sie glaubte, es schicke sich nicht für sie als Königin, Verbindlichkeiten gegen Unterthanen zu haben. Das sich für Barillon verwendende Parlament wurde das erste Mal nicht vorgelassen, da sie Medicin nehme, das zweite Mal die Fürbitte in Gnaden abgelehnt.

Über die etwaigen früheren Verbindungen zwischen d'Andilly und Barillon ist uns nichts bekannt; auch einige Briefe erläutern sie nicht näher. Arnauld schrieb die ersten der nachmals gedruckten Briefe an ihn unmittelbar nach seiner 1638 ausgebrochenen Ungnade, denn er selbst hegte diese Vorliebe für die Unterdrückten und ungerecht Verfolgten.

Am 8. April 1638 schrieb Arnauld an den Präsidenten Barillon: Sie werden aus dem, was ich Ihnen schon gemeldet habe, ersehen, wie Gott Ihnen eine Gnade erzeigt, welche viel köstlicher ist, als alle Glücksgüter der Erde. Wollen Sie sich dieselbe zu Nutz machen, wie ich hoffe, so werden

1) Petitot. Band 37, Seite 79.

2) Wir dürfen dabei ja nicht vergessen, daß Motteville, von ihrer Kindheit an von der Königin bevorzugt, allenthalben ihre Handlungen im möglichst besten Lichte darstellt.

Sie einer der glücklichsten Menschen auf der Welt sein, glücklich in dem einzig wahren Glück, gegen welches alle anderen nur Elend sind. Denn welches größere Verlangen könnten wir haben, als das, den Weg des wahren Lebens zu betreten und ernstlich auf unser Heil bedacht anzufangen, der Stimme dieses Gottes, der Liebe und des Erbarmens zu gehorchen, der uns befiehlt, ihm zu folgen. Sollten wir wohl so feige sein, zurückzuweichen und den Muth, den er uns schenkt, nicht seinem Dienste zu widmen? Sollten wir elend genug sein, unsere Augen zu verschließen gegen das Licht der ewigen Wahrheiten, welche er uns aufgehen läßt? noch an die Erde gefesselt zu bleiben, während er uns in seiner außerordentlichen Gnade den Weg zum Himmel zeigt? Ja, es ist Zeit, daß wir aus dem Schlummer erwachen, darin die Mehrzahl der Menschen begraben liegt, und zu erkennen, daß das Durchkreuzen Eurer Plane und mein schlechtes Glück, welche von Denen, die nur nach dem Sinnenscheine urtheilen, für Übel angesehen werden, das größte Heil sind, das uns begegnen kann; denn indem diese Umstände uns uns selbst wiedergeben, geben sie uns auch in unserer Zurückgezogenheit die gehörige Ruhe, um an uns selbst einmal zu denken und mit Verachtung zu betrachten alle die vergänglichen Glücksgüter, wie wir denn auch unentschuldbar wären, wenn wir uns durch sie verblenden ließen, nachdem wir ihr Nichts und ihre Eitelkeit kennen gelernt haben. — Es ist dieser Brief der erste unter den gedruckten, welcher von d'Andilly nach dem Tode seiner Frau geschrieben wurde.

In einem Briefe vom 13. October 1638 schreibt d'Andilly, von Pomponne aus, an denselben Barillon: Es kommt uns nicht schwer an, Stillschweigen gegen einander zu beobachten, bei der Gewißheit, die wir haben, daß unsere Herzen zu einander reden, und daß diese Sprache, welche Gott und die Engel so vollkommen verstehen, die beredteste Sprache für Diejenigen ist, welche sich lieben. Wir sehen uns jeden Tag in der Gegenwart Dessen, dessen Blicke bis in den Grund der Abgründe dringen; seine Liebe verbindet uns um so inniger, je mehr uns die Zufälle der Welt trennen; es ist mir, als wenn dieses göttliche Band, wodurch sie meine Seele an die Ihrige fesselt, mit der Länge unserer Trennung sich immer enger anzöge. So sind die Gesetze der Natur umgestoßen durch die der Gnade; der Geist, das Ebenbild Gottes, der ganz Geist ist, erhebt sich über die Verhältnisse des Körpers; Sie sind freier als vorher, wir stehen uns näher, denn wir waren. So fangen Sie denn an, wahrhaft glücklich zu werden, weil Sie jetzt es weniger nach Art der Welt sind; auch ich fange eben jetzt an, es zu sein, weil mein Verlust und mein Schmerz mich frei machen von den Gegenständen, welche die Welt liebt.

Wir sind Beide gleichermaßen in der rechten Einsamkeit; denn wer sich nicht freiwillig darein begiebt, verdient nicht, daß man dieses von ihm sage. Während aber meine Einsamkeit allein meine eigene Wahl ist, hat Gott Ihnen die Gnade erwiesen, die Ihrige aus einer nothwendigen zu einer freiwilligen zu machen. Wunderbare Gnade, zu selten, als daß wir Dem nicht sollten genug dafür danken, dessen Gabe sie ist; glückselige Einsamkeit, welche uns dem Schöpfer selbst, dem Herrn, dem Erlöser der Menschen näher bringt, indem sie uns von den Menschen entfernt; wünschenswerthe Zurückgezogenheit, in welcher dieser himmlische Freund uns allein findet und sich freut, zu unserem Herzen zu reden und zu hören, wenn wir mit St. Augustin zu ihm sprechen: **Domine ecce aures cordis mei ante te, aperi eas et dic animae meae, salus tua ego sum** (Herr, siehe die Ohren meines Herzens vor dir, öffne sie und sprich zu meiner Seele: Ich bin dein Heil). So wollen wir denn, ich bitte Sie, uns einer so besonderen Gnade würdig machen, um nicht dem schlechten Knechte gleich zu sein, welcher, statt das ihm anvertraute Talent umzutreiben, es in der Erde vergrub. Wir haben

keine Zeit mehr zu verlieren, um ernstlich an die Ewigkeit zu denken. So viele Todte von allen Ständen und Altern, welche dieses Jahr zu einem der allertraurigsten machen, reden zu unseren Augen und zu unseren Ohren. Wir wollen aber nicht so feige sein, blos aus Furcht uns Gefühlen zu ergeben, welche seine Liebe in uns erwecken soll. Auf der anderen Seite wollen wir aber auch nicht seinen Ruhm begehren, ohne zugleich seine Leiden zu erfassen. Auf nach dem Tabor, aber über die Schädelstätte! nur dem Gottessohne kommt es zu, über Tabor nach der Schädelstätte zu gehen. — Wir Beide sind, im Vergleich zur großen Masse der Welt, gleichsam in einem Hafen, von dem aus wir die Schiffbrüche betrachten, vor welchen uns der göttliche Steuermann bewahren wollte. In Betracht unserer selbst aber sind wir immer mitten im Sturm, da die Ungewitter, welche durch den Athem des Satans und das unruhige Treiben unserer eigenen Leidenschaften sich erheben, wohl im Stande wären, uns in den gefährlichsten aller Schiffbrüche zu stürzen. Wir können nicht zu sehr auf unserer Hut sein, da wir so mächtige Feinde haben, noch dürfen wir zu sehr auf unser Glück hoffen, es sei denn, daß wir mit Muth kämpfen. Diejenigen unter unseren Freunden, von denen Sie wissen, daß sie so hochherzig über die Welt gesiegt haben, indem sie alle ihre Freuden und alle Hoffnungen niedertraten [1]), schreiten mit Riesenschritten auf dieser heiligen Bahn fort. Ihre Einsamkeit ist so groß, daß nur Gott weiß, was darin geschieht; wäre es möglich, so würden sie sich selbst vor sich verbergen. Ich rede Ihnen nicht von dem Anderen, dessen Handlungen so sehr über meine Worte erhaben sind, daß ich nur durch mein Stillschweigen Zeugniß von seiner Tugend abzulegen weiß. Gott hat durch dieses letzte Begegniß zugelassen, daß Sie an diesem Manne ein vollkommenes Beispiel hätten von Allem dem, was Sie in Ihrer gegenwärtigen Lage zu thun haben. Und wenn ich denn so in dieser Beziehung alle die Gnadengaben betrachte, die Ihnen geworden sind, so erfaßt mich eine eben so große Bewunderung über das Erbarmen Gottes über Sie, als über die Verblendung Derjenigen, welche das wahrste Glück Ihres Lebens Unglück nennen. Ich bitte Sie um eine Antwort auf diesen Brief, um den Trost zu erhalten, von Ihnen selbst zu vernehmen, ob Sie wirklich in der geistigen Verfassung sind, in welcher Sie zu finden ich zuversichtlich hoffe. Dann aber wollen wir wieder anfangen Stillschweigen zu beobachten, bis Gott es uns brechen heißt, wie er mich denn auch jetzt dazu verpflichtet hat. Denn daß er selbst mir geboten hat, es diesmal zu brechen, ist nicht schwer zu beurtheilen, wenn man sieht, daß ich so ganz von Herzen zu Herzen mit Ihnen rede, eine Sprache, die nur Denen verständlich ist, welche durch ihn selbst zusammen verbunden sind.

Am Osterfeste 1639 schreibt d'Andilly an Barillon: Sie haben mir eine so befriedigende Antwort auf meine Anfrage über Ihre Zustände gegeben, und ich kannte so gut die Verfassung, in der Sie sich befanden, auch ohne Ihre Antwort, daß ich Unrecht hätte, noch im Zweifel darüber zu sein. Eben darum kam es mir nicht schwer an, Stillschweigen zu beobachten, ob Sie gleich zu Denen in dieser Welt gehören, mit welchen zu reden ich völlige Freiheit habe, jene heilige Freiheit nämlich, welche Gott allein geben kann Denen, welche sich in ihm lieben, welche jene wunderbare Sprache der Herzen bildet, die auf Erden ein Bild der Sprache der Seligen im Himmel ist. So kenne ich denn, ohne Sie zu sehen, ohne mit Ihnen zu reden, Ihre Gedanken besser, als Diejenigen, welche Sie sehen, mit Denen Sie reden; der Vorzug, den ich vor ihnen voraus habe, ist ohne Vergleich größer als der, welchen sie über mich zu haben glauben. Ist ja doch unsere Gemeinschaft

1) D'Andilly meint damit offenbar Le-Maitre und die Genossen seiner Einsamkeit im Folgenden aber den gefangenen St. Cyran.

um so reiner und vollkommener, je unsinnlicher sie ist, und ergänzt doch er, qui vocat ea quae non sunt tanquam ea quae sunt (der was nicht ist, ruft wie das, was ist) auf eine vollkommen geistige und göttliche Weise das, was unseren Zwiegesprächen, die wir in seiner Gegenwart halten, abgehen könnte. Ja ich bin überall, wo Sie sind, und Sie überall, wo ich bin; dieses anbetungswürdige Band, das uns umschlingt, kann uns recht wohl vereinen, auch wenn wir in verschiedenen Provinzen leben, da es uns ja noch viel mehr vereinen würde, wenn wir in verschiedenen Welten leben würden, wie denn die triumphirende Kirche enger mit der kämpfenden verbunden ist, als diese mit sich selbst.

Wir sind überglücklich, daß wir durch verschiedene Stürme in einen Hafen verschlagen worden sind, in welchen wir bei ruhigem Wetter nicht hätten gelangen können; daß wir Gelegenheit haben, in der Ruhe unserer verschiedenen Einsamkeiten aufmerksam den beklagenswerthen Zustand der meisten Menschen zu betrachten, welche sich so ganz verblenden lassen durch den eiteln Schein falscher Vergnügungen, falscher Güter, falscher Ehre, daß sie für diese Freuden, welche mit Blitzesschnelle vorübergehen, auf eine dauernde Glückseligkeit verzichten, auf unvergängliche Reichthümer, auf die Ewigkeit des Ruhms und der Herrlichkeit. Ich liebe Sie zu sehr, als daß ich Sie über eine so vortheilhafte Stellung beklagen sollte; ich habe aber auch ein zu großes Vertrauen auf die Führung Gottes mit uns, als daß ich mich nicht darüber freuen würde, wenn Sie aus derselben treten werden; indem ich der gewissen Zuversicht bin, daß Ihnen dieses geschehen wird, sobald er Sie in den Unterweisungen befestigt sehen wird, welche er Ihnen selbst giebt in der heiligen Schule dieser Einsamkeit, einer Einsamkeit, welche er Ihnen zu jeder Zeit, ja vor aller Zeit zubereitet hatte, um sich Ihnen unverhüllter zu zeigen, als es Ihnen im Gedränge der Geschäfte möglich gewesen wäre; sprechen Sie doch dieses Urtheil so klar selbst aus, haben Sie es doch gegen mich in so kräftigen Ausdrücken ausgesprochen, daß ich nie daran denke, ohne mich dessen vollkommen zu getrösten. Jesus Christus ließ es geschehen, daß Ihre Entfernung mit dem Tage seines Todes anfing, um Ihnen die Lehre zu geben, Ihr Geschäft während dieses Exils solle darin bestehen, daß Sie mit ihm sterben lernen, um auch mit ihm wieder zum neuen Leben geboren zu werden. So haben wir denn auch heute den glorreichen Tag erreicht, von dem ich hoffe, daß uns der Herr in seiner Gnade heute auferwecken werde, um nie wieder zu sterben. Denn was man gewöhnlich Tod nennt, ist gar nicht für Diejenigen, welche von diesem augenscheinlichen Tode, dem weltlichen Leben, zu dem einzig wahren Leben hinübergehen; so wenig als das sogenannte Leben in Wahrheit kein Leben ist für Diejenigen, welche es zu nichts brauchen, als dazu, daß sie sich in die Bande eines ewig unglücklichen Todes begeben. Ich gestehe, daß wenn die Unterwerfung, welche ich den Fügungen der Vorsehung schuldig bin, mich nicht verpflichtete, ohne Unruhe eine so lange Trennung zu dulden, ich dieselbe nur mit großer Betrübniß ertragen würde, da ich Ihnen tausend Dinge zu sagen oder von Ihnen zu lernen hätte über den Gebrauch, welchen wir von so vielen Gnaden, die uns Gott gewährt, zu machen haben. Da uns aber die Worte nicht vergönnt sind, so wollen wir mit einander durch unsere Thaten reden; wir wollen nie vergessen, daß wir ihm werden Rechenschaft ablegen müssen über diese enge Verbindung, welche er unter uns geschlossen hat; wodurch er uns verpflichten wollte, daß Einer den Anderen ermunterte, ihn zu lieben und zu dienen im Geist und in der Wahrheit, wie er uns selbst unterweist durch jene mysteriöse, himmlische Rede, welche er an alle Christen in der Person der Samariterin richtete.

Am 25. September 1639 schreibt d'Andilly an Denselben: Ich glaube, ich hätte keine passendere Zeit finden können, Ihnen zu schreiben, als eben

jetzt, da ich höre, daß Sie viel besucht werden, um Ihnen ins Gedächtniß zu rufen, daß die Gnade wie ein köstlicher Balsam ist, welcher sich verflüchtigt, wenn er an die Luft kommt, und daß sie daher das Bedürfniß der Zurückgezogenheit und der Einsamkeit hat, um sich zu erhalten. So thun Sie denn das Unmögliche, ohne die Artigkeit und die nothwendigen Rücksichten zu vernachlässigen, um nicht unter Ihren Freunden allen Nutzen Ihrer Zurückgezogenheit zu verlieren, welche, indem sie Sie von den Menschen trennt, Sie aufs engste mit Gott vereinigen muß. Entziehen Sie sich heimlich Stunden lang, um diese Zeit in heiligem Forschen und im Gebet zu verleben, wo Sie von Herzen zu ihm reden werden, eine Sprache, welche er nie so gut versteht, als in der Stille der Zurückgezogenheit.

An Denselben schreibt d'Andilly am 4. November 1640: Ihr letzter Brief läßt mich sehen, wie die Grundsätze des Christenthums tief in Ihr Herz eingegraben sind, da Sie so gut bemerken, daß die wahren Freundschaften ewig sein müssen; eine Wahrheit, die für alle Weisheit der Heiden ein verborgenes Geheimniß war und uns nur durch das Licht des Glaubens geoffenbart werden konnte. Denn man muß glauben, daß unsere Freunde nach dem Tode wahrhaft leben, und muß hoffen, daß wir sie in einem besseren Leben wiedersehen werden, um ihnen (auch nach ihrem Tode) stets dieselbe Achtung und Liebe zu bewahren, welche wir für sie hatten, während sie noch in dieser Welt waren. Eine harte Erfahrung lehrt mich dieses je mehr und mehr als wahr erkennen, und ich kann Ihnen nicht genug bezeugen, wie sehr ich mich Ihnen dafür verbunden fühle, daß ich sehe, welche Liebe Sie bewahren für eine Erinnerung, welche mir so theuer ist, daß die Zeit mich nur die Größe meines Verlustes besser beurtheilen läßt. Könnte ich Ihnen in der Person Ihrer Kinder zeigen, was ich Ihnen bin, so würden Sie finden, daß meine Liebe zu ihnen Ihre Erwartung beiweitem übertrifft, ja nur Gott allein weiß, bis zu welchem Grade und auf welche Weise ich Sie liebe. Ich bitte Sie, der festen Überzeugung zu bleiben, daß Sie keinen besseren Entschluß fassen konnten, als den, Ihre Kinder bei Ihnen zu behalten. Das zweite Leben, das Sie ihnen also schenken, ist ein ohne allen Vergleich wichtigeres als das erste, und indem Sie ebensowohl ihr Vater dem Geiste, als dem Leibe nach werden, gehören Sie nicht zu der Zahl der unglückseligen Väter, von welchen Gott einst für die Seelen ihrer Kinder Rechenschaft verlangen wird, ihrer Kinder, welche sie arm an Reichthümern der Gnade gelassen haben, während sie nur darauf bedacht waren, sie mit den falschen Reichthümern der Welt zu überhäufen. Ich bin sehr erfreut, daß Sie einen so guten Lehrer für Ihre Kinder getroffen haben; dieses Glück ist größer, als es scheint. Aber bei Ihrer Absicht, Ihre Kinder als wahre Christen zu erziehen, wird Gott es Ihnen an nichts fehlen lassen, es auszuführen. Ich bitte Sie, den Kindern bisweilen zu sagen, was ich Ihnen bin, damit sie sich nach und nach daran gewöhnen, Zutrauen zu mir zu fassen, auf daß, wenn Gott mich lange genug in dieser Welt läßt, um denselben, in Gemeinschaft mit Ihnen, eines Tags einige gute Räthe für ihr Benehmen zu geben, sie diese mit offenem Herzen aufnehmen.

Am 14. März 1641 schreibt er wiederum an Barillon: Sie haben aus meinem vorigen Briefe ersehen, wie viele Freude mir der Ihrige gemacht hatte, indem ich daraus lernte, mit welcher Ergebung in den Willen Gottes Sie sich vorbereiteten, das, was einmal geschehen ist, aufzunehmen. Aber Ihr Schreiben vom dritten dieses Monats läßt mich mit Bewunderung die Größe der Gnaden erkennen, womit der Herr Sie segnet; denn es ist wahr, daß ich bei meiner leidenschaftlichen Liebe zu Ihnen doch keine andere Verfassung zu wünschen wüßte, als diejenige, in welche er Sie, wie ich sehe, versetzt hat. Die Geheimnisse seiner Vorsehung anbeten; sich mit einem Male von allen Interessen der Erde losreißen; mit ihm sich durch die Leiden verei-

nigen; anerkennen, daß dieses ein Glück ist, das nur aus seiner Gnade hervorgehen kann; im Grund seiner Seele einen Frieden genießen, den man noch nie gefühlt hat; ihn durch die ihm schuldige Dankbarkeit zu erhalten hoffen und so leben zufriedener als je, — ich bitte, urtheilen Sie, ob das Gesinnungen sind, welche die bloße menschliche Natur mitten in der Hitze eines solchen Begegnisses fähig ist einer Seele einzuflößen, die erhaben und muthig und folglich auch stolz ist und voll jener sich ihrer selbst rühmenden Verachtung, welche vor Gott eben so sündig ist, als edel in den Augen der Welt. Ich habe jedoch nicht ein einziges Wort hinzugefügt; es sind dies Ihre eigenen Worte, welche ich Ihnen wiederhole, auf daß Sie dieselben sich oft wieder vor die Augen halten und sehen, zu was Sie sich verpflichten; vergessen Sie dabei nie, daß sie nicht aus Ihrem Munde gegangen wären, wenn Gott sie nicht in Ihr Herz geschrieben hätte, und daß Sie, um sich eines ewigen Lebens mit ihm zu vergewissern, nur getreulich diesen Inspirationen folgen dürfen, welche er Ihnen in einem Augenblick geschenkt hat, da Sie es ohne seine Gnade am wenigsten erwarten durften. Er hat Ihre Bande auf eine so unvorhergesehene Weise zerbrochen, daß es unmöglich war, es vorherzusehen; er hat Sie beinahe ganz von den Menschen geschieden, um Ihnen eine Gelegenheit zu geben, fürder das Leben der Engel zu führen, so daß Sie nur noch durch einen Punkt an die Erde gehalten sind. Er hat Sie eines Theils dieser öffentlichen Beschäftigungen entbunden, welche einen so großen Theil Ihres Herzens erfüllten, damit Sie ihn selbst in diesen neuen leeren Raum aufnehmen könnten, welcher nicht leer bleiben kann (da es eben so wenig im Reich der Gnade, als der Natur einen solchen geben kann [1]) und bei welchem man sich hüten muß, daß man nicht den Satan an seiner Statt eindringen lasse, weil er nothwendig von dem Einen oder dem Anderen erfüllt werden muß. In dieser Entfernung vom bürgerlichen Leben und vom Umgang mit der Welt leben Sie ein himmlisches Leben und bereiten sich einen so großen Vorrath von Tugend, daß wenn Gott Sie wieder in die Aufregungen dieser Welt zurückrufen will, Sie fähig seien, sich als wahrer Christ zu benehmen und die Ruhe Ihrer Seele in der Mitte des Strudels der Geschäfte zu bewahren. Aber damit es dazu komme, müssen Sie von ihm gerufen werden, um nicht Gefahr zu laufen, Schiffbruch zu machen. Denn da Sie nicht zweifen können, daß er es sei, welcher, sich unter sichtbare Mittel verbergend, Sie aus Ihren Ämtern abberufen hat durch die unsichtbaren Ordnungen seiner Vorsicht und seines Mitleidens über Sie, so ist für Sie eine neue Berufung von seiner Seite nöthig, um in die Ämter zurückzutreten, von welchen er Sie weggenommen hat, welche Sie mit so vielem Glanz und Achtung in der Welt erscheinen ließen. Man muß aber gestehen, daß er sehr wenig daraus macht, da er ja, als er Ihnen seine außerordentlichen Gnaden ertheilen wollte, bewirkte, daß Sie selbst allen diesen Glanz und diese Achtung verachteten; wie sie denn nur schöne und angenehme Versuchungen sind, welche uns stets verlocken, ihn ohne Unterlaß durch unsere Eitelkeit zu beleidigen. Doch genug davon. Denn bis hieher habe ich so schnell geschrieben, daß ich nicht daran zweifeln kann, daß das, was ich zu Ihnen sprach, aus der Fülle meines Herzens geflossen sei; da nun aber meine Hand anfängt, langsamer zu werden, so darf ich in meinem Geiste nicht suchen, um meinen Brief zu verlängern; denn ich möchte nicht meine Gedanken mit denjenigen vermengen, von welchen ich glauben möchte, daß Gott sie mir eingegeben habe, indem ich mit so großer Lauterkeit des Herzens in seiner Gegenwart mit einem wahrhaften Freunde gesprochen habe, welcher ein so großer Schatz ist, daß wir ihn nach dem Wort des Weisen, der es vom heiligen Geist ver-

1) Eben um diese Zeit kam durch Torricelli und Pascal der horror vacui, welchem sie das Princip der Luftschwere entgegenstellten, vielfach zur Sprache.

frommen hat, nur von seiner Hand vernehmen mögen. Es wäre unnütz, Ihnen über diesen Gegenstand die Gesinnungen der beiden Freunde zu sagen, welche ich Ihnen gegeben habe, da ich nie andere Gesinnungen habe, als diese selbst; so sehr achte und ehre ich ihre Tugend; sondern ich will Ihnen nur sagen, daß ich hoffe, Gott werde Ihnen eines Tags zu erkennen geben, wie glücklich Sie sind, daß es sein Wille war, Sie sollten Theil an einer Freundschaft haben, welche ich unvergleichlich mehr schätze, als Alles, was das Glück Ihnen geraubt hat, als Alles, was es Ihnen je wieder geben könnte.

Gott befohlen! Ich fühle gebührend das Leid, welches Sie über den Tod meiner Mutter fühlen, welche ich nur mit den Augen des Leibes beweint habe; denn ich kann Sie versichern, daß die Augen des Geistes mit einer wunderbaren Freude das Glück betrachten, welches sie, wie ich hoffen darf, gegenwärtig genießt. Kenne ich ja doch die Tugend, in welcher das Erbarmen Gottes ihr die Gnade geschenkt hat, ihr Leben hinzubringen, das nur eine beständige Vorbereitung auf den Tod war, ohne irgend eine Anhänglichkeit an das Irdische, das sie stets mit jener glückseligen Verachtung angesehen hat, welche ein so großes Zeichen der Prädestination der Gerechten ist.

Am 6. März 1643 schreibt d'Andilly, einen Monat nach St. Cyrans Befreiung, an Barillon: Die Gefühle, welche mir die Ihrigen, betreffend die Befreiung meines Freundes mittheilen, haben auf mein Herz einen solchen Eindruck gemacht, daß ich, bei der Unmöglichkeit, sie durch Worte auszudrücken, beschlossen hatte, das Stillschweigen zu beobachten. Allein in Betracht, daß es nur den Engeln und den Seligen zukommt, dieser Art von Sprache sich zu bedienen, welche nur im einfachen Anschauen dessen besteht, was im Geiste vorgeht, glaubte ich mich verpflichtet, Ihnen zu sagen, Sie haben in zwölf Reihen Alles zusammengefaßt, was ich nur in Betreff St. Cyrans und Ihrer zu wissen wünschen konnte. Ich kann Gott nicht genug Dank sagen für die Gnade, welche er Ihnen erwiesen, so viele Achtung und Liebe für einen Mann zu haben, der es so gut als irgend einer in der Welt verdient. Er hat mich gebeten, ihn Ihnen gehorsamst zu empfehlen. Allein ich lasse diese Ausdrücke gewöhnlicher Höflichkeit bei Seite und gehe viel weiter; denn ich versichere Sie seiner Freundschaft, eines Schatzes, welchen Sie gewiß — denn ich urtheile von Ihnen nach mir selbst — nicht blos auf einen bestimmten Werth anschlagen, da es ja auf Erden nichts giebt, was dem Vortheil gleichzuschätzen wäre, das Herz Derer zu besitzen, welche ihm ähnlich sind.

Auffallend ist, daß der schriftliche Verkehr mit Barillon seit dem Tode des Cardinals Richelieu und seit der Zurückberufung Barillons in seine Ämter beinahe ganz abgebrochen ist; kaum veranlaßte St. Cyrans Befreiung und eine Krankheit des Coadjutors Retz d'Andilly zu kurzen Schreiben an ihn. Vor Allem aber vermissen wir darin jene fromme Innigkeit. Dieses Verhältniß, welches für alle Ewigkeit geschlossen schien, wurde vielleicht durch den Barillon vorübergehend wieder aufgegangenen Glücksstern wenn nicht gelöst, doch zu einem weiteren, allgemeineren gemacht. Hat die nachherige Ungnade Barillons die beiden Freunde sich wohl wieder näher geführt? Barillon starb 1645 in seinem Exil zu Pignerol, betrauert von allen Männern von Ehre.

Wie bei den schönen Geistern jener Zeit und in den Memoiren der Hofmänner die Liebe, auch die sinnliche, den Mittelpunkt bildet, so ist die hohe Idee von der Freundschaft, namentlich von der christlichen, ein Grund-Gedanke und Gefühl, dessen Band d'Andillys ganzes äußeres und inneres Leben durchzieht. Das enttäuschende Ende seiner Freundschaft mit Ornano war eine tiefe Wunde für sein Herz; St. Cyran aber war wirklich mit seinem eigenen Ich unzertrennlich Eins geworden. Freilich finden wir auch an eine schöne

Zahl von Männern, auch an mehrere Frauen die nachdrücklichsten Betheuerungen treuester Freundschaft; Einiges ist hier wohl auf die Rechnung der Artigkeit, Einiges auf vorübergehende Verhältnisse und Neigungen überzutragen. Ihm selbst schien es, als verlöre die Freundschaft durch Ausdehnung ihres Kreises nimmermehr an Intensität. So schrieb er am 19. Juli 1641 an einen Ungenannten, welcher in der Freundschaft diese Weitherzigkeit fürchtete und beinahe mit dem Auge der Eifersucht über seinem Freunde wachte: Ist es nicht Unrecht von Ihnen, von den Seelen zu urtheilen wie von den Körpern, indem Sie glauben, da die Seele eines Ihrer Freunde ganz von der Achtung und von der Liebe erfüllt ist, welche er der Tugend und der Freundschaft gewisser Personen schuldig ist, so sei darin nun kein Raum mehr für die Ihrige? Setzen Sie also die Macht dieser edelen Gabe herunter, welche uns das Bild Gottes mittheilt, indem Sie nach den gewöhnlichen Erscheinungen der Natur diese außerordentlichen Erscheinungen der Gnade regeln wollen, an Männern, welche sich mit einer wahrhaft frommen Zärtlichkeit lieben, einer Zärtlichkeit, deren Flamme keinen Rauch, deren Klarheit keine Wolke hat? Ich bitte Sie, legen Sie diesen Unglauben ab, werden Sie treu, treu gegen denjenigen unter Ihren Freunden, welchen Sie hoffentlich je mehr und mehr erproben werden als Ihren über alle Ihre Vorstellung

getreuen Freund . . . .

D'Andillys Sohn Anton beklagt sich darüber, daß sein Vater zum Schaden seiner Kinder, oder doch zu seinem Schaden äußerst freigebig, ja verschwenderisch gegen seine Freunde sei; namentlich bethätige er dieses schranken- und rücksichtslose Feuer der Freundschaft in den neuesten Freundschaften. — Andere spotteten darüber, daß er in der Freundschaft so systematisch, nach Regeln und Principien verfahre, daß er in der Freundschaft beinahe Pedant, mehr nur Theoretiker sei.

So schreibt er selbst am 24. September 1643 an einen Ungenannten: Sie erweisen mir die Ehre, mich einen Gelehrten (savant) in der Freundschaft zu nennen. Es ist die allerbeste Meinung, welche Sie von mir haben können, es giebt mir aber zugleich auch guten Grund zu glauben, ein Mann, welcher mich so bitter haßt wie Herr N., thue mir böse Dienste bei Ihnen.

Sein System der Freundschaft, wenn wir es so nennen dürfen, ist am kräftigsten und vollständigsten ausgesprochen in den Briefen an Barillon. Hier noch Einiges, was zur Beleuchtung dieser Seite seiner Natur beitragen mag:

Den 1. Mai 1643 schreibt er dem Port-Royal sehr befreundeten, berühmten Prediger Pater des Mares vom Oratorium:

Ehrwürdiger Vater!

Ich bin Ihnen recht böse, daß Sie sich nicht daran erinnern wollten, der beredtste Brief, der je geschrieben wurde, habe aus den vier Worten bestanden: Domine, quem amas infirmatur (Herr, er ist krank, den du lieb hast). Genügte es nicht an eben so vielen Worten für eine Person, welche nur Ein Herz mit Ihnen hat und haben darf, wie wir ja so glücklich sind, in ihm geeinigt zu sein, welcher alle wahre Christen in seinem Herzen trägt und welcher selbst das Herz ist, daraus sie alle ihre Gefühle und ihr ganzes Leben schöpfen sollen?

An Servien schreibt er im October 1643:

Ist es möglich, daß Sie mitten unter der Last so vieler Geschäfte, welche mir für Ihre Gesundheit bange machen, auch nur daran denken konnten, sich zwei Stunden vom Schlafe abzuziehen, um mir Lebewohl zu sagen? In Wahrheit, ich habe Grund, mich über diese unnöthigste aller Ceremonien zu beklagen; denn ein Lebewohl ist doch nur für Diejenigen, von welchen man sich trennt, und Sie werden daher, wie ich hoffe, nie Ursache haben, mir ein Lebewohl zu sagen; was sollte denn im Stande sein, mich von Ihnen zu tren-

nen? Kann ja doch die Gegenwart nichts Anderes zu unserer Einigung beitragen, als die Freude mehr in der Nähe zu betrachten, wie groß das Glück einer Freundschaft ist, welche Gott allein schließen konnte und die nicht ein Schatten von dem wäre, was sie sein sollte, wenn sie sich nicht ganz auf ihn bezöge.

Pontis erzählt uns: Noch eine ganz besondere Verpflichtung habe ich gegen d'Andilly, welche ich nicht übergehen kann, und ich achte ihn um so mehr, als ich hoffe, es werde mir dieses ein Trost im Tode sein und ein Pfand der Barmherzigkeit Gottes. Ich hatte nämlich die Befehlshaberstelle in einem kleinen Platze der Dauphine, deren ich mich entledigen wollte; ich konnte jedoch nur wenig davon hoffen. Aber ein hugonottischer Edelmann hatte darüber sich mit seiner Partei besprochen und hatte erwogen, wie es denn auch wirklich war, daß, wenn es zu einem Bürgerkriege käme, sie als Meister dieser kleinen Stadt auch Meister über das ganze Thal wären, und bat mich, nur ihm allein diese Befehlshaberstelle zu verkaufen; er erbot sich, mir Alles dafür zu geben, was ich dafür verlangen würde. Ich hätte geglaubt, sie mit Vortheil loszuwerden, wenn ich 7 oder 8000 Livres daraus gelöst hätte; da ich mich aber mit ihm darüber besprochen hatte, sagte er mir gerade heraus, daß er mir 50,000 dafür geben würde. — Ich gestehe, daß mich dieses anfangs ein wenig in Versuchung setzte. Das Gedächtniß der großen Verluste, in welche ich durch den Ruin einiger meiner Schuldner verwickelt worden war, das vorgerückte Alter, darin ich mich befand, in welchem man immer gar sehr liebt, was man hat, sich sehr fürchtet, es zu verlieren, und äußerst das begehrt, was man nicht hat, machte mich beinahe glauben, daß nichts natürlicher sei, als diese erwünschte Gelegenheit zu ergreifen, um so mehr, als ich sie nicht aufgesucht hatte. Ich wußte auch, daß, wenn ich des Gewissens halber Diejenigen befragen wollte, welche Gesetze dafür geben (Jesuiten?), ich leicht meinen Wünschen entsprechende Entscheidungen bekommen könnte: man müsse die ungewisse Zukunft Gott überlassen. Da ich mich aber mit d'Andilly über diese Angelegenheit besprach, machten seine edeln, christlichen Gefühle einen solchen Eindruck auf mich, daß es mir unmöglich war, irgend eine andere Ansicht gut zu heißen; er zeigte mir deutlich, die erste Regel, um vor Gott eine Gewissenssache zu entscheiden, sei, zuerst sein eigenes Gewissen und die Redlichkeit seines Herzens zu Rath zu ziehen, und daß es mir dann klar werden müsse, das große Anerbieten der Hugonotten verrathe ihre feindseligen Absichten gegen Kirche und Staat; daß es ein Verrath dieser zum Besten meines Privatinteresses wäre, wenn ich ihnen diesen Platz verkaufen wollte. Wenn ich Gott so treu sein wolle, als dem verstorbenen Könige, so müsse ich hier mit Freuden es beweisen, seinen Ruhm und mein Heil Allem vorziehen.

Dies als Antwort auf die Behauptung, Port-Royal habe mit den Planen der thätlichen Widerstand bereitenden Reformirten sympathisirt.

Da d'Andilly für sich und Andere nur im Schoos der katholischen Kirche Seligkeit hoffte, war der Wunsch, die Reformirten in denselben von ihrer Neuerung zurückkehren zu sehen, natürlich, ja nach seinen Grundsätzen Pflicht für ihn. Wie sehr er sich über solche Erscheinungen freute, wie wenig er aber blind war für die Mittel, indem er nicht nur an gewaltsame nicht dachte, sondern auch Anwendung von Lockungen und leiblichen Vortheilen misbilligte, zeigt sein Schreiben an den Bischof von Bazas (vom 12. August 1644). Wäre der Eroberungskrieg der katholischen Kirche also mit Waffen geistiger Tugenden geführt worden, den Überwundenen nur mit Banden der Liebe gedroht, so wäre es ein wahrhaft heiliger Kampf gewesen, ein göttlicher Wetteifer, wie die Dichter der Alten Götter in die Kämpfe auf des Skamanders Gefild sich mischen lassen, wie Jakob mit dem Engel rang.

Doch hören wir d'Andillys Worte an den Bischof selbst:

Ich gestehe Ihnen, daß mich nie etwas in dem Grade gerührt hat, als der außerordentliche Segen, welchen es Gott gefallen hat über Ihre Arbeiten auszugießen. Ich glaube Ihnen ohne Furcht sagen zu dürfen, daß seit der Geburt der Häresie nie vierundzwanzig Calvinisten gesehen wurden, welche zu gleicher Zeit und an demselben Orte in den Schoos der Kirche zurückkehrten, ohne daß menschliche Lockungen und Rücksichten dabei Antheil gehabt hätten; bei welchen der Bekehrung des Geistes (der Überzeugung) die ihres Herzens so nahe folgte, daß ihre Buße allen Zweifel daran abschneidet, ob es Gott ist, der sie gerührt hat und den Katholiken dieses große Beispiel vor Augen stellt, auf daß es ihnen zum Gericht gereiche, wenn sie es geschehen lassen, daß diese zuletzt zur Erkenntniß der Wahrheit Berufenen ihnen vorangehen in Bezeugung ihres Glaubens durch diese Früchte guter Werke, welche er in ihren Seelen hervorbringen muß.

Man muß gestehen, Sie sind glücklich, daß Gott sich Ihrer also bedienen will, um diese verirrten Schaafe, welche er mit seinem eigenen Blut zu erkaufen in diese Welt gekommen ist, in seine heilige Hürde zurückzuführen; da er aber ihr oberster Hirte sein will, so darf es uns nicht befremden, daß er durch ganz besondere Segnungen den Eifer Derjenigen begünstigt, welche er in dieser wichtigsten und erhabensten Würde in der Welt zu Nachfolgern haben wollte. Nichts ist den Bischöfen unmöglich, in welchen der glückselige Durst nach dem Heil der Seelen entzündet ist; deren Herz von Liebe und Eifer brennt, sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen; deren Hände für die Bedürfnisse der Armen stets offen stehen und reich werden, indem sie zu ihrer Rettung verarmen; deren demüthiger Sinn vor Gott ohne Unterlaß um seinen Beistand fleht, auf daß er ihnen zum Leiter diene; deren apostolischer Eifer eben so heilig, als unbesiegbar in der Vertheidigung der Wahrheit ist. Wie könnte auch Gott den Bitten, den Thränen, den Seufzern Derjenigen, welche in dieser Verfassung sind, etwas versagen; und wenn ein Prophet die Macht hatte, den Himmel durch dieselben Waffen zu überwinden, ihn zu zwingen, sich zu öffnen und, da er doch nach der Sprache der heiligen Schrift ehern zu sein schien, der Erde Wasser zu geben, sollte da nicht ein Nachfolger der Apostel, vermöge jener ganz göttlichen Gewalt, welche Christus ihm übertragen hat, wenn sie von einer glühenden Frömmigkeit begleitet ist, vom Himmel diesen wahrhaften Thau herunterrufen, diesen Geist der Liebe und des Trostes, um seine Gnaden auszugießen in Seelen, so vorher trocken und dürre waren, und durch ihre Handlungen zu zeigen, daß sie jetzt erfüllt sind mit jenen heiligen Wassern, welche in das ewige Leben hinüberquellen? Ich bitte Gott inbrünstig, daß er Ihre Arbeiten je mehr und mehr durch so sichtbare Zeichen seiner Gnade begünstigen wolle.

Wie allgemein die innige Freundschaft d'Andillys und St. Cyrans bekannt war, erhellt auch aus den zahlreichen tröstenden Schreiben der Theilnahme, welche er nach dem Tode des Letzteren erhielt. Es lag für ihn etwas Tröstendes in dieser Anerkennung ihres innigen Seelenbundes. Auch Mademoiselle de Rambouillet und die Rohan, die Marquise von Liancour, waren unter der Zahl der ihm ihr Beileid Bezeigenden.

Dem Marquis de la Roche-Pose schreibt er einige Wochen nach St. Cyrans Tode: Wir verdienten nicht einen Freund wie St. Cyran gehabt zu haben, wenn wir ihn mit den gewöhnlichen Thränen beweinten und mehr unseren Vortheil ins Auge faßten, als das Glück, womit Gott jetzt die Leiden krönt, welche er so geduldig aus Liebe zu ihm erduldet hat, und die Mühen, welche er mit so großer Beharrlichkeit getragen zu seiner Ehre; so müssen wir denn also unsere Trauer christlich tragen und nicht gefühllos sein gegen die Freude darüber, daß Gott schon anfängt, sein Andenken nach seinem Tode eben so glänzend zu machen, als die Feinde seiner Tugend sich alle Mühe geben, es während seines Lebens zu verdunkeln. Was ich in Betreff

dessen Ihnen von dem Leide und der Achtung der Prälaten sagen könnte, stände so weit unter dem, was ich selbst gesehen, daß ich kaum wage, Ihnen davon zu reden. Sie sagten weinend am Tage seines Begräbnisses, welchem mehrere derselben beiwohnten und wobei einer derselben den Gottesdienst halten wollte, Dinge, welche die Herzen der Zuhörer durchbohrten und deutlich zeigten, daß sie recht wohl wußten, bis zu welchem Punkte die Dienste gingen, welche er der Kirche zu leisten im Stande war.

So wollen wir ihn denn mehr lieben als je, da er uns ja auch mehr liebt als je; und lassen Sie unsere Liebe von einer heiligen Ehrerbietung begleitet sein, da wir so vielen Grund haben zu glauben, er vermehre nun die Zahl der Heiligen; denn würde ich, der ich doch im geringsten nicht leichtgläubig bin, Ihnen die besonderen Gnaden erzählen, welche mehrere von ihm geliebte Personen seit seinem Tode von Gott erhielten, so würden Sie keinen Anstand nehmen, zu behaupten, man könne sie mit gutem Grunde seiner Fürbitte zuschreiben.

Eine der näheren Verbindungen d'Andillys war die mit der Marquise von Sable; sie schrieb sich vielleicht von dem Hotel von Rambouillet her, dessen Ton durch das erläutert wird, was Madame de Motteville in ihren Memoires (Petitot, Band 36, Seite 340) von dieser Dame, auf deren Schönheit und Ruf sie vielleicht etwas eifersüchtig war, sagt: Die Marquise war zu der Zeit, als die Königin Anna nach Frankreich kam (1615) eine von den Frauen, welche um ihrer Schönheit willen am meisten gefeiert wurden. Es war damals noch in Frankreich ein Rest jener Galanterie, welche Catharina von Medici von Italien mitgebracht. In den neuen Komödien und in allen Werken, in Versen und Prosa, welche von Madrid kamen, herrschte eine so große Delicatesse, daß sie von der Galanterie, welche die Spanier von den Mauren gelernt, eine hohe Idee gefaßt hatte. Sie war überzeugt, die Männer können für die Frauen ohne Verbrechen zarte Gefühle hegen; das Verlangen diesen zu gefallen, treibe sie zu den größten und schönsten Thaten, flöße ihnen Geist und Uneigennützigkeit ein und jede Art von Tugenden. Auf der anderen Seite seien die Frauen, als die Zierde der Welt, dazu da, daß die Männer ihnen dienen und sie verehren; man dürfe den Männern aber nur die Bezeigung ihrer Ehrfurcht erlauben. Da diese Dame diese ihre Ansichten mit viel Geist und großer Schönheit unterstützte, hatte sie ihnen zu ihrer Zeit Auctorität verschafft. Die Zahl und das Ansehen Derer, welche sie fortwährend besuchten, setzten in unseren Zeiten an die Stelle dieser Galanterie das, was die Spanier **husesas (filer l'amour)** nennen. Endlich aber wollte sie die Freundschaft der Männer und Frauen vollkommen machen, und so fand sie, man könne ihre Fehler nur durch die Erkenntniß dessen verbessern, was sie als Christin zu achten und zu glauben sich gedrungen fühlte.

Den 6. Januar 1640 schreibt d'Andilly an diese Marquise de Sable: Die Wunde meines Sohnes verpflichtet mich nach Paris zu gehen, und Sie würden mir großes Unrecht thun zu glauben, es könne dieses geschehen, ohne daß ich Ihnen meine Aufwartung machte. Ich gestehe, das Unglück, welches diesem armen Jungen zugestoßen ist, welchen Sie Ihrer Liebe würdig geachtet haben und für den ich so viele Zärtlichkeit habe, geht mir sehr nahe. Da ich aber keinen Theil an ihm habe, als den, welchen es Gott gefallen hat mir zu geben, so übergebe ich ihn durchaus in seine Hände, damit er über ihn nach seinem heiligen Willen verfüge, welchen wir nicht minder anbeten sollen, wenn er uns streng scheint, als wenn wir seine Gunst erfahren. Sie wissen, daß das Verlangen unseres Herzens die einzigen Gebete sind, die er erhört, wenn ihnen nur immer Handlungen folgen, so oft die Gelegenheit sich dazu darbietet, und daß unsere Handlungen, nicht unsere Worte, uns dieser unendlichen Weisheit angenehm machen, welche alle unsere Gedanken durchdringt. Darum muß man ihm mit Freuden das Theuerste, das man in der

Welt hat, darbringen und opfern, um ihn als Gott zu verehren, vermöge dieses absoluten Vorzuges, der ihn zum Herrscher in unserem Herzen machen muß; aber er hat uns selbst gelehrt, daß es sich nicht theilen lasse und daß nothwendig entweder er oder der böse Geist darin Meister sein müsse.

La-Rochefoucauld soll seine Maximen besonders unter der Inspiration der Marquise geschrieben haben. Sie gehörte zu den Frauen, welche sich an Port-Royal näher angeschlossen.

Den 12. November 1642 schreibt d'Andilly an seine Tochter in Betreff ihres Gelübdes in der Abtei Port-Royal:

Meine theuerste Tochter!

Nur Gott kann Dir die Gefühle offenbaren, welche Dein Brief in meinem Herzen erweckt hat, wo Du den ersten Platz behauptest, welcher dem ersten Kinde, das er mir der Natur und der Gnade nach gegeben hat, gebührt. Demnach brauche ich Dir weiter nicht zu sagen, daß meine Wünsche sich immer nach den Deinigen richten, und daß es nichts giebt, was ich nicht Dir zu Gefallen thun möchte. Du bist zu glücklich, meine Tochter, daß Du Dein Wohlgefallen nur in dem Wohlgefallen Gottes suchst, indem Du Dich ihm so vollkommen übergiebst, daß Du nicht mehr Dir selbst angehörst, sondern diesem keuschen Gatten Deiner Seele, welchem ich von ganzem Herzen alle die Macht übergebe, die er mir über Dich verliehen hatte, auf daß Du ihm fürder unter einem gedoppelten Rechtstitel angehöreſt. Dafür bitte ich aber, meine theure Tochter, mich ihm darzubringen, wenn Du Dich selbst darbringst durch dieses feierliche Gelübde, welches die Erfüllung Deines heiligen, ewigen Ehebundes sein wird, auf daß auch ich Theil habe an den neuen Gnaden, welche er, wie ich hoffe, durch seine Barmherzigkeit über Dich ausgießen wird und uns eines Tages durch ein stärkeres Band im Himmel vereinige, als wir es auf der Erde sind. So gebe ich Dir denn, Thränen in den Augen, Freude im Herzen, meinen Segen hier auf Erden, meine theuerste Tochter, wie ich wünsche, daß Gott mir den seinigen gebe, mit allen den Gefühlen, welche St. Cyran, dieses mein anderes Ich, und alle die übrigen Personen haben können, welche theils unsere Verwandte, theils unsere Freunde, durch eine so heilige und edle Verachtung der Welt und ihrer Güter es sich zur Aufgabe machen, Gott allein anzugehören, ihm zu dienen aus Liebe mit Aufopferung von hundert Leben, wenn es in ihrer Macht stände, so viele für ihn dahinzugeben.

Es scheint auf Veranlassung des Todes eben dieser Tochter zu sein, daß d'Andilly am 24. December 1643 an Madame de St. Ange schrieb:

Nur Gottes Gnade allein ist der Rede werth. Man muß gestehen, daß alles Übrige des Muthes und des Ehrgeizes sehr unwürdig ist; denn hätte sie auch eine Krone getragen, sie wäre nichts desto weniger im Grabe, und diese unnütze Größe hätte ihr vielleicht zu nichts weiter gedient, als sie zu verhindern, jetzt eine Krone im Himmel zu tragen. Ist es möglich, daß die Menschen so blind seien, in dem Grade, daß sie aus so fortwährenden Erfahrungen nicht erkennen, auf Erden sei nur Eitelkeit! An keinem Tage könnte ich dieses mit einem augenscheinlicheren Beweise belegen; denn diesen Morgen erwies mir der Marquis de Bec [1]) die Ehre, in der Durchreise mit der Leiche des Marschall Guebriand mich zu besuchen; ich betrachtete diesen Mann, welcher nur vor einem Monate noch im Stande war, Deutschland zittern zu machen, wie er nun nur ein wenig Erde ist und für die ganze Ewigkeit gar nichts mehr bedarf, als allein der Barmherzigkeit Gottes. Aber was mag so sehr dazu dienen, uns das Nichts aller irdischen Größe begreiflich zu machen,

1) Der Marquis de Bec war der Bruder der berühmten Gattin dieses ausgezeichneten Marschalls.

als der Gedanke, daß wir in vier Stunden den Zeitpunkt erreichen werden, in welchem der Schöpfer der Welt selbst in der größten Niedrigkeit, welche sich nur denken läßt, geboren werden wollte? Man muß versuchen, sich ein für alle Mal zu enttäuschen, die Gegenwart verachtend die Augen auf die Zukunft werfen und mit der Gnade Gottes ringen, daß wir für immer nicht nur eine wahrhafte, sondern eine unendliche Größe besitzen.

Dem Baron Renty schreibt er wenige Tage darauf:

Da mein einziger Wunsch rücksichtlich meiner Kinder von jeher nur der war, sie einmal im Himmel wiederzusehen, so beweine ich sie eben sowohl mit Thränen der Freude, als des Schmerzens, wenn sie in einer solchen Verfassung sterben, daß ich Grund habe zu glauben, er habe ihnen Barmherzigkeit erwiesen.

Etwas spartanisch lautet der Brief d'Andillys an seinen Sohn Anton, nach der Niederlage bei Thionville. Anton war seinem General und Verwandten Feuquieres nicht von der Seite gewichen, auch als der panische Schrecken der Reiterei von vorn herein den Verlust der Schlacht und des Belagerungsgeschützes unvermeidlich machte. Der verwundete General hatte wohl die Absicht, diese seine Niederlage nicht zu überleben, und suchte seinen jungen Verwandten, welcher ihm sonst gewiß nicht von der Seite gegangen wäre, unter dem Vorwande zu retten, er solle die Behauptung der Schiffbrücken versuchen. Anton wurde in Flucht der Reiterei, die wie von einem angeschwollenen Strome, wider Willen fortgerissen. Das Haus, welches ihm ein zweites Vaterhaus geworden, war in die tiefste Trauer gesetzt, alle seine Hoffnungen, welche gleich beim Anfang seiner militärischen Laufbahn durch den Fall Philippsburgs und die Gefangenschaft seines Oheims umgestoßen worden, waren nun vernichtet. D'Andilly schreibt ihm unmittelbar auf diese Schreckenspost, 15. Juni 1639: Ich lobe Gott von ganzem Herzen, daß er Dir an diesem unglückseligen Tage die Gnade erwiesen, daß Du alle Deine Pflichten gegen Feuquieres erfülltest. Dein Gewissen und Deine Ehre verpflichteten Dich dazu so sehr, daß ich Dich eher hundertmal todt wissen möchte, als daß Du es dabei hättest fehlen lassen. Bei solchen Gelegenheiten stimmen die Pflichten gegen Gott und die Welt so gut zusammen, daß, was in der einen Rücksicht recht, in der anderen ehrenvoll ist, und die so erworbene Ehre ist wahr, denn sie ist eine Frucht der Tugend.

Wir finden unter den gedruckten Briefen d'Andillys nur einen einzigen an seinen Bruder, den Doctor der Sorbonne. Es ist derselbe vom 30. Januar 1639:

Mein theuerster Bruder!

Da wir erst anfangen ebensowohl eine wahre Bekanntschaft, als eine wahre Freundschaft zu machen — wie denn alle Freundschaften, deren Princip nicht Gott ist, nur den eiteln Schein haben — so ist es billig, daß ich gegen Dich bei dieser Gelegenheit ausspreche, was er allein im Stand ist im Grunde meines Herzens zu entdecken, damit Du von nun an eben so deutlich darin sehen könnest, als ich selbst. Ich war so beschäftigt mit der Barmherzigkeit, welche Gott Dir erwiesen, daß es mir unmöglich war, Dir auch nur ein Wort davon zu sagen, so viele wunderbare Umstände versetzten mich in Erstaunen, die sichtbaren Wirkungen seiner Gnade, welche mit einem so großen Glanze in dieser Führung hervorstrahlen, hatten meinen Geist verblendet. So wirst Du es denn nicht befremdend finden, daß ich Zeit nöthig hatte, um wieder zu mir zu kommen, daß ich, nachdem ich noch das gestern erhaltene Schreiben gesehen, Dir sage, wie ich in der Betrachtung Deines Glückes außer mir bin; da Gott Dich nicht blos zu sich gerufen hat, sondern Dir auch, um Dich zu ihm zu geleiten, einen so bewundernswürdigen Führer gegeben hat, daß man in der Verfassung, in welche Du eingehst, sein muß, um zu verste-

hen, was ich denke. Also Muth, mein Bruder, wir wollen streben, mit Demuth und Zuversicht vorwärts zu schreiten, wir wollen lieber tausendmal sterben, ehe wir zurückwichen. Die Bahn ist enge, aber es giebt keine andere, die zu dem Leben führt, sie ist unsern Neigungen entgegen, aber unsere Neigungen sind unserem Heil entgegen; sie ist mit Dornen bedeckt, aber nur diese Dornen bringen Blüthe für die Ewigkeit hervor.

D'Andilly redet auch in seinen Briefen an Andere nur selten von seinem Bruder.

Als nach der Schlacht bei Thionville die feindlichen Reitergeschwader bis vor Verdún streiften (1639), machten Freiwillige einen Ausfall; darunter auch der Bruder und der Sohn d'Andillys. Jener wurde beim Verfolgen des Feindes erschossen, während sein Neffe, ohne es zu wissen, denselben Feind tödtete. Wenigstens glaubten die Genossen den Trauernden durch diese Versicherung zu trösten. Er rühmt von seinem Ohm, er sei bei den Damen gefällig, unter Männern kühn gewesen; ohne das über unser Haus waltende unglückliche Gestirn hätte er große Würden erreichen mögen.

Auf die Nachricht vom Tode dieses seines Bruders vor Verdún schrieb d'Andilly am 8. Juli 1639 an seine Mutter, Catharine Felicite, Nonne in Port-Royal:

Meine theuerste Mutter!

Ich weiß Gott nicht genug zu danken für die Gnade, die er Ihnen erwiesen hat, daß Sie mit der unbegränzten Unterwerfung, die wir Alle seinem anbetungswürdigen Willen schuldig sind, die Nachricht vom Tode Ihres theuren Sohnes, meines lieben Bruders, aufgenommen haben. Das ist die Frucht Ihrer langen, frommen Zurückgezogenheit, welche Sie schon seit so langer Zeit von den Creaturen getrennt und Sie dadurch gelehrt hat, sie nur in den ewigen Planen ihres Schöpfers zu betrachten und von den Bächen zur Quelle selbst aufzusteigen. Es ist dies die Frucht des ununterbrochenen Gebetes, welche Sie mit Gott geeint und in der Wissenschaft der Heiligen unterrichtet hat, welche darin besteht, daß wir nur ihn zum alleinigen Gegenstande haben und daß sie diese unglückselige Trennung aufhebt, welche unser Herz durch seinem göttlichen Willen entgegengesetzte Neigungen theilt und ihm so einen Theil dieser unumschränkten Herrschaft raubt, welche er über uns haben will und haben soll. Wie glücklich sind Sie doch, meine theuerste Mutter, daß Sie also das himmlische Leben zu schmecken anfangen durch Lösung der Bande, welche uns an die Erde fesseln, indem Sie alle Ihre Kinder in die Arme des ewigen Vaters legen, welcher Sie nur darum ihre Mutter hat werden lassen, damit Sie dieselben in seiner Liebe und in seiner Furcht erzögen; wie er Ihnen denn auch die Gnade geschenkt hat und Ihnen gegeben, daß Sie mit so großer Sorgfalt diese Aufgabe erfüllten, also daß, wenn es ihm gefällt uns Barmherzigkeit zu erweisen, wir es Alle anerkennen müssen, nach ihm haben wir es Ihnen ganz besonders zu verdanken, Sie seien eine der wahrhaft christlichen Mütter, welche von Liebe für das Heil ihrer Kinder brennend, ohne Unterlaß daran arbeiten, es ihnen durch ihr Gebet und ihre Thränen zu gewinnen. Ich hoffe, daß sie für Den, welchen wir beweinen, nicht ohne Erfolg waren, wie Sie denn außerdem, daß es Gott gefiel, ihn vor den abscheulichen Kämpfen [1]) zu bewahren, welche die Seele mit dem Leibe ins Verderben stürzen, außerdem daß seine Pflicht ihn in die Gefahr rief, darin er sein Leben verlor, wie Sie denn aus dem Briefe, welchen ich von einer sehr wahrheitsliebenden und tugendsamen Personen erhielt, ersehen werden, in wie guter innerer Verfassung er war. Sie haben also, meine theuerste Mutter, alle Ursache, Gott dafür zu danken, daß Sie glauben dürfen, er habe Rücksicht genommen auf Ihre Wünsche und Ihre Gebete für ihn, und daß Sie

1) Zweikampf.

voll Vertrauen, ihm dadurch zu nützen, ferner für ihn beten dürfen [1]). Verdienten meine Gebete Erhörung, so würden sie ihm eine Erleichterung sein und Sie, meine theuerste Mutter, würden alle möglichen demüthigen Dienste von mir empfangen, wenn ich so glücklich wäre, mich dazu in den Stand gesetzt zu sehen, wie denn meine Pflicht mich dazu vielmehr dadurch anheischig macht, daß Sie mir das göttliche, als daß Sie mir das leibliche Leben geschenkt haben.

Bei derselben Gelegenheit schrieb d'Andilly dem Marschall Breze [2]), welcher ihm schriftlich sein Beileid bezeigt hatte, am 24. Juli 1639: Alles, was ich sagen kann, um Ihnen zu zeigen, daß ich den großen Werth Ihrer Gewogenheit für meinen Bruder nicht verkenne, ist, daß ich dieses als sein größtes und gleichsam als das einzige Glück seines Lebens betrachte; denn das Glück hat ihn in allem übrigen verfolgt, wie alle Anderen seines Namens, wie es denn scheint, es mache sich ein Vergnügen daraus, sich für ihren Feind zu erklären. Aber ich gestehe Ihnen, daß ich seine Gewalt für nicht sehr furchtbar halte, daß ich es vielmehr verachte, als es uns irgend hassen kann, und da ich nur das für das wahre Glück halte, dessen Dauer sich über die Jahrhunderte hinaus erstreckt, so ist mein Schmerz mit Freude gemischt.

Auf die Nachricht von dem unerwarteten Tode des Herrn von Feuquieres schrieb d'Andilly am 1. April 1640 an einen seiner Freunde: Wir müssen an den Fuß des Kreuzes treten, um Erleichterung bei einem so großen Verluste zu suchen und für alle Verluste, welche es Gott gefallen wird uns zu senden. Nur in den Wunden des Erlösers der Welt findet man Trost bei so großem Unglück, nur durch Betrachtung des Todes, welchen er aus Liebe zu uns dulden wollte, lernen wir mit Geduld den Tod Derjenigen ertragen, welche uns die Theuersten sind. Wir wollen durch unsere Gebete, nicht durch unsere Thränen unsere wahre Trauer für ihn, den wir so sehr vermissen, beurkunden und wollen uns bestreben, sie durch den festen Vorsatz, mehr als je Gott anzugehören, ihrer Erhörung würdig zu machen: denn er erhört nur die Stimme der Seinen und verschließt seine Ohren gegen die Bitten der Frevler, wie er seine Augen von ihren Opfern abwendet.

Diese Fürbitte für die Gestorbenen und für die Leidtragenden, als eine durchaus untrennbare Liebespflicht, läuft als der Grundgedanke durch alle zu dieser Zeit bei ähnlichen Gelegenheiten geschriebenen Briefe hindurch.

An Madame de la Grange le Roy schreibt d'Andilly am 20. August 1641 bei Gelegenheit des Todes ihres letzten Sohnes:

Darf man auch noch unschlüssig sein, wenn es sich darum handelt, ob Sie eine der unglücklichsten oder der glücklichsten Frauen unter dem Himmel sein sollen; Ihre tiefe Trauer versetzt Sie in eine dieser Lagen, aber Ihre Tugend kann Sie zur andern überführen; da Ihre Verluste ihm aus vollem Herzen von Ihnen zum Opfer gebracht, eben so viele Gaben sind, kann kein Anderer ihm so viele Geschenke von so vielen nahen und theuren Personen machen, als Diejenigen sind, welche Ihnen durch so außerordentliche und gewaltsame Todesfälle geraubt wurden. Vergessen Sie nicht, daß das große Glück des Christen darin besteht, daß er nichts verlieren kann, wenn er den besitzt, außer welchem nichts besteht, in welchem er alle Dinge auf eine unvergleichlich herrlichere Weise wiederfindet, als die ist, auf welche er dieselben in diesem Leben genießen kann. Aber um ihn zu besitzen, muß man ihn lieben, und um ihn zu lieben, müssen wir ihm, trotz des übermaafses unseres Schmerzes, mit einer noch größeren Freude als das Übrige, dasjenige dar-

1) Die Gebete der Gläubigen nützen nur Denen, welche im Fegfeuer sind, nicht den in die Hölle Gestoßenen.

2) Derselbe, welcher mit d'Andilly, als er seine Intendanz über das Heer antrat (1634), so offenherzig, so fest und freundlich gesprochen.

bringen, was uns das Theuerste auf der Welt ist, weil darin der stärkste Beweis der Liebe liegt.

Schon im Januar 1642 sah sich d'Andilly durch einen neuen Todesfall, durch den Tod ihrer einzigen Tochter wieder veranlaßt, der trauernden Mutter zu schreiben. Er ruft ihr zu: Könnten Sie eine Christin sein und noch darüber erstaunen, Creaturen sterben zu sehen, deren Schöpfer für ihr Heil sterben wollte? Könnten Sie Ihrem unbeschränkten Meister und Herrn treu sein und sich noch darüber beklagen, daß er Sie von allem Anderen losreißt, um Sie ihm völlig anzuschließen?

Den 25. September 1642 schrieb d'Andilly an die Beamten der Valley Mortain in der Normandie:

Meine Herren!

Es ist vielmehr meine Pflicht als die Ihrige, Gott zu danken für die Gnade, die er mir erwiesen hat, indem er mir die Lust erweckte, Ihnen in einer Angelegenheit zu dienen, wo der Eifer für Ihre Unschuld ja der Dienst des Herrn war. Ihre Unschuld lag so sehr am Tage, daß es mir wirklich ein empfindliches Misvergnügen machte, daß Sie nicht alles das erhalten haben, was Sie nach Recht und Gerechtigkeit erwarten durften. Allein Sie wissen es besser als ich, daß man besonders bei solchen Veranlassungen Gottes Gerichte anbeten soll, welcher oft nicht zuläßt, daß die Menschen die ganze Genugthuung erhalten, welche man ihnen schuldig ist, um sie dadurch in der Demuth zu erhalten, und welcher ihnen viel mehr Gunst erweist, indem er dadurch ihren Geist verhindert, sich zu sehr zu erheben, mehr Gunst, als wenn er ihnen die Erfüllung ihrer Wünsche, auch der gerechtesten, gewährte. So freue ich mich denn noch mehr über die verborgenen Gnaden, welche Gott Ihnen erwiesen hat, als über diejenigen, welche vor den Augen aller Welt daliegen, und zweifle keineswegs daran, daß Sie mit so viel Beharrlichkeit und Treue den Vorsatz erfüllen werden, in Zukunft mehr als je, in der ganzen Ausdehnung Ihrer Gewalt, die beständigen Vertheidiger der unterdrückten Unschuld zu sein, also daß es keinen Ort in Frankreich geben wird, wo die Wittwen, die Waisen und die Armen in dem Muthe und in der unbesiegbaren Billigkeit der Richter eine stärkere Zuflucht finden könnten gegen die Gewaltthätigkeiten der Reichen und der Großen. Auf diese Weise besonders können Sie Gott die Erkenntlichkeit bezeugen, wozu Sie gegen ihn verpflichtet sind dafür, daß er sich so sichtbar für Ihren Beschützer erklärt hat. Ich gestehe Ihnen, daß nichts mir eine größere Freude machen würde, als zu hören, daß die Beamten von Mortain allen andern zum Muster dienen können in einem so heiligen Amte, als das der Gerechtigkeit ist, welches nicht blos ein Theil der königlichen, in Ihre Hände niedergelegten Gewalt ist, sondern ein Antheil an der Gewalt Gottes selbst. — Dies ist der ganze Dank, welchen ich für meinen mit Freuden Ihnen gethanen Dienst wünsche.

D'Andilly pflegte der Königin Anna Früchte seiner von ihm selbst gepflegten Obstbäume jährlich zuzusenden, welche Mazarin spottend die „gesegneten, geweihten Früchte" nannte. Ein Gleiches that er bei der Marquise von Rambouillet, an welche er 1641 eine seiner Übersetzungen aus dem Latein mit folgendem Brief begleitete:

Da die Früchte meines Gartens dieses Jahr Unglück gehabt haben, muß ich Ihnen nun andere senden, darüber ich Ihr Urtheil abwarten werde, um zu wissen, was ich davon halten soll. Wären sie nicht in ein anderes Land verpflanzt (übersetzt) worden, so würde ich es keinen Augenblick bezweifeln, daß Sie sie ausgezeichnet fänden. Aber es ist ein so großer Unterschied zwischen der Sonne Roms und der von Paris, daß ich allen Grund habe zu fürchten, man möchte sie gar nicht mehr für dieselben erkennen. Nur Ihnen

kommt es zu [1]), auch in Frankreich die Vortheile zu behaupten, welche Ihnen Italien verliehen hat, und nach allen Orten hin denselben Geist zu bringen, dasselbe Urtheil, welches Roms Gesetzen Achtung verschafften, selbst über die Gränzen hinaus, bis zu welchen seine Waffen sein Reich ausgedehnt haben. Ist mir die Cultur dieser schönen Pflanzen schlecht gelungen, so werde ich wenigstens den Vortheil haben, daß es Niemand erfahren wird; denn Niemand außer Ihnen hat sie noch gesehen, und die Gewogenheit, womit Sie mich beehren, giebt Ihnen ein zu großes Interesse, meine Fehler zu verbergen, als daß Sie mir erlauben sollten, sie zu veröffentlichen, und mich nicht vielmehr verhindern, sie Andern mitzutheilen, indem Sie es mir gerade sagen.

Wie solche äußere Veranlassungen und Verkehr d'Andilly unwillkürlich ein Mittel und Leiter, ein Bild und Widerspiel geistiger Verhältnisse wurden, das zeigt ein Brief an die Mutter Angelica [2]), Priorin des Karmeliterklosters in St. Denys (5. October 1638):

Meine ehrwürdige Mutter!

Rüsten Sie sich, daß ich Ihnen nicht nur Pfropfreiser, sondern auch Bäume zusende. Eben weil ich gegenwärtig Mangel daran habe, muß ich Ihnen wohl welche geben. Wurde doch das Geschenk der Wittwe im Evangelium nur darum so hoch gehalten von Dem, welcher allein den wahren Werth der Dinge kennt, weil sie von dem gab, was ihre Nothdurft war und nicht von ihrem Überfluß. Indessen behaupte ich damit nicht, meine Mutter, daß Sie aus diesem Grunde weniger Werth auf meine Anhänglichkeit legen werden. Denn ob sie gleich aus einem Herzen hervorgeht, von welchem Sie wissen, daß es Fülle daran hat, so fehlt so viel, daß sie darum weniger gelte, daß sie im Gegentheil schätzbarer ist. Denn wie die leiblichen Dinge ihren Werth durch die Seltenheit bekommen, so erhalten die Güter des Geistes, welche aus den uns von der christlichen Liebe mitgetheilten Bewegungen entspringen, ihren Werth eben durch ihr reiches Maas.

Den 15. October 1640 schreibt d'Andilly an Philipp von Cospeau, den Bischof von Lisieux, welcher ihn und St. Cyran zusammengeführt.

Mein theuerster Vater!

Es ist nun wohl über zwanzig Jahre, seit Sie mir in Bordeaux die Ehre erwiesen, mir Ihren Willen zu erklären, daß ich Sie in dieser Eigenschaft betrachte. So bitte ich Sie denn zum ersten Mal um einen Beweis, daß Sie nicht umsonst diese Eigenschaft (eines Vaters) übernommen haben; ich bitte Sie aber nachdrücklicher darum, als wenn es sich um mein Leben handelte, ich bitte Sie darum zu Gunsten eines der größten Männer unseres Jahrhunderts. Daher wenn Sie auch nicht Ihre große Gewogenheit gegen mich vermöchte, mir diese demüthige Bitte zuzugestehen, so würde doch ihre christliche Liebe zu einem Manne, der Gott durch seine Tugend so angenehm ist und so bedeutend in der Kirche durch seine Gottesgelahrtheit, wie Abbe St. Cyran, Sie zu den außerordentlichsten Schritten und Bemühungen für einen der Allerwürdigsten sonder Zweifel bewegen. Ich sage Ihnen, mein Vater, nichts vom Stand der Sache, da Sie vollkommen davon unterrichtet sind, aber ich werde nicht müde, Sie noch einmal zu beschwören, es mit dem Feuer, mit der Kraft und Ausdauer zu unternehmen, welche Gott von einem großen Bischof verlangt, wenn es sich um die Rechtfertigung eines Geistlichen handelt, welcher nicht blos unschuldig, sondern ein Mann von ausgezeichnetem Wissen und Frömmigkeit ist. Und ich glaube ohne Furcht sagen zu dürfen, daß Sie ganz besonders zu dieser Handlung verpflichtet sind, da ich in Ihnen allein alle Eigenschaften vereinigt sehe, welche nöthig sind, sie zu vollbringen;

1) Die Marquise war eine geborene Römerin.
2) Sie starb im August 1643.

denn man muß Ihre ganze Gelehrsamkeit haben, um die Lauterkeit der Lehre St. Cyrans zu verbürgen, Ihren Eifer, um seine Rechtfertigung auf sich zu nehmen, den freien Zutritt, den Sie zum Cardinal haben, um die gelegene Zeit zu finden, das Vertrauen, welches er in Sie setzt, um Eindruck auf ihn zu machen, und diese fromme Liebe, welche Jeder an Ihnen bemerkt, deren Bedingungen eine ist geduldig zu sein, damit Sie sich nicht abschrecken lassen, bis Sie die Gewährung einer so billigen Bitte ausgewirkt haben. Die Sache hat Eile, mein Vater, weil zwei und ein halbes Jahr Gefängniß, die der Natur St. Cyrans sehr nachtheilige Luft von Vincennes, ihn so sehr geschwächt haben, daß es sich nicht mehr blos um seine Freiheit, sondern um sein Leben handelt. Ich hoffe, daß, wenn Sie mit aller Ihrer Gewandtheit seiner Eminenz diese Vorstellungen werden gemacht haben, er keinen von den Zweifeln mehr hegen wird, welche man ihm mit aller möglichen Mühe in Betreff seiner Gesinnungen einzuflößen gesucht hat. Wenn jedoch seine Eminenz außer der Caution von drei Personen, zu welchen neben dem Generalprocurator und Bignon dieselbe auch mich zu zählen geruhte, noch eine ganz besondere Bürgschaft verlangt, so erbiete ich mich von ganzem Herzen, anstatt St. Cyrans ins Gefängniß einzutreten; denn nichts könnte mir angenehmer sein, als eine Gefangenschaft, welche zu seiner Freiheit beitragen und mir ein Mittel an die Hand geben würde, ihm einen kleinen Beweis von der Dankbarkeit zu geben, welche ich für die unvergleichlichen Verpflichtungen, wodurch er mich für immer zu seinem Schuldner gemacht hat, ihm bewahre. Ich bitte Sie, legen Sie mir, mein Vater, indem Sie sich seiner annehmen, eine Verpflichtung auf, welche über alle Worte ist und nicht ohne Vergeltung bleiben wird an dem großen Tage, an welchem der gewaltige Richter Angesichts aller Menschen und aller Engel einem Jeden nach seinen Werken geben und nicht ermangeln wird, Ihres Eifers für das Leben und die Freiheit eines seiner Diener zu gedenken; hat er sich doch verpflichtet, sich eines Glases kalten Wassers, in seinem Namen gegeben, zu erinnern.

Obgleich der Bischof nichts ausrichten konnte mit allem guten Willen, schrieb doch d'Andilly an ihn und den Bischof von St. Brieu [1]) Danksagungsschreiben. Auch die Prinzessin von Guemene nahm sehr Theil an diesem Versuch zu Gunsten St. Cyrans. Der Brief, worin d'Andilly ihr das Fehlschlagen dieser Hoffnungen meldet, setzt schon ein engeres Anschließen derselben an Port-Royal oder doch die Aussicht darauf voraus. Schon im Januar 1640 hatte d'Andilly an den Prinzen von Guemene geschrieben, wohl mit Beziehung auf diese Dame und die Mühe, welche sich d'Andilly gab, sie zu einem geregelteren Leben und vielleicht zu ascetischen Übungen anzuhalten: Ich habe mit vielem Vergnügen vernommen, daß Ihre Sorgen für die Gesundheit einer Person, deren Erhaltung Ihnen so theuer und wichtig ist, sie verhindern, etwas zu unternehmen, was Ihre Kräfte nicht ertragen könnten. Ich glaube nicht, daß es nöthig ist, den Leib abzutödten, um die Seele leben zu machen, und die zarte Rücksicht, welche selbst die christliche Liebe regelt, braucht keine Übertreibungen bei Denen zu dulden, welche sich durch sie leiten lassen. Doch ich überlasse diese Erörterung Gelehrteren. — Während der Krankheit, welche d'Andilly im Sommer 1642 befiel, zeigte ihm die Prinzessin sehr viele, auch thätige, Theilnahme.

Cospeau war bei Richelieu eben nicht sonderlich beliebt, weil dieser seine Freundschaft und Anhänglichkeit an die Königin Anna kannte; der Bischof nannte sie nur seine gute Tochter und sie bezeugte große Achtung gegen ihn. Auch der Cardinal ehrte wenigstens seine Tugend und seinen grauen Bart,

1) Virazel, Bischof von St. Brieu, starb im Sommer 1641; er hatte in genauer Verbindung mit den Bischöfen von Lisieux und von Grasse, mit der Gräfin von Brienne gelebt und war d'Andilly sehr befreundet.

und so konnte er unangefochten am Hofe leben, ob er gleich in Predigten und bei anderen Gelegenheiten die Wahrheit ohne Rückhalt aussprach. Als nun aber Anna Regentin wurde, so ward (1643) allen Bischöfen befohlen, in ihre Diöcesen zu gehen; dieser Befehl galt eigentlich dem Bischof von Lisieux. Er verstand es denn auch recht wohl und sah leicht ein, daß nicht die Frömmigkeit der Königin, sondern die Eifersucht Mazarins ihn vom Hofe verbanne. Er war aufs Engste mit den soeben gestürzten Fürsten von Vendome verbunden, wohnte bei ihnen, Mazarin aber kannte seine offene Art, namentlich auch mit der Königin. Der Bischof kam denn also eines Morgens zur Königin, um Abschied zu nehmen; sie, eben an ihrer Toilette, war verlegen, was sie ihrem lieben Vater sagen sollte, und bat ihn sehr kurz, er möge in seinen Gebeten ihrer gedenken. Er redete nicht, um ihr durch sein Schweigen zu zeigen, „daß er für diesen Befehl Gehorsam, aber nicht Achtung habe." Die Königin, welche in dem von ihr erbauten Val-de-Grace die heiligen Tage des Kirchenjahres zu verleben pflegte, sagte daselbst zu einer der Freundinnen des Bischofs, der Marquise von Maignelay, Claude-Marguerite de Gondy, es habe ihr sehr wehe gethan, daß sie ihn habe entfernen müssen, aber viele Gründe haben sie dazu genöthigt; es sei ihr nicht anders gewesen, denn als sollte sie sich von ihrem rechten Vater trennen. Sie beschwor ihr dieses bei dem Gotte, den sie soeben empfangen; denn sie kam eben von der Communion.

Retz rühmt sehr [1]), wie sich dieser wackere Bischof seiner angenommen und sich alle Mühe gab, ihn zu einem Manne zu bilden, dessen Frömmigkeit den hohen kirchlichen Würden, die seiner warteten, entsprächen. Es ist keine Frage, sagt er, daß ich ihm den wenigen Glanz verdankte, den ich zu dieser Zeit hatte; es gab auch keinen Mann in Frankreich, dessen Beifall so viel Glanz geben konnte. Seine Predigten hatten ihn von einer sehr niedrigen und fremden Abstammung (er war Flammänder) zum Episkopat erhoben; er hatte diese Würde ohne Prunk und ohne Schminke getragen. Seine Uneigennützigkeit übertraf die der Anachoreten. Er hatte die Gewalt von St. Ambrosius, und er behauptete am Hofe und in der Nähe des Königs eine Freimüthigkeit, welche der Cardinal Richelieu, einst sein Schüler in der Theologie, fürchtete und ehrte. (Ambrosius war dieser Zeit sehr geläufig, als Personification der die weltliche Macht demüthigenden geistlichen Gewalt. Mazarin sagte einmal zu Retz, als der junge Coadjutor seine Rechte kühn verfocht: wenn man sich das Ansehen geben wolle, Handlungen St. Ambrosii zu üben, so müsse man auch sein Leben führen. Retz erhob nicht minder die Stimme, damit ihn die Umstehenden vernehmen möchten und antwortete: Ich werde versuchen, diese Weisung Eurer Eminenz zu benutzen, versichere Sie aber, daß ich bis dahin mich für verpflichtet halte, St. Ambrosius in der Angelegenheit nachzuahmen, um welche es sich jetzt handelt, damit er für mich die Gnade erhalte, ihn in allen Stücken nachzuahmen.) Dieser gute Mann, welcher so große Freundschaft für mich hatte, daß er mir dreimal wöchentlich Unterricht über die Briefe St. Pauli gab, faßte den Plan, Türenne zu bekehren, mir aber die Ehre davon zu lassen.

Er scheint besonders dazu beigetragen zu haben, daß das Verhältniß zwischen Port-Royal und Cardinal Retz sich so freundschaftlich gestaltete.

Einer der Port-Royal und d'Andilly am meisten befreundeten Bischöfe war Anton Godeau, einst Zwerg der Prinzessin Julie im Hotel Rambouillet, welcher eine Kirchengeschichte und mit minderem Glück, nach dem Muster der ovidischen Fasten, die fastes de l'église schrieb. Richelieu ernannte ihn, zur Belohnung dafür, daß er das Benedicite in Verse gesetzt, zum Bisthum Grasse. Man glaubte, der Cardinal habe damit zugleich einen Calem-

1) Petitot, neuere Memoires, Band 44, Seite 129.

bourg machen wollen, da grasse fett, godet Ölgefäß heißt. Godeau war von Bedeutung in der Versammlung des Klerus, besonders geschickt in Abfassung von Adressen. So war ihm auch die Belobung des Aurelius übertragen worden. Er verwandte sich sehr für die Jansenisten und suchte die Dominikaner zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit ihnen zu vermögen. Er starb 1672.

Besonders seit dem Tode seiner Frau war es bei d'Andilly Grundsatz, wo möglich jedem Brief eine Spur evangelischen Salzes beizumischen. Er mahnte die Leute, doch nicht mindere Mühe auf ihre Seligkeit zu verwenden, als auf die zeitliche Ehre, Gott nicht den Rest, gleichsam die Hefe des Lebens zu bestimmen, welche man sich schämen würde den Creaturen zu widmen; daß Gott uns ganz haben, uns nicht mit der Sünde gemeinschaftlich besitzen wolle. Den Krieger erinnert er, Gott dieselbe Treue zu erweisen wie dem König, die Gattin, sie habe Gott noch mehr zu lieben als ihren Gemahl.

Dabei vermeidet er aber alle Zudringlichkeit und weiß sich kurz zu fassen; denn Wenige lieben lange Predigten, Niemand liebt sie in Briefen. Es hängt mit der Lehre von der allein seligmachenden Kraft der Gnade zusammen, daß er glaubte, die Worte der Creatur haben nur wenig Gewalt, die Seelen zum Schöpfer zurückzuführen. Nicht selten werden sie dadurch verhärtet und zu Lästerung veranlaßt. Mehr wirken unsere Thränen und Gebete für sie; dazu sollen wir uns vereinigen.

Beilage VI.

Aus den Négotiations von Heinrich Arnauld und aus den Memoires seines Neffen Anton Arnauld.

Es würde einer genaueren Kenntniß der Literatur über den westphälischen Frieden bedürfen, um zu beurtheilen, ob die Négotiations von Heinrich Arnauld neue Aufschlüsse und wichtige Beiträge geben. Wir erinnern uns nicht, in einer Bearbeitung dieser Angelegenheiten je auf diese Quelle gestoßen zu sein. — Es ist aber natürlich, daß ein Bevollmächtigter der französischen Krone am päbstlichen Hofe in den Jahren 1645 bis 1648 mannichfaltige Erklärungen zu geben hatte in Betreff des Friedenswerkes zwischen der katholischen und protestantischen Kirche, den Kronen Frankreich, Spanien und Östreich. So theilen uns denn auch die Papiere Arnaulds zahlreiche Schreiben Mazarins, Lionnes, Briennes, von den französischen Bevollmächtigten in Westphalen mit, ihn von allen Wendungen des Geschäftes zu unterrichten. Spanien zeigt auch hier seine theils absichtlich, theils durch die Lage seiner Verhältnisse zögernde Natur. Zuerst sucht es die feindlichen Mächte und Interessen zu trennen und so aus dem großen Friedenswerk, welches 140 Jahre Europa eine Norm gab, separate Tractate zu machen.

Den 9. März 1646 schreibt Brienne, Spanien habe der Königin von Frankreich, Anna (einer geborenen spanischen Prinzessin, Schwester des spanischen Königs), die Vollmacht gegeben, die Bedingungen des Friedens festzustellen. Während Spanien sich das Recht vorbehielt, diese anzunehmen oder zu verwerfen, schien es darauf abgesehen, die Schuld des etwa sich zerschlagenden Friedens und den Haß des Volks auf die Königin zu wälzen. Denn daß man auch in Rom 1646 schon Kunde hatte von der Unruhe in Frankreich, welche 1648 wirklich zum Ausbruch kam, sagt Arnauld unverhohlen.

Dieses bestärkte den Pabst in seiner zögernden Politik; besonders glaubte er Conde der Krone gefährlich. Außerdem war Anna allerdings, wenigstens so lange Spaniens und ihr Feind, Richelieu, lebte, immer sehr anhänglich an ihr Vaterland gewesen, dieser Krieg ihr ein Gräuel. Seit sie aber Regentin Frankreichs und Mutter Louis XIV war, hatte sich freilich Vieles geändert.

Die spanischen Gesandten, um den Abschluß des Friedens zu hemmen, gaben immer Mangel an Instructionen vor; sie suchten immer Östreich vom Frieden abzuhalten, besonders die Schwierigkeiten mit Breisach benutzend. Denn Östreich bestand darauf, daß am Oberrhein der Fluß wenigstens Frankreichs Gränze sei. Allein während die Spanier zögerten, schlossen die anderen Mächte ohne sie Frieden, und sie hatten nun allein Frankreich zu bekämpfen. — Besonders merkwürdig ist, wie in diesen Unterhandlungen selbst in allerlei Versuchen und Rücksichten, oder wohl auch nur in Gerüchten die späteren Verhältnisse der Staaten zu einander ihren bisherigen Verbindungen und Interessen ganz widersprechend, bereits anfangen, sich kenntlich zu machen. So suchen die Spanier 1646 die Holländer durch das Gerücht zu schrecken und zu warnen, der Frieden sei zwischen Spanien und Frankreich geschlossen, der junge König sei der Infantin anverlobt und das Heirathsgut dieser die spanischen Niederlande. So auch die Verbindungen Frankreichs mit Baiern knüpften sich schon während des Kriegs an, wie denn Frankreich auch darum immer den Krieg als für die deutsche Freiheit, nicht für die Religion geführt wissen wollte. Es fühlte sich doch als katholische Macht und wich den Aufforderungen der Schweden aus, durch vereinigte Waffen Baiern zu drängen. Zu gleicher Zeit zeigte sich Östreich gegen Schweden und seine Forderungen nachgiebiger, als gegen das freilich gefährlichere Frankreich. Östreich wollte Schweden den Besitz einiger schönen Bisthümer nicht streitig machen, während Frankreich sich nun darüber beklagt, daß Alles auf Kosten der Kirche geschehen solle. — Die Türken wußten recht wohl um diese Anstrengungen, der Christenheit den Frieden zu geben; man warf Frankreich vor, es suche aus der Gefahr der Christenheit von Seiten des Halbmonds unchristlicherweise Nutzen zu ziehen. Frankreich benahm sich allerdings sehr zweideutig dabei, suchte auch den Pabst dadurch zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, daß es ihm stets erklärte, es würde ihm sehr Leid thun, wenn seine Parteilichkeit gegen Frankreich dieses verhinderte, von dieser Seite etwas für die Christenheit zu thun, wenn die Verwicklung der italienischen Angelegenheiten den Türken Vortheile gewährte. Während sie einen Gesandten nach Constantinopel entsandten, unterstützten sie die Venetianer insgeheim in ihrem Kriege auf Kandia; die Venetianer aber suchten durch Veröffentlichung dieser Hülfe die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Frankreich und dem Sultan zu zerstören.

Eine sonderbare Rolle spielen die kleinen italienischen Herzoge; einerseits schmeicheln ihnen die großen Mächte, geben ihnen, oft zu gleicher Zeit Frankreich und Spanien, Subsidien unter mancherlei Titeln; andererseits werden sie wieder als bezahlte Knechte behandelt und das Mittel, ihnen Zahlungen zurückzuhalten, wird oft für wirksamer erachtet, als die Ausbezahlung. Mazarins persönliche Misverhältnisse zu einigen derselben waren für Frankreichs Einfluß störend. Während sich in den französischen Memoires jener Zeit zahlreiche italienische Verse oder Scherze finden, konnte eine dieser italienischen Herzoginnen Arnauld nur mit einigen in französischer Sprache besonders auswendig gelernten Formeln über die glänzenden Eigenschaften der Königin empfangen. Die Großherzogin von Toscana trug sich zum Theil französisch; Mademoiselle von Guise schickte ihr von Zeit zu Zeit französische Moden als Geschenk zu.

Abbe Anton Arnauld, der Neffe, giebt uns in Kürze allerlei Curiositäten und Abschnitte aus der chronique scandaleuse der Höfe und Roms. Er beobachtet hie und da kleine Züge und Eigenthümlichkeiten der Sitten mit

der dem französischen Selbstbewußtsein eigenen Naivetät. Der Herzog von Este, erzählt er [1]), zeigte seine Neigung zu Frankreich auch dadurch, daß er einen Ball nach französischer Sitte gab, wobei freilich dem Franzosen viele italienische Förmlichkeiten auffielen. So waren die Damen und Herren getrennt; jene an der einen Seite des Saals im Halbkreise, forderten die Herren durch Ceremonienmeister zum Tanze auf. Auch unser Abbe sah sich, obgleich in ganz geistlicher Kleidung, dazu eingeladen; allerdings war es mehr ein Zug nach dem Takte, als eigentlicher Tanz. Was ihm außerdem besonders auffiel, war, daß die Italiener, sonst doch so eifersüchtig, die Sitte haben, daß man den Handschuh abnimmt und der Dame die bloße Hand reicht. — Die Geschichte von dem beständigen Winde beim Jesuitencollegium in Rom und seiner Ursache hatte schon früher der venetianische Gesandte dem Oheim Arnauld erzählt. (Der Teufel und der Wind gingen zusammen und kamen auf diesen Platz; der Teufel sagte zum Winde, er habe im Vorbeigehen etwas im Collegium zu besorgen, er solle nur auf ihn warten. Der Teufel ist nie wieder herausgekommen und der Wind ist so noch auf dem Platz vor dem Hause.) — Eine Geschichte, welche der Herzog von Guise Arnauld erzählte, erinnert uns ganz an den Ritter von Eberstein. Sein berühmter Großvater, der Lothringer, Heinrich von Guise, tanzte mit einer Dame bei Hofe, die ihm sagte: Es steht Ihnen wohl an, zu tanzen, während man Ihnen Meaux wegnimmt! Er bleibt auf dem Ball bis zu Ende, verabschiedet noch bei sich die mitternächtliche Gesellschaft der näheren Bekannten, wirft sich auf ein türkisches Pferd und fliegt nach Meaux. Dort sind die Seinigen schon gefangen, aber da die Bürger seine Stimme hören, greifen sie zu den Waffen; er wird über die Truppen des Königs (Heinrich III) wieder Herr der Stadt und findet sich den folgenden Tag zum königlichen Diner in Paris wieder ganz unbefangen ein. — Die Geschichte von dem Handschuh, welcher in den Zwinger fiel, wo Löwen und Doggen kämpften, versetzt der jüngere Arnauld nach England, wo seine Mutter, welche als Fräulein de La-Boderie dort lebte, es selbst gesehen haben wollte.

Er erzählt auch von einem poetischen Wettkampf, welcher kurz vor den Unruhen der Fronde, als deren Vorläufer, ausbrach und auf die Gesellschaft von Rambouillet einiges Licht wirft. Benserade und Voiture schilderten, nach dem Ton dieses Kreises, die Qualen der stummen Liebe. Benserade verglich sich mit Hiob; seine Schmerzen sind schwerer, als die des großen Dulders, denn dieser bricht mit seiner Klage heraus wie ein Strom; größer aber ist das Leiden Dessen, der duldet und schweigt. Er schließt:

A vous dire la vérité,
Le destin de Job est étrange,
D'être toujours persécuté,
Tantôt par un démon, et tantôt par un ange.

Voiture stirbt, seine Qual segnend, denn sie kommt ihm ja von der unvergleichlichen Schönheit der Angebeteten, seiner Urania. Die Herzogin von Longueville, welche bald darauf, wie Minerva, das bewaffnete Volk zum Kampf anfeuerte, stand an der Spitze der Uranins, Mademoiselle de Scuderi an der der Jobelins. Alles nahm Partei, Stadt und Hof spaltete sich. Arnauld vergleicht diesen Kampf der ästhetischen Gibellinen und Guelfen mit dem Kampf der Engel in der Luft, welcher mehrere Tage lang, ehe der Makkabäerkrieg ausbrach, die Bewohner Jerusalems durch den Lärm der Waffen und Rosse in Bestürzung versetzte.

1) Petitot. Band 34, Seite 229.

Beilage VII.

Augustins Lehre nach Jansen.

Das Dogma Augustins eröffnet sich bei Jansen mit der Lehre von der Gnade der ersten Menschen und der Engel. Hat man in unseren Tagen, von einem kosmopolitisch frommen, oft auch nur sentimentalen horror vacui geleitet, den Engeln einen ehrenvollen Verbannungsort in den Gestirnen der Milchstraße angewiesen, so steht dieser halb ungläubigen Schwärmerei doch noch eine ernstere Ansicht zur Seite, welche durch die Natur der bösen Engel die des Bösen selbst, als eines Gott gerade feindselig gegenüber Beharrenden, zu erörtern und zu personificiren sucht. Sie sind nach derselben der lebendige, beinahe leibhaftige Beweis dafür, das Böse sei nicht blos Schwachheit, Mangel, Unvollkommenheit, sondern eine widergöttliche, eine die ungöttliche Welt bewältigende Kraft. Es gewinnt aber die Lehre von den Engeln, an sich minder bestimmt, in den verschiedenen Epochen der Entwicklung der christlichen Dogmen eine verschiedene Bedeutung durch die veränderte Anschließung an die Grunddogmen der christlichen Lehre. Bei Jansenius und seinen Zeitgenossen schließt sich die Lehre von den Engeln zunächst an die von der ursprünglichen Vollkommenheit an, als Beispiel von dem, was der Mensch ohne den Sündenfall hätte werden mögen. Man könnte behaupten, es nähere sich diese Auffassung der Engelslehre der den Orthodoxeren unserer Tage geläufigen; denn der Stand der ursprünglichen Gottähnlichkeit selbst hat hinwiederum seine wesentliche Bedeutung in dem Zusammenhang mit dem Falle, der Sünde und dem Tode; denn in dem Maas, in welchem der Begriff der Sünde ernster und positiver gefaßt wird, in demselben wird auch die ursprüngliche Vollkommenheit hoch gesetzt werden müssen. Der verbindende, vermittelnde Begriff ist der des Falls. Daher läuft denn auch die Lehre von den Engeln als eine die anderen Dogmen begleitende neben dem ganzen Systeme her; auch der Artikel von der Gnade erörtert und erprobt sich, je nach den verschiedenen Grundansichten verschieden, in dem Beispiele der Engel. — Der Rationalismus der Jesuiten aber verlangt, daß durchaus dieselben oder ähnliche Formeln auf den gefallenen Menschen und auf die Engel angewandt werden. Denn die Engel sind die (nur durch die Erprobung befestigte) Darstellung der dem Menschen von Gott anerschaffenen Vollkommenheit. Jeder Rationalismus ist nahe verwandt mit dem Pelagianismus, oder mit der Behauptung, die Kräfte des Menschen seien stark genug, das Wahre und das Gute zu suchen und in einem gewissen Maase zu erfüllen, oder mit der Behauptung, der Mensch sei im Wesentlichen noch mit den Kräften ausgestattet, womit ihn Gott ursprünglich begabt. Zu demselben Endzweck, den Abfall leichter und die natürlichen Kräfte des jetzigen Menschen als immerhin noch sehr erträglich darzustellen, geschieht es also, daß die ursprüngliche Vollkommenheit von dem Rationalismus und den Jesuiten nach der Analogie des jetzigen Standes der Menschheit aufgefaßt wird. So ereifert sich Jansenius sehr gegen die Lehre von Suarez und Molina; Adam sei, wie er von Gott geschaffen, ursprünglich, um der ihm ertheilten Güter willen, schwerer innerer Versuchung zum Hochmuth sehr ausgesetzt gewesen. Er zeigt, wie unter dieser Voraussetzung durchaus kein Grund angegeben werden könne, warum nicht alle möglichen bösen Begierden (appetitus) in ihm schon halb schlummernd sollten gewesen sein. Diese, Gottes Werk und Ehre gefährdende, Lehre beruhe nur auf dem rein philosophischen Grunde, daß jetzt keine Sünde ohne innere Versuchung entstehe. Die Un-

möglichkeit, in welcher wir uns befinden, den Gedanken einer ersten, durch rein äußere Versuchung herbeigeführten Sünde aufzufassen, kann für ein so suprarationalistisches System, wie das augustinisch-jansenistische, kein irremachender Einwurf sein. Gleichermaßen ist Jansenius weit entfernt, dem jesuitischen System die größere Leichtigkeit und Begreiflichkeit des Übergangs vom reinen Urzustand zum Sündigen als ein Verdienst anzurechnen; vielmehr ist die Unbegreiflichkeit des Abfalls ihm nur der Ausdruck seiner Widernatürlichkeit, des wahnsinnigen, widervernünftigen Frevels. Jansenius tritt vor dem Mysterium der Geisterwelt nicht zurück, er beugt sich andächtig davor; das Mysterium der Versöhnung scheint auch im Abfall ein entsprechendes Mysterium beinahe zu verlangen.

Es ist leicht einzusehen, daß die Behauptung des Jesuiten Garasse, Adam wäre auf jeden Fall gestorben, auch wenn er nicht gesündigt hätte, daß diese Behauptung mit dem Bisherigen genau zusammenhängt. Er stützt sie auf das Wesen der Elemente. Jansenius dagegen widerlegt ihn durch die Darlegung des Zusammenhangs zwischen Sünde und Tod; der Mensch konnte zwar ursprünglich sterben, aber er mußte nicht sterben, wie jetzt; denn, wie ihn Gott geschaffen hatte, konnte er wohl, aber er mußte nicht sündigen.

So sind wir denn also auf das Kapitel von der Freiheit geführt, und wirklich in dem gewöhnlichen Sinne, als das Vermögen, Gutes oder Böses zu thun, kann die Freiheit eigentlich nur hier, vor dem Falle, in Jansens System Raum finden. In diesem ursprünglichen Stande gefährdet die Gnade, ob sie gleich auch damals jeden Augenblick den Menschen, ihm einwohnend, in seiner ursprünglichen Gerechtigkeit, Weisheit und Seligkeit erhielt, gefährdet die Gnade die Freiheit des Willens eben so wenig, als sie es nach den Jesuiten auch jetzt nach dem Falle thut. Verfällt aber Jansenius hier nicht selbst dem gegen diese geschleuderten Vorwurf, Gottes Gnade werde von des Menschen freiem Willen abhängig gemacht? — Während der Jesuitismus den jetzigen Stand der Menschheit mit der ursprünglichen Verfassung desselben auf Eine Höhe zu stellen oder beide sich doch möglichst nahe zu bringen sucht, ist es für Jansenius der Stand der durch Christus Geheiligten und der Seligen, welcher der freilich verlierbaren, ursprünglichen Vollkommenheit entspricht; allerdings liegt zwischen beiden die ungeheure Kluft der Sünde und des Todes, und darum ist es in jener die heilende Gnade, hier die Liebe des Schöpfers, worauf alles Gute beruht. Wie auch im Reiche Gottes Freiheit ist für die innerlich gebundenen Gefäße der göttlichen Gnade, so ist auch ursprünglich die Freiheit des reinen Menschen nicht blos eine zwischen Gut und Böse schwankende, sondern eine positive, obgleich verlierbare (mobilis), welche aber auch durch Beharren im Guten zur Unerschütterlichkeit hindurchgehen konnte. Diese zu erreichen, ist es durchaus nicht nothwendig, durch die Sünde, aber es ist nothwendig, durch Versuchung hindurchzugehen. (Hierin, wie in der Lehre von rein äußerlicher Versuchung, liegt eine unmittelbare Beziehung der ursprünglichen Reinheit menschlicher Natur auf Christus.) Für jene abstracte, farb- und leblose, rein negative, für das Böse und Gute durchaus neutrale Freiheit, ohne vorherrschenden Hang zu dem Einen oder Anderen, in welche doch jede positive Entscheidung gelegt wird, ist in Jansenius System überall kein Raum; sie ist ihm eine aristotelisch-scholastische Erfindung, die Schwester des Pelagianismus. Die dem Menschen ursprünglich natürliche, von Gott anerschaffene Freiheit ist eine gute, positive, göttliche. Sie besteht in der Unterordnung unter Gott [1]); in Gott, den sie als ihr höchstes Princip verehrt, ruht sie in Seligkeit. Das Liebende ist dem Geliebten un-

1) Tom. II, Pag. 40.

tergeordnet (daher non utitur, sed fruitur Deo, rebus utitur), allein in der Unterordnung der Liebe ist die höchste Freiheit, wie dem Fürsten in gesetzlicher Freiheit gehorchen, frei sein heißt. Denn der Freiheit, der lebendigen Freiheit (Gottes Geist, Liebe, Gott selbst) unterthan sein, ist frei sein, ja das ist ein wahres Herrschen, und alle Creatur ist dem Menschen in diesem Stande unterthan. — Der Begriff der Freiheit schließt nach Jansenius so wenig die Leichtigkeit eines Falles in sich, daß Gott es im Anfang seiner Creatur ohne Verletzung der Freiheit recht wohl so hätte anordnen können, daß die Creatur, ihm durch die Vollkommenheit seiner Liebe durchaus ähnlich, in der Unmöglichkeit gewesen wäre, durch ihre Freiheit von ihm abzufallen und den guten freien Willen zu verlieren. Hat ja doch Gott dieses dem Menschen (den Prädestinirten) nach dem Falle ohne Verletzung der Freiheit geben können. Dieses zu leugnen, wäre absurd. Daher wäre dadurch weder die Natur des freien Willens, noch die vollkommenste Freiheit, ja nicht einmal der Stand des Wanderers verletzt worden, wenn Gott den Menschen und den Engel so hätte schaffen wollen, daß ihr freier Wille, um der Größe und Festigkeit der himmlischen Wonne willen, den Schöpfer mehr als die Creatur hätte lieben, denselben ihr hätte vorziehen müssen [1]).

Ob nun gleich diese Reinheit, diese positive Güte des Menschen und seines Willens als verlierbar gesetzt wird, so bleibt es doch unbegreiflich, wie sie wirklich verloren wurde. Auch Jansenius kann die Nothwendigkeit eines inneren Grundes nicht ablehnen, und so macht er darauf aufmerksam, daß diese Gottähnlichkeit selbst zu einer Versuchung werden konnte, zur Versuchung Gott nachahmend, nur sich selbst zu gehorchen. Eine so gute Freiheit konnte nur stufenweise zum Bösen heruntersteigen; der erste Mensch liebte also, von der alleinigen Liebe Gottes sich abwendend, zuerst das nach Gott Vollkommenste: sich selbst, und stieg durch diese Stufe zur Liebe des Unvollkommeneren, der Creatur, herab. Wird Jansenius sich aber hier nicht selbst ungetreu, er, der nirgends ein Mittleres zwischen göttlich Gutem und widergöttlicher Sünde zulassen will? Ist dieses nicht gerade die von ihm abgelehnte, verworfene, innere, böse Versuchung, daraus er den Jesuiten doch ein Verbrechen macht?

Nun erhebt sich hier aber die gewichtige Frage von der, mit dem reinen Urstande verbundenen, göttlichen Gnade, die wesentliche Frage, da es sich dabei um die Wesentlichkeit und Nothwendigkeit der göttlichen Gnade überhaupt, um die Qualität der ursprünglichen Vollkommenheit handelt, in welcher ja die Tiefe des Falls, die Schwere der Sünde, als in ihrem Gegensatze, sich ausprägt und gemessen wird. Wir finden hier Jansenius der Sache nach durchaus auf Seiten der Protestanten, sogar mit dem Ausleger des Tridentinums, mit dem Vorkämpfer und dem Rüstmeister der katholischen Polemik, mit dem großen Jesuiten Bellarmin im Streit. Die Gnade ist in diesem Stande den katholischen Theologen ein nicht nothwendiges Pfand göttlicher Huld (donum superadditum), nach Jansenius eine wesentliche, nothwendige, einwohnende. Die Bedeutung dieser Controverse spricht sich namentlich auch in den Worten von Jansenius aus, es könne ja doch kein Vorzug darein gelegt werden, daß der Mensch etwas Gutes ohne Gottes Hülfe sollte thun können. Wir dürfen das Gute nicht theilen zwischen Gott und uns. (Veritatem istam tot modis, sive naturam et nomen gratiae, sive effectus et operandi modos spectes, asseruit, tantaque intentione inculcavit Augustinus, ut non minus pro salvandi divinae gratiae necessitate ad tuendam justitiam status innocentiae, quam ad illam perditam reparandam pro tuendo Jesu salvatoris auxilio sollicitus fuisse et decer-

1) Tom. III, Pag. 327. b. B.

tasse videatur [1]). Hätte Gott dem Menschen oder den Engeln einen Augenblick diese Gnade entzogen, so hätten sie nothwendig fallen müssen. Auch zu den einzelnen guten Werken des reinen Urstandes, nicht blos im Allgemeinen, ist Gottes Gnade nothwendig. War dieses nun aber auch für den reinen Urzustand behauptet, wie viel mehr mußte es für den gefallenen Menschen geltend gemacht werden, oder im Gegentheil, man durfte, sein Verhältniß zur Gnade bestimmend, nicht dabei stehen bleiben, wie doch pelagianisirende Jesuiten verlauten ließen [2]).

Es lag natürlich in Jansenius Interesse, hinwiederum auf diesen Gegensatz sehr aufmerksam zu machen, darauf nämlich, daß die Gnade nach dem Fall sich anders erweisen müsse, als vorher. So bestimmt er denn, die Gnade Gottes sei damals adjutorium sine qua non (possibilitatis) gewesen, welche Beschränkung die große integritatis praestantia des Menschen verlangt; für den gefallenen Menschen ist sie ein adjutorium quo (voluntatis et actionis). Jetzt giebt die Gnade nicht blos die Möglichkeit zum Guten, sondern den Willen und die That selbst. In diesem Letzteren zeigt Jansenius, daß er seinen Grundsatz, es gebe keinen wahren Willen ohne die Kraft der Ausführung, unter keinem Verhältnisse aufzugeben gesonnen bleibe, wie er denn andererseits dem gefallenen Menschen Wollen und Vollbringen des Guten, und zwar jedes Guten, durch die Eine Gnade Gottes geschenkt werden läßt. Es gehörte zur ursprünglichen Gottähnlichkeit des Menschen, daß ihm das Wollen des Guten zugleich die Kraft seines Vollbringens war, wie von Gott gesagt ist, daß, so er etwas gebeut, so steht es da. Somit hätte der Mensch in diesem Stande allerdings, auch nach Jansenius, bei jeder guten That sein eigenes Verdienst gehabt. Hier konnte ihn die Frage etwas verlegen machen, wem denn bei jeder guten Handlung die Initiative, das zeitliche und potentielle Vorangehen zuzuschreiben gewesen sei [3]). Allein er steht nicht an, dem menschlichen Willen die That und ihr Verdienst zuzuschreiben (voluntas, quae suo imperio, quamvis non sine alterius adjutorio facit, ut fiat). Auf eine entsprechende Weise könnte auch der feindliche Wille nicht ohne das Schwert verwunden, das Auge nicht ohne Licht sehen; allein darum ist doch der Wille, nicht das Schwert, daran Schuld, daß eine Wunde geschlagen, nicht das Licht Schuld daran, daß etwas gesehen wird. Auch hier gilt der Satz: die Gesundheit der Vermögen ist ihre Kraft zu wirken. Jansenius glaubt aber durch diese Bestimmungen der Gnade Gottes um so weniger zu nahe zu treten, als Neuere, besonders Jesuiten, dasselbe von der Freiheit selbst des gefallenen, sündigen Menschen, behaupteten. Die ursprüngliche Freiheit besteht eben in der vollkommenen Gewalt, selbst zu wollen und selbst nicht zu wollen, und die ursprüngliche Glückseligkeit hängt wesentlich damit zusammen. Denn der Wille, welcher im Menschen auf keinen Widerstand böser Lust stieß, erzeugte in der Seele eine große Ruhe, und diese wieder erzeugte die höchste Leichtigkeit, das Gute zu wollen und darin zu beharren. Der Mensch stand wie eine im Gleichgewicht ruhende Wage, wie eine vollkommen runde Kugel in einer durchaus ebenen Fläche, welche nach jeder Seite hin gleich beweglich ist, auf der einen Seite durch die Natur, auf der anderen durch die Gnade gehalten, so daß er, wie er ohne Unterstützung der Gnade sehr leicht, durch einen bloßen Blick zu Fall gebracht werden konnte, mit gleicher Leichtigkeit (solo nutu), gleichsam auf den Wink des Willens, mit jener Hülfe der Gnade, im Guten verharren konnte [4]).

1) Tom. II, Pag. 51. a. A. B.

2) Siehe besonders Tom. II, Pag. 55.

3) Tom. II, Pag. 62. b. D.

4) Tom. II, Pag. 61. a. E. b. A.

Indem wir uns nun zum ersten Buch der Lehre von der gefallenen Natur wenden, welches von der Erbsünde handelt, ist es offenbar, daß dieser Übergang dem rationalistischeren System der Jesuiten leichter wird, und wir finden hier wiederum, daß sie die Leichtigkeit mit der Wahrheit verwechseln. Vasquez bekennt auch geradezu, daß er sich in der Lehre von der dem Menschen angeborenen bösen Lust (concupiscentia) an Pelagius anschließe. Dem augustinischen System muß aber schon darum so viel darauf ankommen, daß der Sündenfall als freier Akt erscheine, weil alle Anrechnungsfähigkeit der ungeheueren Schuld der Erbsünde sich ihm in diesem Einen Akt für alle Geschlechter und Jahrtausende concentrirt.

Allein ganz besondere Schwierigkeit lastet auf der Frage, wie, nach welchem Gesetze das Verderbniß der Natur, wodurch die Seele ungerecht, erstorben, von Gott abgewandt und sündhaft gemacht wurde, auf die Nachkommen fortgepflanzt wird. Denn hier gerathen die beiden die Erbsünde tragenden Gewalten mit sich selbst in Widerstreit, die einzelne, freie Persönlichkeit, wodurch Schuld und Sünde bedingt ist, und die Gesammtheit des Geschlechtes, wodurch der Begriff der Erbschaft vermittelt wird. In diesem Artikel besonders überrascht uns die Doctrin der Jesuiten, welche freilich durch Bellarmin sich auch einer allgemeineren Verbreitung in der katholischen Kirche zu erfreuen hatte. Sie lehrt nämlich einen Vertrag, kraft dessen Gott in Adams Willen alle Willen seiner Nachkommen gelegt hat, so daß, wie sein Willen, hätte er die ursprüngliche Gerechtigkeit bewahrt und fortgepflanzt, für den Willen Aller angesehen worden wäre, also auch seine Übertretung für die That Aller angerechnet werden mußte[3]). So hat denn also dieselbe Gesellschaft Jesu die Lehre vom Vertrag, welche sie in langen Folianten halbjuridischer Natur (siehe Molina de justitia et jure) durchgeführt, welche sie namentlich als Grundlage des Staats längst vor Rousseau eifrig verfochten hat, es hat die Gesellschaft Jesu diese Lehre vom Vertrag auch als das die Erbsünde Begründende in die Theologie eingeführt. — Dagegen hat sie freilich in unseren Tagen, sich mehr an die absoluten Throne, als an die unstäten Massen des Volkes stützend, dem Vertrag, als Basis der Staaten, als einer heidnischen, zerstörenden Doctrin den Krieg erklärt. Ein ähnlicher Gegensatz des Jetzt und Einst bei diesem Orden ist uns im Bisherigen wiederholt aufgestoßen. Das jesuitische System war der Rationalismus seiner Zeit, und nun werden Jesuitismus und Rationalismus als die unversöhnlichsten Gegensätze wenigstens angesehen. Also ergeht es der Gesellschaft, welche sich als die Personification, als die einzig berufene Schutzwächterin der Stabilität betrachtet; so wahr ist es, daß Bewegung und Verwandlung vom Leben unzertrennlich ist. Während wir am Boden festzuwurzeln wähnen, bewegt sich Himmel und Erde mit uns und wir mit ihnen.

Jansenius sagt, nach dieser Theorie knüpfe sich die Übertragung (transfusio) der Sünde nur an einen richtigen, auf Adam zurückgeführten Stammbaum; das heißt, der Sohn Adams ist schuldig, ob nun ein Verderbniß böser Begierde in die menschliche Natur durch Adams Sünde eingeführt und durch alle Glieder herunter fortgeerbt sei oder nicht. So behaupten denn die Jesuiten ihren Grundsatz, daß nichts Angeborenes, sondern nur das, was auf irgend eine Weise unsere That ist, uns zugerechnet, als unsere Sünde betrachtet werden könne; zugleich verringern sie die Erbsünde, indem sie nur die Schuld (reatus), welche durch Vergebung weggenommen wird, nur das Formale der Erbsünde anerkennen, nicht das Materiale der bösen, ins Herz gewachsenen Lust, welcher wir in unermüdetem Kampf durch Gottes Gnade abzusterben haben. Es hat sich aber diese bloße Zurechnungstheorie

1) Tom. II, Pag. 86. b. C.

der Jesuiten auch in protestantischen Systemen geltend gemacht, besonders bei scholastischer, lebloser Orthodoxie, welcher das lebendige, demüthige Gefühl der Sünde erstorben war; es ist nicht zu verkennen, daß eine unevangelische Auffassung der Zurechnung in der Lehre von der Rechtfertigung, namentlich in solchen Fällen, eine mitwirkende Ursache dieser Auffassung sein mochte. Jansenius aber verwirft rücksichtlich der Erbsünde geradezu die bloße Zurechnung. Ist ja doch unser innerster Wille und des Herzens eigenste Lust von der Sünde gefangen, wie der Vogel an der Leimruthe; das lastende Übergewicht der bösen Begierde zieht diese selbst nieder. Auch darin tritt Jansenius den Jesuiten entgegen, daß er den Willen nicht blos als ein actuale, sondern auch als habituale faßt. Die Annäherung und zugleich der Gegensatz beider Systeme liegt darin, daß der Jesuite Alles für Sünde anerkennt, was mit Wissen und Willen gegen Gottes Willen gethan wird, während Jansenius jede, auch unbewußte und unwillkürliche, Regung (im Schlafe, im Kinde), welche nicht aus der Liebe Gottes kommt, für Sünde erklärt. Auch in den Kindern ist Sünde, vermöge des Gesetzes, daß von jedem Wesen nur ein ihm Gleiches abstammen kann; nur ein Neger von Negern, von Sündern nur Sünder; in der Wurzel kann schon die ganze daraus hervorgehende Pflanze und der Samen verdorben werden. Die Größe der ersten Sünde ist die Ursache der Verderbniß der Natur, die Verderbniß Ursache der Fortpflanzung (transfusio) [1]). So kommt es denn nicht von einem Vertrage, sondern von der Natur der Sache selbst her, daß gesagt wird, die Söhne haben im Vater gesündigt, sie seien mit ihm Eins gewesen. Die sündige That des Stammvaters ist schon in ihm und in uns zur Natur, zur lebendig fortwuchernden Thatsache geworden. Der modus inquinationis animae ex carne peccati ist, daß das durch die Begierde befleckte Fleisch auch die Seele befleckt. So ist also die leibliche Abstammung allerdings ein wesentlicher Leiter der Erbsünde.

Es ist nicht zu verkennen, es hat diese Theorie, besonders im Vergleich mit der juridischen der Jesuiten, eine ihr eigenthümliche Realität; wohl ist der Leib darin zu großem Rechte gekommen; allein die Theorie selbst gewinnt dadurch Consistenz, gleichsam Fleisch und Blut. Betrachten wir aber die Auctoritäten der Kirchenlehrer und Päbste, welche in langen Reihen aufgeführt werden [2]), so ist nicht zu verkennen, daß diese Lehre durch den Einfluß ascetisch-mönchischer Ideen im Verlauf der Zeit unvermerkt eine ihrer ursprünglichen Lauterkeit fremde Färbung bekam. Das „empfangen vom Heiligen Geist" bei Christo gab hier einen orthodoxen Anknüpfungspunkt. Thomas erklärt die concupiscentia (in prole generando) für das materiale in peccato originis. Die mönchischen Ansichten sprechen sich immer unverhohlener aus, z. B. bei Innocenz; es wird dieses Dogma mit dem Cölibat, mit der Empfängniß Mariä in unmittelbare Verbindung gesetzt. Es ist aber offenbar, daß damit die Sünde unwahr aufgefaßt wird, indem sie auf eine einzige Gattung concentrirt ist und vielmehr einem apostolischen Rathe, als einem Gebote Gottes entgegenläuft.

Indem Jansenius nun zum Schluß dieses Buches eilt, sieht er sich durch manche Fragen gedrängt. Wohl stellt er als Resultat fest, daß die Fortpflanzung der Sünde weder kraft eines Vertrags geschehe, noch durch ein positives Gesetz, oder Willen Gottes, sondern auf dieselbe Weise, nach welcher jedes Wesen überhaupt ein sich Ähnliches hervorbringt, sowohl der Gestalt, als den natürlichen Eigenschaften nach. Allein wie ist es mit dem Ursprung der Seelen? Ist nicht der Vater der Geister Vater jedes einzelnen Geistes? — Aber dann kann dieser ja nicht ursprünglich sündig sein. Wie

1) Tom. II, Pag. 87. a. B.

2) Tom. II, Pag. 93 etc.

kann der die Fortpflanzung bedingende leibliche Akt auch auf den Geist Sünde fortpflanzen? — Wie kann Gott dieses zulassen? — Jansenius, sich auf das Frühere berufend, wagt nicht, alle hier möglichen Fragen zu lösen, wenigstens nicht mit Bestimmtheit, namentlich nicht die Frage, ob die Erbsünde wirklich etwas Positives oder nur eine Negation sei.

Es hat die Beredtsamkeit von Jansenius einen ganz eigenthümlichen Klang und Gewicht, indem er die Unfähigkeit des Menschen, sich selbst zu helfen, die vielfachen geistigen und leiblichen Leiden dieses Lebens [1]) verkündigt. (Zweites Buch, von dem Stand der gefallenen Natur, welches von den Strafen der Urſünde oder Erbsünde handelt.) Wir sind von Geburt an Kinder der Verdammniß. Der Sünde Strafe ist wiederum Sünde und zahlloses Übel; jedes dem Menschen ursprünglich ertheilte Gut ist nun ein Mittel des mannichfaltigsten Übels geworden. Der eigentliche Stachel des Todes liegt nicht im äußeren Übel selbst, sondern darin, daß dieses uns Gottes Zorn und Gericht beurkunden soll. Alle Elemente, Land und See, Todtes und Lebendiges, haben sich gegen den Menschen verschworen; jeder Stand hat seine eigenen Leiden, der Bauer und der König. Wer wollte sich auf seine Unschuld verlassen gegen die tausendgestaltigen Angriffe der Dämonen? Giebt es doch nichts Unschuldigeres, als die getauften Kindlein, und doch quälen sie diese mit Gottes Zulassung manchmal so sehr, daß in ihnen besonders sich das beklagenswerthe Elend dieses Lebens und die zu ersehnende Glückseligkeit des anderen darstellt. — Die Bücher der Ärzte sind die Lagerbücher menschlichen Elends, beinahe alle ihre Werkzeuge Marterinstrumente; und dennoch können sie nicht vor dem kalten Schrecken des Todes verwahren. Der Schlaf selbst, den wir Ruhe nennen, quält uns durch Schreckbilder; sie verfolgen Kranke auch im Wachen. Boshafte Dämonen betrügen selbst gesunde Menschen mit dem mannichfaltigen Spiele ihres Betrugs; wenn sie dieselben dadurch auch nicht auf ihre Seite herüberzuleiten vermögen, so täuschen sie doch ihre Sinne durch die bloße Lust ihres lockenden Betrugs. — Harrt auf die Sünde ihr Schrecken und Gericht, so hat auch die Frömmigkeit mit eigenen Anfechtungen zu kämpfen.

Die besonders schwer auf der Seele lastenden Strafen der Erbsünde sind die Unwiſſenheit und die böſe Luſt. Jene ruht zwar in der Nothwendigkeit (necessitatis est), nicht in unserem Willen, das heißt, sie ist unüberwindlich, aber darum nichtsdestoweniger Sünde. Dagegen erheben sich nun zahlreiche Theologen der katholischen Kirche und zeigen, wie Augustin selbst gegen die Manichäer fest darob gehalten, daß Sünde durch Freiheit bedingt sei. Allein das volle Maas der Freiheit, zu wählen, nimmt Augustin nur für Adams verhängnißvolle That in Anspruch; sie hat sich in diesem Misbrauch erschöpft. Es giebt auch Sünde, welche Strafe der Sünde ist, und darum doch vollkommene Sünde [2]), wie derselbe Akt Wirkung und zugleich wieder Ursache sein kann. Jede Handlung, jeder Zustand, welcher dem Gebot nicht entspricht, ist Sünde. Unter diesem Gebot ist allerdings nicht das positive (facti) Gebot Gottes, namentlich das evangelische, zu verstehen, welches aus Gottes lauterer Willkür kommt, sondern nur das natürliche Gebot. Denn dieses gehört wesentlich zur menschlichen Natur und dem göttlichen Ebenbild (quia intimis conscientiae et rationis penetralibus, nullo humano magisterio, sed ipsius Dei creantis beneficio insculpitur [3])); daher ist Nichtwissen dieses Gesetzes Zerstörung und Verderbniß des uns natürlichen göttlichen Ebenbilds. Nur (unsere oder Adams) Sünde konnte dieses bewirken.

1) Tom. II, Pag. 114. b. C. D. E.
2) Tom. II, Pag. 123. b. D.
3) Tom. II, Pag. 125. a. E.

Die andere Strafe, womit die Sünde unseres Stammvaters belegt wurde und wodurch das ganze Menschengeschlecht aufgerieben wird, ist die böse Lust (concupiscentia). Sie ist ein habituelles Gewicht, wodurch sich die Seele niedergedrückt fühlt, die Creaturen als Ziel, als Ruhepunkt, als Glücksquelle zu betrachten (inclinatur ad fruendum creaturis). Die ganze Weise Jansens, von der Liebe zu den niederen Objecten, wie von der Liebe Gottes zu sprechen, erinnert uns durchaus an das Büchlein von der Nachfolge Christi. Diese böse Lust hat ihre Analogie in den vom Menschen, auch im jetzigen Stande, in Folge seiner Handlungen angenommenen Gewohnheiten. Außer Gott kann jedes Object das Object der bösen Lust sein, da jedes unordentlich geliebt werden kann. Hier nimmt denn Jansenius Gelegenheit, von der Ordnung und Unterordnung der Güter zu reden; wir lassen dieses zunächst bei Seite liegen, dem dogmatischen Faden folgend, bis uns die lettres provinciales, der Kampf gegen die Moral der Jesuiten Gelegenheit geben werden, das Wesentliche davon beizubringen. Nun gilt allerdings die im Urstand widersprochene Norm, daß wie jede Regung und Zustimmung zur inneren bösen Lust Sünde, also auch jede Sünde eine Zustimmung zur inneren bösen Lust ist.

Die Verdammlichkeit der bösen Lust in uns erhellt besonders daraus, daß die ungetauft gestorbenen Kinder nicht blos der Seligkeit verlustig gehen (poena damni), sondern auch von den fühlbaren Strafen des ewigen Feuers getroffen werden. Wir erkennen auch hierin Jansenius eiserne Consequenz; wie den Jesuiten die Leichtigkeit, so ist ihm die Consequenz der Lehre ein Beweis der Wahrheit. Die Scholastiker, sagt er, sind, indem sie den ungetauft gestorbenen Kindern Strafloſigkeit, ja sogar eine natürliche Glückseligkeit zuschreiben, von der Lehre Augustins vielleicht von der der Kirche abgewichen.

Jansenius Lehre von den Kräften, oder besser, von der völligen Unkräftigkeit des freien Willens nach dem Falle (drittes Buch, vom „Stand der gefallenen Natur", ein Ausdruck, welcher wie absichtlich den darin liegenden Widerspruch ausprägt) läuft um so feindseliger gegen das System der Jesuiten an, als diese mit der Willensfreiheit zugleich die Rechte ihrer Vernunft bedroht sehen. Denn wie in Gottes Rath nach Molina die Erkenntniß, nicht der mysteriöse Wille, welcher will, weil er will, das Ursprüngliche ist, so auch im Menschen. (Quoniam vero non ita (frei) operatur nisi praevio arbitrio, judicioque rationis, inde est, quod quatenus ita praeexigit judicium rationis, liberum appellatur arbitrium [1]). Für Jansenius aber ist das Wesentliche die unberechenbare, unmittelbare Kraft des Willens; wie sie der Schlüssel zu seinem System ist, so mußte sie auch die Frucht desselben sein für Den, welcher darein als in ein ihm geistesverwandtes einzugehen vermochte, während die Jesuiten mehr die Bildung des Verstandes und mit seiner Hülfe, also mittelbar, Gewalt über die menschlichen Leidenschaften anstrebten. Daher ist es auch unsere Aufgabe, gleichsam nicht sowohl den Sinn, als den Charakter von Jansens System zu erforschen. — So ist denn nach Jansenius dasjenige frei, quod habet actum suum in sua potestate. Dieser wahren Freiheit sind wir baar. Allein damit ist uns nicht aller Willen überhaupt, namentlich nicht die Zurechnungsfähigkeit abgesprochen. Allerdings kann der Mensch in diesem Stande nichts Gutes thun; hat er auch die Freiheit, sich der einen Sünde zu enthalten, so fällt er damit in eine andere. Nur das ist ja gut, nicht Sünde, was aus der himmlischen Liebe zu Gott geschieht, indem die Gerechtigkeit der Vorschrift selbst unseren Geist ergötzt. Der Mensch in dem gefallenen, gnadenlosen Stande kann nur aus Furcht, oder aus Stolz, oder ir-

1) Concordia, ad articulum 13, quaestionis 14, disputatio 2, oder Pag. 8. a.

discher Lust der Sünde widerstreben, also der Sünde nur Sünde gegenübersetzen. (Periit non solum libertas ad agendum bonum, sed etiam abstinendi a peccato.) Die Freiheit, so weit sie zur Zurechnungsfähigkeit nothwendig ist, wird aber weder durch diese Nothwendigkeit, zu sündigen, noch durch die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade zum Guten ausgeschlossen. Durch die letztere nicht, da ja auch im reinen Stande die ursprüngliche Indifferenz sich mit der Nothwendigkeit der Gnade vertrug. — Es wird aber auch die Identität des Willens durch alle diese verschiedenen Stände nicht gestört; denn daß die Unmöglichkeit, Gutes zu thun, für den Willen nie eine absolute ist, erhellt daraus, daß dieser Eine und derselbe Wille, später durch Gottes Gnade (gratia liberatrix) befreit, wieder Gutes thut. In der Wiedergeburt wird ja nicht ein aus Nichts neugeschaffener Wille eingeschoben, sondern nur der gebundene gelöst. Der Mensch behält also stets denselben Willen, wo aber Willen ist, ist Freiheit (im allgemeinen Sinne); denn Willen und Freiheit sind verschiedene Namen für denselben Begriff. Ist der Mensch also im gefallenen Stande nicht sowohl frei zum Guten, als zum Bösen, kann er auch nichts Gutes aus sich selbst thun, das heißt, kann er auch aus eigener Kraft Gott nicht lieben, so ist er doch frei; ist er auch in der Nothwendigkeit, zu sündigen, so ist er in dieselbe doch nur durch seine freie That verfallen; seine Freiheit ist also der Grund der ihn beherrschenden Nothwendigkeit; wie sollte er also nicht Willen und Zurechnungsfähigkeit haben? Die Sünde, welche Sündenstrafe ist, kommt aus einer durchaus freien Sünde, in einer Lage verübt, da der Mensch durch Gottes Gnade in mehr als bloßer Indifferenz stand. — Wir sehen abermals, wie wichtig und wesentlich die Lehre von der ursprünglichen Vollkommenheit für unser System ist; denn nur auf diesem abschüssigen Fußsteige vermag es sich an dem drohenden Abgrund des Manichäismus vorbeizuwenden, kraft der völligen Freiheit in der ersten sündigen That.

Diese Furcht aber vor dem Gespenst des Manichäismus hat die jüngeren Scholastiker dem Pelagianismus in die Arme getrieben, sagt Jansen; sie preisen sich glücklich, indem sie diesem Gespenste durch eine heidnisch philosophische Hinterthüre entwischen. Denn der ganze Wahn einer reinen Indifferenz, als wäre ohne sie keine Zurechnung, nicht Tugend, noch Sünde, ist durchaus ein aristotelisches Erbstück [1]). Dieser Grundwahn aber ist die Ursache aller dieser Verkünstelungen. Augustin dagegen lehrt fest (confidenter, mordicus) und den Grundsätzen des katholischen Glaubens gemäß, der Wille sei frei, auch wenn er nur das Eine von Beiden thun, wählen oder wollen könne, entweder allein das Gute, wie er es an Gott, an den (nunmehr im Guten durchaus befestigten) Engeln und den seligen Menschen augenscheinlich beweist, oder nur das Böse, was er mit derselben Zuversicht von den Dämonen, den Ungläubigen, von allen nur unter das Gesetz Gestellten, das heißt, von Denjenigen als offenbar und als (kraft der Wahrheit der christlichen Norm) ausgemacht vertheidigt, von allen Denjenigen, deren Wille noch nicht von der herrschenden Sünde oder von der bösen Lust befreit ist [2]). Wie Gott also einer inneren Nothwendigkeit seines Wesens, nicht dem Zwange, gehorcht, so auch die gefallene, sündige und, obgleich einer entgegengesetzten, die durch Gottes Geist zur Beseligung ergriffene Creatur.

Hier ist auch der Ort, den dritten der berühmten fünf Sätze von Jansenius, welche die katholische Kirche während eines Jahrhunderts in Unruhe und Streit erhielten, einzuschalten. Er bedarf keiner weiteren Erörterung, und wir glauben behaupten zu dürfen, daß er wirklich das System von Jansenius trifft. Er lautet: Ad merendum et demerendum in statu

1) Die verschiedenen Auswege, Vermittelungen und Ausflüchte Tom. II, Pag. 202.

2) Tom. II, Pag. 187. b. E.

naturae lapsae non requiritur libertas ab omni necessitate, sed sufficit libertas ab omni coactione, hoc est, a violentia et naturali necessitate. — Zugleich bemerken wir auch hier, wie die Lehre von den Engeln und Dämonen, sich selbst weiter entwickelnd und spaltend, auch in der weiter entwickelten und gespaltenen Lehre vom Menschen eine neue Bedeutung und neuen Halt gewinnt, als die durchaus lautere, unwandelbare Darstellung und Personification wechselnder menschlicher Zustände. Mehrere pelagianisirende Dogmatiker dieser Zeit setzen sowohl in den, im Guten bestätigten, Engeln und Seligen die Freiheit, zur Sünde abzufallen, als in den bösen Engeln Freiheit zum Guten.

Vermittelung der Gegensätze ist nicht das Wesen des jansenschen, sondern vielmehr des jesuitischen Systems; wenn man diesem vorwerfen kann, daß es sogar die Vermittelung nicht blos des Geistigen und Leiblichen, sondern selbst des Göttlichen und Sündigen, des Guten und des Bösen versucht habe, so kann man jenem vielleicht vorwerfen, daß es nicht einmal in dem Einen Mittler eine vollkommene, wahre Vermittelung der gefallenen Menschheit mit Gott gebe. So erkennt sie denn aber namentlich durchaus nichts an, das zwischen gut und böse in der Mitte läge; daher giebt es auch kein Entgegenkommen des Menschen auf halbem Wege, nichts, was ihm Gottes Gnade verdiente oder auch nur ihn derselben würdiger machte, es sei denn die Gnade selbst; darum giebt es auch nichts Mittleres zwischen der heiligen Liebe Gottes und der sündigen der Welt [1]), keine Mittelstraße zwischen dem wahren Gehorsam in der Liebe Gottes und der Sünde [2]), da jeder Gehorsam, der nicht aus göttlichem Glauben und Liebe kommt, Sünde ist. Und gerade da, wo sich Jansenius der jesuitischen Ansicht zu nähern scheint, tritt der Gegensatz aufs bestimmteste hervor. Die Jesuiten nämlich gestehen zwar zu, das aus dem christlichen Glauben hervorgehende Gute (pietatis) sei das höchste, aber nicht das einzige; sie führen ein im allgemeineren Sinne Gutes und Böses ein. Jansenius aber erklärt in Augustins Namen das Alles für Sünde; er sei nicht gesonnen, mit dem Begriff des Bösen sein Spiel zu treiben. Zwar läßt er auch ein unvollkommeneres Gutes zu, bei Denen, die Gott zwar lieben, an ihn glauben, aber nicht vollkommen. Das ist immerhin auch eine Gabe Gottes; eine Gabe Gottes ist es auch, wenn wir, ohne innerlich gebessert zu werden, durch Furcht, durch Schrecken, durch Züchtigungen von großen Verbrechen abgehalten werden; aber dieses unterscheidet sich von den rechten Gnadengaben, wie die Geschenke, welche Abraham den enterbten Söhnen der Sklavin gab, vom Erbe des Sohnes [3]).

Wenn man nun Jansenius vorhält, auf diese Weise werde durch den Glauben ja die ganze Pflichtenlehre aufgehoben, so antwortet er: Zu jeder wahrhaft guten That gehört zweierlei: die Pflicht (officium), die gesetzliche Seite derselben, welcher von Seiten des Menschen der Begriff des Werks (opus) entspricht, und zweitens der innere Zweck (finis), welcher allein Gott sein darf, die Liebe Gottes. Sie erst giebt jeder That den inneren Werth, ist aber natürlich nur im Gläubigen. Die Pflicht ist an sich gut; allein da der Ungläubige nicht den göttlichen Zweck dabei hat, so ist auch seine Pflichterfüllung nicht gut, sondern Sünde; denn Alles, was nicht in der göttlichen Güte geschieht, ist Sünde. Es giebt nur in so fern ein Mittleres, als eine solche Pflichterfüllung minder schlimm ist, als ihre Unterlassung, als der ihr gegenüberstehende Frevel; es haben die Ungläubigen nicht opera vere bona, sed quasi bona, ut non aliud nisi mala intelligeremus, so auch nur quasi virtutes, falsas virtutes, terrenis rebus asse-

1) Tom. II, Pag. 211. b A. B.
2) Tom. II, Pag. 214. a. A. B.
3) Tom. II, Pag. 232. b. D. E.

quendis congruas. Schon darum kann eine solche äußerlich gute That dem Ungläubigen nicht als wirklich gute That angerechnet werden, weil er sie nicht mit Freiheitswilligkeit, nicht mit Liebe zu Gutem thut, sondern wider Willen, aus Furcht. Denn so lange der Mensch in der Knechtschaft der bösen Lust ist, thut er das Gute nicht gutwillig [1]). Der Sitz der wahren Tugend aber ist der Wille [2]). Darum sage man aber nicht, die Sünde, Demjenigen zur Nothwendigkeit, unüberwindlich gemacht, welchem das Evangelium nicht gepredigt, welchem der Glaube, die Liebe Gottes durch dessen freie Gnade nicht geschenkt wird, höre damit auf, anrechenbar, also Sünde zu sein. Denn Dir, dem Ungläubigen, ist nicht als Nothwendigkeit gesetzt, daß Du gerade diese Sünde thuest, sondern nur überhaupt, daß Du, und freilich in jedem Akte, sündigest; allein daß Du gerade diese Sünde wählst, darin liegt Deine Freiheit, also auch Deine Verantwortlichkeit, Deine Verdammung [3]). Also spricht Gott zum sündigen, hülflosen Menschen; hat er es ja in Adam verdient.

(Begriff der Tugend, philosophische Fassung und Widerlegung desselben Tom. II, Pag. 237. b. Der Begriff und Werth von Tugend und Werk, von Innerem und Äußerem bedingen sich gegenseitig Tom. II, Pag. 238. a. B.)

Dasselbe drückt sich nun auch in der Behauptung aus, die Tugenden der Ungläubigen seien nur ein Schmuck für dieses Leben, verdienen gar auf keine Weise die Seligkeit, stehen in gar keiner Beziehung zu ihr, sondern nur zeitliche Belohnungen, Güter und Ruhm, eitel, wie diese Tugenden selbst, werden ihnen. Die wahrhaft gute That ist aber, durch den Begriff des Verdienstes vermittelt, welches aber selbst wieder eine reine Gnadengabe ist, sie ist der himmlischen Belohnung gewiß. Denn wie die wahre Tugend vom Himmel zu uns herabgestiegen ist, so muß sie auch wieder dahin, zur Seligkeit hinaufsteigen.

Indem sich nun aber Jansenius anschickt, gleichsam in dieses kühne Gewölbe einander stützender und tragender Sätze den Schlußstein einzusetzen, die Auctorität der Kirche nämlich, erhebt sich eine große Schwierigkeit, die Bulle von Pius V und Gregor XIII wider die Bajus zugeschriebenen Sätze. Um der Sätze nicht zu erwähnen, welche nur scheinbar mit Augustin übereinkommen, oder welche allein gerügt werden, weil sie die ihnen entgegenstehenden, auch noch zulässigen Lehren zu stark verwerfen, bleiben immerhin noch einige übrig, welche offenbar doch bei Augustin vorkommen und doch von den beiden Päbsten verdammt wurden. Die Bulle verdammt aber (propositio 25, 27, 37) folgende Sätze: Omnia opera infidelium sunt peccata et philosophorum virtutes sunt vitia. — Liberum arbitrium sine gratiae Dei adjutorio nonnisi ad peccandum valet. — Omnis amor creaturae rationalis aut vitiosa est cupiditas, qua mundus diligitur, quae a Joanne prohibetur, aut laudabilis illa charitas, qua per spiritum sanctum in corde diffusa, Deus amatur. — Die erste Scheu von Jansenius vor der Wahrheit erprobt sich besonders hier; er verwirft alle absichtlichen Zweideutigkeiten und Spitzfindigkeiten, womit sich freilich Alles verdrehen lasse. Besonders der fünfundzwanzigste Satz liegt so deutlich wie möglich in Augustin vor, so deutlich, als nur irgend ein anderer. „Quapropter ingenue fateor, sagt daher Jansenius, mihi hic aquam haerere, nec aliud in praesentiarum occurrere quod respondeam, nisi id quod biennio postquam illa bulla Lovanii esset promulgata (17. und 19. April 1570) coram toto auditorio ex cathedra generatim responsum est. Ba-

1) Tom. II, Pag. 261.
2) Tom. II, Pag. 242. a.
3) Tom. II, Pag. 259. a. A. D.

jus machte nämlich darauf aufmerksam, daß die verdammten Sätze nach der Bulle selbst sind: haeretici, erronei, suspecti, temerarii, scandalosi et in pias aures offensionem immittentes respective, also die einen zwar ketzerisch, die anderen aber nur anstößig; wie denn auch im Streit über die Empfängniß Mariä Sätze nicht um ihrer Ketzerei, sondern nur um ihrer Neuheit willen censirt wurden, weil sie Unruhe erregen [1]) oder leicht Ärgerniß geben könnten. Dazu komme noch, daß eine veränderte Lesart, indem in der Copie der Bulle statt eines Komma ein Punkt gesetzt worden, die Censur viel strenger habe erscheinen lassen, wie dieses auch vom Bischof Jansonius, von Gent, damals schon erklärt worden [2]). Der Pabst schonte dabei die alte Neuerung in der Theologie, ob sie gleich die Wahrheit verhüllt, nur um des Friedens in der Kirche willen. Denn wo dieser gebrochen wird, da leidet auch die Wahrheit große Noth. Die semipelagianischen Scholastiker haben also gar keinen Grund, diese Bulle zu einem Vorwand der Verfolgung gegen Diejenigen zu machen, welche die ächte Lehre Augustins aufrecht erhalten, da man ja die ihrige nur um anderweitiger Rücksichten willen verschont hat. — In eine ähnliche Verlegenheit sah sich Jansenius in dem Artikel de statu purae naturae durch den 53. Artikel der Bulle obgenannter Päbste versetzt [3]). Dieser verdammt nämlich die Lehre: Deus non potuisset talem ab initio creare hominem, qualis nunc nascitur. Auch hier spricht er, nachdem er seinen Unwillen über die mit der pelagianischen und heidnischen Philosophie buhlenden Scholastiker ausgegossen hat, auch hier spricht er unverhohlen die ganze Schwierigkeit in den Worten aus: Quid ergo ad propositionem quam proscripsit apostolica sedes? haereo, fateor. Der Anstand ist um so größer, als hier die Auctorität dieser beiden Päbste gegen die vieler anderen Päbste zu stehen scheint, welche diesen augustinischen Satz behaupteten. Wer hier einen durchaus schwierigkeitslosen Ausweg zu finden hofft, suche ihn, aber so, ut meminerit, sic sibi sartam tectamque tuendam recentiorum praesulum apostolicae sedis auctoritatem, ut ne veterum ac plurium perniciosius laedat. Er gesteht, keinen andern Ausweg zu wissen, als zu gestehen, die Kurie habe hier dem Frieden der Kirche, der Majorität der scholastischen Lehrer, ein Opfer gebracht, welches sie wohl nicht gebracht hätte, wenn sie die Aussprüche Augustins und der früheren Päbste besser gekannt hätte. (Quod si vel tunc ostendi potuisset, hanc aliasque nonnullas propositiones ab Augustino, doctorum omnium coryphaeo, tam intrepide a tot seculis esse nemine refragante, sed ecclesia Romana per diversos praesules suos applaudente traditas, abstersa videlicet per tanti doctoris auctoritatem et antiquitatem, opinione falsitatis, offensaque novitatis, nunquam arbitror hujusmodi decretum ab apostolica sede promanasset, quod nulla conciliandae pacis extorqueret necessitas.) — Spricht Jansen der Kurie einerseits Untrüglichkeit in Betreff der Thatsachen ab, wie das durchaus ungetrübte Bewußtsein über die Tradition der Kirche, so kommt noch dazu, daß vielleicht die Päbste, welche Augustins Auctorität so fest stellten, dieses auch nur um ähnlicher Rücksichten willen, den Frieden der Kirche zu erhalten, konnten gethan haben, etwa um den ohnedies schwierigen afrikanischen Bi-

1) Tom. II, Pag. 275. b.

2) Bajus Freunde, Jansonius und Jansenius, lesen: Quamquam nonnullae aliquo pacto sustineri possent, in rigore et proprio verborum sensu ab assertoribus intento. Die Jesuiten setzen nach sustineri possent ein Punkt, wodurch das Folgende zu Bestärkung der im nächsten Satz ausgesprochenen Verwerfung dient. Die innere Wahrscheinlichkeit scheint für die Lesart der Jesuiten zu sein. Von einer absichtlichen Verfälschung kann wohl um so weniger die Rede sein, als diese Copien gewöhnlich ohne Interpunction übersandt wurden.

3) Tom. II, Pag. 402, 403, 404.

schöfen nicht zu nahe zu treten. — Gewiß, der Protestant ist nicht versucht, den Katholiken um diese äußere Verbürgung seines Glaubens zu sehr zu beneiden, die auch, wo sie über Gebühr herabzusteigen und ins Einzelne sich zu verlieren scheint, auch da noch der Spitzfindigkeit der Exegese, dem Mikroskop des Kritikers ausgesetzt ist, welcher das Komma vom Punkt unterscheidet. — Aber ist nicht auch der orthodoxe Protestantismus in Betreff der Lesearten im heiligen Grundtext ähnlichen wichtigen Kleinigkeiten unterworfen? Hier, wie dort, will das formelle, äußere Princip des Glaubens mit dem unbedingt Gewissen und Innerlichen desselben nicht durchaus stimmen; denn wir haben Alle den Glauben in irdischen Gefäßen. Wie aber durch dieselben Thätigkeiten, welche das zeitliche Leben untergraben, eben dieses Leben lebendig erhalten wird, so ist es eben diese Bedrohung unseres Glaubens, welche uns spornt, in ihm selbst festzuwachsen, uns die Gewißheit innerlich zu erringen, indem wir das blos Äußerliche, den bloßen Buchstaben ausscheiden und mit dem Wesentlichen wesentlich Eins werden. Diese Gegensätze des Geistes und des Leibes, welche sich gegenseitig tragen und beleben und zugleich untergraben und verzehren, sind es auch, welche jeder besonderen Kirche und Bekenntniß Leben und Regsamkeit geben, sich nach Innen und Außen zu behaupten, zugleich aber auch sie auflösen und hinüberleiten in eine höhere Einheit, in eine höhere Form, in einen höheren Geist der Gemeinschaft und sonder Zweifel auch in höhere Gegensätze, ohne deren gegenseitige Ergänzung sich der Eine göttliche Geist in uns Menschen auf Erden wohl nie offenbaren kann.

Man behauptet, und wir finden es gar nicht unwahrscheinlich, daß das haereo Jansenius in Rom von seinen Gegnern gar übel gedeutet worden sei und nicht wenig zur Verdammung der fünf Sätze und deren beharrlicher Verfolgung beigetragen habe. Seit der auf die Einbrüche der Reformation erfolgten Reaction wurde ungleich strenger über solchen Ausdrücken gewacht. Der Streit in der zweiten Epoche der jansenistischen Angelegenheiten drehte sich besonders darum, ob der Pabst auch in Bestimmung von Thatsachen untrüglich sei; Jansenius steht wenigstens den unbeugsamen Jansenisten dadurch nahe, daß er im zweiten der oben angeführten Fälle eine mangelhafte Kenntniß der Tradition, eine fehlerhafte Ansicht von Augustins Lehre beim Pabste voraussetzt. Diese Kenntniß der Tradition in ihrer Einzelnheit aber ist es, was den Nerv der question du fait ausmachte. Indeß wird nicht blos von einem Briefe des sterbenden Jansenius an den Pabst gesprochen, worin er seine ganze Arbeit unbedingt dessen Urtheil unterwirft, welcher Brief nach Einigen unterschlagen worden wäre; er spricht sich im Epilog zu seinem ganzen Werke [1]) noch einmal bestimmt über sein Verhältniß zum römischen Stuhle aus, jedoch so, daß auch hierin der innere Zwiespalt sich verräth. Denn gesteht er nicht die Möglichkeit, daß die höchsten Auctoritäten der Kirche mit einander in Widerspruch gerathen, wenn er sagt: Auch ich maße mir nicht an, in keinem Theile von seiner (Augustins) Ansicht abgewichen zu sein; ich bin ein Mensch, den Gefahren menschlichen Fallens ausgesetzt. Habe ich aber irgendwo gestrauchelt, so weiß ich, daß ich nicht in der katholischen Wahrheit gefallen bin, sondern indem ich Augustins Lehre behauptete. Denn ich habe ja nicht das gegeben, was wahr oder falsch, was als Lehre (in doctrina) der katholischen Kirche festzuhalten sei, sondern was nach Augustins Behauptung und Lehre festzuhalten ist. Hat aber seine Dunkelheit mich getäuscht, so werde ich Jedem Dank wissen, der es aus Augustins Schriften nachweisen wird. In demüthiger und verlangensvoller Erwartung Dessen suspendire ich Alles, was ich über so mannichfaltige und schwierige Gegenstände nicht nach meinem Sinne, sondern nach dem des heiligen Lehrers er-

1) Tom. III. Pag. 443.

klärt habe; ich suspendire es auf das Urtheil und den Spruch des apostolischen Stuhles und der römischen Kirche, meiner Mutter. Wenn sie erklärt, daß es zu halten sei, also werde ich es halten, wenn sie es widerrufen haben will, werde ich es widerrufen; ich werde es verdammen und das Anathema darüber aussprechen, wenn ihr Spruch dahin geht. Denn wie ich in die Mysterien dieser Kirche und dieses Stuhls als Kindlein eingeweiht worden [1]), ihren Glauben mit der Muttermilch eingesogen, darin Jüngling, Mann und Greis geworden bin, ohne mit Wissen auch nur einen Fingerbreit davon in Gedanken, oder in der That, oder in der Rede abgewichen zu sein, so habe ich mir fest vorgesetzt, als ihr Sohn bis zum letzten Hauche zu leben, mit Gottes Hülfe zu sterben und vor Gottes Gericht gestellt zu werden, auf daß ich nach ihrer allerheiligsten Ordnung, welche von den Zeiten der Apostel an, durch die ununterbrochene Reihenfolge der römischen Bischöfe, auf dem ganzen Erdkreise gepredigt und geglaubt worden ist, von Gottes Erbarmen oder Gerechtigkeit, Gutes oder Böses empfange. — Es scheint diese unbedingte Unterwerfung unter den römischen Stuhl, diese demüthige Sprache mit Äußerungen Jansens in seinen Briefen an St. Cyran im Widerspruch zu stehen. Eine Art Zurückhaltung und Scheu, den Glauben Anderer zu stören, auch die Absicht, diesen Glaubenswahrheiten den Eingang in der katholischen Kirche zu erleichtern, haben gewiß ihren Theil an dieser Sprache. Zugleich dürfte Jansen, wie so manche Katholiken, die Begriffe „päbstlicher Stuhl und römischer Hof" unbestimmt gehalten und, so wenig sich beide consequent und im Leben scheiden lassen, diesem seine Vorwürfe, jenem seinen Glauben zugewandt haben.

Die zweite der obigen kritischen Fragen, der Conflict der päbstlichen Auctorität mit sich selbst, hat uns bereits in die Lehre de statu purae naturae eingeführt. Jansenius handelt davon in drei besonderen Büchern, in welchen uns mehrere charakteristische Punkte von Bedeutung begegnen. Auch hier ist er auf der Seite der protestantischen Theologen, welche diesen status purae naturae stets als katholische Irrlehre bekämpft haben. Hat sich auch diese Kirche selbst dieser Worte nicht bedient, so ist die darin ausgedrückte Lehre wenigstens unbestreitbar die ihrige. Es handelt sich nämlich in diesem Artikel wieder um die ursprüngliche Natur des Menschen, ob sie vielmehr als wirklich positiv gut oder nur als „Unschuld" gedacht werden wolle. Es ist auch nicht zu verkennen, daß die letztere Ansicht, die der katholischen Theologen, namentlich der Jesuiten, nunmehr beinahe die allgemeine geworden ist, indem selbst in der protestantischen Kirche die Meisten die eigentliche Bedeutung der alt- und ächtprotestantischen Kirchenlehre in diesem Artikel nicht mehr kennen. Freilich nennt auch Jansenius den Stand des Menschen vor dem Fall status naturae innocentis, allein seine Unschuld ist eine positive, die göttliche Gnade wesentlich in sich schließende, denn er fügt zu jenem Ausdruck: seu de gratia primi hominis et angelorum. Die Gnade ist nach Jansenius dem Menschen, wie er von Gott geschaffen ist, natürlich, nicht blos donum superadditum; freilich nicht in dem Sinn natürlich, daß sie in des Menschen eigenen Kräften läge, sondern sie liegt im Begriffe des göttlichen, sich seinem Geschöpfe mittheilenden Wesens; denn Gott ist die Liebe, die Mittheilung seiner selbst [2]). Durch den Fall also und den Verlust der göttlichen, einwohnenden Gnade ist die menschliche Natur zerstört, verwüstet, nicht blos auf ihrer Oberfläche gestört worden. Überhaupt jede Sünde zerstört die Natur des göttlichen Geschöpfs, welchem es als solchem wesentlich ist,

1) Es erinnert uns dieses an die späteren Vorwürfe gegen Jansenius, er sei von protestantischen Eltern geboren; sollte er schon darum gewußt haben?

2) Tom. II, Pag. 311. b. B. C. — 309. a. B.

Gott zu lieben. Jeder Fehler aber hat seinen Grund im Mangel der Liebe zu Gott. (Vitia sic sunt contra naturam, ut corrumpant ejus naturalem statum et naturalia ejus bona tollant.) Die Sünde kann nicht mit schwärzeren Farben, nicht mit kräftigeren Worten geschildert werden; sie ist der Abfall von Gott nicht nur, sondern auch der Abfall des Menschen von seiner eigenen Natur; dieses Beides stützt sich gegenseitig, ist Eins. Zugleich erklärt sich hier zum voraus, wie die gefallenen, durch die Gnade nicht wieder aufgerichteten Menschen nothwendig der Verdammniß verfallen sind; denn kein Wesen, welches seiner Natur ungetreu wird, kann anders, als unglücklich sein. Auch die Lehre von der durchaus freien, ungebundenen Gnade wird hier mittelbar gelehrt. Auch hier erweist sich als das Wesentliche der Gnade, daß sie nicht durch Werke verdient werde, wovon hier bei der Schöpfung, ehe das Geschöpf eine Thätigkeit entwickeln konnte, gar keine Rede sein kann. Der jesuitischen Lehre und der Lehre der Majorität der katholischen Theologen wirft Jansenius vor, daß die ursprüngliche Unschuld nach ihnen mit dem Stand der Erbsünde, wie dieselben Theologen diesen auffassen, in allem Wesentlichen übereinkomme; jene ist nach ihnen nur ein Nochnicht-Schuldiggewordensein. Ist auch in diesem jesuitischen Urstande noch kein reatus, so sind doch schon Gebrechen und innere Versuchungen. Da aber der jetzige Stand mannichfaltige Gnadenmittel voraus hat, kommt es am Ende auf dasselbe hinaus. Die Jesuiten unterscheiden sich von den Pelagianern nur dadurch, daß diese lehrten, die ursprüngliche Vollkommenheit habe eine so unvollkommene sein müssen, während jene nur behaupten, Gott habe den Menschen in einer solchen Unvollkommenheit schaffen können. Das leugnet nun aber Jansenius bestimmt und läßt nur Eine Möglichkeit neben seinem Dogma zu: Gott hätte den Menschen nämlich so schaffen können, daß er in der Unmöglichkeit des Falls gewesen wäre. — Es wäre gewiß unbillig, den Jesuiten vorzuwerfen, sie haben das Volk zur Sinnlichkeit herabziehen wollen, es um so leichter zu beherrschen; aber die Compagnie hatte, schon in ihrem Gegensatz gegen den Protestantismus, eine unwillkürliche Neigung zu sinnlicheren Vorstellungen, und bei einigen ihrer Theologen finden wir, daß sie die allersinnlichsten Volksvorstellungen über die künftige Seligkeit zugelassen, selbst bestätigt haben. Für Jansenius aber ist der Begriff der Seligkeit ein so reiner, daß er ihm mit der inneren Heiligkeit, mit der vollkommenen Gottesliebe durchaus zusammenfällt. Daher leugnet er denn auch in den Seligen die Möglichkeit der Sünde, der inneren Versuchung zur Sünde. Darum demonstrirt er auch gegen die innere Unlauterkeit des ursprünglichen Menschen in der jesuitisch-katholischen Doctrin aus dem Axiom, daß Gott den Menschen nothwendig selig geschaffen haben müsse. Der Mensch ist zur Seligkeit, also auch ursprünglich in Seligkeit geschaffen, da Gottes Geschöpf nichts mangeln konnte, was zu seiner Bestimmung, zu seinem Wesen gehört. Ohne völlige innere Unsündigkeit wäre der Mensch nicht selig gewesen; es läuft aber gegen Gottes Gerechtigkeit, daß er ein Wesen, welches noch keine Sünde begangen haben konnte, unselig schaffe. Denn nicht vollkommen gottselig und selig, ist unselig. Wie überall, so auch hier, läßt er keine Halbheit, keine sogenannte Vermittelung der reinen, sich durchaus entgegenstehenden Begriffe zu. Der Mensch muß etwas lieben, entweder das Creatürliche (Sünde, daher er nicht mit dieser Liebe von Gott geschaffen sein kann) oder Gott. Dieses kann er aber nur durch Gottes wesentliche Gnade. Niemand und Nichts ist gut, als der alleinige Gott; nur das Beste, nur das Göttliche ist gut; es kann keine andere Gerechtigkeit, Wahrheit und Güte geben, als Gottes eigene Gerechtigkeit, Wahrheit und Güte [1]). Er ist selbst das lebendige Gesetz, welches wir in diesem

1) Tom. II, Pag. 295. a. A. 296. a. D.

Leben nur dunkel erkennen aus seinen Wirkungen, nicht allein durch den Glauben, sondern auch durch die Anschauung des vernünftigen Sinns. Es thront über unseren Geistern unwandelbar. Durch diese uns stets lebendig nahe, unveränderliche Erscheinung der Gerechtigkeit, welche Gott selbst ist, ist er uns nicht blos wie ein Idol in der menschlichen Phantasie zu denken, sondern er wohnt uns ein, läßt sich von uns befragen; nur durch ihn selbst unterscheiden wir Wahrheit und Trug, Recht und Unrecht. Nur indem wir in ihm handeln und er in uns, thun wir recht; und es gilt dies von allen Ständen. — Darin giebt auch die bessere heidnische Philosophie ihr Zeugniß ab, daß Gott allein Grund und Ziel alles Guten sein könne, und daß uns dieses nur von Gott selbst geschenkt werden könne [1]). Vor allen Anderen aber hat Plato mit den Seinigen gelehrt, weder die Tugend, noch die Seligkeit des Menschen ruhe in etwas Anderem, als in Erkenntniß, Liebe und Nachahmung Gottes; nur in ihm könne jedes Streben des Menschen zur wahren Ruhe und Befriedigung kommen [2]). Es könne das aber nur durch göttliche Inspiration geschehen; des Menschen natürliche Kräfte reichen dazu nicht aus. Der größte Beweis, wie nahe diese Schule der Wahrheit gekommen, liegt darin, daß sie die unübersteiglichen Schranken ihres Wissens erkannten, was auch in ihnen der Grund einer edleren Skepsis wurde. So erkennt denn Jansenius, welcher aller Philosophie, allem heidnischen Forschen nach Wahrheit durch die natürlichen Kräfte von Anfang an bestimmt entgegengetreten, er erkennt Plato als einen Mann an, welcher der höchsten Wahrheit schon sehr nahe gekommen. Er wählt nicht den Ausweg, welchen die Ansicht verschiedener Kirchenväter aufgeschlossen, Plato habe aus den Büchern des Alten Testamentes geschöpft, sondern vielmehr aus einer getreuen Erforschung der göttlichen Werke [3]). Selbst Aristoteles erkannte an, nur im höchsten Wesen könne der Mensch Tugend und das wahre Glück finden. Allein sein Lob ist nur sehr bedingt und wird durch den großen Schaden, welchen er der Kirche gebracht, beiweitem überwogen. Denn man mag sich wohl verwundern, wie es kam, daß Philosophen, ehe das Licht zur Offenbarung über die Völker aufging, viel wahrer, genauer, frommer, über die hauptsächlichsten Stücke der Moral philosophirten, als ein Theil der Scholastiker, über die Schwachheit der natürlichen Kräfte zu einem guten Leben, über die Läuterung der Seele, wie Gott in allen Handlungen zu lieben sei, über die sogenannte natürliche Glückseligkeit der Seele, über die Nothwendigkeit der Gnade, da uns sowohl die Liebe Gottes, als ihre Belohnung, die Betrachtung der göttlichen Wahrheit, geschenkt werden muß; wie kam es, daß heidnische Philosophen darüber besser philosophirten? [4]) Ich finde keine andere Ursache, als daß Alle der λεπτολογία von Aristoteles folgten, welcher, sei es aus Unwissenheit in den göttlichen Dingen, oder aus Neid gegen fremden Ruhm, durch sein kleinliches Raisonnement (minutiloquio), nur Irdisches erforschend, die vorzüglichsten Lehrstücke, die sowohl Cicero, als Augustin ungemein hoch hielten, in seinem Lehrer Plato gleichsam zerpflückte. So blieb sein Geist und seine Tugend am Irdischen hängen, am Unreinen, und er glaubte, menschliche Kräfte genügen dazu. Daher kam der Pelagianismus in seinen verschiedenen Gestalten, die Buhlschaft menschlicher Tugend und Glückseligkeit, von welcher Plato verdrängt wurde mit seiner göttlicheren Lehre, um welcher willen er gleichsam der Gott der Philosophen genannt zu werden verdient.

1) Tom. II, Pag. 305. a. E.

2) Tom. II, Pag. 303. b. 304, 326. a. E.

3) Tom. II, Pag. 304. a. E.

4) Tom. II, Pag. 328. a. D. E. b.

Durch das Alterthum, durch die Dogmengeschichte des griechischen Reichs läuft der Gegensatz, der Kampf zwischen aristotelischer und platonischer Philosophie fort, er erweckte und belebte die ganze Scholastik und Mystik des Mittelalters, bis die Reformation und Descartes diesen Gegensätzen eine andere Gestalt gaben, der mündiger gewordene Geist sich andere schuf. — Was doch einige Bücher vermögen, welche einmal symbolisch geworden sind für bestimmte Ansichten! — Nein, jeder ausgebildete Mensch hat einen Plato und einen Aristoteles in sich, bald den einen mehr überwiegend, bald den anderen, bald die das Göttliche und Ewige unmittelbar erfassenden Kräfte des Glaubens, die Anschauung der ewigen Schönheit, bald den Verstand, welcher das Göttliche nach Art endlicher Objecte zergliedert, um es auch mit menschlich vermittelter Gewißheit zu besitzen, auf die Gefahr hin, es durch diese Zergliederung zu verlieren. Es war für den orthodoxen Rationalismus des Mittelalters bezeichnend, daß er oft nicht minder Anstand nahm, gegen eine heidnische Auctorität sich zu verfehlen, als wider die des Pabstes, zugleich diese Willkür und doch dabei diese Unterordnung unter die Macht eines menschlichen Geistes. Jansenius war schon durch seinen Kampf mit der rationalistischeren Scholastik bestimmt, auf welche Seite er sich im Streit des aristotelischen und platonischen Systems stellen würde; innere und äußere Gründe mußten ihn gleichermaßen nach dieser hinleiten. Daß aber ein System, welches durchaus das Menschliche, alles sein Versuchen und Streben, sein Wissen und Können als ein Nichts unter die Thorheit und Sünde beschloß, einer reineren Entwicklung edlen menschlichen Strebens und Ahnens Solches nachrühmt, daß ein solches System anerkennt, sie habe ein, wenn auch mangelhaftes Zeugniß von der Wahrheit abgelegt, das ist eine große Inconsequenz des Verstandes; aber wir freuen uns derselben. Der Geist der Wahrheit und Versöhnung konnte sich nicht verbergen, er mußte die starren Bande des Systems brechen. Der göttliche Geist, die Gnade Gottes grüßt jede edlere Entfaltung des Menschengeistes durch die ihm in der Schöpfung von Gottes Athem eingehauchte Kraft, als eine ihr befreundete, wie die Frühlingssonne die Blume grüßt, welche noch unter dem Schnee an dem warmen Schoos der Erde gewachsen ist. Denn es ist Eine wärmende und hegende Urkraft in beiden. Ja nicht einmal die Inconsequenz ist ohne alle Lösung. Denn der eigentliche Sitz der Erbsünde ist ja nicht im Erkenntnißvermögen, sondern im Willen. Kann dieser gar nichts Gutes mehr aus sich selbst vollbringen, ja ist ihm jedes gute Wollen, jede gute Regung aus sich unmöglich, so ist dem Erkenntnißvermögen die Erkenntniß des Guten bis auf einen gewissen Grad natürlich, es konnte ihm diese nicht genommen werden. Schon darum mußte die Gnade mehr als Prädestination, denn als Offenbarung und Erleuchtung sich darstellen. — Woher kommt es aber, daß die Erkenntniß unversehrter geblieben, während das Grundwesen des Menschen von der Sünde zerstört worden? Kommt es nicht daher, daß für Jansen das Grundwesen des Menschen sein Wille ist, wie auch bei Gott der lautere Wille das Letzte, das Unerforschliche ist? Liegt nicht vielmehr eine Geringschätzung gegen die rationalen Kräfte eben darin? Das Auge, das Gehör haben nicht wesentlich gelitten durch den Fall; so ist auch das Erkenntnißvermögen nicht gebrochen, wie das des Willens. Zugleich ist dieses fortbestehende Erkennen des Guten ein bedeutendes Moment, die Sünde, die Schuld des natürlichen Menschen zu erhöhen.

Noch bleibt eine Betrachtung dem jesuitisch-katholischen System übrig, ihren status purae naturae mit seinen inneren Lockungen, Ungleichheiten, Schwachheiten zu vertheidigen: Die concupiscentia, die Lust ist an sich selbst nicht böse, sondern nur, wenn der Wille, sie schlecht brauchend, die Ordnung der Güter stört; sie konnte ja auch ein Reiz zum Guten sein, wie sie es denn auch jetzt noch werden

kann. So sind ja auch die den Thieren eingepflanzten Triebe gut zu nennen. Darauf antwortet Jansenius: Allerdings wären sie gut, wenn Gott sie dem Menschen vom Uranfange an eingepflanzt hätte. Allein das ist eben die Frage; dann, wenn Gott sie der menschlichen Natur eingeschaffen hätte, dürfte der Mensch ihnen folgen; ja er muß den von Gott in ihn gelegten Trieben folgen. Aber woher käme dann die Scham, welche die Regungen der Lust begleiten; müßten wir dieselbe unter jenen Voraussetzungen nicht zu bekämpfen und zu unterdrücken suchen? — Sünde ist nur, wo eine Auflehnung der niederen Kräfte gegen die höheren ist, also nur im vernünftigen Wesen, und das Beispiel von den Thieren paßt also auf keine Weise. Schließlich wird aber darauf hingewiesen, daß Christus die menschliche Natur annahm, wie sie von Gott geschaffen war; wären ihr Begierden anerschaffen worden, so hätte Christus entweder die menschliche Natur nicht wahrhaft annehmen können oder er hätte Begierden in sich hegen müssen. Auf keine Weise hätte er also unser Erlöser von der Sünde werden können. So fiele man also in Manichäismus (Docetismus) oder Pelagianismus, welche beide die Begierde vor der Sünde setzen, Augustin aber nur durch die Sünde.

Die Übel des Lebens hatte allerdings auch Augustin als Reizmittel beinahe unentbehrlich erfunden, und Jansenius kam mit solchen Stellen so sehr ins Gedränge, daß er sogar zur Veränderung der Lesearten seine Zuflucht nehmen mußte. Auch dieses dritte Buch de statu purae naturae, welches von den körperlichen Leiden handelt, enthält die Lösung merkwürdiger Fragen, welche man gerade an dieser Stelle nicht suchen würde. — Man hat der Prädestinationslehre Härte vorgeworfen, indem sie den Menschen gleichsam ganz rechtlos der Willkür eines Tyrannen preisgebe. Jansenius aber behauptet gegen die Jesuiten, Gott habe den Menschen durchaus selig schaffen müssen. Denn hätte er seiner Creatur vor deren Sünde irgend ein Leiden auferlegt, so wäre er ungerecht, oder es wäre ohne seinen Willen also gekommen, durch Zufall oder eine böse Macht, ohne daß er es verhindern konnte; so wäre er unmächtig und wir verfallen dem Manichäismus. Bloße Zulassung ist durchaus kein Ausweg, denn was nothwendig erfolgen muß aus Gottes Anordnungen, ist ihm auch zuzuschreiben. Selbst heidnische Philosophen und Häretiker fühlten das Bedingtsein des Übels durch die Sünde so stark, daß sie durch das Bestreben, der entgegengesetzten Härte auszuweichen, auf allerlei Irrwege geriethen. — Griff die Schule Augustins den status purae naturae und seine anerschaffenen Leiden mit den eben genannten Grundsätzen an, so erwidert Vasquez [1]), Gott könne kraft seiner absoluten Gewalt dem Gerechten die Seligkeit für immer vorenthalten, er könne dem Sünder sie schenken; er kann ihn, blos weil er will, in ewige Qual stürzen. Auch Suarez giebt ihm unumschränkte Gewalt über seine Creatur. — Allein dies ist mindestens zu bezweifeln, sagt Jansenius, denn Gott würde ja dadurch zu einem Tyrannen gemacht. Gott könne die Seligen jeden Augenblick in die Verdammniß stoßen, ist ein stoischer, kein christlicher Satz. Würde Salomon, nein, würde Dionys oder Phalaris zu Gericht sitzen, um zu urtheilen, welcher der rechte Gott der vernünftigen Creatur sei, das heißt, ihr Urheber und Vater, ob jener, welcher ein so großes Erbarmen gegen seine Creatur hat, solche unbiegsame Gerechtigkeit und Freundlichkeit, daß er durch die Verdammung eines Unschuldigen seine eigene Heiligkeit verletzen würde, oder derjenige, welcher den Unschuldigen in ewige Qual stürzen könnte — ohne Zweifel würde jeder Schiedsrichter mit Augustin für jenen entscheiden, wie einst Solomo für die Mutter, welche die Qualen ihres Kindes nicht ertragen konnte.

1) Tom. II, Pag. 864. b. B. C.

Es ist uns nicht bekannt, ob Jansenius schon gegen Mystiker wie Molinos [1]) zu kämpfen hatte, welche in der Liebe Gottes so sehr Alles zu haben fühlten, daß sie behaupteten, auch in die Hölle hinunter gestoßen zu sein, würde ihre Seligkeit und ihre Liebe zu einem solchen Gott nicht stören; ein für Nüchterne anstößiger Ausdruck von der überschwenglichen Gewalt göttlicher Liebe, deren gränzenlose Wonne in überschwenglichen Bildern sich auszudrücken rang. Wer wollte dabei erinnern, daß ein falscher, sinnlicher Begriff von Höllenqual hierin zu Grunde liege? — Die Hauptgegner von Jansenius sind auf jeden Fall auch hier die Jesuiten. Diese behaupten, was man sonst für unzertrennlich mit der Prädestination hält. Aber wir können bei dieser ihrer Überspannung vielmehr der göttlichen Willkür, als seines Willens, der immer, auch wenn er straft, Gnade und Liebe ist, nicht umhin, das wahrhaft moralische Gefühl zu vermissen. Dieses ist unstreitig auf Seiten von Jansenius, welcher zugleich ebenso festhält, Gott müsse durch das unwandelbare Gesetz seiner inneren Heiligkeit auch jede Sünde strafen. (Tam arcta est connexio inter miseriam atque peccatum, ut miseria neque peccata antecedere, neque non sequi possit.) Jede Verkennung dieser Wahrheit beruhe darauf, daß man nicht sehe, wie Jeder, der Gott hat, glücklich, wer ihn nicht hat, unglücklich sei. Die Welt kennt freilich nur die äußere Strafe, darum sieht sie Gottes Gericht nicht.

Wenn nun aber der Jesuite ihm zeigt, daß auch die unschuldigen Kinder leiden, so faßt Jansenius ihre Leiden als den unumstößlichen Beweis für die Erbsünde; was kann aber gegen eine mit Erbsünde sich forterbende Strafe von Denen eingewandt werden, welche kurz vorhin Gott das Recht aufdringen wollten, auch den Unschuldigen in Verdammniß zu stoßen?

Somit ist der zweite Band von unserem Augustinus abgeschlossen. Nachdem von Auctorität der Vernunft und der Tradition, namentlich auch von der Auctorität Augustins gehandelt worden, eröffnete sich das liber singularis durch die Abhandlung de statu naturae innocentis, seu de gratia primi hominis et angelorum. Hierauf handeln vier Bücher de statu naturae lapsae (das erste de peccato originali, das zweite de poenis peccati originalis, das dritte und vierte de viribus liberi arbitrii post peccatum); es schließt mit den drei Büchern de statu purae naturae. Auf den ersten Anschein muß man es unzweckmäßig finden, daß der status purae naturae, eine dem Buche de statu naturae innocentis parallel laufende polemische Abhandlung, von diesem getrennt ist. Allein es war dieses zur Ersparung von Wiederholungen wesentlich. Erst nachdem in den Büchern de statu naturae lapsae die Begierden und Leiden als sündig, als aus der Sünde kommend bewiesen waren, konnte das sie als anerschaffen betrachtende jesuitische Dogma gründlich widerlegt werden.

Der dritte Band unseres Augustin, der Kern des ganzen Werks, handelt in zehn Büchern von der Gnade Christi, unseres Heilandes. Hier gilt, wenn irgendwo, das Wort: Entweder Alles, oder Nichts. Es kommt um so mehr darauf an, daß die rechten Mittel gegen die Krankheit angezeigt werden, als alle anderen dieselbe nur reizen. — Der Zusammenhang mit den früheren Lehrsätzen aber liegt aufgedeckt vor uns. Die Jesuiten und ein guter Theil der katholischen Theologen schreiben das Heil nicht ausschließlich Gottes Gnade zu, daher sie auch, oder weil sie die

1) Man hüte sich sehr, Molina und Molinos zu verwechseln, welche sich nur als extreme Gegensätze berühren. Louis Molina ist der Jesuite, welcher die mehrerwähnte Concordia (zuerst 1588) und de jure et justitia geschrieben; gegen seinen Semipelagianismus namentlich erhob sich Jansenius. — Michael Molinos, Verfasser des guida spirituale (1681), Stammvater oder vielmehr Apostel des mystischen Quietismus, welcher durch die Guyon und durch Fenelon besonders bekannt geworden. Nach Jenem nennt man die Molinisten, nach Diesem die Molinosisten.

Erbsünde nicht als völlige Gefangenschaft und Begrabensein in der Sünde betrachten. Die mindere Strenge in der Lehre von der Sünde bewirkt endlich, daß der Urstand von ihnen nicht als durchaus heilig gedacht wird.

In der Einleitung macht Jansenius wieder darauf aufmerksam, daß die ganze pelagianisirende Lehre vom Heil durchaus auf den Moralgrundsätzen der heidnischen Philosophen beruhe. Bei diesen sei es allerdings eine ausgemachte Sache gewesen, die Reichthümer sei der Mensch den Göttern, die Tugend sich selbst schuldig. Sie haben es sich nie beifallen lassen, Jenen für ihre eigene Tugend zu danken. Daher sind nun auch um so gräulichere Verdrehungen Augustins in dieser Lehre aufzudecken, da ein großer Theil dieser Neuerer doch immer unter dem Mantel seiner Auctorität, oder unter zusammengesuchten Fetzen derselben versteckt, seinen Betrug spielen wollte. (Se Augustini togae laciniis tegunt et persuadere conantur, speciosum gratiae congruae et praedestinationis ad arbitrium respicientis apparatum, jam etiam Augustini esse.) Molina freilich sagt gerade heraus, seine Versöhnung der Gnade und Freiheit sei neu, getröstet sich jedoch, sie würde von den Vätern gewiß gebilligt worden sein, wenn sie nur davon Kenntniß gehabt hätten.

Tritt nun Jansenius den Theologen der katholischen Kirche entgegen, so ist auch nicht zu verkennen, daß er keineswegs auf die Dogmen der Protestanten eingeht. — Die Scholastiker, klagt er, haben so wenig einen Begriff von Sündensklaverei, von der Realität derselben, von der Befreiung davon, daß sie darunter nur Sündenvergebung verstehen (da die Erbsünde nach ihnen auch nur in reatus, Anrechnung der fremden Sünde, besteht). Allein der Sündenvergebung muß Glauben vorangehen, dem Glauben aber die innere Befreiung. — Überall zeigt er, daß die Hauptsache ihm durchaus nicht ist, durch welche Mittel, in welcher Form das Heil dem Menschen zukommt, sondern daß alle Ehre ausschließlich Gottes freier Gnade zukomme. So erklärt er, es heiße nicht weit über Werkgerechtigkeit hinausgehen, wenn man die Gerechtigkeit in den Glauben lege, diesen aber, wenigstens theilweise, aus menschlichen Kräften und Willen ableite. Fällt ihm also auch der Begriff der Rechtfertigung mit dem der Heiligung mehr zusammen, ist jener nicht forensisch, declaratorisch, sondern reell, substantiell, so ist es ja doch nur die Zuversicht auf Gottes Gnade allein, und die Werkgerechtigkeit ist so streng ausgeschlossen, als in irgend einem protestantischen System. Der Mensch kann aber auf keine Weise aus sich der Gnade entgegenkommen; nicht blos zu übernatürlich guten Werken, auch zu natürlich guten ist die Gnade nothwendig. Diese unterstützende Gnade und die Befreiung halten ganz gleichen Schritt; denn die Freiheit des Willens, welche mit der Kraft desselben Eins ist, bleibt eine Gabe der Gnade. — Aber wenn der Mensch thut, was an ihm ist, nach seinen natürlichen Kräften, so wird ihm wohl die Gnade verliehen? — Planissima est responsio negativa. Der natürliche Mensch kann sich ja nicht vorbereiten, noch disponiren für Gottes Gnade. Ist ja doch Alles Sünde, was er thut. Es giebt aber kein Gesetz, wornach Dem, der durchaus nichts Gutes thut, der nur sündigt, von Rechts wegen die Gnade ertheilt werden müßte.

Jansenius eröffnet nun die Polemik über eine Frage, wobei er gar manche Offenbarungsgläubige unserer Tage auch anzugreifen scheint. Kann der in der Erbsünde gebundene Mensch durch die bloße Offenbarung, Darstellung und Predigt der Wahrheit, durch Ermunterung und Verheißung befreit werden? Nein, denn nicht blos unsere Erkenntniß, unser Unterscheidungsvermögen ist durch den Trug der Sünde gefangen, sondern der ganze Mensch; indem das Erkenntnißvermögen seiner Bande ledig würde, wäre doch noch der Wille in der Gewalt der bösen Lust. Darum sind nicht blos die Scholastiker im Irrthum, welche

lehren, es sei den Juden das Gesetz gegeben, damit sie selig werden, in demselben durch die allen Menschen dargebotene gratia sufficiens wandelnd, auch das Evangelium, als bloßes vollkommeneres Gebot, genügt nicht; auch dieses macht die Sünde nur schwerer. Das Mysterium des göttlichen Rathschlusses, kraft dessen er ein nur Übertretung und Zorn wirkendes Gesetz gab, ist, daß dadurch der an seinen Kräften verzweifelnde Mensch zum Erlöser geführt werde. Das Gesetz soll nur Zeugniß geben von dem Heil in der Gnade. (Lex torquet et retorquet miserorum animos terroribus, ut ad implorandam gratiam cogantur.) Der Zweck des Gesetzes liegt also nicht in ihm selbst, sondern im Evangelium. Indem jenes die Schönheit des Guten vorhält, soll es dem Menschen seine eigene Häßlichkeit zeigen. — Es ist allen dem Manichäismus sich nähernden Systemen gemeinsam, — welche Annäherung unwillkürlich durch den Gegensatz gegen den Pelagianismus geschieht — daß sie das Gesetz sehr heruntersetzen. Auch Jansenius nennt es ein in vieler Beziehung irdisches Gesetz, welches durch irdische Triebfedern nicht sowohl zum rechten Gottesdienst führe, als vom Götzendienst abtreibe. Allein er beugt sich vor dem darin eingeschlossenen Mysterium; denn nur Gott weiß, in welchem Alter eines Volks sein Stolz durch den Schrecken des Gesetzes zu brechen sei, in welchem Alter seine Schwachheit durch die Gnade zu unterstützen. Doch ist auch uns vergönnt, Einiges davon zu fassen. Zuerst waren die Menschen noch ganz sinnlich, wie die kleinen Kinder, daher sie nur durch Lockungen zeitlichen Glücks und Drohungen zeitlicher Strafe in den Schranken gehalten werden [1]). Hätte Gott den Menschen in diesem Alter unmittelbar ein geistiges Gebot gegeben, es hätte nur Widerwillen und Ekel erregt. Wie aber ein Vater dem Kinde Spielereien schenkt, und wie das Kind zunächst diese und ihn nicht als Vater, sondern um dieser willen liebt, so that auch Gott mit dem Volke, das zunächst einmal das geistige Gebot empfangen sollte. Auch der Gottesdienst des Alten Bundes, wie sein Gesetz, war äußerlich, weltlich. — Das Volk Israel, die Menschheit wird hier ausdrücklich als Ein Mensch gefaßt, welcher sich durch verschiedene Alter zu einer gewissen, wenn auch zunächst nur negativen Reife heranentwickelt.

Wie die katholischen Theologen von einem meritum ex congruo lehrten, so hatten die Jesuiten eine cogitationem congruam. Vasquez namentlich sagt: gewisse Gedanken, auch der natürlichen Ordnung, in Betreff des Rechthandelns, seien jene wahre Gnade, wodurch ein gutes Werk nach dem Gesetz gethan und die Versuchungen überwunden werden können. Die göttliche Gnade ist dabei die allen Menschen, wenigstens allen Christen gegebene. Dieser Gedanke wird durch äußere Gelegenheiten und natürliche Ursachen geweckt; der Mensch würde auf diesem Wege zum Glauben und der Liebe hingeleitet und bereitet sich mit diesen Hülfsmitteln darauf vor. — Aber, unterbricht uns Jansenius, wenn dem so wäre, würde bloße Offenbarung der Wahrheit und des Gesetzes, menschlicher Gehorsam darin, mit der allgemeinen göttlichen Gnade, zur wahren Heiligkeit und Erlösung genügen; der Wille, von den Scholastikern dabei ganz außer Acht gelassen, wird von ihnen durchaus nicht als ein in Sünde gefangener berücksichtigt. Da helfen aber, eben weil der ganze alte Mensch in der Sünde verdorben ist, da helfen keine von Gott selbst im Herzen durch die höchsten Offenbarungen erweckten Gedanken. Wir sehen hieraus deutlich, Jansenius faßt das ganze Visionenwesen der Jesuiten unter den Begriff der bloßen Verstandesoffenbarung. Auch die zunächst auf die Sinne wirkende Gnade bezieht sich doch auch, als darstellend, belehrend, zunächst nur auf das Erkenntnißvermögen. Also das ganze Streben des Ordens nach sinnlicher Veranschaulichung, wie seine Ekstasen hängen

1) Das ganze, sehr schöne funfzehnte Kapitel des ersten Buchs Tom. III, Pag. 25. b. 26.

mit der einseitigen Ausbildung der Erkenntnißkräfte in unmittelbarer Verbindung. Der uns hier werdende Aufschluß ist offenbar merkwürdig. Es ist damit eine ganze große Klasse von Suprarationalisten getroffen, welchen der Begriff der Gnade sich beinahe allein in den der Offenbarung auflöst. Liegt hierin nicht ein Hauptunterschied der reformirten und der lutherischen Orthodoxie? Diese ist wesentlich Suprarationalismus, womit sich sehr oft eine semipelagianische Tendenz verbindet, während die Lehre von der Erlösung sich den Reformirten als Prädestination gestaltet, in Zwingli mit rationalistischen Elementen verbunden. Der Deutsche hält die Erkenntniß, der Franzose den Willen am höchsten. — Zugleich liegt hier der Zusammenhang zwischen der vorherrschenden Verstandestendenz und der Gesetzlichkeit der Jesuiten vor uns. Jansenius aber kann sich nur mit einer den ganzen Menschen und namentlich den Willen, allgewaltig ergreifenden Gnade zufrieden geben, da jede blos speculative Contemplation, sobald es denn zum Handeln kommen soll, von dem noch in seiner Sünde gefangenen Willen mit Ekel zurückgewiesen werden wird. Daher handelt denn sofort das zweite Buch von der wahren Gnade des Willens (quantum ad operandi modum).

Es ist allerdings dem Pelagianismus eigen und seine Eigenthümlichkeit beruht zum Theil darauf, daß er die göttliche Hülfe in die bloße Offenbarung der Wahrheit und des Gesetzes legt; allein auch viele scholastische Theologen sind nicht weit davon. Für Jansenius aber ist Christus wesentlich der Arzt der Geister, oder vielmehr des ganzen Menschen, sein Lehramt steht dagegen zurück, oder ist mit darunter befaßt. (Gratia medicinalis, medicinale salvatoris auxilium, medici opitulatio.) Es liegt aber in dieser heilenden, ärztlichen Gnade eine unmittelbare Beziehung auf die Wunden und das Kreuz Christi, durch welche wir geheilt sind.

Nur tritt wieder der vollkommene Urzustand hervor, an seinem Beispiel, Vergleich und Gegensatz den Unterschied der augustinischen Lehre von der Gnade und der jesuitisch-katholischen zu zeigen. Diese, die Jesuiten, schreiben der jetzt in der gefallenen Menschheit wirkenden Gnade dieselben Eigenthümlichkeiten zu, welche die Gnade im noch vollkommen gesunden Menschen hatte. Sie haben auch jetzt noch die gratia sine qua non, durch welche des Menschen Willen unterstützt selbst Gutes thun kann, wenn er will. So ist also immer noch der Wille in einer Art Indifferenz; es kommt durchaus auf des Menschen Willen an, ob er der Gnade Gehör geben will, oder ob sie unnütz und nichtig (cassa), ohne Wirkung und Verdienst bleibt. Da aber die Annahme vom Menschen abhängt, so würde alles Verdienst, weil alle Entscheidung, dem Menschen zukommen, Gott wäre die Ehre geraubt, er hätte sie nicht einmal mit dem Menschen zu theilen. Das Alles schien Jansenius im vollkommenen Urzustand nicht nur nicht verwerflich, sondern nothwendig, damals hatte er adjutorium quantum ad usum et non usum; wäre er im Guten geblieben, hätte er sich die Seligkeit selbst verdient. Jetzt aber ist der modus adjuvandi nicht blos die dem Menschen gegebene Möglichkeit, sondern der Wille und die That selbst wird dem Menschen durch Gott geschenkt. Denn die Gerechtigkeit liegt nicht im bloßen Können (der Möglichkeit), sondern im Thun. Würde nicht dieses, sondern nur jenes von Gott dem Menschen gegeben, so wäre unsere Gerechtigkeit eine menschliche, keine göttliche. So ist denn dem Menschen gerade zum Anfang des neuen göttlichen Lebens gar nichts zuzuschreiben, Gott allein ist die Ehre zu geben. (Augustinus quamlibet, qualemlibet, ubilibet constitutam gratiam quisque tueatur, si detur ex meritis, vel si solam possibilitatem voluntatis et actionis adjuvet, eum sanae et apostolicae et evangelicae doctrinae reum facit.) Das Alles neigt sich dem Pelagianismus zu. Die Jesuiten suchen wohl die Lehre der Pelagianer und Semipelagianer anders zu deu-

ten und noch weiter von der Gnade zu entfernen, um sich selbst dadurch zu rechtfertigen (nisi enim nimis accusaretur Cacus, parum Hercules laudaretur). Allein gerade daraus, daß Augustin die Letzteren bekämpft, welche doch der Gnade so viel Ehre gaben, als sie irgend neben der Wahlfreiheit des Willens behalten kann, daraus ganz besonders erhellt, daß nach Augustin der die Gnade aufnehmende Wille selbst Gnade ist. So verwirft denn Jansenius die Gnade, die eben sowohl wirksam sein kann als unwirksam (efficax, inefficax bei Suarez und Molina) und die vermittelnde gratia congrua [1]). Das Wollen und Verweigern des Guten steht Gott, nur Gott zu, seine Gnade ist actualis, da sie auch die That selbst giebt, und zwar jede einzelne That, wie das ganze neue Leben.

Daß Gottes Gnade unüberwindlich (invicta, gratia victrix) wirkt, daß wir wollen (facit, ut velint), erhellt aus den acht Eigenthümlichkeiten und Merkmalen, welche Augustin ihr beilegt [2]). Augustin schreibt ihr zu eine durchaus allmächtige Leichtigkeit, wodurch sie aus den Nichtwollenden Wollende macht (summa efficacia, facilitas omnipotentissima, qua volentes ex nolentibus facit). Der Wille wird von Gottes Geist durch die Gnade so fortgerissen (rapitur) und getrieben, daß der Wille kaum selbst thätig zu sein scheint. Der Mensch kann dabei nicht widerstehen, da die siegende Gnade alle entgegengesetzten Hemmungen der Willen und der Affecte durch seine unüberwindliche Macht durchbricht (indeclinabiliter et insuperabiliter). Dabei ist nicht etwa zu glauben, als sei der Wille Gottes durch sein Vorhersehen dessen, was der menschliche Wille wählen würde, bedingt. Gottes Wille will, was er will, und nur weil er es will. Keine göttliche Gnade ermangelt ihres Erfolges; es ist ihre Wirkung immer so unfehlbar mit der Gnade verbunden, daß aus dem Nichtdasein einer guten That auf das Nichtdasein der betreffenden Gnade geschlossen wird. — Beweist Lessius daraus, daß im vollkommenen Urstande dem Menschen die Gnade, wodurch (gratia qua) er im Guten beharren konnte, wenn er wollte, zum Heil genügte, beweist er, daß es auch jetzt so sein müsse, daß nur zu den donis habitualibus die gratiae excitantes, suasiones et protectiones Gottes kommen müssen; so bewies Jansenius durch den Gegensatz beider Stände, daß jetzt das Gute mit Ausschließung des menschlichen Wollens geschehe, eben weil dieses menschliche Wollen im Urstande für das Gute, wie für das Böse, zu entscheiden hatte. — Ob nun gleich der Consens und Dissens nicht uns zusteht, so bleibt es doch wahr, daß wollen, glauben, recht leben ohne unseren Willen unmöglich ist [3]). (Determinatio ad volendum est quidem propriae, non alienae voluntatis, sed ita tamen ut ad eam determinandam nunc gratia praecipuas agat partes. — Nos quidem sumus, qui nos determinamus ad volendum et faciendum, sicut nos sumus qui volumus atque facimus, sed Deus est, qui efficacissima motione facit ut nos determinemus.) Der Sinn ist offenbar: Gott behandelt uns nach unserer Natur; da es uns natürlich ist, daß die That durch den Willen bedingt werde, aus ihm zunächst hervorgehe, so wirkt seine Gnade nicht die That unmittelbar und ausschließlich; sie nimmt ihren Weg durch den Willen hindurch, wenngleich denselben unaufhaltsam mit sich reißend.

Hier erhebt sich nun aber ein Einwurf, der uns einen Blick eröffnet in die Ökonomie, in die Mannichfaltigkeit der Gnade, welche uns bisher nur als Eine entgegengetreten. Es werden nämlich Manche im Geiste göttlich erleuchtet, ja ihr Wille durch die Bewegungen göttlicher Gnade erschüttert, aber ohne daß sie wahrhaft eingehen auf diesen innerlichen Rath und Neigung.

1) Tom. III. Pag. 44. b. E.

2) Tom. III. Pag. 81. etc.

3) Tom III. Pag. 101. b. A.

Dieses scheint doch den Satz umzustoßen, daß die Gnade in Demjenigen, welchem sie gegeben wird, immer ihren Erfolg hervorbringe. Allein die Wirkungen der göttlichen Gnade und darum auch die Regungen des menschlichen Willens sind mannichfaltig. Es giebt ein vollkommenes Wollen (welches Augustin „das Können" nennt), es giebt auch ein unvollkommenes (velleitas). Dieses letztere hat wieder verschiedene Grade, davon der niedrigste und leichteste boni complacentia genannt wird. Dieses ist die erste Wirkung des göttlichen Thaues. Denn wie die Überschwemmung der göttlichen Gnade, einem reißenden Waldstrome gleich, den ganzen Willen des Menschen mit sich fortträgt, so weht dieser sanfte Hauch den Willen an mit einem, wenn auch noch schwachen, Wohlgefallen, an der Schönheit des Guten. Daraus ist auch die, oft nur von sehr unvollkommenem Erfolg begleitete, Hinneigung zum Guten zu erklären, nicht aus dem natürlichen Wilken des Menschen. Gottes Gnade kommt überall zu ihrem Zweck; es erfolgt nicht mehr und nicht weniger. Nicht jede Gnade genügt, jeglichen Erfolg zu bewirken; jede aber ist gerade dem in diesem Falle sich erhebenden Widerstand gewachsen. Gott giebt wohl das Verlangen nach vollkommener Liebe und That, aber darum nicht jeder Zeit das Vollbringen dazu. Jenes ist oft, aber nicht immer der Vorläufer von diesem. Daß das Verlangte vom Menschen erreicht wird oder nicht, liegt aber nicht an des Menschen Wollen oder Nichtwollen.

Daraus erhellt zum Voraus, daß die von den meisten katholischen Theologen gelehrte hinreichende, allgemeine Gnade (gratia sufficiens), welche ihnen von der menschlichen Natur unzertrennlich scheint, und durch welche sie nicht nur alles Gute, sondern auch die Zurechnungsfähigkeit aller Sünde bedingt sein lassen, es erhellt, daß diese gratia sufficiens von Jansenius verworfen wird, sofern sie nicht so definirt wird, daß sie mit obiger gratia efficax zusammenfällt. Aus dieser Gnade würde ja nothwendig folgen, daß wir durch das bloße Gesetz selig werden könnten. Wir entnehmen der neuen Abhandlung über die Natur des Gesetzes nur Eine Stelle, weil sie den Gegnern bald Stoff zu Vorwürfen gab. Jansenius sagt [1]): Da also das Alte Testament eigentlich in jenen Lebensregeln besteht, welche auf den Tafeln geschrieben waren, in jenen äußeren Gebräuchen des göttlichen Cultus und in den dafür verheißenen irdischen Belohnungen, lauter vorbildliche Documente zukünftiger Dinge, so ist offenbar, daß jenes Testament nichts Anderes war, als gleichsam eine große Komödie (Darstellung), welche nicht sowohl um ihrer selbst willen, als wegen des Neuen Testaments, in deren vorbildlichem Dienste, wegen seines Hauptes und dessen Erbin, der Kirche, aufgeführt wurde von jenem dazu ganz geeigneten Volke. Das unschuldige Gleichniß einer dramatischen Darstellung konnte nicht umhin, besonders reformirten Theologen, Ärgerniß zu geben, welche dabei den Feuereifer ihrer Kirche gegen weltliche Schauspiele nicht verleugnen konnten. Ein Hauptunterschied zwischen Jansen und den Reformirten liegt besonders darin, daß jener die Bedeutung des Alten Testaments nicht sehr hoch stellt, während diese, wohl minder consequent, sich wesentlich dadurch charakterisiren, daß ihr ganzes Leben, nicht blos ihr Ideal einer Theokratie, darin wurzelt, was schon in ihren alttestamentlichen Vornamen sich beurkundet.

Wenn nun die Juden nicht die genügenden Gnadenmittel zur Seligkeit hatten, wie viel weniger die Heiden. (Carent gratia sufficienti ad salutem tam proxima, quam remota, et omnibus principiis ejus.) Die Jesuiten behaupteten hier eine gewisse allgemeinere, kosmopolitische Katholicität. Ohnedies erkennen sie, Alles nach dem Wissen messend, keine Sünde an, welche nicht gegen ein besseres Wissen begangen wäre, keine, welche dadurch nicht freie That wäre. Daher nehmen sie für alle Heiden wenigstens eine von der

1) Tom. III. Pag. 116. b. A. B.

menschlichen Natur unzertrennliche Gnade in Anspruch, kraft deren dieselben wenigstens, wenn sie wollen, nicht sündigen, sich der Sünde erwehren können. Es scheint dieses inconsequent an den unerbittlichen Feinden jeder nichtkatholischen Gemeinschaft. Hängt es einerseits mit ihrem ganzen System der Dogmen und Moral, andererseits mit ihrer Praxis bei Heidenmissionen zusammen, so hat hier zugleich der von ihnen öfters den strengen Augustinianern gemachte Einwurf seine Stelle, daß von diesen Diejenigen, welche den angebotenen Glauben verschmähen (Ketzer) mit den ohne ihre Schuld Ungläubigen (Heiden) in Eine Klasse geworfen werden. So motivirt sich denn z. B. die Nachgiebigkeit der Jesuiten gegen heidnische Gebräuche in China, welche mit ihrer Unversöhnlichkeit gegen den Protestantismus wenigstens scheinbar sonderbar contrastirt. Sie behaupteten in diesem besonderen Falle namentlich, das den Erzvätern gegebene Gesetz habe sich in jener entlegenen Welt mit wunderbarer Reinheit erhalten. So waren denn diese Heiden unter einem göttlichen Gesetz, durch dessen Gehorsam sie vielleicht der Gerechtigkeit nahe genug kamen.

Jansenius dagegen vertritt die uralte Orthodoxie, welche, so gewiß sie nur in Christo allein ihr Heil zu finden sich bewußt ist, außer seiner Gemeinschaft nur Sünde und Tod sieht [1]). Da das Heil mit dem Glauben anfängt, so müßte, wenn den Heiden eine hinreichende Gnade gegeben wäre, ihnen wenigstens eine solche geschenkt sein, welche zum Glauben hinreichte. Allein es ist ihnen ja Alles verweigert, wodurch der Glaube äußerlich vermittelt werden muß. Es fehlen aber den Heiden, als solchen, alle Bedingungen, etwas moralisch Gutes zu thun (woraus ersichtlich ist, daß sie keine wahrhaft genügende Gnade haben). Diese Bedingungen, diese Principien sind zwei. Zuerst die Liebe Gottes oder, was dasselbe ist, der Gerechtigkeit, welche in jedem moralisch guten Werke herrschen muß. Das zweite Princip ist der Glaube an den wahren Gott und seinen Christ, ohne welchen es unmöglich ist, das Gesetz zu beobachten, oder sich vor Sünden zu hüten. Obgleich der Glaube als der zweite genannt ist, ist doch durch ihn die Liebe, wie die Hoffnung, bedingt; diese verlangen als vorhergehend den Glauben, als ihre Sonne, durch deren Strahlen sie selbst ihre Richtung erhalten [2]).

Da die Lehre vom Glauben der Grund des ganzen Protestantismus ist, muß die Vergleichung jedes Systems mit ihm besonders auf diesen Artikel sich concentriren. Daher hier Einiges; wobei jedoch schon der Umstand, daß bei Jansenius die Lehre vom Glauben bei Gelegenheit eines anderen Fragepunktes eingeschaltet ist, als unterscheidend anzuerkennen ist. — Vor dem Glauben, sagt er [3]), erkennt Augustin durchaus keine Gnade in den Nichtchristen an, irgend etwas Gutes zu thun (auch keine sufficiens). Dieses erhellt daraus, daß es nach ihm der Glaube ist, welcher die Gnade und die Hülfe erlangt, womit die menschliche Schwachheit das ihr Gebotene vollbringen kann. Alle Güte nimmt erst mit dem und aus dem Glauben ihren Anfang. Zuvor ist nur Sünde im Menschen. Ja selbst das erste Wollen, das erste Verlangen nach dem Guten wird uns erst durch den Glauben eingeflößt. Fides impetrat (durch Gebet) quod lex imperat. Überhaupt wird Glaube und Gnade oft verwechselt, als unzertrennlich, als Eins dargestellt.

In der katholischen, wie in der protestantischen Lehre schließt der Glaube einerseits den ganzen Segen des Christenthums unmittelbar in sich, andererseits vermittelt sie ihn. Auch hierin ist das Unmittelbare dem Protestantismus das Wesentliche, dem Katholicismus das Vermittelte. Indem Jansenius die Heiligung und wirkliche Gerechtmachung als das Wesentliche voranstellt,

1) Er verwirft auch den Versuch mancher Scholastiker, den Heiden durch eine gratia ordinis naturalis zu helfen. Denn es ist nur Eine Gnade. Tom. III. Pag. 133. b. B.

2) Tom. III. Pag. 127. b. A. B.

3) Tom. III Pag. 128. 129.

schließt er sich der katholischen Kirche an; er hat keine abgesonderte Gerechtsprechung, Rechtfertigung durch den Glauben. Allein die unwiderstehliche Gnade Jansens stellt auch auf ihre Weise die höchstmögliche Unmittelbarkeit dar, der Akt der Gerechtmachung ist auch ihm ein momentaner, aber nicht in der Zeit, sondern im Schoos der Ewigkeit.

Man wende aber nicht gegen uns und gegen das Bisherige ein, Gott gebiete dem Menschen Unmögliches. Wirklich unmöglich ist nur das für den Menschen, was er weder mit seinen, noch mit fremden Kräften zu thun vermag; mit Gottes Gnade ist es dem Menschen aber möglich gemacht, jegliches Gebot Gottes zu erfüllen. Damit will jedoch gar nicht gesagt werden, als wäre die Sünde durch die Möglichkeit bedingt, ihr Gegentheil zu thun. Auch dem Christen, auch dem wirklich Gläubigen ist oft das Vermögen, der reelle Wille versagt, ein ihm auferlegtes Gebot zu erfüllen, damit er um so mehr auf Gott allein sich verlasse, zu ihm recht bete. — Allein man kann ja nicht recht beten ohne Gottes Gnade; ist es nicht unrecht von ihm, ist es nicht hart und tyrannisch, daß er diese Gnade zu beten Vielen verweigert? — Darüber ist er Niemandem Rechenschaft schuldig; denn er ist Gott. Er weiß, warum er gegen den Einen so, gegen den Anderen anders verfährt (penes ipsum est et aequitatis tam secretae ratio et excellentia potestatis). In dem Menschen liegt der Grund der Unterscheidung nicht; Gott steht einer unterschiedslosen, durchaus sündigen Masse gegenüber. Er kann daraus zum Leben rufen wen er will. Die Übergangenen, die ihrer (schon durch die Erbsünde) verdienten Verdammniß Überlassenen haben so wenig ein Recht sich darüber zu beklagen, als das, was nicht geschaffen ist, sich beklagt, daß es nicht ins Leben gerufen ist. Auch ist ja zugleich bei dem bösen Leben der Verworfenen ein inneres Nichtthunwollen des Guten, indem die Liebe Gottes und der Glauben ihnen fehlt. Ist auch dieser böse Wille allerdings ein in Nothwendigkeit gefangener, so ist dieses doch keine Entschuldigung, vielmehr eine Vermehrung der Schuld. Denn die Knechtschaft der Sünde ist doch schwerere Sünde, als eine vereinzelte Schwachheitssünde. Diese Knechtschaft der Sünde ist überdies Sündenstrafe, Sünde aus Sünde; nur wenn sie von Gott uranfänglich anerschaffen wäre, wäre sie uns nicht zuzurechnen. Ist auch nicht die von den Scholastikern postulirte Indifferenz zum Guten und Bösen dabei, so ist doch darin gerade so viele Freiheit von Seiten des Menschen, als nothwendig ist, seine Schuld zu constituiren.

Da aber doch Alles auf die Gnade ankommt, wozu wird das Gebot gegeben? — Das Gebot zeigt einerseits, daß der ihm nicht Gehorsame unentschuldbar ist, denn Gott hat ihm ja die Erkenntniß seines Willens mitgetheilt; das Gericht Gottes und daß wir es verdienen, wird dadurch offenbar. Ist das Gesetz also ein Mittel, den Willen Gottes an den Verworfenen zu vollstrecken, so erfüllt es denselben auch an den Auserwählten. Denn es treibt sie, ihre selbstverschuldete sündige Schwachheit zu bedauern und Gott um Kraft anzurufen. Sie führt es zur Seligkeit, indem es sie demüthigt und an den Vorworfenen ihnen zeigt, wie tief der Mensch, sein Wille in der Sünde gefangen liegt, da er nichts zum Guten zu thun vermag, ob er gleich durch das Gesetz unterrichtet ist, was er zu thun hat. Aus diesem ergiebt sich denn auch, in wie fern Jansenius sagen kann, das Gesetz zeige, daß Gott nicht Alles thue, sondern auch der Wille. Gott wirkt auf den Menschen, er bestimmt ihn, als ein Wesen, welches Willen hat; seine, obgleich unwiderstehliche, Gnade bedient sich, wie bei den Auserwählten, so überhaupt, der unserer Menschennatur entsprechenden Mittel.

Wir begegnen hier aber einem Kapitel, welches dem fünften der vom Pabste in Jansenius verdammten Sätze den Stoff gegeben hat. Allein auch die drei übrigen, der erste, zweite und vierte können hier recht wohl ihre Stelle erhalten. Giebt das Bisherige schon Data genug, diese

Sätze und die Behauptung, ſie ſeien in Janſenius enthalten, zu beurtheilen, ſo wird dieſes durch die Folge noch deutlicher werden. Es lautet aber der erſte der fünf Sätze: Gratia de se efficax vere, realiter et physice praemovens et praedeterminans, immutabiliter, infallibiliter, insuperabiliter et indeclinabiliter, ita est necessaria ad singulos actus, etiam ad initium fidei et ad orationem, ut sine illa homo etiam justus non possit adimplere Dei praecepta, etiamsi velit et conetur, affectu et conatu imperfecto; quia deest illi gratia qua possit, sive qua fiant illi possibilia possibilitate cum effectu, ut loquitur Augustinus de Nat. et. Grat. C. 42. Es hält ſich dieſer Satz ſogar innerhalb der Terminologie von Janſenius, ausgenommen das einzige physice, welches dieſer wenigſtens an den Thomiſten, wenn nicht als falſch, doch als neu, als durch Auguſtins Auctorität nicht geſtützt, rügt. Auch der Gerechte bedarf, nach ſeiner ausdrücklichen Lehre, zu jeder einzelnen Handlung der göttlichen Gnade, Gott giebt nicht Jedem die Gabe des Beharrens im Guten (perseverantia), welchem er die Gerechtigkeit ertheilt. Auch Gerechte (justi) werden, nach Gottes geheimen Gerichten, von der göttlichen Hülfe verlaſſen [1]), und fallen alſo unaufhaltſam in Sünde. Dagegen ging ja eben die obenerwähnte Cenſur der Sorbonne gegen Dr. Arnauld. Wir ſehen, die päbſtliche Cenſur hat ſich den techniſchen Ausdruck der gratia qua angeeignet und iſt durchaus auf den Begriff der wahren, reellen Möglichkeit eingegangen, welche nicht eine allgemeine, vielleicht erfolgloſe iſt, ſondern den Willen und die Macht, die That ſelbſt in ſich ſchließt und von der inneren Nothwendigkeit ſich nicht weſentlich unterſcheidet. — Die göttliche Liebe an ſich allerdings erfüllt das ganze Geſetz, aber da ſie in jedem eine von Gott perſönlich zugemeſſene iſt, ſo bleibt auch im Gerechten für manches Gute ein bloßes Verlangen, das allerdings in Janſenius Sinn nicht ein „Wollen" (wohl ein conetur, aber eigentlich nicht velit im Obigen) genannt werden kann. — Der zweite Satz, welcher als Lehre von Janſenius cenſirt wird, iſt: In natura lapsa nunquam resistitur gratiae interiori, id est efficaci, in sensu explicato in prima propositione, quae secundum phrasim Augustini vocatur interior. Was iſt dagegen einzuwenden? — Desgleichen der vierte lautet: Admiserunt Semi-Pelagiani gratiae interioris necessitatem ad singulos actus, etiam ad initium fidei; et in hoc erant haeretici, quod vellent eam gratiam talem esse, cui posset humana voluntas resistere vel obtemperare; id est, in hoc erant haeretici quod vellent gratiam illam non esse efficacem modo explicato in prima propositione. Im Ganzen kommt es durchaus auf das im erſten Satze poſitiv Geſagte heraus. — Eine Conſequenz daraus iſt der fünfte Satz: Error est Semi-Pelagianorum dicere Christum pro omnibus omnino mortuum esse aut sanguinem fudisse; quia videlicet Christus est quidem mortuus pro omnibus quoad sufficientiam pretii sufficienter, non tamen efficaciter, quia non omnes participant beneficium mortis ejus.

Janſenius hatte nämlich den Einwurf berückſichtigen müſſen, Gott wolle nach der Schrift Alle ſelig machen. Dieſes leugnet er; denn wenn Gott es wollte, ſo müßte es auch nothwendig geſchehen (omnipotens enim inaniter velle non potest); er ließe dann gewiß keine Kinder ſterben, ohne die nothwendige Bedingung ihrer Seligkeit, ohne ſie durch die Taufe in den Schoos der Kirche aufgenommen zu haben. Wäre Gottes Wille aber nur ein bedingungsweiſer, von dem menſchlichen Willen abhängig gemachter (divinae operationis efficaciam ab humana voluntate suspenderet), ſo würde ja die ganze Lehre von der freien Gnade umgeſtoßen [2]). Allerdings iſt den Chriſten geboten, für die Seligkeit Aller zu beten; allein die eigentliche Ab-

1) Tom. III. Pag. 156. b. E. 157. a. C.

2) Tom. III. Pag. 159. etc.

sicht dieses Gebets kann doch nur auf Diejenigen gehen, welchen Gott die Seligkeit bestimmt. Wir beten ja doch in der Unterordnung unter den göttlichen Willen. Da wir aber nicht wissen, welche von Gott auserwählt sind, suchen wir Alle durch unser Gebet zur Seligkeit zu fördern. Das „Alle" in den alten Kirchengebeten geht auch nicht auf alle Individuen, sondern auf alle Gemeinschaften; womit also gesagt ist, daß diese alle bestimmt sind, dem Geist Christi und von ihm sich erschließen zu lassen; Juden und Heiden, Sklaven und Freie, Fürsten und Prwaten, Gelehrte und Ungelehrte, Erwachsene und Kinder, Männer und Weiber, unter und aus ihnen Allen sind Einige zur Seligkeit verordnet. Der antiken, namentlich auch der jüdischen Anschauungsweise gegenüber hätte allerdings auch diese Wendung einige Bedeutung.

Diese bisherige Frage kehrt nur bestimmter, concentrirter wieder in der neuen: Ob denn Christus und wie er der Erlöser Aller, wie er für Alle gestorben sei?[1]) Jansenius antwortet: Das durch Christi Tod gebrachte Lösegeld genügte auch zur Erlösung aller Menschen, selbst des Satans, wenn wir es seinem Werthe, nicht seiner Wirkung nach betrachten. (Chr. redemsit omnes sufficienter, non efficienter. Oben in der päbstlichen Censur heißt es efficaciter; es könnte auf den Unterschied dieser Worte ein Gewicht gelegt werden, indem das non efficaciter einen beabsichtigten, aber verfehlten Verfolg ausdrücken dürfte, welche Deutung aber eher der entgegenstehenden Doctrin vorgeworfen werden kann.)

Man kann sagen, Christi Tod habe für Verschiedene verschiedene Früchte getragen; Manche erhalten dadurch nur die Gnade der Gerechtigkeit, ohne das Vermögen darin zu beharren. Da die ihnen ertheilte Gnade vielmehr den eigentlich Auserwählten (welche auch die perseverantia haben), als ihnen selbst zum Frommen gereicht, so läßt sich der Nutzen des Todes und der Erlösung Christi im strengen Sinne nur auf Diejenigen anwenden, welche dadurch die ewige Seligkeit erlangen. Er konnte eigentlich nur für sie beten, da er nur zu Erhörendes beten konnte. (Mortis enim et sanguinis oblatio est quoddam efficacissimum rogandi genus.) Es fehlt aber so viel, daß dadurch die Kraft und der Nutzen des Todes Christi geschmälert würde, daß vielmehr die Wirkung desselben, von nichts abhängig gemacht, überall gerade zu ihrem Erfolge eilt.

Das vierte Buch von der gratia medicinalis Christi zerfällt in eine Abhandlung über die Namen, die Eintheilungen (divisiones) der Gnade und über das Wesen derselben (essentia). Jene sind allerdings sehr bezeichnend; an der Stabilität solcher technischen Ausdrücke mißt sich die Verschiedenheit der mannichfaltigen Systeme am leichtesten; ihr verschiedener Ursprung selbst schon, bald mehr aus systematisch-wissenschaftlichen, bald mehr aus ascetischen Elementen sich gestaltend, gewährt Interesse. Wir lassen sie jedoch zur Seite liegen.

Die göttliche Hülfe (adjutorium medicinale) ist ihrer Substanz nach eine Süßigkeit oder eine herzliche Freude, wodurch der Wille für das Gute eingenommen, dem zugewandt wird, es zu wollen und zu thun, was Gott gewollt und gethan haben will. (Tunc bonum concupisci incipit, cum dulcescere incipit.) Jedes gute Werk ist darauf zurückzuführen; denn ohne diese innige Freude könnte die Liebe und Zuversicht Gottes nicht in uns sein, woraus alles Gute erwächst. Das ohne sie gethane Gute ist ein Werk der bloßen Furcht, also kein wahrhaft Gutes. Entspringt jede Art von Sünde aus der sündigen Lust, aus unerlaubter Ergötzung, so muß auch das Gute uns unter solcher Gestalt erscheinen. Der Kampf des Guten und Bösen ist eigentlich nur der der beiden sich bekriegenden und ausschließenden delectationes. Wie die himmlische Freude die stärkere ist, den Willen nothwendig bestimmt (daher sie auch victrix genannt wird), so ist der Mensch den irdi-

1) Liber III. Cap. 20. Pag. 162 etc.

schen Gelüsten verfallen, sobald sein Geist von jener himmlischen Süßigkeit verlassen wird (destituitur.) Da der freie Wille durch nichts Äußeres bestimmt wird, müßte ihm nichts unmöglich sein; allein es ist ihm oft sogar die leiseste Regung des Wollens nach einer Seite hin unmöglich. Welches Band hemmt ihn? Die delectatio, ein inneres Band. Die Bedeutung dieser Darstellung ist, durchaus zu zeigen, daß die göttliche Gnade, obgleich nothwendig bestimmend (necessitans), in sofern zwingend, doch durchaus nicht als äußerer Zwang (coactio, violentia, naturalis necessitas im dritten Satze der päbstlichen Censur) gedacht werden darf, wozu die außerhalb des Systems Stehenden sich leicht versucht sehen dürften. (Tam in appetendo, quam omittendo peccato voluntas delectatione libera fit.) Dadurch wird unter der Gnade, wie unter der Sünde, wenigstens ein Gefühl der Freiheit erhalten, daß der Wille, wenn auch Sklave, doch nicht in den Fesseln einer ihm fremden Nothwendigkeit, sondern in den Banden der Liebe, der Lust, der Freude und des Wohlgefallens gefangen liegt.

Nachdem Jansenius nun die Lehre von der Hülfe (adjutorium) der Gnade und ihrer Art zu wirken, abgehandelt, eröffnet er im fünften Buche die Lehre von den Wirkungen der Gnade. Vor Allem aber zeigt er: die Gnade des Erlösers, sofern sie von der Erkenntniß unterschieden wird, ist wesentlich eine Inspiration der göttlichen Liebe, kraft welcher wir Gott wahrhaft, lauter lieben, wie wir sollen. Denn auch die Erkenntniß (scientia), wie die Vergebung der Sünden sind Gaben, große Gaben der Gnade, aber sie sind beide nicht jene Gnade, welche macht, daß wir das Gute wollen und vollbringen, oder wodurch Gott wirkt, daß wir wandeln in seiner Gerechtigkeit (justificationes; im protestantischen System ist es Singular, was sehr bezeichnend ist). Diese Gerechtigkeit, welche uns in dieser wahrhaft göttlichen Liebe gegeben ist, ist kein habitus oder actus der Seele, sondern Gott selbst; alles auch noch so Hohe, womit sie dargestellt werden soll, das nicht Gott selbst ist, ist verfehlt. Diese unsere Gerechtigkeit ist die angefangene Liebe Gottes, das erste Wollen, die erste Lust zum Guten; sie ist eine in uns wohnende; auch der Glauben, als Tugend betrachtet, fließt aus der Liebe Gottes. Gerecht werden und gut werden ist durchaus dasselbe, ein innerliches Einswerden mit Gott. (Fides cum suo affectu reverentiali et pro multis mensibus et annis habitualiter esse potest in homine ante justificationem, id est ante perfectam illam charitatem. Fides et spes charitati perfectae, sicut et peccatorum remissioni viam sternunt.) Die rechte Einigung des Menschen mit Gott faßt Jansenius auch als „wahre, reelle Freiheit"; denn sie ist ja auch nur in der Liebe, indem unser Wille mit der Gnade Eins geworden ist. Die Jesuiten, welche auch darunter nur Sündenvergebung und Tilgung der Schuld verstehen, werden von ihm sehr gerügt. So werde ja im Menschen die böse Lust ungebrochen zurückgelassen. Das komme aber daher, daß die Erbsünde ihnen nur angerechnete Schuld, nicht inwohnende Sünde sei. Kurz, der inwohnenden Sünde gegenüber ist ihm eine inwohnende Kraft Gottes, die Einwohnung Gottes selbst, wesentliches Bedürfniß. Bloße Sündenvergebung ist nur etwas Halbes, Gedachtes; dieses ist ihm aber kein wahrhaft Gutes; nichts ist gut als Gott selbst, seine wesentliche Kraft und Einwohnung. Dieses setzte eine unübersteigliche Schranke zwischen ihn und die protestantische Zurechnung und Rechtfertigung. Die unerschütterliche Zuversicht, welche die Heiligung nicht giebt, welche dem Protestanten der Glaube gewährt, liegt sie ihm nicht in der Prädestination?

Die Hoffnung und Erwartung der Belohnung verträgt sich sehr gut mit der Uneigennützigkeit der Liebe, sofern nur Gott selbst als Lohn gesetzt wird. Wird sie aber in die sinnlichen, natürlichen Vermögen gesetzt, so wird die Liebe dadurch entwürdigt.

Die Furcht vor Strafe ist immerhin ein Anfang der Weisheit, sie verwahrt vor manchen Ausbrüchen der Sünde, läßt uns, gewissermaßen wider Willen, manche Lockungen derselben überwinden. Allein jede Furcht ist doch nur eine Gnade im allgemeineren Sinne (nicht proprie et stricte dicta), nicht die Gnade, welche den schwachen, kranken Menschen zu geben, Christus in den Tod am Kreuze sich dahingegeben. Denn diese ist die süße Liebe zur lebendigen Gerechtigkeit, zu Gott; sobald sie aber ins Herz eingegangen ist, stößt sie die Furcht, wie einen Sklaven, hinaus. Was wir aus Furcht thun, thun wir nicht Gotte, sondern uns selbst zu Liebe. Göttliche Mitwirkung ist dabei zunächst nur, sofern sie unserer Erkenntniß das Gute vorhält. Die Frage wird nun aber praktisch, aber zugleich verwickelt durch die Beziehung auf das Sacrament der Buße. Auch handelt es sich noch bestimmter um die Furcht vor Hölle und Verdammniß, sofern die aus ihr entstehende attritio, die Buße ohne den freudigen Glauben und die göttliche Liebe, ohne das Princip des neuen Lebens, nur mit dem Bußsacrament verbunden, eine Disposition zur Rechtfertigung enthalten soll; eine Lehre, welche von den Protestanten stets lebhaft bekämpft wurde, da hier die Werkgerechtigkeit, das opus operatum, die bloße äußere Unterwerfung unter die Auctorität, das Richteramt der Kirche, einen Selbstwerth erhalten haben, welcher sogar die katholische Lehre von der Liebe verletzt. Kann aber Dem, welcher vom sündigen Vorhaben nur durch Furcht zurückgeschreckt ist, wenn er sich dem Bußsacrament unterwirft, Absolution gegeben werden (und Zutritt zum Abendmahl)? — Ja, sagen die Jesuiten und viele katholische Theologen und Casuisten; nein, sagt Jansenius. Denn die Sünde ist ja wirklich im Herzen, da ist keine Lösung, keine rechte Freiheit von ihr, der Wille gehört dem Bösen. Es liegt in dem Grunde selbst, daß dieses auch von den Höllenstrafen gilt. Auch die bloße Furcht Gottes hebt die böse Lust nicht auf (hoc est, voluntatem malam); sondern sie drängt diese nur zurück, damit sie nicht in äußeren Frevel hervorbreche. Was von uns aus Furcht geschieht, das geschieht offenbar wider unseren Willen, nicht Gott zu Ehren; die Liebe bindet das Herz, die Furcht nur die Hände. Wolf bleibt immer Wolf, ob er heule, oder zittere, ob er in den Stall gehe, oder geschreckt zurückweiche, wenn er nicht in ein Schaf verwandelt wird. Schon mit der Gesetzesgerechtigkeit (das Gesetz wirkt ja auch Furcht), mit der eigenen Gerechtigkeit ist das schon verworfen.

Damit sehen wir aber, wie die Lehre der Jesuiten in diesem Punkt mit ihrem sonstigen System zusammenhängt. Zugleich giebt die bloße Furcht gar keine Gewähr, daß wirklich auch nur der Vorsatz vorhanden sei, alle Sünden zu verlassen und ein neues Leben, in Beobachtung des ganzen göttlichen Gesetzes, zu leben. Wir erinnern uns dabei jener Pönitenzkammern der Jesuiten, mit Bildern der Teufel und der Hölle, ihrer Gewohnheit, äußerlicher, erschütternder Mittel sich zu bedienen, der Sitte, dem äußeren Werke einen hohen Werth beizulegen, nicht den ganzen Leib der Sünde, sondern sie nur Glied für Glied zu tödten. Jansenius sieht bei jeder Sünde den Grund, die Jesuiten mehr die Äußerung derselben an, gleichermaßen sucht jener den Menschen von innen heraus zu bessern, diese versuchen zunächst die einzelnen Ausbrüche der Sünde zu zügeln; wie ein Arzt, welcher verzweifelt an der Erkenntniß der inneren Natur der Krankheit, ihre verschiedenen Symptome durch verschiedene Mittel bekämpft. Dort ist mehr eine dynamische Heilmethode, hier mehr eine chirurgische, welche sich gegen jene ihrer mechanischen Vortheile und augenscheinlichen Gewißheit rühmt. Hier waltet ein mehr negativer, dort ein positiver Begriff von dem wahrhaft Guten, wie es sich schon in dem Artikel vom ursprünglichen Stande des Menschen erwiesen hat. Der Glaube aber, sagt Jansenius, worauf man sich beruft, als durch welchen die attritio bedingt ist, kommt zu der Rechtfertigung gar nicht in Betracht. Ist

es doch nur ein solcher, welcher durch die Anschauung der künftigen Höllenstrafen füglich ersetzt werden könnte, welchen auch Juden und Mohamedaner haben, die sich ja auch vor den künftigen Strafen fürchten. Also auch er ist menschlich, natürlich, ohne wahre, göttliche Gnade.

Dieser Artikel aber ist uns darum noch wichtiger, weil aus ihm das bedeutende, erste Werk Dr. Arnaulds, gegen die jesuitische Beichtdisciplin, de la fréquente communion, hervorgegangen ist.

Die Jesuiten aber stützten ihre Praxis vielmehr, als Lehre auf das tridentiner Concil, welches lehrt [1]), quod attritio, quamvis sacramento poenitentiae per se ad justificationem perducere peccatorem nequeat, tamen eum ad Dei gratiam in sacramento poenitentiae impetrandam disponit. Jansenius beruft sich, besonders im Vergleich mit anderen Dogmatikern seiner Zeit, auffallend selten auf das tridentiner Concil. Auch weiß er diese Stelle nicht so zu deuten, daß sie mit seiner Lehre stimmte, sondern führt andere, ihr günstige Stellen desselben Concils an; nicht blos verlangt es Früchte der Buße, während die Furcht (attritio) unfruchtbar ist, sondern legt auch sein Anathema auf Diejenigen, welche nicht die contritio zu den drei nothwendigen Theilen des Bußsacraments zählen; die contritio aber macht ein neues Herz und einen neuen Geist, denn sie trauert Gott beleidigt zu haben. So ist denn also durch das Sacrament nicht eine zweite Art der Rechtfertigung gesetzt, durch bloße Furcht; sondern es ist nur Eine Weise der Rechtfertigung, der Schmerz, Gott beleidigt zu haben. Nur erleichtert die Einrichtung des Bußsacraments die Erlangung der Sündenvergebung. Auch die Jesuiten schienen nur eine Erleichterung derselben zu vermitteln, hatten aber dabei den ursprünglich katholischen Sinn der Beicht- und Bußordnung ungleich mehr gefährdet, als selbst die protestantischen Kirchen, welche diese Ordnung nur für Skandale beibehielten; auch hierin bilden die Jesuiten einen bestimmten Gegensatz gegen den Ernst, die Härte der reformirten Kirche.

Es folgen nun in Jansenius drei lange Bücher, zwei de libero arbitrio, ein anderes de concordia gratiae et liberi arbitrii. Diese Concordie ist offenbar ein Verdienst der scholastischen und der jesuitischen Theologie, aus Jansenius System nicht unmittelbar durch frischen, inneren Trieb erwachsen, sondern eingeschoben, mehr um Misverständnissen vorzubeugen. Es ist für dasselbe überhaupt bezeichnend, daß es eigentlich nur die Artikel befaßt, welche dem „paulinischen Lehrbegriffe" eigen sind; es ist im höheren Sinne psychologisch und enthält sich aller Punkte, welche sich nicht zunächst auf des Menschen Seligkeit beziehen, mehr rein speculativ sind, z. B. der Lehre von Gottes Eigenschaften. So heben wir denn hier nur einzelne Sätze heraus, welche offenbar die Absicht haben, bald sich der herrschenden Lehre recht schroff entgegenzustellen, bald durch Erklärungen einer Censur vorzubeugen.

Die Scholastiker sagen: Die Freiheit ist um so größer, je mehr Wahl zwischen Gutem und Bösem sie läßt. — Jansenius: Gott, Christus ist das Urbild der Freiheit; der Wille ist um so freier, je gesunder er ist, um so gesunder, je mehr er der göttlichen Barmherzigkeit unterworfen ist (impotentia deficiendi est potentia). — Das Sein Gottes, seine Unsündlichkeit ist ja auch zugleich frei und nothwendig; die Vollkommenheit ihrer Freiheit liegt eben in dieser ihrer Nothwendigkeit. So ist ja auch bei den Seligen und ihrer Heiligkeit alle indifferentia et contrarietatis et contradictionis aufgehoben. Jansenius ist auch darin dem bloßen Rationalismus entgegen, daß ihm eine blos gedachte Möglichkeit keine wirkliche Möglichkeit ist: Nur was wir wirklich thun, ist wirklich in unserer Macht. Er sucht sich auch hierin gleichsam von der menschlichen, discursiven Verstandesansicht zur unmittelbaren Anschauung, wie sie in Gott ist, zu erheben. — Das libe-

1) Concil. Trident. Sess. 14. C. 4.

rum arbitrium ist nicht zugleich ein Akt des Willens und des Verstandes, sondern nur eine Macht, ein Akt des Willens (utpote qui solus proprie et immediate liber sit, ratio vero nonnisi mediante voluntate). — Die Freiheit ist eine Herrschaft (dominium, imperium); Alles ist frei, was unser Wille ohne äußeren Zwang thut. (Duplex est necessitas: coactionis et simplex, seu voluntaria. Illa, non haec repugnat libertati.) Auch eine voluntas immobilis, auch was wir mit Unvermeidlichkeit thun, ist frei, wenn nur die That mit dem Willen Eins ist. Dieses ist nicht der Fall beim Zwang; da ist ein vom Inneren, vom Willen verschiedenes Äußeres. (Die innere Einheit des Lebens ist es, was vor Allem angestrebt wird. Wir könnten diese Freiheit Augustins vergleichen mit der Verwechslung der Begriffe „innere, gesetzliche Freiheit" und „Unabhängigkeit von äußerer, fremder Gewalt" im Leben der Völker und Staaten. So war Frankreich frei von äußerer Übermacht unter Richelieu, unter Louis XIV, aber es hatte seine innere, gesetzliche Freiheit verloren. Ähnlich der Mensch mit nur augustinischer Freiheit begabt.) — Dem Jansenius mochte nun namentlich sein eigener Begriff von Freiheit, wie er ihn beim ersten Menschen gefaßt hatte, entgegengestellt werden. Allein die Freiheit der verschiedenen Wesen und Stände ist doch wieder eine andere [1]) (die Freiheit ist ja der unmittelbare Ausdruck des Wesens selbst; frei handeln heißt: nach seinem Wesen handeln. Auch sucht er sich gegen manche die Wahlfreiheit des Menschen begründende Stellen der Schrift durch eine Distinction zu retten: inter actum liberum et statum libertatis permagna differentia est). — Die Freiheit von der Sünde schließt immer die Knechtschaft der Gerechtigkeit in sich, die Freiheit von der Gerechtigkeit stets Knechtschaft der Sünde. Freilich nur im gefallenen Menschen ist jede Freiheit mit eigentlicher Knechtschaft unzertrennlich verbunden. — Sünde ist, daß die gute That (bonus actus voluntatis) außerhalb des wirklichen Wollens (extra arbitrii voluntatem) gesetzt ist. — Die wahre Freiheit liegt freilich in Gottes Liebe, darin, daß der Mensch mit Lust und Freude, nicht unter, sondern mit und in dem Gesetze das Gute thut; das ist die eigentliche Freiheit von Jansenius; aber es hat der sündige Mensch mehr eigene Freiheit, nämlich zum Bösen, da er es ohne Gottes Hülfe selbst thun kann. — Die Freiheit des Sünders ist freilich nur Schattenbild der wahren Freiheit. — Die Jesuiten, statt die Freiheit des Willens zu retten, stürzen den Willen in wahre Sklaverei, denn die Gnade, das Gewissen ist nach ihnen ein dem Willen Fremdes; daher Suarez sagt: Dum per gratiam praevenitur et inclinatur liberum arbitrium, quodammodo ejus indifferentia imminuitur. Durch jede Gewohnheit, auch des Guten, würde demnach die Freiheit gebunden, wenn sie also in eine haltungslose Indifferenz gesetzt wird.

Auch in den Ungläubigen ist ein Vermögen (facultas, selbst potestas), zu glauben, Gott zu lieben, Gutes zu thun, aber nur sensu diviso, nicht sensu composito [2]); es ist dieses Vermögen in ihnen so lange sie leben, denn so lange ist es ja noch möglich, daß ihnen Gottes Gnade und Erleuchtung ertheilt werde. Dieses bloße Vermögen bleibt erfolglos, wird nicht zum Akte, wenn die Gnade es nicht belebt; aber es genügt doch, die Bosheit des menschlichen Herzens zu überführen und von Gott allen Verdacht der Schuld abzuwälzen. Gedoppeltes Vermögen, nicht gedoppelte Akte stehen in des Menschen eigener Gewalt. Ist es also auch unmöglich, daß in demselben Akte Sünde und Gnade Eins werden, so kann doch die Gnade einen Menschen, durch die Macht der inneren Wonne, mit Erfolg nach sich ziehen, dabei aber im Men-

1) Tom. III. Pag. 300.

2) Dieser Unterschied von sensu composito und diviso ist ein Hauptmittel für die Dominikaner sich den Anschein zu geben, als stimmten sie und ihr Thomas mit dem scholastisch-tridentinischen Begriff von Freiheit überein.

schen, vermöge der Substanzialität oder Realität der Erbsünde, ein zur Sünde hinziehendes Gewicht, ein vollkommenes Vermögen zu sündigen, bestehen. — So streng Jansenius auch alles Gute des gefallenen Menschen auf Gottes Gnade allein zurückführt, so nennt er doch den Menschen nie einen Stein, einen Block, wie protestantische Bekenntnisse; Gott giebt ja dem Menschen fürerst das Wollen, wie sollte die gute That wider oder ohne den Willen des Menschen sein? Demnach sagt er [1]): Gott baut seinen Tempel nicht wie aus Steinen, welche keine eigene Bewegung haben, er wirkt nicht in ihnen, als in solchen, welche keine Vernunft, noch Willen hätten; oder als schliefen wir, als wollten wir nicht, als versuchten wir nicht; es ist nicht als lägen wir krank auf dem Rücken und erwarteten nur die Speise der Gnade, welche uns über das Gesicht regnete und die Gott für uns verschluckte; es ist nicht, wie wenn etwas mit uns geschähe, ohne daß wir uns regten, oder als ob wir entseelt nichts thäten, uns durchaus leidend verhielten; es ist endlich nicht, als wollte ein Anderer für und über (de) uns, ohne daß wir wollten, handelten, ohne daß wir etwas versuchten, thäten, ohne daß der Mensch oder der Wille einen Schritt thäte; sondern wir wollen, wir laufen, wir handeln und thun etwas; wir werden dabei unterstützt, Niemand aber wird unterstützt, wenn er nicht selbst etwas thut. Gott wirkt mit; es kann dieses nicht geschehen, wenn wir nicht selbst wirken. Daher verträgt sich die Gnade recht wohl mit dem freien Willen, weil die Gnade macht, daß wir wollen, macht, daß wir machen, weil sie uns schenkt das Gute zu wollen und gut zu handeln; sie bewirkt die Bewegung des Willens selbst dazu. — Einiger Unterschied bleibt allerdings zwischen der gratia antecedens und consequens. Erst wenn uns durch jene die erste gute Regung gegeben ist, können wir um diese beten. Jene macht aus dem Nichtwollenden einen Wollenden [2]). Ungefähr dasselbe liegt in der Unterscheidung der gratia operans et cooperans. Der Wille (voluntates) fängt (das Gute) durch jene Gnade allein an, ohne daß eine Anstrengung von Seiten des Menschen vorangegangen wäre, sofort aber wächst, erstarkt er und erlangt seine Vollkommenheit durch die cooperirende Gnade und den Eifer des Menschen. (Da aber auch dieser ein geschenkter ist, so ist doch Alles Gottes Werk, von der Mitwirkung der Jesuiten sehr verschieden.)

In dem Buche über die Vereinigung der Gnade und Freiheit läßt sich Jansenius auch in eine Erörterung ein über das Verhältniß seiner Lehre zu der der Thomisten. Es sei nämlich nicht von Molina zuerst, wie dieser in seiner Eitelkeit behaupte, diese Vereinigung, die Concordie von göttlicher Gnade und freiem Willen betrieben worden, sondern die Scholastiker haben sie längst mit großer Anstrengung angebahnt. Denen, welche eine praedeterminatio congrua gelehrt, die sich doch eigentlich in Vorherwissen auflöse, habe man Pelagianismus vorgeworfen, Calvinismus der praedeterminatio physica. Augustin und die Thomisten haben beide das efficaciter praedeterminare, das adjutorium quo; die Thomisten kommen also der Wahrheit sehr nahe. Allein abgesehen davon, daß sie sich des neuen Ausdrucks bedienen, die Gnade wirke mit physischer Vorherbestimmung, ist bei ihnen kein rechtes Eingehen, nicht die lebendige Einheit von Gnade und Wille. (Die praedeterminatio derselben ist nur motio virtuosa, ut sit in voluntate per modum quo colores sunt in aëre, virtus artis in instrumento, impetus in re quae impellitur.) Ja es ist nicht zu verbergen, daß auch bei ihnen die Indifferenz des aristotelischen Willens, nicht die rechte Lehre von Sündenfall, Erbsünde und Gefangenschaft des Willens dabei zu Grunde liegt [3]).

1) Tom. III. Pag. 365. a. D.
2) Tom. III. Pag. 192. 193.
3) Tom. III. Pag. 343 etc.

Nur Weniges sagt Jansenius über den Unterschied seiner Versöhnung der Gnade und Freiheit von der Weise Calvins [1]). Dieser zerstört die Freiheit des Willens. Indeß ist anzuerkennen, was er wirklich von Augustin gelernt, und weder diesem ein Vorwurf daraus zu machen, noch die Lehre der Kirche anders zu drehen. Denn gerade die Abweichung von der alten, kirchlichen Lehre von der Gnade ist es, was die Vertheidigung der Kirche gegen die Ketzer so erschwert hat.

Schreitet die Lehre in den drei bisherigen Büchern (dem sechsten, siebenten, achten) nur durch Hindernisse und Rücksichten gehemmt vor, werden wir oft wie im Kreise wiederum zu Bekanntem zurückgeführt, so tritt nun mit dem neunten Buche eine lebhaftere, eigenthümlichere Bewegung ein, nach dem eigenen, nunmehr schon gleichsam sichtbaren Ziele. Es handelt von der Prädestination der Menschen und Engel. Diese und der Mensch, wenn er beharrt hätte, waren nur durch das absolute Vorherwissen ihrer Verdienste zu erwählen; nachdem sie aber durch den Fall verdammt sind, werden die Menschen nun ohne alles Verdienst erwählt. So handeln wir denn nur weiter vom gefallenen Menschen, und es ist nie zu vergessen, daß er ein solcher ist.

Es hat aber dieser Artikel sehr bedeutende Schwierigkeiten, welche theils in den Objecten, theils in unserer Erkenntnißweise, theils in unserem Herzen und dessen Stolze liegen. (Non exiguis tricis ista materia implicita est, dum suos pars quaeque nervos intendit, ut opinionem suam vel Dei magnificentiae et libertati, ac dominatrici potestati, vel hominum illorum consolationi accommodet, qui nihil impatientius ferunt, quam salutem suam in aliena potestate esse constitutam.) Im Begriff der Prädestination liegt, daß etwas in der Zeit geschehen soll; Gott prädestinirt aber darum nicht nur was von Anderen, als solchen, sondern was durch ihn selbst geschehen soll. (Praedestinatio est praeparatio beneficiorum Dei. Kraft der Prädestination Deus in sua praescientia decernit et disponit id quod ipse in tempore facturus est.)

Daß nur aus dem Nichtverständniß der Prädestinationslehre heraus der Einwurf erhoben werden kann, es werde dadurch ja Gottlosen der Himmel eröffnet, erhellt daraus aufs klarste, daß Gott gleichermaßen in die Prädestination befaßt den Glauben, die Werke, das Beharren im Guten, die Herrlichkeit (sowohl praemii meritum, als meriti praemium schenkt er, während die Scholastiker meist nur das Eine darunter befassen). Er ist es, der Alles wirkt, ab initio inchoationis fidei usque ad finem consummationis perseverantiae. Die Prädestination betrifft nicht weniger die Herrlichkeit der Seligen, als ihre Heiligkeit, das heißt, ebensowohl die Verdienste der Befreiung, als ihre Belohnung, nicht weniger den Lohn der guten Werke, als die guten Werke selbst, nicht weniger die Gnade, als die Herrlichkeit. Gott kann nicht blos das eine geben, da der Mensch keines sich selbst geben kann und beide unzertrennlich sind, das Mittel und der Zweck. Gleichermaßen ist auch der Verworfene nur zu zeitlicher Liebe und Glauben prädestinirt. Die rechten Mittel, die nothwendigen, giebt Gott immer; diese aber sind wieder sehr mannigfaltig. Dem Kinde flößt sie Gott wie in einem Anlaufe ein, ohne Glauben, die Reihe aller vorbereitenden Ursachen übergehend und supplirend, während er es bei Anderen durch ein weitläufiges Zusammenwirken, durch eine lange Kette mitwirkender Mittelglieder vollbringt. Die Prädestination geht aber nicht blos auf das Gute, sondern auch auf das Böse, oder vielmehr auf das Übel, indem Gott die Sünder übergeht (nicht auf malum culpae, sondern poenae); auf keine Weise kann er damit Urheber der Schuld

1) Tom. III. Pag. 370 etc.

werden. Gott liebt auch dieses sein Verdammungsurtheil, wodurch er zum ewigen Tode prädestinirt; es ist dieses gut, wenn auch nicht für Den, welchen es trifft, denn es ist gerecht.

Wie die Gnade ohne Verdienst wirkt und ohne durch das bloße Vorhersehen desselben bestimmt zu werden, so wirkt sie auch durchaus mit Erfolg (efficax). Würde Gott vorhersehen, daß der Wille durch die eine Weise der Hülfe noch nicht bestimmt (flectere) würde, so würde er noch eine andere mächtigere Weise annehmen, welche ihn gewiß siegreich bestimmte. Der Wille Gottes wirkt stets durch medium efficax, infallibile. Die Thomisten mit ihrer physischen Prädestination stimmen damit überein. (Nach den Thomisten wird der Wille prädeterminirt von Gott, wie von einer physischen Ursache, welche das handelnde Wesen zur Handlung bewegt und bestimmt, indem Gott in ihm durchaus innerlich und mit dem bezweckten Erfolg wirkt.) A Lapide dagegen, Molina und Lessius haben nur adjutorium quo, daher Gott auch nicht prädestinirt, so wenig nach, als vor dem Fall, es sei denn, er habe zuvor das Vorherwissen, daß der Wille mitwirken wolle. Allen Menschen wird die Gnade angeboten, und nur mit ihrer eigenen Schuld gehen sie verloren, da sie selbst diese Hülfe verlassen. Sie sind also nicht von Gott verlassen. Suarez und die Seinigen, indem sie diese pelagianisirende und die augustinische Lehre vermitteln wollten, haben gleichermaßen gegen Augustin und gegen die Philosophie sich verfehlt. — Es erhellt aber aus Augustin deutlich, daß Gottes Prädestination nichts widerstreben könne; früher Tod und langes Leben, Alles muß den Prädestinirten zum Heil gereichen, ihnen die Mittel dazu sichern. Den von der Masse des Verderbens nicht Ausgeschiedenen geschieht gerade das Gegentheil, so daß, indem Gott sie verläßt, wie sie es verdienen, Alles zu ihrem Übel mitzuwirken scheint, auch die ihnen geschenkte Liebe und Glauben. Denn Gott verweigert ihnen das Beharren in der Gerechtigkeit, er verweigert ihnen, wenn sie fallen, den Geist der Buße, so groß auch die Geduld sein mag, welche ihnen bei ihren Übeln geschenkt wird; und so sterben sie, gehen sie zu Grunde in Ungerechtigkeit. Anderen wiederum, welche er auch nicht erwählt hat zu seinem Reiche, läßt er nicht einmal das Evangelium verkünden, noch Wunder vor ihnen geschehen; und dieses nicht etwa darum, weil er weiß, sie würden dieser Predigt und diesen Wundern nicht glauben, sondern nicht einmal, wenn er sieht, daß sie glauben würden [1]). (Hier kann natürlich nur von menschlichem Glauben die Rede sein, welcher in Furcht vor Strafe, in der Begierde nach mehr sinnlicher Belohnung ihren Grund hat.) Denn da er ihnen den Endzweck, das Ziel, nämlich das Heil in seinem Reiche, nicht bestimmen wollte, so wollte er sie auch nicht zum Mittel erwählen, das heißt zu dem Tempel, in welchem sie allein selig werden können; da er ihnen aber das Ziel, den Glauben, nicht bestimmte, wollte er auch nicht, daß Predigt und Wunder geschehen, wodurch sie zum Glauben bewogen werden möchten; auch wenn er sieht, daß sie dem so gepredigten Evangelium glauben würden. Es ist die Verwerfung so wenig eine Folge der vorhergesehenen Sünden, daß diese vielmehr, die Ursünde vorausgesetzt, eine Folge der Übergehung durch die göttliche Gnade sind. Daß die freie Wahl und Uebergehung, nicht die vorhergesehene Sünde, das dabei zuerst Bestimmende sind, erhellt daraus, daß Gott, die Folgen freier Handlungen unabänderlich vorherbestimmend, den sündigen Menschen zu den diese Sünden selbst bedingenden Sünden verdammt [2]). Also auch hier disponirt er die Mittel zur Strafe, wie bei den Prädestinirten die Mittel zur Seligkeit; aber so, daß in beiden die innere Freiheit unangetastet bleibt, der gute oder der böse Wille. Das Vorausgehende ist aber die göttliche, unbedingte Vorherbestim-

1) Tom. III. Pag. 402. b. E.

2) Cap. XXII. Tom. III. Pag. 406 etc.

mung zum Endzweck. Denn bei diesem Allem kann man dem Dilemma nicht ausweichen, die entscheidende Macht ist entweder bei Gott oder beim Menschen. Ist sie beim Menschen, so bleibt Gott nur Approbation dessen, was geschehen ist, was ein Anderer gethan; der Mensch machte dann Alles allmächtig im Himmel und auf Erden; seinen Willen würde nichts im Himmel noch auf Erden hemmen. Gottes Wille selbst ja müßte sich nach ihm richten.

Wir bemerken hier noch einen unterscheidenden Zug: nach Jansenius ist die Prädestination keine scientia sive simplicis intelligentiae, sive conditionata, sondern einfache scientia visionis, rerum scilicet reipsa futurarum, quas Deus reipsa facturus est; Molina dagegen [1]) faßt die Prädestination als actus intellectus, wozu auch scientia naturalis et libera gehören.

Erklärt sich dieser Unterschied und seine Bedeutung aus dem Vorhergehenden, so ist zugleich nicht zu verkennen, daß die Vertheilung der Entscheidung unter Gott und Menschen eben mit dieser mehr rationalen Fassung der Jesuiten zusammenhängt; während Jansenius die Entscheidung von Gottes Intelligenz entfernend, zugleich feststellt, es habe in Gott selbst die Prädestination eigentlich keine Ursache. Auch das hat keinen anderen Grund, als Gottes Wohlgefallen, auch das, daß Gott dem Einen Herrlichkeit und alle Mittel dazu giebt, alle Wirkungen der Prädestination, dem Anderen aber nicht. Sobald man freilich die philosophische Ansicht von Freiheit und menschlicher Natur hat, so muß noch außer dem lauteren göttlichen Willen ein Grund dieser Unterscheidung, auch in Gott, angegeben werden, wie im Menschen. Dieses ist unzertrennlich. Hier liegt der Zusammenhang jedes dieser beiden Systeme mit sich selbst, offen zu Tage.

Es ist nach Jansenius ja gar nichts im Menschen, daran eine bloße Präscienz gute Werke anknüpfen könnte, da der Mensch nichts Gutes thun kann, wenn ihm nicht schon der Wille dazu, gleichsam fertig, von Gott gegeben wird. Gott giebt nicht blos den ursprünglichen Stand der Indifferenz wieder, so daß der Mensch sich wieder selbst bestimmte, und er kann ihn auch nicht wieder geben; denn es herrscht ja jetzt im Menschen eine sündige Macht, welche seinen Willen gebunden hält, daher kann ihm nur durch eine stärkere Macht geholfen werden, welche die herrschende Sünde in jeder That überwindet. Die Indifferenz des Willens, wodurch das bloße Vorhersehen bedingt wäre, kann in dem Stande des sündigen Menschen weiter keinen Raum mehr finden.

Ist nun aber vom menschlichen Willen oben geltend gemacht worden, daß er ohne innere Gebundenheit keine Schranke seines Wollens hätte, so muß dieses noch mehr vom göttlichen, allmächtigen Willen gelten. Namentlich fragt es sich, warum er, da er konnte, dennoch nicht alle Menschen prädestinirte, warum denn gerade diese Zahl und keine andere. Es ist eine eigene Neigung im Menschen, auch auf das Mysterium, auf das durchaus Gränzenlose die Zahl anzuwenden, um es dadurch zu fassen, damit es sich für uns nicht gleichsam in seine Unendlichkeit verflüchtige. So hat sich das in der Reformation aussprechende Harren auf die unmittelbare Nähe des göttlichen Reiches aufgelöst in eine Berechnung des Jahres, da seine Zeit erfüllt würde. Die unsichtbare Kirche, diese Wahrheit des Glaubens ist der Gewalt der Zahlenmystik verfallen. Die Reformation hatte sich gegen ein ungleich ärgerlicheres Zahlensystem erhoben, welches die Unterschiede der Sünde auf Zahlen, auf Taxen, auf eine Scala der Sündenbesteuerung reducirte. Wie die protestantische Zahlenmystik das Reich Gottes nach Jahreszahlen berechnet, so glaubt Jansenius, daß Gott von Anfang an für sein Reich die ihm entsprechende Zahl von Mitgliedern bestimmt; als gäbe es eine vollkommenste Zahl, wie die Kugel als vollkommenste Form betrachtet wird. Da nun durch den Abfall eines Theils

1) Concord. Pag. 803 b.

der Engel dieſe Zahl einen Ausfall hatte, ſo wurden entweder die Menſchen geſchaffen oder die Zahl der Prädeſtinirten beſtimmt gerade dieſe Lücke auszufüllen. Offenbar liegt aber noch außerdem darin, daß die Erwählung jedes Einzelnen unumſtößlich iſt (wie es heißt, es ſeien alle Haare auf unſerem Haupte gezählt), da die Vollendung des göttlichen Reiches ja einen Bruch erlitte, wenn auch nur Einer ausfiele.

Hat nun die Prädeſtination (zum Heil) ihre Schwierigkeit, ſo findet dieſes in noch viel höherem Grade ſtatt bei der Verwerfung (reprobatio). So ſchließt denn nothwendig das Ganze (mit dem zehnten Buche über die Gnade) mit einer Theodicee. Die ganze Weltordnung iſt ja da, den göttlichen Willen zu vollſtrecken, die Prädeſtinirten zur Seligkeit, die Verworfenen zur Verdammniß. Sie erfüllt ihren Zweck; daß nun dieſer gut iſt, daß auch die Verwerfung, die Verdammniß des einen Theiles gut iſt, das iſt zu beweiſen. Es liegt dieſes zwar ſchon darin, daß ſie gerecht iſt; allein in der Gerechtigkeit derſelben kann unſer Gefühl um ſo weniger zur Ruhe kommen, da ſie am Ende doch nur auf Einer freien That Eines Menſchen beruht, wodurch unzählige Kinder, welche ſelbſt noch keine Regung des Willens geäußert, der Verdammniß verfallen ſind. Nur wenn die Verwerfung eines Theils in einer höheren Ordnung, in der der göttlichen Gnade und Liebe, ihre Stelle findet, davon unzertrennlich iſt, iſt wahre innere Reſignation und Unterwerfung darein dem Menſchen möglich. Es ſind aber Alle poſitiv verworfen, welche von der ſeligen Zahl der zu Befreienden ausgeſchloſſen ſind.

Die Urſache der Verwerfung im Allgemeinen (absolute) betrachtet, warum es überhaupt Verworfene giebt, iſt das (negative) Verdienſt der verdorbenen Maſſe, welche durchaus durch die Erbſünde zu Grunde gerichtet iſt; faßt man nun die Urſache aber comparativ, warum von den Schuldbefleckten die Einen verworfen werden, die Anderen nicht, ſo iſt die Urſache dafür nur in Gottes freiem Willen zu finden. Es genügt, daß wir ohne Wanken glauben, es geſchehe dieſes von Gott nach ſeiner Gerechtigkeit und ſeinem Wohlgefallen. Nun erheben ſich aber ſehr gewichtige praktiſche Hinderniſſe; die Verworfenen werden ja dadurch in Verzweiflung geſtürzt, die Auserwählten in Sorgloſigkeit, da jene doch bei allem Ringen nichts erringen, dieſe bei aller Trägheit in den Himmel kommen. Aller unſer Eifer für gute Werke und unſer Heil ſcheint dadurch aufgehoben zu werden. Denn entweder bin ich von der Zahl der Erwählten, oder bin ich nicht davon; bin ich von dieſer Zahl, ſo kann ich unmöglich verdammt werden, brauche alſo für nichts zu ſorgen, um meine Seligkeit und ihre Bedingungen nicht beſorgt zu ſein. Muß aber dem Erwählten Alles zum Beſten gereichen, ſo gedeiht alles Streben, alles gute Werk dem Verworfenen doch zur Verdammniß. — Dieſe und ähnliche Einwürfe erheben ſich zwar nur von außerhalb des Syſtems, allein ſie ſind darum nicht unwichtig, weil ſie bezeugen, das natürlich menſchliche Gefühl vermöge nicht Eins zu werden mit dem Syſteme. Es antwortet das Syſtem aber ganz einfach und conſequent auf genannten Einwurf: Daſſelbe ließe ſich auch gegen das Vorherwiſſen einwenden, denn dieſes muß ja doch nun auch feſtſtehen. Liegt denn eine größere Beruhigung darin, daß der Menſch, mit bloßer Mitwirkung Gottes, ſelbſt über ſeine Seligkeit entſcheiden ſoll? zumal nach ſo traurigen Erfahrungen vom Gebrauch der Freiheit im Fall der Engel und Adams. Giebt es etwas Frevelhafteres, als zu ſagen, die größte Hoffnung liege für den Menſchen im Selbſtvertrauen! Gewißheit ſeines Heils kann der gefallene Menſch nicht haben, ſie wäre ihm auch, mit Freiheit der Indifferenz verbunden, der ſchlimmſte Fallſtrick; allein wird bei der Ungewißheit nicht mehr Hoffnung ſein, wenn wir auf Gott hoffen? — Alle jene Befürchtungen oder vielmehr Einwürfe ſind darum unbegründet, weil ja feſtſteht, der Zweck, das Ziel der Prädeſtination werde nie ohne die Mittel erreicht, in den Erwachſenen nie ohne Glaube, Liebe und gute Werke, nie

ohne das bange Ringen darnach. Also ist die Prädestination auch hierin mit der Präscienz einverstanden, diese hat durchaus nichts vor jener voraus. Beiden sind die Mittel unerläßlich. Was nun aber die Klage betrifft: Wenn ich nicht prädestinirt bin, bin ich umsonst um mein Seelenheil bekümmert, diene ich Gottes Gebot umsonst, nur Verzweiflung bleibt mir übrig; so kann es nichts Thörichteres geben, als diesen Einwurf; als ob ein vernünftiges Geschöpf Gott umsonst verehren könnte, seine Gebote umsonst beobachten, da jedes Geschöpf doch allein zu seiner Verehrung und zu seinem Gehorsam geschaffen ist. Das wäre doch eine gar zu eigennützige, bezahlte (mercenarius) Liebe, welche Gott nur verehrte und liebte, wenn sie von ihm das Heil zu erlangen gedächte. Es ist zu fürchten, daß, wer seinen Schöpfer nur also verehrt, ihn nie erlange, was er auch für eine Meinung von seiner Sorge um sein Seelenheil und von seiner Heiligkeit habe. Als wäre Gott lieben und verehren etwas Anderes, als die Wahrheit selbst lieben und verehren! Denn Gott ist die Wahrheit. Oder als könnte es für die vernünftige Creatur ein größeres Elend geben, auch in der Hölle, als daß sie die Aussprüche der Wahrheit nicht liebte und befolgte, sich immer nur an Eitlem und Falschem ergötzte. Die Wahrheit ist also immer, hier und allenthalben zu lieben, zu verehren, zu thun, mögen wir nun durch sie etwas zu gewinnen hoffen, oder nicht. Denn es liegt eben in diesem Dienste eine solche Schönheit und Seligkeit, daß auch in diesem Leben kein größeres Glück uns gewährt werden kann, auch für Den, welcher in Ewigkeit verdammt werden sollte. Denn liebt und gehorcht er der Wahrheit nicht, so muß er nicht blos Falsches lieben und thun, was an sich schon das Allerunseligste ist, sondern er muß auch in der Verdammniß viel schwerere Strafen büßen. Es ist also auf jeden Fall eine Thorheit, zu meinen, die Creatur thue umsonst, was zu thun sie aufs Strengste verbunden ist. Kann sie doch in diesem und im künftigen Leben nichts Besseres thun, noch sagen, noch denken. Wenn sie nur darin fest bliebe, es würde in dieser Zeit und in der Ewigkeit nichts Glücklicheres geben. Wer also gesinnt ist, wird nicht verzweifeln, sondern mit großem Vertrauen auf Gott zugehen und mit starkem Gebet das Verharren in einer solchen Liebe erflehen. Daraus wird er auch große Zuversicht schöpfen und in ihrem Genuß ganz sicher sein: Gott könne eine solche Seele nicht verstoßen; auch ist er überzeugt, wenn er ihn verstoße, werde gewiß nur er die Schuld davon haben, die Schuld allein, daß er nicht in dieser Liebe der Wahrheit beharrte. Im Übrigen mäßigt er sich demüthig in der vorwitzigen Erforschung der Gerichte, worin Gott über ihn das Eine oder Andere beschlossen haben mag, hoffend und bei einer solchen Seelenverfassung vertrauend, er sei von Gottes Prädestination nicht übergangen.

So hoch diese Verehrung Gottes um seiner selbst willen über der Ansicht steht, welche mit Gott um den Lohn dingt und marktet, welche es beinahe bereuen zu wollen scheint, etwas Gutes unbelohnt gethan zu haben, so erinnert uns doch diese Apologie der Prädestination unwillkürlich an die Lehre von Molinos, an die Seligkeit des in die Hölle Verstoßenen, wenn er Gott liebt.

Wie es mit dem Eifer um unsere eigene Heiligung und Seligkeit ist, daß er durch diese Lehre nicht geschwächt wird, so auch mit dem Eifer für die Seligkeit Anderer. Sie sollen dieselbe ja auch nicht ohne Mittel erhalten; wir wissen aber keinen Augenblick, ob sie Gott nicht gerade jetzt durch uns retten wolle. Der wahrhaft Gläubige wird Jeden als einen solchen ansehen, welcher vielleicht gerade durch seinen Dienst für Gottes Reich gewonnen werden soll. — Allerdings soll die Lehre von der Prädestination mit Vorsicht verkündigt werden, nicht wo sie leicht Ärgerniß geben könnte, statt zu erbauen, oder es sei denn, daß es nothwendig sei, ein Zeugniß von der Wahrheit abzulegen. (Quapropter non est inutilis ista doctrina, dummodo coram

imperitis sobrie prudenterque praedicatur. — Veritas si necessitas postulat integerrime praedicanda, si non postulat et imbecillium incapacitas postulat, supprimenda.)

Die Jesuiten dagegen fechten zwar das zu legitime Wort Prädestination nicht an, allein sie ist ihnen eine bedingungsweise, bloße intentio Gottes. Lessius spricht bestimmt aus, die Prädestination sei bei Verdammten und Seligen dieselbe, der Grund der Verschiedenheit liegt im Menschen, seiner Mitwirkung oder Nichtmitwirkung. Es sei im Ganzen wie vor dem Fall; da dieser nur Schwächung ist, braucht es nur eine Stärkung durch die Gnade. Deus exspectat consensum voluntatis, per auxilium sufficiens praeparatae. Auxilium divinum subest usui voluntatis. Weiter: non subjicimus gratiam voluntati, sed usum gratiae; efficacia auxilii pendet. Derselbe Lessius sagt: Fatemur liberum arbitrium directe esse causam cur hic et nunc Deus influat in opus tum per dona sua, tum per se ipsum, non autem Deum et gratiam, cur liberum arbitrium hic et nunc influat. Dem Supernaturalismus der Prädestination gegenüber ist er sehr besorgt, die Thätigkeit der natürlichen Ursachen in ihrem Recht zu schützen (ne causarum naturalium actiones avertantur.) Es würde ein Fatum aufgestellt; es müßte durch eine besondere Vorsicht dafür gesorgt werden, daß kein Verdammter sich einschleiche in die Zahl der Heiligen, und Gott müßte der Tugend Solcher insidias struere. Dieser Einwurf ist offenbar populär, aber er kommt von einem fremden, von einem Standpunkt, welcher dem Menschen die Kraft beilegt, aus sich Gutes zu thun. Desto richtiger ist die Erinnerung der Jesuiten, daß damit die Lehre von den Heiligen gestürzt würde.

Allein wie verträgt es sich mit Gottes Güte, daß er so Viele, welchen das Dasein keine Wohlthat, sondern eine Qual (nicht beneficium, sondern maleficium) ist, geboren werden läßt? — Gott hat das Schicksal des Menschen in seine Hand gelegt, ihm seine Hülfe angeboten. Das Leben hat ihnen Gott gegeben, das Leben ist ein Gut, aber die Sünde und deren Strafe ist des Menschen Schuld. Oder war Gott verpflichtet, ein Wunder zu thun, die Naturordnung, die Fortpflanzung des Stammes zu unterbrechen, daraus er auch die Erwählten zu sich zieht? Wie Kinder verdammt, Andere ohne Gnade gelassen, wie sie Anderen entzogen wird, das ist ein Mysterium; doch zeigt sich uns auch davon eine Erklärung, die Verworfenen selbst dienen zum Heil, zur Heiligung und Beseligung der Auserwählten. Hier nun hebt sich der Vorhang der Theodice, die bisherige, mehr negative Apologie überläßt ihr den Plan. — Die Verworfenen sind nicht sowohl um ihrer selbst willen geschaffen und erhalten, sie haben den wahren Zweck des Lebens verwirkt, sie werden vielmehr in diesem Leben zum Besten der Auserwählten gelenkt. In dem Maase, in welchem die Liebe Gottes zu den Verworfenen sich mindert (denn auch sie sind doch nicht ganz ohne deren Erweise), seine Liebe gegen Diejenigen, welche er im Verderben zurückzulassen beschlossen hat, desto mehr nimmt sie zu für die Prädestinirten; auf sie strömt sie gesammelt, gleichsam zurückgedrängt, verstärkt, mit ganzer Macht. So sind denn die Verworfenen in der Ordnung der Vorsehung nur noch zum Besten der Auserwählten von Belang. — Es ist also, wie wenn Gottes Gnade durch die begränzte Extensität an Intensität gewänne, wie denn Jansenius auch allenthalben von der allgemeinen Gnade sehr herabsetzend redet. — Der Nutzen, welchen die Auserwählten von den Verworfenen haben (fructus quem ex reprobis elicit Deus), besteht vorerst darin, daß dieses Leben in der Welt dadurch mannichfaltigen Schmuck und Erleichterung erhält durch die Dienste, welche sie leisten, und durch die Vermehrung der Gattung. — Mit ihrer Beihülfe entstehen menschliche, geordnete Vereine und Staaten, bändigt das menschliche Geschlecht die Elemente, durch ihre Beihülfe schmückt sich das Leben durch mannichfaltige Kunst, dem Menschen ein Schmuck sowohl, als ein Genuß. Auch sie wirken

mit, den Lauf der Gestirne zu messen; die Weltweisheit, die Dichtkunst, die Musik, Erfindungen, welche mannichfaltiges Wohlbehagen bereiten, zu erfinden und auszubilden. Denn nicht blos durch leibliche Arbeit theilen sie die Last mit den Auserwählten, auch die Kräfte des Verstandes, so in ihnen oft stark sind, dienen dem Ganzen. Dadurch wird es den Auserwählten möglich gemacht, in der Verehrung Gottes ihren Sinn höher zu erheben, zu ihrem Befreier, welcher die beschwerlichsten Geschäfte mit zeitlichen Dingen von ihnen also abgewälzt, womit sie sich ohne dies hätten befassen müssen. Die Verworfenen dienen den Auserwählten, wie die Kanaaniter den Juden, denn sie sind die rechten Kinder Abrahams. In der ursprünglichen Schöpfung waren sämmtliche unvernünftigen Geschöpfe den vernünftigen zum Dienste unterthan, so in der Erneuerung (in reparatione), nachdem die vernünftigen Geschöpfe von Gott abgefallen waren, sind die Verworfenen den Auserwählten zum Dienst unterstellt. — Wir können aber nicht umhin, hier auf eine mönchische oder klerikalisch-hierarchische Weltanschauung aufmerksam zu machen, welche wenn auch nur als verschwiegenes Bild durchschimmert; der Laienstand erscheint darin nur als die breite irdische Basis des heiligen Baues, darin Gott ohne Unterlaß heilige Opfer gebracht werden. So werden denn auch die Auserwählten viri et mulieres religiosae genannt, welchen die Anderen jumentorum rationalium ministeria leisten.

Zweitens werden den Auserwählten in den Verworfenen manche sehr wichtige, thatsächliche und darum sehr eindringliche Lehren und Erweisungen gegeben. Ihre Verwerfung und Fluch stellt ihnen recht vor Augen, was die von der Gnade verlassene Freiheit werth sei, was Alle verdient haben, auch die durch Gottes lautere Gnade Erwählten. Daraus lernen sie für Gottes Gnade um so dankbarer sein, da ihre Erlösung durch den Gegensatz Derer, welche ebenso oder minder schuldig sind, noch mehr verherrlicht wird. Gott flößt den Seinigen durch dieses wirksamste Mittel heilsame Furcht und Demuth ein; seine Allgewalt offenbart sich ihnen darin ganz besonders, daß er seine Feinde nicht blos siegreich in die Verdammniß stürzt, sondern daß sie auch seinen Zwecken dienstbar sein müssen.

Diese Erweisungen Gottes an den Verworfenen gewinnen dadurch noch ein größeres Gewicht, daß die Zahl der Verdammten die beiweitem größere ist; es wird einerseits dadurch versiegelt, wie ungeheuer die Last der Sünde ist und der Schuld, andererseits daß Gott nicht durch eine Rücksicht der Schwäche dazu bewogen wurde, Einige auszuwählen, sondern daß nur die Macht seiner freien Gnade ihn dazu vermochte. Die Schwachheit hätte sich wohl keine so strengen Gränzen gesetzt. Damit spricht sich wirklich recht bezeichnend aus, was die Augustinianer bewog, eine beiweitem größere Zahl Verdammter anzunehmen. Die Jesuiten wollten nicht nur dieses nicht zugeben, sondern leugneten überhaupt, daß eine Zahl festgesetzt sei, wie die kritischere Theologie unserer Tage die Berechenbarkeit oder doch jede bestimmte einzelne Berechnung der Zukunft Christi bekämpfte. Lessius [1]) wendet dagegen ein, daß ja dadurch aller Eifer des Menschen niedergeschlagen werde, indem die Freiheit und das Mitwirken des Menschen nicht mit diesem Zahlendespotismus zusammen bestehen könne, dadurch beurkundend, daß diese Zahlenfixirung die eigentliche Abschließung des Prädestinationssystems sei.

Außerdem dienen die Verdammten dazu, durch ihre Sünde die Tugenden der Erwählten zu prüfen, zu üben und zur Reife zu bringen. So werden denn die Guten erst dadurch offenbarer, daß sie nicht blos durch das Licht ihrer eigenen Tugend, sondern noch klarer durch den Gegensatz der Schlechten leuchten. So entsteht nicht sowohl blos ein Gegensatz von Worten, wodurch die Sprache der Redner besonders geschmückt zu werden pflegt, sondern

1) Tom. III. Pag. 472. b. D.

ein Gegensatz der Dinge, wie bei entgegengesetzten Farben, aus welchen die weiße unter dem Schwarz mehr sich hervorhebt. Augustin sagt: Pictor novit ubi ponat nigrum colorem, ut sit decora pictura, et Deus nescit ubi ponat peccatores, ut sit ordinata creatura? So entsteht auch aus einer passenden Verbindung von Bewegungen und Pausen eine große Übereinstimmung der Modulation. So sagt denn auch Augustin: Neque enim Deus ullum non dico angelorum, sed vel hominum crearet, quem malum futurum esse praescisset, nisi pariter nosset quibus eos bonorum usibus commodaret atque ita ordinem seculorum tanquam pulcherrimum carmen, etiam ex quibusdam quasi antithetis honestaret. Denn wie Gegensätze der Worte die Schönheit der Rede ausmachen, so setzt sich durch eine gewisse Beredtsamkeit, nicht sowohl der Worte, als der Dinge, die Schönheit der Welt zusammen.

Man pflegt gegen die Prädestination einzuwenden, wer einmal die Pfänder der Gnade, Glaube, Liebe, Hoffnung habe, der sei gewiß, daß er selig werde, da der einmal von der Gnade Ergriffene von ihr nie wieder verlassen werde. Dieses ist nun allerdings von dem Prädestinirten wahr, allein Menschen können den Prädestinirten nicht unterscheiden von vielen Verworfenen; nur Gott kennt den Unterschied, indem er ihn wirkt. Denn er giebt gar Manchen Gerechtigkeit und Heiligkeit, ohne sie wirklich von der Masse des ursprünglichen Verderbens auszuscheiden. Er verweigert ihnen die Ausdauer in der Heiligkeit, damit die Erwählten, zu deren Belehrung der Fall der Anderen dienen soll, erschreckt durch deren unerwarteten Fall, mit mehr Wachsamkeit und Vorsicht unter Gottes Gnade einhergehen, und damit ihre Sicherheit sie nicht stolz mache. Dieses geschiehr aber nicht blos mit Gottes Zulassung, sondern nach seiner Disposition und providentissima voluntate.

Das Zusammensein der Verworfenen und der Erwählten ist nicht blos nützlich, sondern nothwendig. Es ist ja nicht zu vergessen, daß auch diese in Erbsünde Geborenen aus einer verdorbenen Masse nicht ohne die rechten Mittel herauszuziehen waren. Darum bedurften sie dazu nicht blos der Lehre, sondern augenscheinlicher Darstellung und Erweisung von Verderben und Gnade, auf eine recht in die Sinne fallende Weise, um die Sünde in ihren Gliedern niederzudrücken. (Homines qui ex perditione liberandi sunt, jam tales sunt, ut aliter nisi alieno conspecto supplicio corrigi nequeant.) Nicht blos das Glück wird durch den Gegensatz gehoben(?), sondern selbst die Vollkommenheit der Erwählten ist durch den Gegensatz der Verworfenen bedingt. So dienen diese möglichst gut zum Ganzen. In ihnen offenbart sich Gottes Strenge und Gerechtigkeit, indem sie die verdiente Strafe vollstreckt, während die Größe seines Erbarmens sich erweist an den Erwählten. Ohne die eigentliche Prädestination wäre gerade Gottes Liebe, also Gott selbst, nicht wahrhaft geoffenbart, nicht ihr Wesen, sondern nur ihr matter Schatten. Denn die Erfinder jener Prädestination und Freiheit, nach welcher Gott eingeführt wird, als wäre er bereit und ausgesetzt (expositus), über Alle ohne Unterschied seine Gnaden auszugießen, also daß, wer will, sich selbst befreie, indem diese erfinderischen Köpfe Allen sein erbarmenreiches Herz aufschließen zu wollen scheinen, nehmen sie der Liebe Gottes, welche von der Heiligen Schrift und von Augustin so hoch gerühmt wird, der Liebe, womit Gott seine Kinder umfaßt, allen Gehalt. Denn sie lassen die gratias congruas Denen, welche sie empfangen, nicht durch eine besondere Erwählung Gottes zu Theil werden, sondern nach gewissen Regeln der auch über die körperlichen und unvernünftigen Geschöpfe waltenden Vorsehung. Damit nur deren festgesetzte Ordnung nicht verletzt werde, nehmen sie keinen Anstand, die Intensität der göttlichen Gnade zu verringern. (Ita dilectionem Dei augere satagendo minuunt, ad omnes extendendo contrahunt et imperite amplificando suffocant.) So haben sie es denn den Regeln der Vorsehung, wodurch Gänse

und Mücken, Wein- und Ölbau regiert werden, nicht einer besonderen Liebe zu ihnen zu danken, wenn das Glück zufällig aus Gottes Hand auch auf ihr Haupt gefallen ist, indem er nach allen Seiten Hülfe ausstreute.

Wenn man aber fragt, ob Gott nicht hätte seine Auserwählten mit dem Verlust Wenigerer retten können, wenn das Mysterium uns zu schwer dünkt, so bedenke man auch, daß es dem Knechte nicht zusteht, seinem Herrn, daß es dem Kranken nicht zusteht, seinem Arzte Weisungen zu geben. Daß Gott das Recht hat, um der Sünde willen für ewig zu verdammen, das wird allgemein in der Lehre von den Teufeln anerkannt. Wer aber Anklage erhebt, erhebt sie nicht gegen uns, sondern er thut seinen Mund auf gegen Augustin; ja gegen Gott selbst, der wollte, daß nicht Mehrere, sondern daß gerade diese gerettet würden.

So hängt denn also die Prädestinationslehre an dem durchaus objectiven Begriff von Gottes Gnade, welche sich selbst, ihr eigenes Wesen, dem Erwählten mittheilt, nicht blos etwas im Menschen wirkt. So ist auch die Tugend nicht eine menschliche, von Gott gewirkte, sondern die ewige Gerechtigkeit selbst, welche Gott ist. Das kann aber nur ein rein Geschenktes sein; wir können ja Gott nicht vom Himmel zu uns herabziehen, noch zu ihm gleichsam in den Himmel steigen und ihm seine Güter abzwingen. Die Jesuiten faßten die Tugend als eine menschliche, daher der Mensch auch dazu mitwirken konnte; die Gnade ist ihnen nicht Gott selbst, sondern eine göttliche Wirkung. Wie aber auch in der sonstigen Natur göttliche Wirkungen sich durchkreuzen und beschränken, so auch die menschliche Freiheit und dieser bedingte, von Gott unterschiedene Wille. — Dieselben Grundwahrheiten, dieselben Aufgaben kehren in der christlichen Kirche wieder, in den verschiedenen Zeitaltern unter verschiedenen Gestalten. Das Christenthum hat als Ziel und Mittelpunkt und Ausgangspunkt die Versöhnung des Göttlichen mit dem Menschlichen, ohne Vermischung doch Aufhebung der Gegensätze. Das Morgenland hat die speculativ-theosophische Seite (Johannes), die Kirche des Abendlandes die mehr psychologisch-praktische (Petrus mehr dem römischen, Paulus mehr dem deutschen Element entsprechend) Seite vorherrschend aufgefaßt. Jenes wollte durch eine mehr aprioriſche Erfassung des Wesens Christi zur Erkenntniß der Menschheit und des göttlichen Reiches gelangen, diese durch Erfassung der menschlichen Natur und ihrer Stellung zum Reiche Gottes zur Erkenntniß des Wesens und Werkes Christi. Dort bildete sich der Arianismus gegen die athanasianische Lehre, hier rangen Pelagianismus und Augustinismus. Der Augustinismus gefährdet in dieser Darstellung der Einheit des Göttlichen und Menschlichen, das Letztere, wie jene Lehre, die in Christo statt des menschlichen Geistes den göttlichen Geist setzte. Das adäquate Gegenbild des Jansenismus aber in der Kirche des Morgenlandes ist der Monotheletismus, welcher die beiden Naturen in Christo bald durch Ein Willensvermögen, bald durch Einen Willensakt zu einigen suchte. Denn nicht sowohl die neue Erkenntniß, sondern der in den Menschen waltende göttliche Wille ist dem Jansenismus das Princip des Lebens. Auch im Augustinismus und Jansenismus ist nicht wahre Einheit Gottes und des Menschen. Dieser, sobald er durch Erwählung mit Gott Eins wird, verliert seinen Willen, Gottes Wille waltet in ihm.

Die Theodice aber leistet sie nicht zu viel, wie der Schütze, welcher, den Bogen zu stark spannend den Pfeil über das Ziel hinaus schnellt? Ihren Gründen im Einzelnen läßt sich nicht widersprechen, aber es bleibt uns zuletzt eine innere Unmöglichkeit zurück, das Ganze anzunehmen, es erhebt sich unsere innerste, durch keine Gründe zu erschütternde Überzeugung dagegen. Zu viel leistet aber die Theodice; wohl ist sich der Christ bewußt, daß ihm nichts größere Befriedigung gewähren könne, als Gottes Gnade in Christo. Nach Jansenius Theodice aber will es uns bedünken, als wäre diese

Welt die absolut beste, als wäre das Gute, die Seligkeit der Kinder Gottes, ohne den Gegensatz der verworfenen weniger intensiv, als wäre ohne ihn nicht die wahre Theilnahme der Creatur an der göttlichen Heiligkeit und Seligkeit; als könnte sich Gott nicht vollkommen offenbaren ohne diesen Gegensatz. Gott erweist sich nicht blos als Herrn, indem auch das Böse seinen Zwecken wider Willen dienen muß, wie in den alten Kirchen die Schlußsteine der Gewölbe von Teufelsfiguren getragen werden; zur Wiederherstellung des göttlichen Reichs im Himmel, welches durch der Engel Abfall einen Ausfall erlitten, sind die Verworfenen hienieden nöthig. So ist der Fall derselben, Adams Fall durch einen höheren Abfall, durch den der Engel bedingt; durch was dieser? wieder durch einen höheren? Es dämmert etwas dem Dualismus, dem Manichäismus Verwandtes, dessen Wesen ja eben in der Nothwendigkeit der Sünde liegt.

Auch im Manichäismus ist das Gute siegreich. — Damit hängt ein anderer Zug zusammen, daß der historische Christus [1]), wie das Kreuz Christi bei Jansenius gegen die Gnade und ihr unbedingtes Walten sehr zurücktritt. Diese Gnade ist ja Gott selbst in uns, ein Christus in uns, aber vielmehr seine göttliche Natur, als der ganze Christus in seiner in sich selbst versöhnten und geeinigten Gottheit und Menschheit. Man erinnere sich an die reellkörperliche Auffassung der Erbsünde bei Jansenius; so ist auch dem Manichäer die Sünde an den Leib, an die Materie gebunden, während wir bei den Jesuiten die Rechte der sinnlichen Vermögen verfochten, die Sünde nicht als Ein Reich, als Eine übermenschliche Macht, sondern als Zersplittertes, Menschliches, daher auch mit menschlichen Kräften zu Bekämpfendes finden; wie denn auch die Tugend den Jesuiten eine menschliche ist.

Ist die Sünde und Verdammniß für das Reich Gottes nothwendig, so gehören sie zusammen wie Licht und Finsterniß, wie der im dunkeln Boden wurzelnde Stamm des Baums die Blüthe und Früchte zeugenden Zweige trägt. — Die kirchliche Baukunst der katholischen Ordnung hat gleichsam ihren Mikrokosmos an den wundersam ragenden Pyramiden, welche das Sacrament außer der Messe bargen (die sogenannten Sacramentshäuschen), deren riesenhafte Ausführung die eigentlich gothischen Kirchthürme zu sein scheinen. Denn die Messe, das Opfer war der gestaltende Keim des Cultus und der dazu gehörigen Baukunst. An diesen Kunstgebilden nun bemerken wir auch, wie die Bilder der verschiedenen Ordnungen der Creatur, stufenweis vertheilt, zu Einem Ganzen vereint sind, so daß die unteren, dienenden Ordnungen die Träger der oberen werden. Je weiter hinauf, desto mehr öffnet sich der kunstreiche Bau dem Licht; der dunkle Kern schießt in beinahe durchsichtigen, strahlenähnlichen Zweigen auf. So ist es auch mit der Weltordnung von Jansenius, im Lichte seiner Theodice betrachtet; die Verdammniß ist die nothwendige, dunkle Basis des göttlichen Reiches, der Himmel ruht auf der Hölle. Wie aber genannte mystische Pyramiden den Leib des Erlösers, das anbetungswürdige Wunder verschließen, so ist auch in dieser Weltordnung ein großes Opfer verborgen. Denn Verdammniß, wie Seligkeit, Verstockung und Abfall von der Gnade, wie Bekehrung und Verharren ist Ein harmonisches Werk, Ein großes Drama, Gottes Willen auszuführen, sein verborgenes Wesen darzustellen, seine Gerechtigkeit, wie seine Liebe, die Versöhnung auch im Untergang. — Wir dürfen freilich bei allen diesen Betrachtungen, zu welchen wir uns fortgetrieben fühlen, keinen Augenblick vergessen, daß diese Consequenzen Jansen durchaus nicht zum Bewußtsein gekom-

1) Der historische Christus, als Muster und Lehrer, mußte bei dem strengen Gegensatz gegen alles eigene Wirken, wie gegen die bloße Auffassung des Christenthums als Offenbarung für die Erkenntniß, als geoffenbartes neues Gesetz, dem System von Jansenius etwas ferner liegen.

men, daß er nicht weiter gehen wollte, noch konnte, als er wirklich gegangen.

Namhafte Männer sind, indem sie die Eigenthümlichkeit des Katholicismus aufzufassen strebten, in ihm vom rein Evangelischen die katholischen Elemente auszuscheiden, sie sind zu einem ähnlichen Resultate gekommen, wie wir in Beziehung auf die Prädestination. Man nennt aber diesen also erzweckten Fund das pantheistische Grundelement im Katholicismus. Man könnte vielleicht behaupten, auch der Augustinismus, die dualistischen Elemente überwindend, gebe einer pantheistischen Erklärung Raum; freilich eine immer sehr unbestimmte Behauptung, mit welcher man nicht viel weiter kommt. Und doch ist wiederum nicht zu verkennen, daß die katholische Kirche, sich zum Semipelagianismus hinneigend, der Prädestinationslehre fremd ist. Woher soll es denn aber kommen, daß Katholicismus und Prädestination, sich sonst bekämpfend, wie namentlich die Reformirten in Frankreich zeigen, in Einem Grundprincip, im Pantheismus, sich begegnen? Vielleicht weil unsere Zeit, selbst innerlich mit pantheistischen Ideen behaftet, überall nur Pantheismus findet? Vielleicht weil es am Ende außer dem Christenthum, welches ja auch mehr ein im höheren Sinne organisches Leben, als ein System ist, weil es außer dem Christenthum kein consequentes System der Welt- und Lebensanschauung giebt, als den Pantheismus, daher denn jeder über das Christenthum hinausgehende Systematismus in dem Maase, in welchem er darüber hinausgeht, dem Pantheismus Raum gäbe? Der Katholicismus aber und die Prädestination sind ungleich mehr systematisch, als das Lutherthum, welchem auch der Vorwurf des Pantheismus noch nie ist gemacht worden. — Woher aber in einem dem Rationalismus durchaus entgegengesetzten System, wie das der Prädestination ist, woher ein solcher Einfluß des Systematismus, woher kommt dieser bei Jansenius, bei Calvin? — Nicht aus den intelligenten Vermögen, welche beide Lehrer niedriger stellten, sondern es war ihre Consequenz vielleicht vielmehr eine Consequenz des Willens, welcher sie um so mehr sich dahin gaben, ohne über sich zu wachen, je mehr sie nur gegen die trügerische Auctorität der Scholastiker, gegen die raisonnirende Vernunft, auf ihrer Hut waren. Diese Art rücksichtsloser Consequenz scheint durchaus im französischen Nationalcharakter zu liegen, welcher sich dadurch von der mehr vermittelnden, gemüthlichen Eigenthümlichkeit des deutschen und lutherischen Charakters unterscheidet.

So mag denn, so muß denn fallen, was menschliche Zuthat, was selbst wieder scholastischer Systematismus ist; aber das Grundwort steht fest und mächtig in diesem Lande des Glaubens, mitten unter dem unstäten Schwanken menschlicher Meinungen, wie in der Morgendämmerung ragt die tausendjährige Pyramide, unerschütterlich gewurzelt mitten in dem ebbenden Treibsand und den äffenden Trugbildern der Wüste. Dieses Wort aber ist: Gott macht selig wen er will! Das steht und hält aufrecht auf dem Scheidewege des menschlichen Geschicks, des Lebens und des Todes, in den schwersten Stunden, das Wort: Gott macht selig wen er will! Das schallt herein in das Getöse und Treiben und Drängen des Lebens, wie das Machtwort eines Unbesiegten, eines Unsterblichen in das Toben, in den Drang der Schlacht, das trägt im Sturme über Wall und Graben. Wie unmächtig steht daneben der vernünftelnde, der jesuitische Versöhnungsversuch zwischen Gott und dem Menschen! Sagt er uns, wie der Menschen Verstand es ansieht, so ist uns, als verkündigte jenes Wort, wie es vor Gott ist. Gott aber ist die Wahrheit. Steht es aber dem Menschen zu, in die göttliche Anschauung selbst einzudringen? Ist das wieder die Stimme der Versuchung: ihr werdet sein wie Gott! oder hat die Kirche doch den Beruf, durch Gottes Geist geleitet, der Menschen Erkenntniß forschend auch schon hienieden einzuführen zum Schauen, zur Erkenntniß dessen, was die Väter geglaubt?

Beilage VIII.

Hinrichtung von Cinq-Mars und de Thou.

Die unglücklichen Plane von Cinq-Mars und de Thou (Sohn des berühmten Geschichtschreibers) sind auch für uns von Wichtigkeit, als ein Zeichen der Zeit, des Moments, welcher den Übergang der parlamentarischen in die religiösen Ideen vermittelte. De Thou wird von den meisten Zeitgenossen als bloßer, unschuldiger Mitwisser, welcher den Freund nicht verrathen wollte, als Opfer der unversöhnlichen Rache des Minister-Cardinals geschildert. Capefigue stellt ihn, nach den Zeugnissen der Archive und nach seinen Forschungen, als den eigentlichen Urheber des Unternehmens dar; er hätte dem durch Cinq-Mars repräsentirten Adel gerne den Glanz gelassen, trug sich aber mit der Idee, dem unterdrückten Parlamente das Ruder des Staats durch einen kühnen Streich zu gewinnen. Man sehe bei diesem Geschichtschreiber ihre Haltung, kühn und mild, bei Cinq-Mars etwas französisch-theatralisch, im Gericht und auf dem Blutgerüst. Ernster und würdiger war de Thous Weise, welcher sich durch Bellarmins Schrift: über die Kunst, gut zu sterben, auf den Tod vorbereitet hatte [1]). Als de Thou vor das Gericht gestellt und gefragt wurde, ob er nicht um die Verschwörung von Cinq-Mars gewußt, antwortete er, dem alle Künste des Rechtsgelehrten und Parlamentärs zu Gebote standen, mit den Worten:

Meine Herren!

Ich könnte es durchaus ableugnen, daß ich darum gewußt; es stände nicht in Eurer Gewalt, mich des Gegentheils zu überführen. Denn Cinq-Mars allein kann es bezeugen, da ich sonst mit keinem Menschen auf der Welt davon gesprochen, keinem davon geschrieben habe. Cinq-Mars aber, als Angeklagter und Mitschuldiger, kann nicht ein gültiger Zeuge sein; er reicht nicht hin, mich zu überführen. Um einen Menschen zu verdammen, braucht es zwei unverdächtige Zeugen. So sehen Sie nun, mein Tod und mein Leben, meine Verdammung und Freisprechung sind nach den Gesetzen und der Gerechtigkeit in meinem Munde. Dennoch gestehe ich es; ich bekenne, daß ich um diese Verschwörung gewußt, und erkläre mich somit für schuldig und verdamme mich selbst. Während eines dreimonatlichen Gefängnisses habe ich über den Tod nachgedacht, habe ich das Leben genau ins Auge gefaßt. Mein Leben in dieser Welt wird immer unglücklich sein; das Angesicht des Todes ist mir schöner erschienen, ich habe es besser gefunden, zu sterben. Ich habe Glauben gefaßt zu Gott und zu seinem Erbarmen, und mit heiliger Liebe habe ich den Tod in die Arme gefaßt. Das war meine Prädestination.

Er blieb sich bis zur Hinrichtung gleich; die Geistlichen, welche die beiden Freunde hinausbegleiteten, waren über ihre fromme Fassung so erstaunt, daß sie auf dem ganzen Wege kein Wort zu sagen wußten. — Spräche de Thou die Freiwilligkeit seines Geständnisses minder nachdrücklich aus, so wäre er minder wahrhaftig.

Wir glauben gemeinhin, nur das gehe zu Grabe, was schon den Geist aufgegeben, nur die Körperschaften, deren Glieder des Geistes und des Lebens baar sind. Verbirgt sich aber nicht hinter diesem unserem Glauben eine unwürdige, unmännliche Verehrung der Gewalt, eine Verwechselung der physi-

1) Capefigue: Richelieu, Mazarin, la Fronde et le règne de Louis XIV Cap. 63.

schen und der moralischen Kraft, welche den Schwachen natürlich ist? War das parlamentarische System, welches solche Männer, die Arnauld, die Le Maitre hervorbrachte, war es wirklich durch seinen inneren Tod dem äußeren Verderben verfallen? Die Sehnen seiner äußeren Kraft, seine Verbindungen waren allerdings abgeschnitten; es taugte nicht in Aufstände, nicht der Willkür eines Despoten, dessen Thron es befestigt hatte. — Es ist wahr, alle diese Männer fühlen sich durch eine finstere Gewalt in den Abgrund gezogen, eine Prädestination des Todes waltet über sie; auch die in Port-Royal suchten einen christlichen Tod, sie rangen, jeglicher Gewalt der Welt über sie abzusterben. Haben solche Männer ihre Zeit, ihr Volk verlassen, oder sind sie von ihm verlassen worden?

Beilage IX.

Aus Union de l'église et de l'état dans la nouvelle Angleterre.

L'Union de l'église et de l'état dans la nouvelle Angleterre, considérée dans ses effets sur la religion aux états Unis. Par un Américain (von dem durch seine Reisen auch auf dem Continent für die Mäßigkeitsgesellschaften bekannten Baird). Paris, chez Risler 1837, sagt:

So schädlich auch der Grundsatz war, welcher vor dem Unabhängigkeitskriege in dem englischen Nordamerika herrschte, daß die Eigenschaft des Mitglieds der Kirche als nothwendige Bedingung betrachtet werden sollte, um Wähler und wählbar zu werden und die öffentlichen Functionen zu erfüllen, so nachtheilig auch die Annahme des half way covenant plan, der politisch-kirchlichen Confirmation war: ein dritter Umstand übte einen traurigen Einfluß auf die Kirchen Neu-Englands, beschleunigte den Verfall der Frömmigkeit noch mehr, welcher längst begonnen hatte. Gegen das Jahr 1700, etwa 80 Jahre nach der Gründung der ersten Colonien, verbreitete sich eine Ansicht, welche das Abendmahl nicht blos als ein Mittel der Erbauung für die Gläubigen betrachten ließ, sondern auch als ein Mittel der Überzeugung, der Bekehrung und der Wiedergeburt für die Ungläubigen. Diese Lehre wurde seit 1675 oder 1680 öffentlich und nachdrücklich behauptet durch den Geistlichen Salomon Stoddard, von Northampton, dessen Enkel der berühmte Jonathan Edwards durch seine Mutter war. Sie wurde nicht mit weniger Energie durch Doctor Increase Mather bekämpft, welcher eine öffentliche Discussion über diesen Gegenstand mit Stoddard hielt, wie auch durch andere Geistliche, und namentlich mit einer bedeutenden Superiorität durch den eben erwähnten Edwards, welcher während der letzten Lebensjahre seines Großvaters sein Amtsgenosse an der Kirche von Northampton war.

Die Gefahren dieser Lehre sind zu offenbar, als daß es nöthig wäre, sich damit aufzuhalten, sie anzuzeigen. Wurde sie auch nicht allgemein angenommen, so machte sie doch Fortschritte und verbreitete sich zuvörderst in Neu-England, hierauf auch im übrigen Lande, namentlich aber im Schoos der presbyterianischen Kirchen. Eine Menge Unbekehrter schloß sich an die Kirche an, welche zugleich die Zahl ihrer Glieder vermehrten und sie ihrer Kraft und ihrer Schönheit beraubten. Es kam besonders seit 1680 bis 1740 häufig vor, daß Leute auf diese Weise sich an die Kirche anschlossen. Es genügte, wenn Diejenigen, welche sich an die Kirche anschließen wollten, erklärten, da sie zu einem Alter herangekommen seien, in welchem es ihnen

schicklich scheine, einem religiösen Bekenntniß beizutreten, halten sie es für ihre Pflicht, Mitglieder der Kirche zu werden, damit die einzige Bedingung, welche man ihnen auflegte, erfüllt würde. Will man die Erfolge dieser Lehre kennen lernen, welche sich damals trotz aller Bekämpfung aus ihr entwickelten, so lese man nur eine kurze Broschüre mit dem Titel: Geschichte der religiösen Erweckung, welche zu Boston von 1740 bis 1743 statt hatte, herausgegeben 1744 von Thomas Prince, einem der Geistlichen dieser Stadt, von Neuem aufgelegt 1823. Ich für meinen Theil muß gestehen, daß ich mich, so oft ich diese Schrift wieder gelesen habe, gedrungen fühlte, meine Stimme in der Mitte der Kirchen zu erheben und sie zu beschwören, ihren Weg nicht nach diesem so schädlichen Grundsatze zu richten. Nur wenige Kirchen Nordamerikas treten diesem Grundsatze noch öffentlich bei. Beinahe alle verlangen von Denjenigen, welche ihre Glieder werden wollen, daß sie ihre Bekehrung durch die Lehre erweisen, zu welcher sie sich bekennen, und durch die Wirkungen der Religion auf ihr Herz. (Ganz entsprechend dem allgemeinen Sündenbekenntniß vor einer leichtsinnigen Absolution in der katholischen Kirche, andererseits einem durch gewissenhafte Beichte und ernsthafte Pönitenz vorbereiteten würdigen Genuß des heiligen Abendmahls.) Besonders aber geschah es in Folge dieses Princips, daß immer mehrere nicht vom kräftigen Geist des Christenthums Erfüllte zum geistlichen Amte zugelassen werden.

Beilage X.

Gutachten zu Dr. Arnaulds Schrift gegen das häufige Communiciren.

Das Gutachten des Bischofs von Tarbe, im Erzbisthum Auch, ist vom 28. April 1645 und lautet also:

Obgleich Christus sich von einem feurigen Verlangen gedrängt fühlte, sich seinen Aposteln durch die Stiftung des ehrwürdigen Sacraments des Abendmahls dahin zu geben, wie er denn selbst davon Zeugniß ablegt, so schob er doch die Ausführung dieses unaussprechlichen Vorhabens auf bis auf den Vorabend seines Todes. Welche Gewalt auch seine Liebe über ihn hatte, die unendliche Weisheit vertagte ihre Wirkung, bis er durch seine Belehrungen und seine ganz himmlischen Gespräche ihre Herzen zur Theilnahme an diesem göttlichen Mahle vorbereitet hatte, welches die Erfüllung unserer Mysterien, wie die Vollendung seiner Liebe ist. Dieses Verfahren eines Gottes, der Mensch geworden ist, um unser Meister zu sein und das Muster unseres Lebens durch seine Handlungen und seine Worte, lehrt uns, daß wir uns nie in gefährlicher Übereilung herzumachen dürfen, unser Verlangen zu rasch zu befriedigen, wenn wir auch einen sehr heftigen Trieb in uns fühlen, welcher uns zum heiligen Abendmahl hinleitet. Nach dieser himmlischen Nahrung unserer Seelen zu seufzen, ist eine sehr löbliche Verfassung; denn das Evangelium preist diesen heiligen Hunger selig. Aber damit wir diesen wahren, nicht erheuchelten, noch trügenden Hunger haben, dazu ist nöthig, daß unsere Seele frei sei von der Anhänglichkeit an die Creaturen und von der Selbstliebe. Unser Magen muß eine starke Kraft und eine sehr wirksame Wärme haben, um einen solchen Bissen zu verdauen, wenn es erlaubt ist,

also von dem Fleische zu reden, welches durch eine ganz wunderbare Wirkung den Essenden in sich selbst verwandelt, statt daß es von ihm, dem Genießenden, verwandelt und in sein Wesen umgesetzt würde. — Es ist ein wahrhaft christlicher Seelen würdiger Wunsch, Christus um einen Kuß von seinem Munde zu bitten; aber ehe wir Anspruch auf ein solches Glück machen, müssen unsere Lippen zuvor durch eine glühende Kohle gereinigt sein. Nur der Anverlobten steht es zu, nach einer solchen Gunst zu verlangen.

Daher ist der Eifer des Verfassers der Schrift von der häufigen Communion nicht genug zu loben, noch kann man sein Werk genug schätzen, welches den befremdenden Unfug einiger neuen Gewissensräthe bekämpft, die durch eine feige Herablassung und anmaßliche Vermessenheit alle möglichen Menschen ohne Unterschied zum heiligen Mahle treiben, mit welchen Verbrechen sie auch belastet sein mögen, wenn sie nur ganz einfach ihren Vorsatz der Lebensbesserung ausgesprochen haben, welchen sie nur zu sehr schon als einen eingebildeten, durch häufige Rückfälle erprobten, während sie sich doch durch einen Aufenthalt von einigen Tagen in der Wüste der Seufzer und Thränen auf den Genuß dieses Himmelbrotes vorbereiten sollten u. s. w. 28. April 1645.

S. Diharse, Bischof von Tarbe.

Auch die Doctoren der Theologie sprechen sich nachdrücklich aus, daß der Verfall des Bußsacraments, der zur Ordnung gewordene Leichtsinn und Frevel dieses Buch als ein Zeichen der Barmherzigkeit Gottes und seines Mitleids für die Kirche erscheinen lassen. Es scheint durch den gehäuften Skandal, sagt Einer, allgemeine Ansicht geworden zu sein, als sei es erlaubt, eben so oft seine Buße, als seine Sünden zu bereuen, daß Verbrechen durch Bruch des Heiligen sich austilgen lassen. Ein Anderer sagt: Aus dem Sacrament der Buße ist ein bloßes Sacrament des Bekenntnisses geworden. Die Bußfertigen, oder vielmehr die Beichtenden verlangen die Absolution vom Priester, wie der Gläubiger die Schuld vom Schuldner; der Priester spricht sein Urtheil nicht sowohl als Richter, sondern wie ein bloßer Gerichtsdiener, der es nur zu verlesen hat. Die Genugthuung ist eben so willkürlich, als die Sünden selbst, und man verschiebt sie ganz auf die andere Welt, als wäre man in dieser Gottes Gerechtigkeit nichts schuldig. — Die Buße dient dem Körper der Kirche zum Heilmittel, das Abendmahl ist seine vollkommene Nahrung; darum ist es so wesentlich, daß sie nicht verfälscht, noch entheiligt werden. — Einer der Doctoren der Sorbonne bezeugt Arnauld, er könne mit Christus sprechen: Meine Lehre ist nicht meine Lehre, sondern die des Vaters im Himmel, und der pariser Geistliche Grenet bemerkt: Es ist mit den Unterweisungen wie mit den Münzen; diejenigen sind die besten, welche bei dem geringsten Umfang den größten Inhalt und Werth haben. Das kann aber von diesem Buche beurkundet werden.

Beilage XI.

Pierre de Marca.

Pierre de Marca ist geboren zu Gent, in Bearn, am 24. Januar 1594. Auch von ihm behaupteten, wie von Jansenius, seine Gegner, er sei von reformirten Eltern geboren (né de la religion). Allein auch hier ist die Thatsache, daß in seiner Heimath, wie denn in Bearn durch das Edict von 1569 die Ausübung der katholischen Religion untersagt war, die Kinder

nicht von katholischen Priestern getauft werden durften. Er aber soll von seinem Vater in das katholische Bigorre gebracht worden sein, dort in einem Kloster durch die Taufe in den Schoos der römischen Kirche aufgenommen zu werden. — Einer von Marcas Verwandten soll damals nur durch eine Protestation gegen die Messe sich wieder in den Besitz seiner Stelle als Präsident des Parlaments zu Pau gesetzt haben, ja genöthigt gewesen sein, das reformirte Glaubensbekenntniß anzunehmen. Pierre de Marca studirte die Rechte, eine Laufbahn, welche schon mehrere Glieder seiner Familie gemacht; anfangs war er der einzige nicht reformirte Rath im Parlament zu Pau, allein bald änderte sich dieses, und er selbst soll nicht wenig dazu beigetragen haben. Dennoch mochte er diesen Geist nicht bekämpfen, ohne selbst davon in Manchem ergriffen zu werden. Als nach seinem Tode einige kleinere Geister um seine gelehrte Hinterlassenschaft sich stritten, brachte einer seiner Verwandten (Abbe Faget) eine Schrift zum Vorschein, deren Druck von der theologischen Facultät in Paris nur unter der Bedingung gestattet wurde, daß Mehreres ausgemerzt werde, wodurch den reformirten Ketzern zu viel eingeräumt würde. Allein wie besonders der reformirte Prediger Claude mit Buchdruckern auch sonst in ähnlicher Verbindung erfunden wird, so wurde ihm auch diesmal durch einen reformirten Buchdrucker eins der wenigen unbeschnittenen Exemplare übermacht, welches sofort im reformirten Auslande nachgedruckt wurde. Es zeigte sich, daß Marca über das Sacrament des Abendmahls sich einiger Ausdrücke bediente, welche die protestantische Lehre in diesem Artikel zu begünstigen schienen.

Marca wurde, wie die meisten bedeutenden Männer der damaligen katholischen Welt, von den Jesuiten erzogen; allein es ist die Angabe, er sei selbst Jesuite gewesen, ein Irrthum. Er war von hohem Sinn, nach hohen Würden trachtend, geschickt, große Dinge zu leiten, fähig, lächelnd diesem gefährlichen Berufe Opfer zu bringen, welche Anderen als Verleugnung seiner Überzeugung erscheinen mußten. Dieser Mann mochte dem Könige Louis XIII und seinem Auge, Richelieu, nicht entgehen; sein schmiegsamer Ehrgeiz empfahl ihn eben so sehr, als die geistigen Hülfsmittel, welche er anzubieten hatte. Die Schrift von dû Puy über die gallikanischen Freiheiten wurde von Romanisten, namentlich von einem Ungenannten, welcher sich hinter dem Namen Optatus Gallus verbarg, als Vorläufer eines von Richelieu zu errichtenden gallikanischen Patriarchats laut angezeigt. Um dieses nun zu leugnen, zugleich aber die Rechte der Krone sehr zu wahren, brauchte man einen Mann, welcher Entgegengesetztes ohne offenbaren Widerspruch aufzustellen im Stande wäre. Diesen ehrenden Auftrag erhielt Marca und entsprach ihm durchaus durch sein 1641 erschienenes Werk: **De concordia sacerdotii et imperii, sive de libertatibus ecclesiae Gallicanae.** Er ergriff den natürlichsten Weg: er stellte Thatsache neben Thatsache, wodurch denn freilich ein buntes Gewebe entstand, dessen Grundzüge aber dem feineren Beobachter nicht entgehen konnten. Man hat ihm später vorgeworfen, es sei nicht zu entwirren, wessen Ansprüche er für die gerechteren erkläre, die des Pabstes oder die des Königs; das war eben seine Aufgabe. Indeß wurde das Buch, obgleich bedeutend revidirt, wiederholt, zuletzt noch 1704 herausgegeben.

Allein so fein dieses Gewebe angelegt war, so fing sich doch Einer in diesem Netze, und zwar der Verfasser selbst. Ob er gleich verheirathet gewesen, ernennt ihn, den Laien, der König 1642 zum Bischof von Conserans. Aber dabei hatte der Pabst auch noch ein Wort mitzusprechen. Das Bestätigungsrecht, welches ihm bei Besetzung von Bisthümern zustand, hatte in der gallikanischen Kirche eine ganz besondere Wichtigkeit. Unternehmende, ehrgeizige, geistreiche junge Männer, welche auf dem Gebiet der Kirche ihre Laufbahn zu machen gedachten, waren sehr versucht, die Gunst des Königs

welcher auch die Bisthümer ernannte, zu gewinnen, indem sie seine Rechte über die Kirche erhoben. Allein waren sie ernannt, sahen sie sich in der Nothwendigkeit, ihre früheren Grundsätze zu widerrufen, wenn sie nicht ewig auf der Schwelle des Episkopats der Bestätigung entgegenharren wollten. Das war das Schicksal Mehrerer; solche Männer pflegten der Kurie um so mehr zu Willen zu sein, auch nachdem sie wirklich groß geworden, um vergessen zu machen, wessen sie sich unterstanden, so lange sie noch klein gewesen. Ihre Dienste waren um so einflußreicher, da auch die Regierung sich auf sie verließ, sie besonders befragte, ihnen manche wichtige Angelegenheit vorzugsweise übertrug. Selbst auf die stets widerbellenden Parlamente übte die Kurie dadurch ihren Einfluß; denn die Mitglieder derselben pflegten einen oder den anderen ihrer Söhne, mit der Hoffnung des Episkopats ausgestattet, der Kirche anzutrauen; die gallikanischen Freiheiten, das Steckenpferd des Parlamentärs, ein wenig ruhen zu lassen, rieth des Sohnes Stellung und Zukunft.

Marca, vom König längst zum Bischof ernannt, vom Pabst aber immer noch nicht bestätigt, ging als königlicher Generalvisitator nach Catalonien, wo er sich so beliebt machte, daß die Stadt Barcellona, als er 1647 krank darnieder lag, ein öffentliches Gelübde zu Notre-Dame de Montserrat [1]) ablegte, zu welchem Zweck sie zwölf Kapuziner und zwölf Jungfrauen dahin abordnete. Von dieser Krankheit erstanden, bezeigte er seine Dankbarkeit der Maria von Montserrat durch Andachtsübungen und eine Geschichte ihrer Verehrung an diesem Orte. Allein die Mönche fanden, daß er dabei zu kritisch zu Werke gegangen, denn wie er selbst sagt, verfuhren die Franzosen mit solchen Legenden viel kritischer, als die Spanier; so wurde denn diese Schrift von den Mönchen zunächst nicht herausgegeben. Seine Muße verwandte er auch hier auf gelehrte Arbeiten. Solche Männer, welche bis in die Mitte ihres Lebens eine weltliche Laufbahn gemacht, brachten später der Kirche nicht nur ihren Schatz von Welterfahrungen zu, Geschick in Führung der Geschäfte, mannichfache Verbindungen, sondern allerdings nicht selten auch Bildung und eine freiere Gelehrsamkeit, welche den von Jugend auf zum geistlichen Stande Bestimmten meist abgingen. Von Marca wird insbesondere gerühmt, daß er sich auf das Griechische verstanden. Sein Ziel war nun in Allem, sich die Gunst des päbstlichen Hofs zu versöhnen. So hatte er denn 1642 ein Manuscript herausgegeben, welches er auf der königlichen Bibliothek in Paris gefunden; es war das Schreiben des Pabstes Vigilius an das zweite Concil, in Konstantinopel, und einige andere dazu gehörige Schreiben, besonders das von Eutyches an den Bischof von Rom. Das erstere war bisher noch nie veröffentlicht worden. Marca wußte aber auch das Verdienst, welches er sich dadurch um Rom erworben, gehörig geltend zu machen; es habe, behauptet er, diese Veröffentlichung das Ansehen des römischen Stuhls, den allgemeinen Concilien gegenüber, welches eben in Frankreich besonders wankend war, wiederum festgestellt. Er erhielt denn wirklich auch im fünften Jahre nach seiner Ernennung die päbstliche Bestätigung; allein Hof und Staatsgeschäfte nahmen ihn so ein, daß er erst 1651 von seinem Bisthum wirklich Besitz nahm. Schon im folgenden Jahre ernennt ihn der König auf das Erzbisthum Toulouse. Dazu war wiederum päbstliche Bestätigung nöthig, um so mehr, da das Band, welches den Bischof an seine Kirche knüpft, als ein eheliches Verhältniß [2]) betrachtet wird und zur Versetzung eines Bischofs zu-

1) Hier war es auch, wo Loyola in der Nacht vom 24. März 1522 vor dem Altar Marias seine ritterlichen Waffen aufhing.

2) Eine Idee, welche, obgleich des biblischen Grundes nicht entbehrend, von der protestantischen Geistlichkeit zu sehr vergessen wird. Für Cölibataires hat sie freilich noch mehr Bedeutung.

vörderst die Lösung dieses Sacramentssiegels nöthig ist. Diese steht aber nur dem Pabste zu. Das Schreiben Marcas an den Pabst gilt für ein Meisterstück von Feinheit. Er spricht darin mit jener sentimentalen Schmeichelei, welche um so harmloser scheint, je gelehrter sie ist, je mehr sie an Pedanterei streift; er redet von einem Exupere, welcher auch in Spanien weltliche Würden bekleidet und später als Erzbischof von Toulouse seine Kirche ganz nach dem Rath und der Unterweisung des Pabstes Innocenz I regiert habe, so daß er jetzt für heilig gehalten werde. Wie glücklich wäre ich, wenn Innocenz X auch mich in den Fußstapfen dieses Mannes leitete. Später machte ein Schriftsteller darauf aufmerksam, der Erzbischof Exupere und der, welcher in Spanien gelebt, seien zwei verschiedene Personen gewesen. Marca, welcher dieses wohl gewußt, lachte über diese Bemerkung eines kleinen Geistes, der nicht ahnte, wie er durch diese leichte Wendung „der Wahrheit erst Gewicht gegeben". Da der König ihn zum Staatsminister machte, kam er erst 1659, und dann auch nur auf kurze Zeit nach Toulouse. Er starb am 29. Juni 1662, wenige Tage nachdem er die Bestätigung als Erzbischof von Paris erhalten; dieses veranlaßte einen Vers, der in Aller Munde war:

Cy git l'illustre de Marca,
Que le plus grand des rois marqua,
Pour le prélat de son église:
Mais la mort qui le remarqua,
Et qui se plait à la surprise,
Tout aussitôt le démarqua.

Man sagte auch, er habe wohl ins gelobte Land hineingesehen, aber, als zweiter Moses, den Fuß nicht hineingesetzt. Seine halb weltliche Stellung nicht allein, auch seine ganze Natur und seine Ansichten mußten ihn zu einem gefährlichen Gegner der Jansenisten machen. Sie verfolgten ihn dafür auch mit mehreren sehr persönlichen Schriften (besonders 1656), worauf er jedoch nicht antwortete.

Beilage XII.

Nordstrand.

Dankwerth sagt in seiner 1652 erschienenen „Neuen Landesbeschreibung der zwei Herzogthümer Schleswig und Holstein", unter dem Abschnitt Nordstrandt: Cluverus hält das Ländlein für des Plinii Austraniam. Diese Insul weiß ich schier nicht, wie ich sie soll beschreiben, sintemahl es Anno 1634 durch die hohe Wasserfluht dahin leider gerathen, daß ohne die von Natur hohe Halligen (Insulen) wenig mehr, als daß eine sehr geschmälerte Harde Pillworm (südwestliche Ecke der alten Insel) bewohnt wird. Dieweil aber zu unseren Zeiten Gott der Herr uns diese merkliche und bedauerliche Sündfluht zugeschicket, welche uns die sonsten in den Historien aufgezeichnete alte Verenderungen dieser Friesischen Gegend umb so viel glaubwürdiger machet, zudeme ja auch zuweilen Hoffnung zur Wiederbedeichung gemachet wird, als weil ich sie in dem Zustande, darin sie sich Anno 1634 vor der großen Fluht befunden, zuerst beschreiben und hernach die jämmerliche Verenderung hindanfügen. — Man hält für gewiß, daß das Landt Nordstrandt anfangs keine Insul, sondern Landtfest gewesen. Im Jahre 1569

hat Herzog Hans der älter ihm vorgenommen, dieß Landt dem festen Landte durch einen Damm anzufügen, massen schon etliche Gelder über die Demte (Demat, a demetendo, ein Flächen- und Feldmaß, etwa ein Tagewerk) dazu eingesamlet waren, aus was Uhrsachen es nachgeblieben, ist mir verborgen. — Dieß Landt war groß in die Länge etwa drei Meilen, die Breite war ungleich, etwa eine Meile weges weniger oder mehr, begriff in sich 21 oder 22 Kirspel-Kirchen ohne die vier Kirchen auf den Halligen, die Einwohner mügen etwa 8000 Köpfe gewesen seyn, jung und alt zusammengenommen. Das Landt war rundt herumb mit hohen Teichen, und an vielen Orten mit Stakdeichen umbgeben und hatte keine Sanddünen, wie Eyderstede nach der Westseiten, item Hollandt an etlichen Orten hat. Es war viel wüstes unfruchtbares hohes Mohr, so mitten im Lande belegen ist, welches aber, dieweil es keine Frucht trägt, ob es wol den Einwohnern zur Feurung dienet, keine Deichmaeß hatte; kurtz vor der Wasserfluht ist die Insel von neuem gemessen und war in der Landesmatrikul auff 800 Pflüge gesetzet. Dieß Land war über die massen fruchtbar an Korn und Viehe, es war da nichts neues, daß nach einer Tonnen Roggen, so außgesähet worden, 18, 20, ja 24 Tonnen wieder wuchsen. Von Gärsten aber ist es schier unglaublich, was mir gewisse Leute für eine Wahrheit berichtet, daß nemlich nach einer halben Tonnen wohl 24 Tonnen gewachsen. So ist auch in diesem Fürstentuhme bekandt, daß kein Viehe im ganzen Lande besser pflegte fortzuwachsen und zunehmen, als eben das Strander Viehe, gestalt samb die allergrösseste und feisteste Ochsen, welche unserer gnädigen Herrschaft etwa auff den Beylagern oder Kindtauffen, pflegten unterthänigst verehret zu werden. Was soll ich von den delikaten jungen Lämmern u. drgl. sagen. Nimirum postquam bona sunt amissa, tunc demum intelliguntur. (Dankwerth war in dem benachbarten Husum zu Hause.) Dieß Land ist vorzeiten nechst Eyderstedte der vornehmste Ort und Sitz der hiesigen Nordfriesen gewest, die auch schier am ersten die Civilität angenommen, und weil dabei Leute gutes vermögens sich im Lande befunden, haben sie ihre Kinder in ziemblicher Anzahl auff Academieen geschicket, gute Künste und Sprachen zu erlernen, nachgehends aber zu unsern Zeiten hat die Jugendt dem studieren nicht so sehr obgelegen, sondern viel unter ihnen etwas von ihrer alten Feritet wiederumb angenommen, inmassen denn ihr eigen Pfarrherr und Landsmann Matthias Boethius in seinem Büchlein de cataclysmo Nordstrandensi 1615 ihnen schlechtes Lob und Zeugniß giebt.

Der geistliche Herr hält nun seinen Landsleuten allerdings eine scharfe Strafpredigt, was wohl mitunter der Gewohnheit zuzuschreiben ist, nebenbei vielleicht auch um zu zeigen, „es hätten die Nordstrander diese Landstraffe wol verdienet." Der gemeine Mann ist jederzeit frech und ruchloß gewest, und hat nur allein viel auf sich selbsten und ihre Nation gehalten, andere und Frembdlinge dagegen eusserst verachtet, welche sie nicht allein höhnisch verlachen, sondern auch wol aus keiner oder doch liederlicher Uhrsachen entleiben, achtens auch nicht höher, als ob sie einen Hund erschlagen hätten. — Fressen und sauffen (fons mali) ist ihnen so angenehm vorzeiten gewesen, daß ein Taglöhner 6 oder 7 mahl im Sommer gegessen und das Tischtuch den ganzen Tag über nicht von dem Tische gekommen; und dieses, meyneten sie, wäre weder Sünde noch Laster, gaben vor, es wäre der Gebrauch also jederzeit gewesen. Und ob wol solche Üppigkeit durch Ihr. Fürstl. Gn. strenge Mandaten vor der Zeit zum offtern, und noch newlich ist verboten worden, so lassen sie doch hierinn sich nichtes fürschreiben, sagen ungeschewet, es sey in ihrem Lande nie besser zugestanden, als da jedermann weidlich hat mügen danketieren, fressen und sauffen, und nachdeme solches von der hohen Obrigkeit berboten worden, sey alles in ärgern Zustandt gerahten. Sie lassen sich auch vurch diese grosse erlittene Unglück und Schaden nicht bewegen oder erweichen,

daß sie der Laster gedachten müssig zu gehen, besondern seynd noch frech und hartnäckicht mitten in ihrem Unglücke. — Soweit Boethius, Geistlicher auf der Insel.

Nun hat zwar dieß Landt von etlichen hundert Jahren hero von dem wilden wütenden Meer zu verschiedenen mahlen grossen Schaden gelitten, durch dessen Macht es auch von dem festen Lande abgerissen und zu einer Insul geworden ist. Insonderheit schreibet man vom Jahre 1300, daß in demselben das Städtlein Rungholt nebenst vielen Kirchen und Dörffern hin und wieder gelegen, weggespület und von des Meeres Rachen verschlungen seyn, worbey denn auch viel Menschen und Vieh ertrunken. Wie dann auch in dem Jahre 1532 des Montages nach Allerheiligen ein grosser Sturm und Wasserfluht das Landt Nordtstrandt gantz überschwemmet und sehr übel zugerichtet hat. Zu welcher Zeit dann auch in die 1600 Menschen, andere schreiben 1900 im Wasser umbgekommen seyn, und darunter drey Prediger, davon annoch diese Altsächsische Reimen vorhanden:

Ein Pastor und twe Prediger zart,
De mosten ock mede up de Fahrt,
De eine heet Herr Hartig, de ander Herr Dethleff,
Petrus heet de drüdde (dritte) de ock mede bleef.

Und flugs im andern Jahre darauff hat das Landt abermahl eine grosse Fluht und Wassersnoht ausstehen müssen, davon die alten Reimen sagen:

Dem ersten was he in Höhe nicht gelick (gleich),
Doch tohbrack he veele mehr de Dick [1]).

Welche beede Sündfluhte beynah hundert Jahre vor derjenigen, so wir erlebet, und davon die Insul noch heutiges Tages unbedeichet lieget, hergegangen. — Durch Verwarlosung der Deiche und Schleussen wurden nach und nach einige Kirspel übergossen, die andere aber durch ihre verbesserte Mittelteiche annoch eine Zeitlang beschützet worden, biß an das Jahr 1615, da das wühtende Meer beynah den gantzen Nordstrandt, gleichsamb mit sturmender Handt eingenommen, also daß nur die zwey Carspel Pillworm und Trindermarsch seynd truken geblieben. Zwei Kirchen wurden ruiniret, und unter andern Schaden 300 Menschen ertrencket, und haben die Landtleute etliche Jahr daran werken müssen, ehe sie die eingebrochene Wehlen zudammen (das heißt die Deichlucken wieder ergänzen können), worüber dann auff die zu dem Werke nohtwendige Materialien, wie dann auch die frembde Arbeiter, achtzig Tausendt Reichstahler gegangen, wann man aber die Arbeit und Kosten, welche die Landtleute an die alte Teiche wenden müssen, darzu rechnen wollte, würde sich sotahne Summe viel höher dann voriges erstrecken. — Es ist aber solcher Schade mehrentheils überwunden gewesen, umb das Jahr 1627 oder 1628, also daß sie in gutem Zustande, in ihrem irrdischen Paradeiß, aber auch wol nicht ohne Sünde hingelebt, biß an das Jahr 1634, da Gott der Herr am 11 Oktober umb etwa 10 Uhren des Abends das gantze Land, nichtes außgenommen, mittelst eines starken West oder Nordwesten Windes dermassen überschwemmet hat, daß über sechs Tausendt Einhundert Menschen jung und alt, Mann und Weib, und unter denselben neun Prediger elendiglich umbkommen und ertrunken seyn, also daß über 1500 wol nicht im Leben geblieben. Die Gotteshäuser seynd dazumahl, weil sie auf hohen Wäffen (oder Wurthen; so heißen die künstlichen Erhöhungen, zum Theil auf den Halligen, den natürlichen Erhöhungen, welche bei hohem Wasserstand aber auch unter Wasser gesetzt werden) gestanden, noch bestehen blieben, aber sinder der Zeit sehr verfallen. Windmühlen seynd 28 im Lande umbgewehet. An

1) Altfriesische Lieder scheint es gar nicht zu geben, nach dem alten Sprüchworte: Friso non cantat. Es ist auch wirklich merkwürdig, einen friesischen Kirchengesang zu hören; der lange Takt — sie kennen nur Einen — scheint von dem Ruderschlage, das Moduliren von dem Geheul der Schiffsarbeiter beim Ziehen der Lasten entlehnt.

Ochsen, Kühen, Pferden, jungen hörnichten Viehe, Schafe und Schweine, seyndt wol funfftzig Tausendt Stücke verlohren. Der Teichbrüche hat man 44 befunden, unter welchen man die grösseſten und gefährlichſten Wehlen nennt.

Nachdem nun dieß Landt dermaſſen übel zugerichtet, haben dennoch die in Pilworm, welches einen hohen Stahl oder Boden hat, und das vornehmſte Kirſpel im Lande jederzeit geweſen, ſich euſſerſt angegriffen, und mit Hülffe eines Holländers, der Luſt zur Weitläufftigkeit gehabt, ſonſten aber ihr Engel geweſen, ihr Kirſpel auſſer etliche Köge wiederumb bedeichet, welches Stück Landes itzo groß iſt 3500 Demat.

Die Bevölkerung Nordſtrands beſtand bis auf dieſe Kataſtrophe aus Frieſen, welche jetzt noch die benachbarten Inſeln Föhr und Sylt bewohnen und unter ſich Männer zählen, welche nicht blos der See gegenüber kühn und feſt ſind. Auf Nordſtrand iſt die frieſiſche Bevölkerung nun aber ganz ausgeſtorben, indem die übergebliebenen 2600 Menſchen großentheils in holländiſche Seedienſte traten, davon ſich Mehrere nach Beendigung des dreißigjährigen Kriegs im Brandenburgiſchen niederließen. Schon uralt war dieſe Verbindung mit Holland; der Handel nebſt der Stammverwandtſchaft hatte ſie angeknüpft, und während des ſpaniſch-holländiſchen Kriegs waren ſie lebhafter geworden, indem theils niederländiſche Flüchtlinge ſich an der Elbmündung niederließen, theils das kühne Volk der Inſeln den Seekrieg in holländiſchem Dienſte mitfocht, wie die Bewohner der Sevennen den Landkrieg. Der Handel Nordſtrands und die Seefahrt, beſonders mit Korn, war ſchon im Mittelalter bedeutend, wie die Documente in der rühmlich bekannten Geſchichte Nordfrieslands im Mittelalter, von Michelſen, nachweiſen. Mit dem großen Beitrag der Inſel zu den Einnahmen von Schleswig ſtanden auch die ſchönen, verbrieften Privilegien im Verhältniß. Die Frieſen, wie die ihnen vielleicht verwandten Diethmarſchen, ſind ſtolz auf die alten Freiheiten ihrer Stämme, welche ſie auf Karl den Großen zurückführen. Daher allerdings die Verachtung der Fremden. Der ihnen eigene Trotz äußert ſich nicht ſelten in Proceßſucht und verurſacht Deichbrüche, während geſtritten wird, wer ſie zu unterhalten habe.

Näheres über Nordſtrand findet ſich in der von Falk 1619 herausgegebenen nordfrieſiſchen Chronik von Anton Heimreich, Prediger auf Nordſtrandiſchmohr, wo auch (Band II, Seite 151) die unzweifelhaften Vorboten dieſer Sündfluth gemeldet werden. Der Verluſt in Nordſtrand und den benachbarten Küſten zuſammen belief ſich bei dieſem Sturm auf 15,000 Menſchen nach der genaueſten und geringeren Angabe. Da der Sturm aus Weſten kam, iſt der gleichzeitige, wunderbar tiefe Stand der Oſtſee an der ſchleswigſchen Küſte ſehr begreiflich, wie Venedig beinahe waſſerlos wurde, während 1530 der Nordwind in den Niederlanden ſo große Verheerungen anrichtete. In manchen Häuſern ging Feuer auf, während die Bewohner vor dem Waſſer auf die Dächer geflüchtet waren und nun ſich in die Fluthen werfen mußten, um dem Tode in den Flammen zu entgehen. Ganze Familien banden ſich mit Stricken zuſammen, um gemeinſchaftlich entweder ſich zu retten oder unterzugehen. Die Prediger und der Herzog ſollen das Unglück vorhergeſagt haben, und man gedachte der Flüche der Frohnarbeiter bei der hohen Schanze gegen das Land hin, daß ſie ſo tief unter dem Waſſer möchte begraben werden, als ſie dieſelbe darüber erhöhen ſollten. Noch kurz zuvor hatten die Nordſtrander allein getrotzt, als Wallenſtein und Tilly Dänemark-Schleswig verwüſteten.

Es ſollen vor 1634 auf der Inſel und den dazu gehörigen Halligen 22 lutheriſche Kirchen geweſen ſein. Die Statuten des Predigervereins zu theologiſcher Beſprechung haben ſich erhalten; im Nothfall ſollte das Compen-

dium von Mentzer oder Hafenreffer den Ausschlag für die Wahrheit geben oder das Orakel des Superintendenten eingeholt werden.

Der Herzog von Gottorp-Schleswig, Friedrich III, setzte den dänischen Agnaten und ihrem unduldsamen Lutherthum die Grundsätze der Toleranz entgegen; sein Vater Adolf hatte an dem reformirten Hofe in Hessen gelebt [1]). Damit hing sehr genau zusammen, daß er sich mit neuen national-ökonomischen und merkantilischen Ideen trug. Vermochten ihn diese, den Remonstranten in dem jetzt zwar zerfallenden, aber noch durch seine holländische Eigenthümlichkeit sich auszeichnenden Friedrichsstadt eine Freistätte zu eröffnen, so machten sie ihn zugleich gegen die verunglückten Nordstrander sehr hart.

Es war ihnen befohlen worden, ihr Land wieder zu bedeichen; ein Cornelius Jansen aus Nordholland hatte viel dazu gethan. Man nannte ihn den Bestevaer, wie die Friesen auf diesen Inseln jetzt noch den Ersten auf einer Schaluppe den besten Mann nennen. Allein das ungestüme Meer durchbrach wiederholt die unermüdet ihm entgegengedämmten Deiche. Da wandte sich Friedrich an die hochmögenden Staaten der vereinten Niederlande und bot ihnen das zu gewinnende Land als Eigenthum an [2]). Diese sandten den Deichgrafen von Dortrecht, Franz in der Velden, welcher seinen Söhnen auf dem Todtenbette 1646 dieses Unternehmen empfahl, da die Staaten sich nicht weiter darauf eingelassen. Schon dies macht es glaublich, daß von Anfang an religiöse Absichten dabei waren. Seine Familie wirkte denn 1652 von dem Herzog einen Vertrag, Octroi genannt, mit vielen Freiheiten und Privilegien aus [3]). Die vier Participanten erhalten beinahe die ganze Gerichtsbarkeit, das Recht, Beamte zu bestellen, das Patronatrecht „über alle Kirchen, Ländereien und Güter, auch über die Prediger, Küster, Schulen und Hospitalen, darüber sie Macht haben sollen, nach ihrem Belieben zu disponiren" (Artikel 10). Die armen Nordstrander aber wurden so, selbst von den kärglichen Moorstrichen, verdrängt, daher der Herzog den Participanten oder Actienbesitzern auf den Nothfall militärische Hülfe zusicherte. Aus Holland und Belgien kamen nun die neuen Colonisten, bis auf Einen Reformirten lauter Katholiken. Sie fingen 1654 mit Glück den Bau an und verschrieben den Zehnten den Vätern des Oratoriums zu Mecheln, unter der Bedingung, daß diese den Gottesdienst besorgen und zu dem Deichbau beitragen. Allein da neue Unfälle einbrachen, betrugen die Deichkosten schon 1657 volle 228,000 holländische Gulden. So geschah es, daß bald zwölf, nicht lange nachher schon 24 Participanten Theil an dieser Eroberung über das Meer nehmen, wie sie denn 1663 eine neue Bedeichung gemeinschaftlich vornehmen. Nun treten bei Heimreich neben den Holländern und Brabantern auch Franzosen auf: der Markgraf Pontchasteau, Louis Gorin, königl. französ. Rath zu Argentil vor Paris gesessen, Jean Angran, gleichfalls königl. französ. Rath zu Paris, Louis Angran [4]), kön. fr. Rath im Parlament zu Metz, und die Herren Lalane und Nicole, welche Franzosen an allen drei Kögen mit participiren, auch ihren Antheil im Moor und allen salzen Gründen haben [5]). — Pontchasteau ist der Verwandte Riche-

1) Geschichte von Schleswig-Holstein von Christiani und Hegewisch, Band III, Seite 23 und 133; 136 über Friedrichsstadt.

2) Heimreich. Band II, Seite 174.

3) Zuerst gedruckt 1667. Zu finden im Corpus Statut. Slesvic. I, Pag. 560. in holländischem Original und deutschem Text.

4) Gregoire nennt in seinen Ruines de P.-R. Pag. 65 auch einen Angran unter den Freunden von Port-Royal. Gorin ist uns unbekannt.

5) Pag. 186.

lieus, der sich nach Port-Royal zurückzog, welchen Angelica den grefsier de la sainte épine nannte, weil er das Wunder an der Perrier verfocht; Lalane der berühmte jansenistische Theologe. Wo ist aber Dr. Arnauld geblieben? läuft er unter fremdem Namen? — Dazu drei Parlamentäre.

Schon 1661 war nun auch eine neue katholische Kirche gebaut worden, während bisher in einem der früheren Pastorenhäuser Messe gelesen worden. — Den in der Velden war Bartholomäus de Court (oder Cordt), Superior der Oratorianer zu Mecheln schwiegerlich verwandt. Mehrere seiner nächsten Verwandten waren Participanten; sämmtliche Theilnehmer hatten Christian de Court auf 14 Jahr zu ihrem Oberen erwählt, Alles ins Werk zu setzen; da er sich dessen aber nicht annahm, wurde 1664 für jede der drei Nationen ein Hauptdeputirter gestellt, für die Franzosen Gorin.

Nach Molleri Cymbria litterata (Tom. II, Pag. 88) war Bartholomäus de Court der Bevollmächtigte der belgischen und französischen Jansenisten, namentlich Dr. Arnaulds und des berühmten Vertreters derselben beim Pabste, St. Amours. Allein 1663 gingen die Jansenisten Coriachius, Vicar des Erzbischofs von Mecheln, Noels, einst Secretär von Jansen und obbenannter Bartholomäus d. C. in Mecheln zu Bourignon über. Dieser bietet ihr, bei dem von ihr geweissagten nahen Untergang der Niederlande, Nordstrand an, dort ihre Gemeinde zu sammeln. Sie begab sich 1667 nach Amsterdam, von wo sie sich mit den Quäkern in Verbindung zu setzen suchte. Allein dieses Verhältniß, wie das zu Labadie, und so viele andere, wurde bald ein bitter polemisches; die Offenbarung Johannis gab die Waffen zum Kampfe. Aber auch ihr beinahe allein auserwählter de Court wird im März 1669, auf der Oratorianer und Dr. Arnaulds und St. Amours Verlangen, da er die Gelder derselben veruntreut, zu Amsterdam in den Schuldthurm gesetzt. Auf Verwenden Friedrichs III daraus befreit, eilt er nach Nordstrand, wo er am 12. November 1669 stirbt. Die sonst karge Bourignon soll sich erboten haben, Alles für ihn zu bezahlen. Er hinterließ ihr seine Ansprüche auf Nordstrand testamentlich. Um diese bei dem holstein-schleswigschen Obergericht geltend zu machen und den Verklägern Courts auszuweichen, ging sie selbst nach Schleswig. Sie landet am 13. Juni 1671 zu Tönnimgen, war bald in Schleswig, bald in Husum, bald in Flensburg, bald in Lütjenburg. Da sie ihre Lehre durch Schriftchen, welche man auf Jahrmärkten verkaufte, zu verbreiten suchte, wurde sie von den lutherischen Geistlichen rastlos verfolgt, ihre Schriften und Druckerei weggenommen. Nur bei einigen Edeln, besonders den Hennings, fand sie Schutz. Gar dräuend waren Senat und die Pastoren zu Hamburg. Man ließ verlauten, es seien schon Leute um geringerer Frevel willen verbrannt worden. Ihr Proceß um den Antheil an Nordstrand rückte nicht vor, zumal über Cordts Hinterlassenschaft Concurs ausgebrochen war; allein auch für Arnauld blieb sein daran gesetztes Vermögen verloren. Sie starb zu Franeker am 30. October 1680.

Aus dem Bisherigen erhellt zur Genüge, was von Petitots [1]) Angabe zu halten ist, Dr. Arnauld und die Seinigen haben Nordstrand von Bourignon an sich gekauft. Er behauptet, die Kaufurkunde sei von 1667. Diese Jahrzahl kommt vielleicht durch ein Misverständniß daher, daß der Octroi von 1652 zuerst 1667 gedruckt wurde. Zwar sind uns nicht alle französische Urkunden darüber zur Hand; allein in diesem Falle ist den Deutschen, wegen der unmittelbaren Nähe und größerer Unparteilichkeit, ungleich mehr Glauben zu schenken [2]).

1) Collection des Mémoires, Band 33, Seite 143.

2) Zum Folgenden vergleiche: Anhang zum zweiten Band von Heimreich: Nachrichten von der Kirchenverfassung der Katholiken auf der Insel Nordstrand von Falck. — Notiz, betreffend die Jansenisten auf Nordstrand, aus dem altonaischen Merkur, nebst

Petitot sucht auch dadurch einen Verdacht auf Dr. Arnauld zu werfen, daß er behauptet, Bourignon habe ihm zwei ihrer Werke dedicirt, nämlich: L'Innocence reconnue und La vérité découverte. Es sind dieß aber nur die Titel eines und desselben Buchs, welcher weiter lautet: ou traitté apologétique pour la conduite et les affaires de Mr. de Cort, où l'on void par des exemples vivans l'étrange procédé des prétres et ecclesiastiques, qu'on estime les meilleurs, envers leur propres superieurs et confrères, qui veulent se rétirer de la corruption et se consacrer à Dieu. Es wurde diese Schrift auch in flämischer Sprache herausgegeben; sie ist zunächst gegen die Oratorianer zu Mecheln geschrieben bei Gelegenheit der Klage gegen Cort, 1669, und nicht Arnauld, sondern dem Magistrat von Amsterdam dedicirt. Petitots Irrthum beruht wohl zum Theil auf einem bei Bayle.

Die Oratorianer gaben die Besetzung der Pfarrstelle als zu kostspielig auf; vielleicht hatte auch die immer größer werdende Entfremdung der Congregation und der Jansenisten Antheil daran. Indeß suchten sie einige Zeit später umsonst wieder diese Stelle an sich zu bekommen, und als 1740 der bisherige Geistliche starb, welcher von dem Erzbischof von Utrecht eingesetzt war, brach der Streit der Parteien los. Der Erzbischof war während der langen Amtsjahre des vorigen Geistlichen vom Pabst excommunicirt worden. Bis dahin, versichert Falck, hatte sich das Schisma auf Nordstrand noch nicht geltend gemacht. Das Oratorium führte die Sache der 50 Römisch-Katholischen; es berief sich darauf, daß 1652 im Octroi nur für lutherischen, reformirten und katholischen Cultus Freiheit bewilligt worden, unter diesem habe nothwendig der römisch-katholische verstanden werden müssen. Daher nehmen sie auch für diesen die Parochialkirche in Anspruch. Allein die Majorität der Participanten und der ansässigen Katholiken war jansenistisch; die Regierung spricht ihnen die Parochialkirche zu. Während in allen Ländern die Jansenisten die Bedrängten waren, unterdrückten sie hier die Römischen. Weder die Berufung eines eigenen Geistlichen, noch die Bitte ward ihnen gewährt, daß es den Kranken und Sterbenden erlaubt werden möge, den Priester aus Friedrichsstadt nach Nordstrand kommen zu lassen, oder wenn Witterung und Meer es nicht erlaubten, sich eines Geistlichen aus dem Oratorio zu bedienen. Auf Wiederholung dieser Bitte wurden die Supplicanten mit der Ahndung ihres frivolen Querulirens bedroht. Indeß wohnte immer in dem sogenannten Herrenhause ein Geistlicher des Oratoriums, denn die Congregation wußte bei allen Unfällen Antheil an dem Landbesitz zu erhalten, welchen sie zum Theil selbst durch einige Laienbrüder bearbeiten ließ. In der Hauskapelle wurde nun Gottesdienst gehalten und von dem Priester des Oratoriums die Sacramente an die Römisch-Katholischen ertheilt. Doch war dieses nur Connivenz, und bis zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde dieser Hauskapelle ein eigener Ausgang verweigert. Denn 1806 brannte das Herrenhaus mit dem Archive ab. Der Verlust war um so größer, als aus den katholischen Kirchen Hollands kostbare Gefäße in Menge hieher geschafft worden waren, sie den gierigen Händen der Franzosen und der Revolution zu entreißen. Dadurch war diese Station beiden Theilen wichtig, wie der Lilienstein für den sächsischen Hof.

Sonderbar ist, wie die Oratorianer von Löwen und Mecheln zuerst mit den anderen Participanten eine jansenistische Colonie beabsichtigten, dann zurücktraten, nachdem ihr Stellvertreter den Schwarmgeistern und Bourignon

einem Nachtrage des Herausgebers, in dem neuen staatsbürgerlichen Magazin von Falck, Band 6, Heft 2, Seite 528. — Matthiä, Kirchenverfassung in Schleswig und Holstein. 1778. Seite 331. — Ueber Bourignons letztes Wanderleben findet sich außer dem Artikel Bourignon in dem Cimbria litterata noch Mehreres in Isagogae Molleri ad hist. Cimbr. Theil 2, Kap. 6, §. 7. Pag. 151 bis 164.

verfallen, wie sie endlich aber die römische Kirche verfochten, und zwar mit Glück, denn bei der neuesten Volkszählung waren auf Nordstrand 1823 Einwohner, darunter 269 Katholiken, welche, bis auf kaum 50 Jansenisten, römisch-katholische waren. — Dagegen besteht von den gegenwärtigen Hauptparticipanten die Hälfte aus Auswärtigen, lauter in Holland und Brabant wohnende Jansenisten. Das Oratorium, welches zwei Actien hat, wird zu den Einheimischen gerechnet. Die übrigen Actienbesitzer sind ansässige Lutheraner, meist Eingeborene der benachbarten Herzogthümer, indem bei den Concursen, welche wegen der Überschwemmung von 1751 entstanden, viele Ländereien in den Besitz der bisherigen Pächter kamen.

Gregoire meldet, der jansenistische Geistliche werde von den Participanten aus drei ihnen vom Erzbischof zu Utrecht vorgeschlagenen Candidaten gewählt. Zu seiner Zeit hatte derselbe noch das ausschließliche Recht, alle Katholiken zu beerdigen. Obgleich nun die dänische Regierung die Jansenisten in ihrem Recht auf die Parochialkirche erhalten hat, wurden sonst die beiden katholischen Parteien durch ein Rescript vom 5. December 1826 sich gleichgestellt. Nach demselben bleibt jene Parochialkirche indeß auf landschaftliche Kosten zu erhalten, während die Römisch-Katholischen ihre Kapelle einseitig zu erhalten haben. Alle kirchlichen Handlungen, auch die Einsegnung der Todten auf dem gemeinschaftlichen Gottesacker, steht jedem der katholischen Geistlichen zu. Somit hat gleiche Gerechtigkeit die langwierigen Reibungen möglichst beigelegt.

Wie das eben Gemeldete, entnehmen wir auch das Folgende der gütigen Mittheilung eines hohen dänischen Staatsbeamten.

Die jansenistische Parochialkirche wird vielleicht ein seltsames Gegenstück zu mancher bischöflichen Kirche in Irland bilden, eine geistliche Fundation, Kirche und Priester ohne Gemeine. Aber auch die Gemeine des Oratoriums wächst nicht, wenn sie gleich ihre frühere Rivalin, ja Oberin, verschluckt hat. Auch von Mecheln aus wird diese Mission ganz vernachlässigt, und die sich selbst überlassenen Priester machten sichs bequem. Den Jansenisten aber, nicht minder von der Mutterkirche vernachlässigt, indem ihre Pfarrer zugleich Verwalter des Kirchenguts waren, fortwährend bekämpft durch die positivere Thätigkeit der Papisten vom Oratorium zu Mecheln, scheint kein lebendiger Geist mehr einzuwohnen. Ursprünglich waren an ihrer Kirche zwei Geistliche angestellt. Im Jahre 1832, als das Hauptpastorat an dieser Parochie durch den Tod des Welfram Brisee erledigt ward, baten die 7 Hauptparticipanten der Insel (von allen Confessionen), daß diese Stelle nicht wieder besetzt werde, indem Ein Priester für 30 Seelen genug sei. Man wollte sich aber höheren Orts zu dieser Einziehung ohne Einwilligung des Bischofs in Utrecht nicht verstehen, da die Gehalte zweier Prediger durch Capitalien fundirt waren. Der Bischof erklärte sich für Beibehaltung des fundationsmäßigen Etablissements, aber er hat keinen zweiten Priester gesandt.

Wir haben noch beizufügen, daß wenigstens von Seiten der Römisch-Katholischen diese Station längere Zeit als ein Exil für Geistliche, namentlich für Trunkenbolde, benutzt wurde. Erst neuerdings hat das Oratorium Einen Mann gesandt, wie ein Missionsposten ihn zu verlangen scheint; daher in der Umgegend von Proselytenmachen und Jesuiten gesprochen wird. Auch hier treten die Gegensätze einander wieder mehr entgegen. Andererseits ist die dänische Regierung von dem Grundsatz abgekommen, besonders für die gefährlichen Halligen Geistliche von geringerer Fähigkeit anzustellen; vielmehr werden nunmehr die besten jungen Männer dahin beordert, welche nach einer Zeit von 7 Jahren Ansprache auf eine gute Stelle auf dem Festlande haben.

er derselben, welcher lange auf der nordstrander Hallig als Geistlicher gestanden, Biernatzky, beschreibt in einem an der Nordseeküste viel gelesenen

geistlichen Roman die Kämpfe, welche eine solche, durch die Fluthen stets bedrohte, Stellung mit sich führt. — Es möchte leicht geschehen, daß der Rest der jansenistischen Gemeine, zwischen diese zwei Gewalten gestellt, bald vollends in Trümmer ginge.

Beilage XIII.

Cardinal Retz, Franz von Gondy.

Der Schlüssel zu dem wilden Treiben von Retz liegt darin, daß ihn seine Familie, in welcher ihm Niemand an Geist und Kraft gewachsen war, wider seinen Willen zum geistlichen Stande bestimmte. Er hatte sich allerdings tief in die politischen Unruhen der Fronde eingelassen, er hatte das Feuer angeschürt und genährt. Allein so unruhigen Geistes er war, so wenig er darüber entschuldigt werden kann, so lag dieses Benehmen doch zum Theil in der Nothwendigkeit der Verhältnisse, welche ihm nicht erlaubten, sich ruhig zu halten. Es handelte sich in diesem, freilich nicht mit großer Ehrenhaftigkeit und Festigkeit ausgefochtenen Kampf darum, ob die großen fürstlichen Familien, die Provinzen, die Städte, die Parlamente fürder noch als Gewalten im Staat fortbestehen, oder der absoluten Gewalt des Königs und seiner Premier-Minister weichen sollten, wie denn diese alle jene Gewalten schon umstrickt und überwältigt hielten. Auch die Bischöfe hatten durch Herkommen und mit guten Rechtstiteln einen schönen Antheil an diesen öffentlichen Gewalten besessen; besonders in Paris war die Macht des Erzbischofs mit der des Parlaments durchaus verwachsen. So hatte denn auch Retz sich vorgenommen, in allen bedeutenden Angelegenheiten nichts ohne das Parlament zu wagen, da man, wenn man auch verbunden mit dieser Corporation unterläge, doch nicht die Ehre verlieren könne.

Vor dem Richterstuhl moderner Staatsweisheit kann allerdings auch sein späterer Widerstand und sein Versuch, sich in der ihm zugefallenen Würde des Erzbischofs zu behaupten, keine Gnade finden, und fand sie auch nicht bei Richelieus Nachfolgern, noch bei den Royalisten der Restauration. Der Hof hatte sich freilich seiner zu Zeiten gerne bedient und wollte daher auch keine persönliche Untersuchung gegen ihn einleiten. Daß Port-Royal ihm bei seinem früheren ruhestörenden Treiben die Hand geboten, wird zwar auch behauptet; allein es ist augenscheinlich so falsch, daß dadurch auch die Behauptung sehr an Kraft verliert, als wäre Port-Royal ganz besonders seine Stütze und sein Rath während seines Aufenthaltes im Auslande gewesen. Er bezeugte es später selbst, er habe nie Leute gekannt, welche zur Intrigue weniger Willen und Geschick gehabt, als die Männer von Port-Royal. Damit soll aber durchaus nicht geleugnet werden, daß Port-Royal sich Mühe gab, Retz zu unterstützen in dem Versuche, sich in seinem Erzbisthum zu halten. Die Jesuiten wurden nicht müde, Port-Royal als den letzten Grund aller dieser Unruhen darzustellen, da dieser Verdacht den König und Mazarin besonders willig machen mußte, zu jeder Bedrückung der Jansenisten die Hand zu reichen. Mazarin haßte Retz als einen drohenden Nachfolger; es hatte dieser dem Hof die Unterstützung zum Cardinalshut abgedrungen, und der Pabst gab denselben Retz eiligst, um Mazarin zu kränken, während er Mazarins Bruder denselben so lange als möglich vorenthielt.

Um Advent 1652 wurde Retz bei einem Besuch im Louvre, welcher ihm billig als Freistatt hätte dienen sollen, verhaftet und nach Vincennes gebracht,

wo man ihn mit äußerster Strenge bewachte. Klerus und Volk betete für seine Befreiung in allen Kirchen. Er war Coadjutor seines Oheims, d. h. bei dessen Lebzeiten zu seinem unmittelbaren Nachfolger ernannt.

Johann Franz von Gondy starb am 21. März 1654; durch verabredete Zeichen des Glockenspiels und den ihm Messe lesenden Priester wurde Retz unmittelbar davon in Kenntniß gesetzt, Klerus und Volk erkennen ihn mit Te-Deum als Erzbischof an, Roger, apostolischer Notar, als Tapeziergeselle verkleidet, legt ihm die Ernennung seiner indeß in seinem Namen die Diöcese verwaltenden Großvicare zur Unterschrift vor. Der Hof unterhandelt mit ihm um seine Abdankung, wozu er sich willig bezeigt, wenn der Pabst damit zufrieden sei. Dies geschah nicht, wie er vorausgesehen. Indeß wurde er doch, was er vor Allem dabei beabsichtigt, nach dem Schloß von Nantes in Verwahrung gebracht. Hier gab ihm der erleichterte Verkehr mit seinen zahlreichen Anhängern Gelegenheit, einen gewaltigen Plan zu fassen.

Der mit den Spaniern verbündete Conde belagerte Arras, der ganze Hof war daher nach der Picardie gezogen. Retz sollte sich in das entblößte Paris werfen, wo ihn das Volk mit Jubel aufnehmen würde; die Thürme von Notre-Dame würden ihm auf den Nothfall als Feste dienen. Pferde und Haufen Bewaffneter harren seiner auf der ganzen Straße nach der Hauptstadt. Sein Cardinalsgewand über den Betpult gelegt, täuscht die Wachen, welche ihn im Gebet versunken glauben, während er an einem Strick sich hinabläßt; ein Page ruft: Er rettet sich! er rettet sich! allein Jedermann bezieht diesen Ausruf auf einen Bettelmönch, welcher in dem benachbarten Fluß in der größten Gefahr ist zu ertrinken. Es war am 8. August 1654 am hellen Nachmittag. Retz, dem die Seinigen aus dem Festungsgraben geholfen, besteigt ein Roß, welches aber nach einigen hundert Schritten mit ihm stürzt, wobei er die Schulter verrenkt. So muß er bald in einem Schloß untergebracht werden, von wo aus er das erzbischöfliche Kapitel und die Pfarrer von Paris von seiner Rettung unterrichtet, welche er, wie seine Wahl, ihrer Liebe und ihrem Gebet verdanke. Er werde seine Würde nur mit dem Leben ablegen. Die Minister aber schlagen die Freude der Pariser durch rasche Maßregeln und durch Schrecken nieder, welchen sie sogleich gut zu benutzen wissen. Unter Trompetenschall wird an den Straßenecken verkündigt, daß Jeder bei der Strafe des Aufruhrs Retzs Aufenthalt anzuzeigen habe und zu seiner Verhaftung Hülfe zu leisten. Den bisherigen Großvicaren und den treuesten Anhängern von Retz wird befohlen, sich persönlich bei dem Hofe zu rechtfertigen und in ihrer Abwesenheit dem Kapitel abgedrungen, sogleich neue Großvicare zu ernennen, welche nun mit den bisherigen um den Besitz der Kirchen und der Gewissen sich streiten.

Für Retz ist nun keine Sicherheit mehr in Frankreich; er entflieht, Spaniens Bundesgenossenschaft ausweichend, nach Rom, wo ihn der Pabst standesgemäß empfängt. Von hier erläßt er zwei Schreiben an die Bischöfe Frankreichs und an die Geistlichkeit von Paris, welche ihm, wir wissen nicht mit welchem Rechte, von den Jansenisten untergeschoben worden sein sollen. Der gut unterrichtete Joly sagt allerdings, man habe darüber immer mit Port-Royal Rücksprache genommen. Der Hof hatte ihn für abgesetzt erklärt, Marca selbst sprach wenigstens von einer Quasi-Vacanz des erzbischöflichen Stuhls. Retz aber zeigt, wie die Freiheit der gallikanischen Kirche, die Rechte der Bischöfe, aller Geistlichen vernichtet seien, wenn der Grundsatz des Hofes gelte, man sei nur so lange Bischof, als man seinen Beifall zu erhalten wisse. Der Staatsrath, eine Laienhand, habe dem Priester des Herrn das Rauchfaß entrissen, man habe Hand an die Arche gelegt, nicht um sie zu halten, sondern sie zu stürzen. Man habe ihn und seine Großvicare anerkannt; erst seit er einem ungerechten Gefängniß entflohen, spreche man ihm, ohne neuen Rechtsgrund, die Würde ab, während nach dem Kanon der Kir-

che der Bischof die Leitung seiner Diöcese wieder zu übernehmen habe, sobald Gott seine Bande gebrochen. Das Concil von Peronne (der Staatsrath) scheine freilich einen anderen Kanon zu haben. — Er verlangt nicht blos Thränen und Seufzer von den Getreuen der Kirche, sondern Kraft und Eifer für ihre heiligsten Interessen; Gott verlangt von seinen auserwählten Dienern etwas Anderes, als innere Regungen und die Fruchtlosigkeit eines stummen, thatenlosen Eifers [1]).

Durch ein Schreiben vom 22. Mai 1655 ernennt Retz zwei neue Großvicare; namentlich Chassebras, Priester an der Magdalenenkirche zu Paris, zeigte große Thätigkeit und Unerschütterlichkeit. Er verbarg sich in dem schönen, auf die Seine herabschauenden Thurme von St. Jean-de-Greve, von wo aus er seine kecken Hirtenbriefe an die Geistlichkeit und die Gemeinden von Paris ergehen ließ. Die Vertrauten legten Abends nur ihre Briefe an ihn auf einen verabredeten Altar und fanden daselbst den anderen Morgen die Antworten. Trotz aller Maßregeln fanden seine Aufrufe sich zahlreich an den Kirchthüren und den Straßenecken. Nächtlicher Weile gingen Leute mit diesen Anschlagzetteln auf dem Rücken, die weiße Außenseite derselben mit Leim beschmiert, durch die Straßen und klebten sie an die Häuser, indem sie sich nur mit dem Rücken gegen die Wand lehnten. Indeß zeigte Retz selbst so wenig persönlichen Muth, daß er, freilich unter sonst sehr glänzenden Bedingungen, 1662 sein Erzbisthum niederlegen mußte. Er entsprach sehr wenig dem Aufrufe der Jansenisten an ihn, ein zweiter Athanas zu werden. Vielmehr scheint er die Verbindungen mit ihnen fortgesponnen zu haben, um dem Hof gegenüber bedeutender zu erscheinen und bessere Bedingungen für seine Rückkehr auszuwirken. Doch ließ er sich lieber aus der Sorbonne ausschließen, als daß er Dr. Arnaulds Verdammung unterzeichnet hätte.

1) Diese Angelegenheiten und Aktenstücke finden sich besonders in der Geschichte der pariser Kirche von Claude Joly, welche noch Manuscript ist. Petitot im 47. Band seiner Memoiren-Sammlung theilt Mehreres daraus mit; daselbst finden sich auch die Memoires seines Begleiters Guy Joly.

1598. Edict von Nantes.
1601. 27. Sept. Louis XIII geboren.
Haus Stuart in England.
Die Jesuiten in Frankreich wieder zugelassen.
Streit der Arminianer und Gomaristen in Holland.
1607. † Baronius.

1602. Angelica als Äbtissin von Port-Royal eingesetzt.

1607. Angelica sehr krank.
1608. Anfang der Reform des Klosters. Journée du guichet.
1609. Gütergemeinschaft.
1610. 1610. 7. Mai. Angelica erneuert ihr feierliches Gelübde.

Rosenkreuzer.

1610. Louis XIII König von Frankreich.
Maria von Medici Regentin.
1611. Gustav Adolph König von Schweden.

1612. Agnes legt ihr Gelübde ab.
St. Cyran und Jansen lesen in Bayonne zusammen Augustin.

1613. Congregation des Oratoriums von Berülle gestiftet.

1614. Die Abstinenz vom Fleischessen in Port-Royal eingeführt.

1617. † der Geschichtschreiber de Thou.
Gassendis Atomensystem, Hugo Grotius mare liberum.

Jansen läßt sich in Löwen nieder.

1618. 19. Februar kommt Angelica nach Maubuisson.

1618. Dordrechter Synode.
Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs.

1619. Verbindung mit Franz von Sales angeknüpft; er ist in Andilly und Maubuisson.
10. Sept. Angriff der Estrees.
D'Andilly wird mit St. Cyran bekannt.

1619. Paolo Sarpi: del Concilio Tridentino.

1620. 1620. Sept. Agnes Coadjutorin.

1620.

1621. † Bellarmin.

1622. 28. Dec. † Franz von Sales.

1622. Paris zum Erzbisthum erhoben.
Louis XIII bekämpft die Reformirten unter Rohan und Bouillon.

1623. März. Angelica kommt mit 30 Nonnen von Maubuisson nach Port-Royal des Champs zurück. Erste Bekanntschaft mit St. Cyran. Schwärmerische Richtung.

1623. † Sarpi.

1624. † Jakob Böhm.

Richelieu Minister.

Port-Royal unter der Leitung Zamets und des Oratoriums.

1626. Sämmtliche 84 Schwestern nach Port-Royal de Paris übergesiedelt. Mehrere Klöster von hier aus reformirt.

Englischer Naturalismus. Herbert de Cherbury.

1627. Austritt aus der Jurisdiction des Ordens von Citeaux, sie wird dem Erzbischof von Paris übertragen. Bulle für den Sacramentsorden. Rosenkranz des Sacraments.

1627. Congregation St. Maurus.

1628. Rochelles Fall. Wallenstein.

1629. Der König begiebt sich des Rechts, die Äbtissin zu ernennen; Angelica legt die Abtei nieder; Agnes nach Dijon.

1629. Kaiserliches Restitutions-Edict.

1630. 1630. 23. Jul. Marie Genevieve de St. Augustin le Tardif auf drei Jahre zur Äbtissin gewählt (und dann abermals auf drei Jahre).

1630. Mehrere Nonnen von Dijon in Port-Royal.

Gustav Adolph.
Corneille. 1631 Gazette de France.
In England Streit über die Gewalt des Königs in Kirchensachen. Liturgie. Covenant.
Aufstände in Frankreich durch Orleans, Maria von Medici und Spanien angeschürt, befestigen Richelieus Macht.

1633. 8. Mai. Angelica bezieht das Sacramentshaus.
Anfechtungen über den geheimen Rosenkranz; St. Cyran und Jansen dafür.

1635. Das Sacramentshaus unter St. Cyrans Leitung.
Agnes nach Paris zurück.
Petrus Aurelius.

1635. Die französische Akademie.

1636. 10. Febr. Angelica aus dem Sacramentshause nach Port-Royal zurück.
Agnes Arnauld Äbtissin von Port-Royal.

1636. Universität Utrecht gestiftet.
Frankreich unter das Patronat Marias gestellt.

1637. † d'Andillys Gattin. Le-Maitres Bekehrung.

1638. 6. Mai † Jansen; 14. Mai St. Cyran verhaftet; 19. Mai sämmtliche Schwestern aus dem Sacramentshause nach Port-Royal zurück. 22. Mai ziehen Le-Maitre und Sericourt nach Port-Royal des Champs; Jul. Verhör durch Laubardemont; sie gehen nach Ferte-Milon.

16 . 7. Sept. Louis XIV geboren.
18. Dec. † Pater Joseph.

1639. Die Prinzessin Guemene fängt an, Port-Royal zu besuchen.
Gegen Ende des Jahres kommen die Einsiedler nach Port-Royal des Champs zurück.
Die Marquise Sable kommt nach Port-Royal.

Der König verbietet den Bischöfen, mit dem päbstlichen Nuntius zu verkehren. Verdacht, Richelieu wolle ein französisches Patriarchat gründen.

1640.

1640. Augustinus von Jansen.

1641. 28. Febr. † die Mutter Arnauld. — Singlin Beichtvater.

Die Puritaner gewinnen in England die Oberhand. — Katholischer Aufstand in Irland, Ermordung der Protestanten.

1642. Angelica wird Äbtissin.

1642. † Maria von Medici (3. Juli), † Richelieu (4. Dec.).

1643. 6. Febr. St. Cyran in Freiheit gesetzt; im August erscheint Dr. Arnaulds Schrift de la fréquente communion.
11. Oct. † St. Cyran. Maria von Gonzaga in Port-R.

1643. † Louis XIII (14. Mai). Anna Regentin.
Torricellis Barometer.

1644. Dr. Arnauld verbirgt sich.
Visitation von Port-R. d. P. durch den Official von Paris: günstiges Zeugniß.

Independenten-Macht.

Anna baut Val-de-Grace.

1645. Streit zwischen Innocenz X und Mazarin. Die Barberini in Frankreich. Expedition nach Italien.
Maria von Gonzaga wird Königin von Polen.

1646. D'Andilly läßt sich in Port-R. d. Ch. nieder.

1647. Sacramentsorden auf Port-R. übergetragen.

1647. Mas-Anielle.

1648. Mai, Angelica mit einem Theil der Schwestern zieht nach Port-R. d. Ch. Die Zahl der Einsiedler auf den granges nimmt sehr zu; auch Dr. Arnauld hier. Sacy wird Priester und Beichtvater.
Störungen durch den Bürgerkrieg; Angelica nach Paris zurück.

1648. Westphälischer Friede.
1648. Barometer-Höhenmessuug von Pascal.

1649. Fox stiftet die Quäker. Fronde. Karl I enthauptet. Republik England.

1650. Herzog von Luynes. Vaumürier gebaut. — Juni 1650 Heinrich Arnauld Bischof.

1650. † Des-Cartes.

1650.

1651. Kraft eines Dispens Angelica zum vierten Mal auf drei Jahre als Äbtissin gewählt.

† Petav.

Le-Notres Gartenkunst. 1652 Gartenspaliere von D'Andilly.

1652. Um Advent der Cardinal und Coadjutor Retz im Louvre verhaftet.

1653. Jan. Angelica kommt nach Port-R. d. Ch. zurück. Es sind hier vier Geistliche und 25 andere Einsiedler.

30. Mai, Innocenz X verdammt die fünf Sätze durch eine Bulle.

1654. Marie des Anges Suireau Äbtissin.

1654. 21. März stirbt Gondy, Erzbischof von Paris, 8. August entflieht sein Nachfolger Retz aus dem Gefängniß.

1655 bis 1658 Racine als Zögling in den Schulen von Port-Royal.

1655. Nov. und Dec. Versammlungen der Sorbonne wegen Dr. Arnauld.

1656. Jan. und Febr. Die Einsiedler entfernen sich von Port-R.

1. Febr. Censur der Sorbonne. **Lettres provinciales.**

24. März. Wunder an der Perrier. 30. März. Aubray in Port-R. d. Ch. Singlin Superior.

1657. Die Einsiedler sammeln sich wieder in Port-R. d. Ch.

1657. Die Jesuiten in Venedig wieder angenommen. Moliere.

1658. Suireau †. Agnes Arnauld Äbtissin.

4. Nov. † Le-Maitre.

1659. Pyrenäen-Friede.

1660. 1660. 13. Dec. Der König befiehlt der Versammlung des Klerus, den Jansenismus auszurotten.

1660. Wiederaufrichtung der Episkopalkirche in England durch Karls II Restauration. 27. September † St. Vincent.

1661. März, Untersuchung in Port-R. d. Ch. 13. April Beschluß des Staatsraths über Port-R. Die Pensionäre, die Novizen und Postulantinnen weggenommen. Untersuchung.

6. August † Angelica Arnauld.

1661. † Mazarin (6. März).

Verbesserungen.

S. 73 Z. 6 v. u. l. folgern st. herausfolgern.
» 79 » 8 v. u. l. und glaubte st. auch sie glaubten.
» 98 » 9 v. o. l. Silberschiffe st. Sibelschiffe.
» 99 » 15 v. u. l. enthält st. enthalten.
» 103 » 23 v. o. l. Chastel st. ihm.
» 113 » 8 v. u. l. Schrift, die st. Sdiechrift.
» 122 » 2 v. o. l. geistliche st. christliche.
» 157 » 9 v. o. l. hielt st. stellte.
» 173 » 23 v. o. l. diese st. sie.
» 183 » 16 v. o. l. dem Neffen st. ihm.
» 203 » 11 v. o. l. übrigen st. anderen.
» 205 » 4 v. o. l. denselben st. demselben.
» 233 » 9 v. u. l. konnte st. könne.
» 275 » 23 v. o. l. ihn st. sie.
» 278 » 9 v. o. l. ob die Nonnen daselbst st. ob sie.
» 290 » 1 v. o. l. die Wahlrechte st. das Wahlrecht.
» 292 » 5 v. u. l. selbst sie st. sie selbst.
» 296 » 15 v. u. l. Äbtissinnen ihre Stellen st. Äbtissinnen Stellen.
» 318 » 13 v. o. l. und so st. für so.
» 329 » 4 v. o. l. solcher bloßen st. solche bloße.
» 347 » 11 v. u. l. wenn nicht nur jenes st. wenn jenes.
» 365 » 15 v. o. l. eingeht st. mitgeht.
» 371 » 13 v. o. l. Ungenannter st. Unbenannter.
» 375 » 10 v. o. l. also st. ebenso.
» 408 » 8 v. u. l. diesen st. ihnen.
» 411 » 13 v. o. l. die Orden st. Weltgeistlichen.
» 439 » 7 v. o. l. welche zu betreten wir uns anschickten st. welche wir uns zu betreten.
» 461 » 16 v. o. l. In st. Auch in.
» 503 » 14 v. o. l. Peter st. Pater.
» 539 » 10 v. o. l. sich st. sie.
» 554 » 4 v. o. l. Sacy st. Dieser.
» 616 » 4 v. o. l. Vorübergehenden st. Leuten.
» 625 » 13 v. o. l. nie genügt st. genügt.
» 629 » 11 v. u. l. ist st. sind.
» 631 » 1 und 2 v. o. l. laut; — Flugschriften aus, st. laut, — Flugschriften aus;
» 634 » 15 u. 19 v. o. l. fünf st. vier.
» 645 » 12 v. u. l. Molinisten st. Jansenisten.
» 659 » 12 v. o. l. er st. sie.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Stammtafel der Familie Arnauld.

Heinrich Arnauld,
Gouverneur von Hermant,

Anton de la Mothe-Arnauld,
Parlamentär, zieht von Auvergne nach Paris, tritt von der reformirten zur katholischen Kirche zurück.

1. Johann, † 1592.

2. Anton, geb. 6. Aug. 1560, heirathet die Catharine Marion 1585. † 1619 29. Dec. Es werden ihm 20 Kinder geboren, davon 10 am Leben bleiben.

3. Isak, Intendant der Finanzen, † 14. Oct. 1617. Sein ältester Sohn, Isak, wird als Commandant von Philippsburg gefangen genommen. Eine seiner drei Töchter wird Marquise von Feuquieres.

4. David, contrôleur général des restes. Seine Tochter stirbt als Anna von St. Paul in Port-Royal.

5. Benjamin, † 1589.

6. Claude, trésorier général, † 1602.

7. Louis, contrôleur général des restes.

8. Peter, mestre de camp, † 14. Sept. 1624 vor Rochelle.

Vier Töchter.

1. Robert A. d'Andilly, geb. 1588, heirathet 1613 de la Boderie. Diese stirbt 23. Aug. 1637, er stirbt 27. Sept. 1674. Von 15 Kindern bleiben am Leben:

2. Catharina, geb. 9. Juni 1590, heirathet Isak Le-Maitre 1605, von ihm geschieden 1615, wird 25. Jan. 1644 Nonne als Catharina von St. Johann, † 22. Januar 1651.

3. (Jakobine) Marie Angelica von St. Magdalene, geb. 8. Sept. 1591; thut ihr Gelübde 29. Oct. 1600, wird Äbtissin 1602, † 6. Aug. 1661.

4. Johanne Catharine Agnes von St. Paul, geb. 31. Dec. 1593; † 19. Febr. 1671.

5. Anna Eugenie de l'incarnation, geb. 1594; Nonne in P.-R. seit 18. Febr. 1618, † 1. Jan. 1653.

6. Heinrich (de Trie), geb. 1597, Bischof 1649, † 8. Juni 1692

7. Maria von St. Clara, geb. 1600, Nonne seit 14. Sep. 1616, † 15. Juni 1642.

8. Simon, geb. 1603, † als Hauptmann bei Verdün 2. Juli 1639.

9. Magdalene von St. Christine, geb. 1607, Nonne seit 1625, † 3. Febr. 1649.

10. Dr. Anton Arnauld, geb. 6. Febr. 1612, Priester u. Doctor der Sorbonne 1642, davon ausgeschlossen; 1657, geht nach Belgien; 1679, † daselbst 8. Aug. 1694.

1. Anton, geb. 1616 oder 1614, Soldat seit 1643, geistlicher Abbe von Chaumes, † Febr. 1699.

2. Catharina von St. Agnes, geb. 1615, Nonne in P.-R., † 23. Dec. 1643.

3. Simon, Marquis von Pomponne, geb. 1618. Gesandter in Schweden und Holland. 1671 Minister, 1679 entlassen; 1691 wieder an Hof berufen, † 26. Sept. 1699. Er hat 7 Kinder.

4. Karl Heinrich von Lusanci, geb. 1623, seit Mai 1642 Einsiedler in P.-R. † Febr. 1684.

5. Angelica von St. Johann, geb. 2. Nov. 1624, Nonne seit 1644, Äbtissin 1678, † 29. Jan. 1684.

6. Marie Charlotte von St. Clara, geb. 1627; Nonne 1647, † 9. Sept. 1678.

7. Marie Angelica von St. Therese, geb. 1630, Nonne 1654, † 8. Jan. 1700.

8. Anna Maria, geb. 1631. Nonne 1658, † 7. Oct. 1660.

1. Anton Le-Maitre, geb. 2. Mai 1608, Staatsrath 1636; † als Einsiedler 4. Nov. 1658.

2. Johann von St. Elme, † 1690. Zwei seiner Töchter sterben in P.-R., die dritte heirathet den Bruder von Fosse.

3. Simon Sericourt, geb. 1611, † als Einsiedler in P.-R. 4. Oct. 1650.

4. Isak de Sacy, geb. 29. März 1613, † 4. Jan. 1684.

18751. HEcclF.

Author Reuchlin, Hermann, R.

Title Geschichte von Port-Royal. Vol. 1.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 26 04 06 017 1